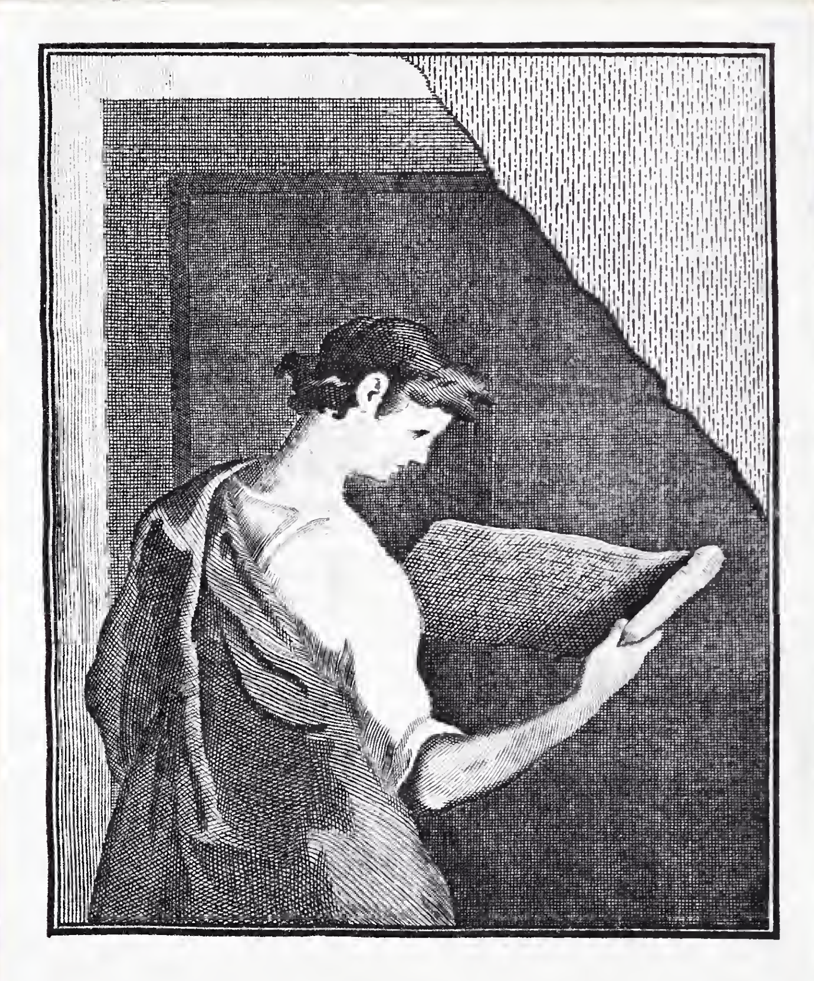














ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL SCHÜDDEKOPF UND GEORG WITKOWSKI

ERSTER JAHRGANG

ZWEITE HÄLFTE



VERLAG UND DRUCK VON W. DRUGULIN IN LEIPZIG

1910



Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Beilagen.

II. Beiblatt.

Von den Auktionen.

Besprochene Bücher.

Neue Bücher und Bilder.

Kleine Mitteilungen.

Rundschau der Presse.

Kataloge.

Angebot.

Nachfrage.

Pariser Brief.

Londoner Brief.

Wiener Brief.

Literatur und Justiz.





Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. 1909/1910

Band II.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

I

J

K

T

U

V

W

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. 1909/1910.

Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

J

K

L

M

N

O

P

Q

R

S



Will H. Bradley.

Von

Paul Ettinger in Moskau.

Mit 16 Abbildungen.

Bradley — Beardsley. Jedem, der sich für moderne Graphik interessiert, ist wohl schon einmal die phonetische Verwandtschaft dieser beiden allbekannten Künstlernamen aufgefallen, die natürlich rein zufällig ist. Oder sollte vielleicht doch eine geheime Absicht darin verborgen sein? Hat vielleicht der liebe Herrgott in einem Anfall guter Laune durch Ähnlichkeit der Familiennamen im voraus auf das Analogische bei zwei talentvollen Söhnen der anglosächsischen Rasse hinweisen wollen, die, im gleichen Jahrzehnt geboren, zu den bedeutendsten modernen Graphikern beider Weltteile gehören sollten? Aber andrerseits geht diese Analogie nicht allzu tief. Abgesehen von der zeitweisen Beeinflussung Bradleys durch Beardsley, trägt sie einen vorwiegend äußeren Charakter und drückt sich vor allem in der ganz hervorragenden Begabung beider Künstler für graphische Flächendekoration aus. Es ließen sich schließlich vielleicht noch einige gemeinsame Noten aus beider Wesen herausschälen, allein „comparaison n'est pas raison", und mit dem Maß Beardsley'schen Genies und raffinierten Geschmacks darf man das Werk des Jungamerikaners Bradley nicht bewerten. In jenem frühverstorbenen Engländer sehen wir den Sprößling einer alten künstlerischen Kultur, die wunderbar duftende Blüte britischen Ästhetizismus, hier haben wir im Gegensatz einen echten Sohn des weit primitiveren Amerikas vor uns.

Das typisch Amerikanische wirft sich bei Bradley, dem Menschen sowohl als auch dem Künstler, sofort in die Augen. Der stark entwickelte Sinn für das Praktische, Materielle, der ungeheure Erfolg auf allen Gebieten der Technik, die Vorliebe für das Kolossale, Groteske und die leidenschaftliche Sucht, die Früchte tausendjähriger europäischer Kulturen so schnell wie möglich in sich einzusaugen — alles das spiegelt sich in Bradley wieder. Er ist in erster Reihe ein selfmade man, und was im großen und ganzen von der amerikanischen Kunst überhaupt gilt, bleibt auch für sein Oeuvre charakteristisch. Ganz neue künstlerische Werte, die siegende Kraft einer durchaus originellen Individualität würde man darin vergebens suchen, aber bereits Vorhandenes, anderweitig Gegebenes ist hier mit so viel Talent, solch hohem technischen Können und solch aparter Eigenart verarbeitet und verschmolzen, daß man Bradley unbedingt in die Gruppe führender moderner Graphiker einreihen muß.

Will H. Bradley wurde 1868 in Boston geboren, von wo jedoch seine Eltern bald nach der Stadt Lynn umzogen. Die Lust zum Zeichnen offenbarte sich schon früh beim kleinen Will, ebenso sein angeborner Hang zur Druck-

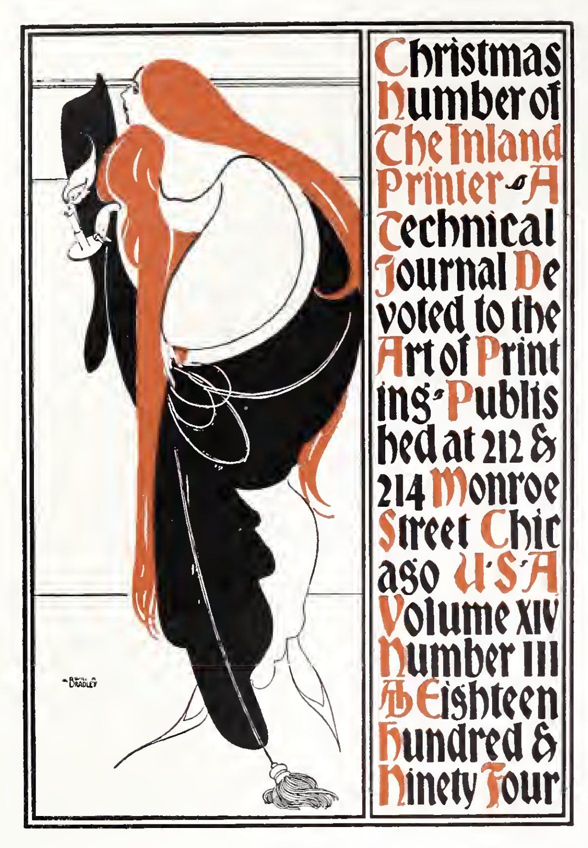


Abb. 1. Inland printer 1894.

kunst, der bereits in den Kinderjahren sich an einer Handpresse zu betätigen versuchte. Den ersten Zeichenunterricht erhielt Bradley von seinem Vater, Aaron Bradley, einem Zeichner, über dessen Arbeiten ich leider nichts habe in Erfahrung bringen können, und dies blieb übrigens der einzige systematische Kunstunterricht, den er je genossen hat. Seine ganze künstlerische Bildung hat er sich später als Autodidakt erworben. In einer autobiographischen Skizze, die in der amerikanischen Zeitschrift „The Paper World" (November 1895) veröffentlicht wurde, schreibt Bradley mit Bezug hierauf: „I never had any art schooling, but had actually worked for three years before I knew, that there was such a thing as a textbook of design." Im Alter von neun Jahren verlor Bradley seinen Vater, und die verarmte Familie mußte nunmehr zu Verwandten im Bergwerksdistrikt des nördlichen Michigan ziehen. Mit 13 Jahren trat der junge Will daselbst als Lehrling in die Druckerei von George St. Newey ein, wo er bis 1885 verblieb, um schließlich, nach einem wenig erfolgreichen Ausflug nach Chicago, noch für ein Jahr seine alte Stellung wieder aufzunehmen. Später arbeitete er in verschiedenen Offizinen Chicagos — zuerst bei Band Mc Nally & Co. — gegen sehr ärmliche Belohnung, bis er es endlich auf einen monatlichen Erwerb von ca. 100 Dollars brachte und somit gänzlich von Nahrungssorgen befreit wurde. In diesen Jahren reifte Bradley zum Künstler heran. In seinen freien Stunden warf er sich mit Eifer auf das Studium der alten und modernen Meister der Graphik, sowie der klassischen Vertreter typographischer Kunst. Der Verkehr mit Künstlern, Schriftstellern und Sammlern erweiterte seinen Gesichtspunkt und vervollständigte seine mangelnde künstlerische Bildung. Mit großer Dankbarkeit gedenkt er in dem erwähnten Aufsatz in „The Paper World" des damaligen Sammelpunktes der Chicagoer Bibliophilen, des „Saints and Sinners' Corner", welcher dem aus so kleinlichen Verhältnissen sich entwickelnden Graphiker neue Horizonte eröffnete. Die ununterbrochene Berufsarbeit in den designing depart-



Abb. 2. Inland printer 1895

ments der Chicagoer Druckereien bot einen vorzüglichen technischen Hintergrund für diese künstlerischen Eindrücke. Die Saat fiel auf fruchtbaren Boden; künstlerische Ideen, neue Motive konnten hier ohne Zögern verarbeitet und auf ihren dekorativen Wert hin geprüft werden. Anfangs der neunziger Jahre beginnt Bradley als Graphiker bekannt zu werden. Seine ersten signierten Zeichnungen dürften wohl im „Inland Printer" erschienen sein, für welche Zeitschrift er später die ganz prächtigen Umschläge entwarf, die ja jetzt allbekannt sind und deren schönste 1894 und 1895 entstanden. (Abb. 1 und 2). Die effektvollen Buchtitel dieses führenden typographischen Organs befestigten den allmählich immer mehr wachsenden Ruhm Bradleys, der alsbald zu einem der meist umworbenen Graphiker Amerikas wird.

Das künstlerische Plakat, das eben um diesen Zeitpunkt jenseits des Ozeans seinen Siegeszug antrat, bot dem so ausgeprägt dekorativen Talent Bradleys ein besonders entsprechendes Feld zur Betätigung, und der bei weitem größte Teil seiner Affichen — es dürften ihrer im



Abb. 4. Plakat, Chap-Book.

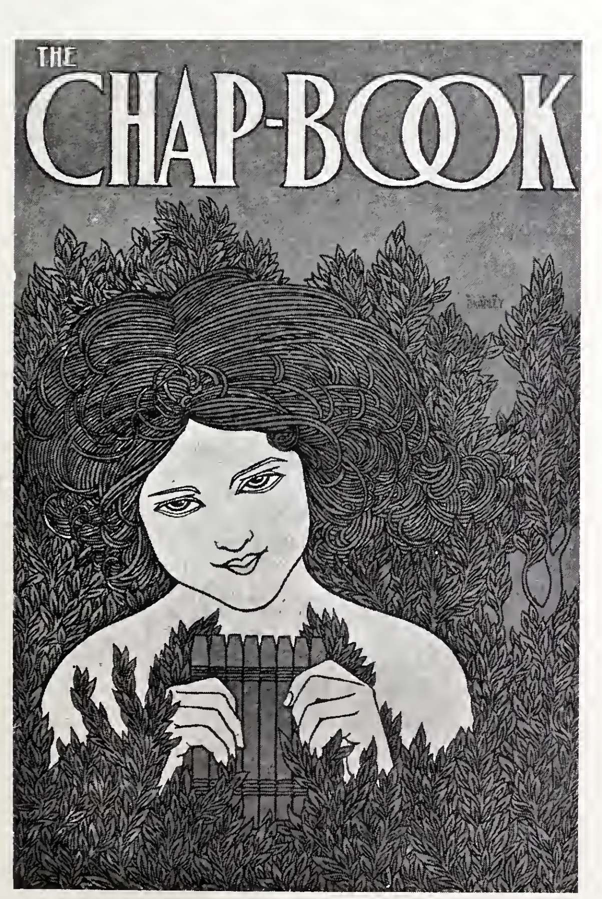


Abb. 3. Plakat, Chap-Book.

ganzen wohl an die dreißig sein — läßt sich auf die Jahre 1894—96 zurückführen. Außer den Blättern für „The Inland Printer" wurden in dieser Periode die unvergleichliche Serie der sieben Plakate für das „Chap-Book" (Abb. 3 und 4), die zwei Plakate für die „Victor-Bicycles", für das „Echo", die „Narcoti Cure"-Affiche, „When Hearts are Trumps" (Abb. 5), das kolossale Plakat für das Theaterstück „The Masqueraders" usw. komponiert. Ebenso fällt in diese Zeit das erste von Bradley überreich illustrierte Buch „Fringilla" von Richard Doddridge Blackmore M. A. Oxon. (Cleveland 1895, The Burrows Brothers Co.), sowie eine Anzahl anderer dekorativer Drucksachen, wie z. B. die Serie Reklameblätter für die Farbenfabrik „The Ault & Wiborg Co." u. a. (Abb. 6 und 7). Trotz solcher unzähliger Aufträge und des sehr starken Erfolgs fühlte sich Bradley jedoch nicht befriedigt. Die Gefahr einer engen Spezialisierung als Plakatist lag nahe, und sein Ideal einer harmonischen Vereinigung der edlen typographischen Kunst mit dekorativ zeichnerischen Elementen drohte von dieser lauten Reklamekunst ganz in den Schatten gedrückt zu werden. Er wollte auch als Drucker im

weitesten Sinne des Wortes schöpferisch wirken und strebte darnach, in einer eigenen Offizin, unabhängig von fremden Vorschriften und Wünschen, seine Ideale verwirklichen zu können. Gegen Ende 1895 gelang es ihm eine eigene Druckerei in Springsfield Mass. zu gründen, welche die Firma „Wayside Press, a print shop at the sign of the Dandelion“ trug. In Verbindung mit derselben begann Bradley auch eine Monatschrift „Bradley, His Book“ (Abb. 8) herausgegeben, in welcher er als Redakteur, Dichter, Kunstschriftsteller, Buchkünstler und Drucker in einer Person auftrat. Leider war jedoch diesem Unternehmen, das wohl zu sehr nach künstlerischen Prinzipien geleitet werden wollte und materiell nicht genügend fundiert war, kein langes Leben beschieden. Die Wayside Press endete mit einem Krach, und ihr Bestand, die Typen, Zierstücke, Illustrationen usw. gingen dann in den Besitz der University Press in Cambridge Mass. über, wo Bradley eine Zeitlang als künstlerischer Leiter wirkte.



Abb. 6. The Ault & Wiborg Co. (Plakat.)

Die Bradley'sche Zeitschrift ging natürlich mit dem Fall der Wayside Press auch ein. Im ganzen existieren von derselben sieben Hefte,[1] welche auch jetzt ihr Interesse durchaus nicht verloren haben und für die Geschichte der amerikanischen künstlerischen Zeitschriften von größter Bedeutung sind. A monthly Magazine, devoted to Art, Literature and Printing, nannte es der Herausgeber, und der Inhalt entspricht ganz diesem Programm. Gedichte, Novellen, literarische und sonstige Essays wechseln mit künstlerischen Aufsätzen über Edward Penfield, Ethel Reed, William S. Haddaway, Henry Eddy, Maxfield Parrish und einer buchgewerblichen Artikelserie von Bradley selbst „Primer of ornament and design“ ab. Von letzterm stammen noch einige rein belletristische Beiträge und der größte Teil des originellen illustrativen Materials. Sehr reichhaltig ist überall die



Abb. 5. When Hearts are Trumps. (Plakat).

[1] Mai, Juni, Juli, August, November, Dezember 1906 und Januar 1907, jedes unter einem andern Umschlag. Die ersten vier Hefte haben ein schmales, längliches Format, wie es oft für Kataloge üblich, die drei letzten ein kleines Quarto. Typographisch sind diese letztern die wertvollsten, besonders die in Troy-Typen gedruckte December Christmas Number.

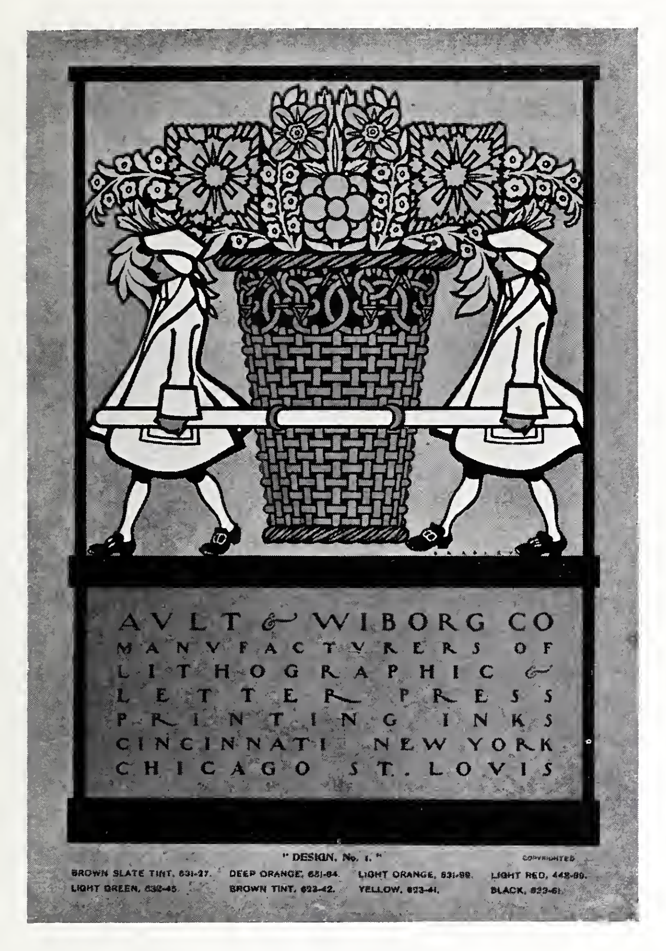


Abb. 7. The Ault & Wiborg Co. (Plakat.)

Bücherschau in Bezug auf moderne Buchkunst und dekorative Graphik, welche stets durch zahlreiche Reproduktionen illustriert ist.

Das Scheitern seiner Lieblingsidee und daraus entstandene finanzielle Schwierigkeiten scheinen auf Bradley einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, von welchem er sich nur langsam erholte. In den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts erscheint seine Schöpferkraft etwas gelähmt und seine Produktion ist hier numerisch geringer als früher. Später trat er in nähere Beziehungen zu der „American Type Founders Company", welche schon früher das Reproduktionsrecht vieler Ornamente, Initialen und Zierstücke Bradleys aus der Wayside Press erworben hatte, und bei welcher der Künstler von September 1904 bis Mitte 1905 das reizende „American Chap-Book", eine Art monatlichen Musterbuchs für die Erzeugnisse dieser Schriftgießerei herausgab (Abb. 9 und 10). Diese prächtigen Büchlein, die an und für sich kleine Kunstwerke sind, enthielten je einen kurzen, aber stets beherzigenswerten Aufsatz aus dem Gebiete des Kunstdrucks aus der Feder Bradleys.

Jetzt wohnt Will Bradley mit seiner Familie in einem selbstgebauten Landhause in der Nähe Bostons. Zu seinem frühern Schaffen als Zeichner, Plakatist, Buchdrucker, Illustrator und Typenschneider hat sich noch das weite Gebiet architektonischer Entwürfe gesellt und, last not least, ein lebhaftes Interesse für künstlerisch und modern empfundenes Kinderspielzeug. Aus dieser letztern Beschäftigung ist Bradleys neuestes Werk, das reich illustrierte Kinderbuch „Peter Poodle, Toy Maker to the King" (New York 1906, Dodd Mead & Co.) hervorgegangen. Der Künstler hat es selbst verfaßt, illustriert und dafür eine neue Type erfunden; in der Vorrede widmet er es seinen Kindern Fern, Willie und Paul.[1]

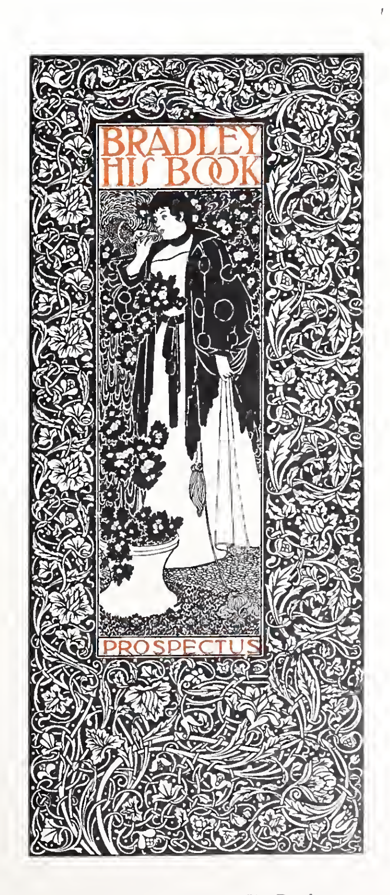


Abb. 8. Bradley, His Book.

[1] Vorstehender Aufsatz ist Anfang 1908 zu Papier gebracht worden, und Bradleys Tätigkeit ist darin nach Möglichkeit bis 1907 verfolgt. Die biographischen Daten sind größtenteils aus den amerikanischen Zeitschriften „The Paper World" (Nov. 1895), „The Booksbuyer" (Mai 1896), „The Sunday Herald" (Boston, Dez. 1906) usw. geschöpft.

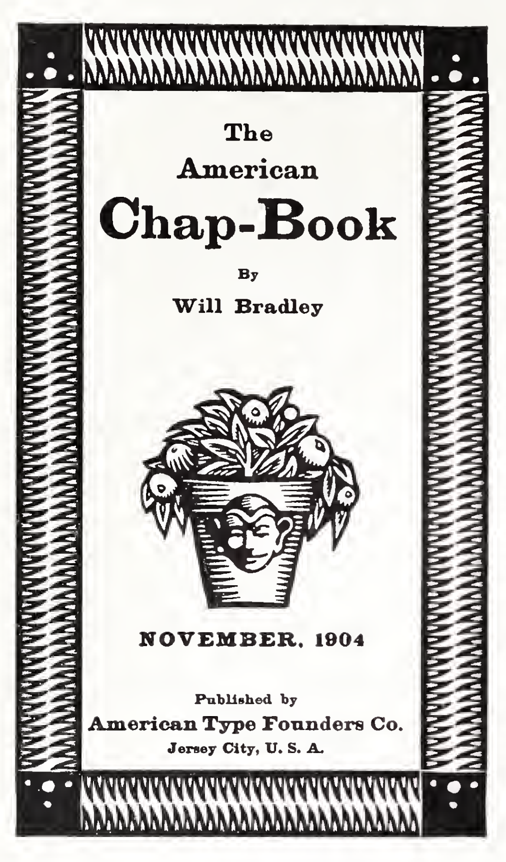


Abb. 9. American Chap-Book.

Es dürfte ungemein schwer fallen, einen Katalog des bisherigen, so weitverzweigten Oeuvre Bradleys zusammen zu stellen, denn, wie der Künstler sich in einem Privatschreiben ausdrückte: „My occupation has been so varied, and I have taken up so many different classes of work, that it is next to impossible for me to give any account which would be at all intelligible.“ In der Tat gibt es wohl kaum einen Zweig des weiten Gebiets der angewandten Graphik, von der winzigen Geschäftskarte bis zum metergroßen Plakat, von dem einblätterigen Reklamezirkular bis zum illustrierten, gebundenen Buch, das in seinem Ganzen von einer einheitlichen künstlerischen Idee durchdrungen ist — wo Bradley sein Talent und seinen Drang, das bloß Nützliche in die Region des Schönen zu erheben, nicht versucht hätte. Und in jeder Richtung hat er hier Meisterliches geschaffen, das zum Besten gehört, was moderne Gebrauchsgraphik und Buchkunst hervorgebracht haben.

Eine blühende Phantasie, ein nie versiegender Quell dekorativer Motive und vor allem eine geradezu verblüffende Fähigkeit, sich jeder Technik anzupassen und aus ihr ein Maximum von Wirkung herauszupressen, zeigen sich in allen seinen Arbeiten, mag es sich dabei um eine rein lineare Komposition, eine saftige Gegenüberstellung schwarzer und weißer Flächen, oder auch um ein bloßes Hantieren mit breiten Farbenflecken handeln. Man braucht nur die verschiedenen Serien von Reklamebildern für die „Ault & Wiborg Co.“ oder die Hefte des „American Chap-Book“ zu durchblättern, um einen Begriff von dem Reichtum seiner Erfindungsgabe zu erhalten. Nirgends wird hier der gleiche Entwurf variiert, überall schießen neue überraschende Ideen empor, die durch Originalität und technisch vollendete Verwertung, durch eine glückliche Vereinigung zeichnerischer und koloristischer Elemente gefangen nehmen. Das technisch Virtuose seiner Schöpfungen verdankt Bradley, neben dem impulsiven Talent, wohl zum großen Teil seiner handwerkmäßigen Schulung, andrerseits aber zweifellos auch seinem nimmer ruhenden Streben nach Vervollkommnung, welches sich in seinem Werk deutlich verfolgen läßt. Die jahrelange Arbeit an der Presse und in den Zeichnerabteilungen der großen amerikanischen Druckereien machte ihn natürlich mit allen Geheimnissen der Druckkunst, sowie der verschiedenen graphischen Techniken vertraut



Abb. 10. American Chap-Book.

und ließ die speziellen Gesetze jeder einzelnen besonders scharf unterscheiden. Daher sein so ungemein intensiver Sinn für die dekorativen Forderungen jeder graphisch ornamentierten Fläche, für die am meisten entsprechende Ausschmückung des gegebenen Raumes durch das reiche Rankenspiel der Federzeichnung, den breit stilisierten Zug des Farbenpinsels oder das rein typographische Arrangement. Dies unentwegt sichere dekorative Gefühl, das stete Gleichgewicht des ornamentalen Elements findet sich schon in vielen der ersten Arbeiten Bradleys und starker Fortschritt war hier kaum noch möglich. Im Zeichnerischen jedoch und in der Farbengebung, in der Ausarbeitung eines individuellen Stils hat der Künstler einen weiten Entwicklungsgang durchgemacht.

In den Chap-Book Plakaten, den Umschlägen für den Inland Printer, sowie in seinen frühen Illustrationen ist Bradley zwar immer ein flotter, aber nicht überall ein firmer Zeichner. Der Schwung der Linie, der ornamentale Schnörkel und das effektvolle Farbenspiel müssen oft die mangelnde Sicherheit des Formgefühls decken, und in den kleinen Erzeugnissen der frühen



Abb. 12. Colliers Weekly.

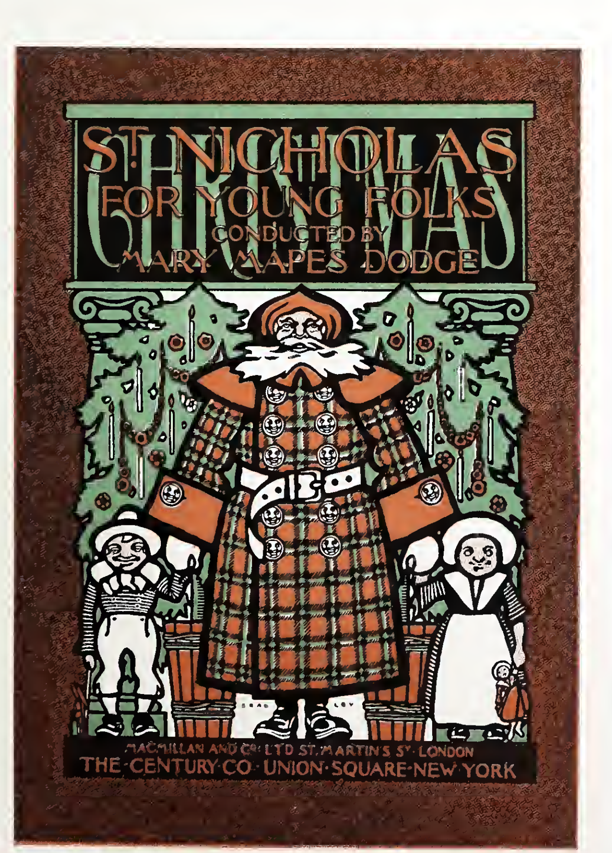


Abb. 11. St. Nicholas.

Bradley'schen Reklamekunst muß man hin und wieder auch kompositionelle Geschmacklosigkeiten mit in den Kauf nehmen. Letztere verschwinden erst allmählich, und es vergehen Jahre, bis das allzu Schnörkelhafte, oft Überladene einer sparsameren Dekoration Platz macht. Es sind mir keine reinen, realistischen Zeichenstudien Bradleys zu Gesicht gekommen, und überhaupt ist mir über seine Art zu arbeiten wenig bekannt, allein er muß wohl viel nach der Natur gezeichnet haben, um endlich jene völlige Beherrschung des Figuralen zu erlangen, welche in seinen späteren Kompositionen, so letzthin in seinem „Peter Poodle“, trotz aller stilistischen Verzerrungen, sich zweifellos kund gibt. Ebenso läßt sich in Bezug auf die Farbe bei ihm eine allmähliche Verfeinerung konstatieren, und es gibt Blätter von unserm Künstler, wo er sich geradezu als entzückender Kolorist präsentiert, so vor allem in der zweiten Serie der Ault & Wiborg-Farbenmuster. Man vergleiche die an und für sich prächtigen Plakate der ersten Periode mit diesen aparten, so raffiniert geschmackvollen Farbenzusammen-



Abb. 13. Colliers Weekly.

stellungen, und jene erscheinen koloristisch fast roh. Dieses zweite Dutzend Reklamebilder für die bekannte Farbenfabrik in Cincinnati gehört wohl überhaupt zum Allerschönsten, was Bradley auf diesem Gebiet geschaffen hat. Welch ein Überfluß an originellen dekorativen Motiven, welch schlagende Wirkung der pikanten und so diskreten Farbenharmonien und — last not least — welch meisterhafte Behandlung des Textes, der hier ganz und gar zum Ornament wird. Auch in den sonstigen bunten Plakaten und Umschlägen, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden, werden die Farben saftiger, klingen schöner zusammen als in den älteren Sachen, so z. B. in der Affiche für die St. Nicholas-Nummer des „Century" (Abb. 11) und in den plakatmäßigen Umschlägen für die Wochen-schrift von Collier (Abb. 12 und 13). Ebenso läßt sich in den rein typographischen Arbeiten Bradleys mit den Jahren eine Verfeinerung des koloristischen Eindrucks leicht verfolgen.

Sehr interessant ist schließlich die Evolution, welche der Künstler in Bezug auf seinen Stil durchgemacht hat.

Wie schon betont wurde und übrigens allgemein bekannt ist, war der Einfluß Aubrey Beardsleys auf ihn ein ungemein starker, und manche frühe Zeichnung des amerikanischen Graphikers könnte leicht dem unvergleichlichen Illustrator der Wildeschen „Salome" in die Schuhe geschoben werden (Abb. 14). Bradley scheint von Beardsleys Schöpfungen einen geradezu frappierenden Eindruck erhalten zu haben, von welchem er sich nur langsam befreien konnte. Wie der Künstler selbst aussagt[1], haben die englischen Präraphaeliten auf ihn bei Beginn seines Entwicklungsganges sehr anregend gewirkt, und auf dieser Grundlage, wenn man den angebornen Hang zum Phantastisch-Grotesken noch mit berücksichtigt, wird es leicht verständlich, daß die Graphik Beardsleys auf den amerikanischen Kunstjünger als eine Art Offenbarung wirken mußte. Von einer bloßen Nachahmung kann hier jedenfalls keine Rede sein; es war eher eine Art Wahlverwandtschaft, wobei das Krankhafte und Grausige in der Kunst Beardsleys sich bei Will Bradley ins clownhaft Groteske umformte, welches seiner gesunden amerikanischen Natur weit besser entsprach. Dieser zum Teil gemeinsame Weg verzweigte sich übrigens recht bald. Als Beardsley seinen japanisierten Präraphaelitismus abgeworfen hatte und aus der entzückenden Formenwelt des Rokoko neue Motive für seine Illustrationskunst zu schöpfen begann, da folgte ihm Bradley nicht mehr. Auf der Suche nach einem dekorativen Stil war dieser inzwischen zum Barock gelangt, das er individuell neu zu beleben verstand.

Dieser Umschwung trat in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre ein. Aus Bradleys Arbeiten verschwinden alsdann immer mehr die haarscharfen Linien, die langgezogenen Frauengestalten, die detaillierten Ornamente und die überreichen Bordüren à la Morris. In der Komposition zeigen sich öfters humoristische Noten im echt amerikanischen Stil, und im Druck beginnt immer mehr eine fette Type mit saftigen Zierstücken vorzuherrschen, während

[1] In einem Interview drückte er sich folgendermaßen aus: „I was most attracked by what may be called the English school of art, illustrated by such artists as Burne Jones, Walter Crane and in the Country Louis I. Rhead."

die Illustrationen meist in einer satten Holzschnittmanier ausgeführt werden. Von der entsprechend neuartigen Behandlung der Farbe war schon oben die Rede. Man braucht nur einige Arbeiten der Anfangsperiode mit Werken aus dieser Zeit zu vergleichen, um die Evolution, welche Bradley im Laufe eines Jahrzehnts allmählich als Graphiker durchgegangen, klar vor Augen zu haben. Man stelle z. B. die 1895 erschienene „Fringilla“ neben den klassisch bescheidenen „Rip Van Winkle“ (R. H. Russel 1897) (Abb. 15) oder die Kataloge der Firmen „Rogers, Peet & Co.“ und „Little Brown & Co.“ (1898 u. 99). Oder man durchblättere Bradleys eigene, sogenannte „Extravaganzas“, eine Art pantomimischer Buffonaden mit Ballett- und Musikeinlagen, die der Künstler natürlich reichlich illustriert hat, so „Beauty and the Beast“ in „Bradley, his Book“ (1896) einerseits und „Castle Perilous“ in der Osternummer von Colliers Weekly (1906) (Abb. 16) sowie „Peter Poodle“ andrerseits. Wie himmelweit sind wir in diesen Werken von Aubrey Beardsleys Einflüssen entfernt!

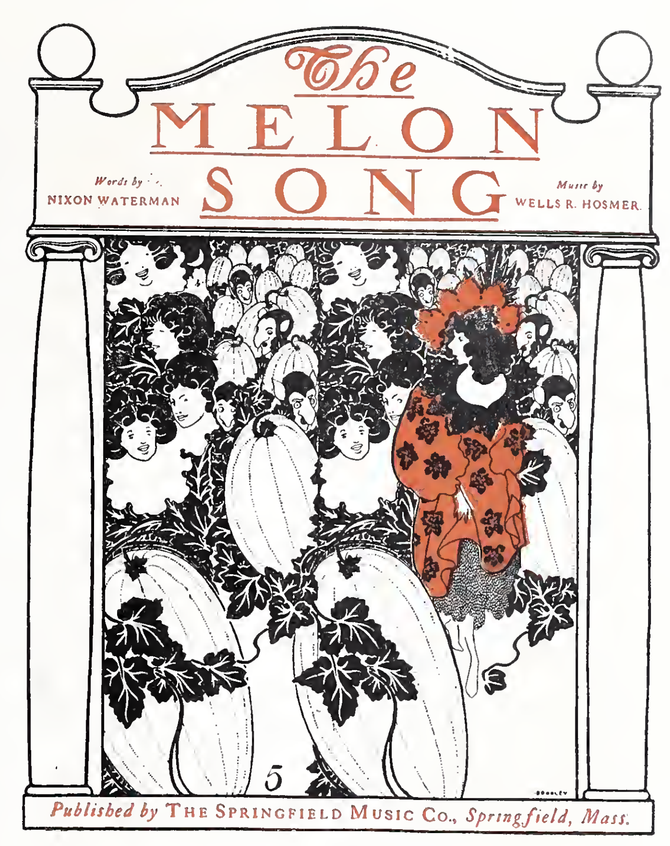


Abb. 14. The Melon Song.

In diesem seinem späteren Stil scheint sich Bradley endlich selbst gefunden zu haben. Und außerdem ist wohl hier im gewissen Sinne eine Art amerikanischen graphischen Stils geschaffen, der sich in vielem mit dem Nationalcharakter des Volkes decken mag. Das Humoristisch-Extravagante in Bradleys Zeichnungen, die Lust an clownhaften Späßen und Grimassen scheint diesem Charakter jedenfalls zu entsprechen, ebenso wie die satten Drucklettern und die Holzschnittmanier der Vignetten und Illustrationen, die Bradley in den letzten Jahren bevorzugte. Und die barocke Grundlage seiner Ornamentik, die Benutzung sogenannter Knicker-bocker-Motive zu dekorativen Zwecken kann man schließlich als nationale Note einschätzen. Besteht doch das einzige Erbteil künstlerischer Kultur Amerikas in der Kunst des Barock, die von den holländischen Einwanderern aus Europa mitgebracht wurde!



Abb. 15. Rip van Winkle.

In Europa ist Will H. Bradley in erster Linie als Reklamekünstler populär geworden, während seine Tätigkeit als Buchdrucker und -Künstler weniger bekannt sein dürfte. Zweifellos liegt jedoch in dieser Richtung der Schwerpunkt seines Wirkens und seiner Bedeutung. Als Buchkünstler wirkte er für Amerika geradezu epochemachend, und auch diesseits des Ozeans bleibt vieles aus Bradleys typographischem Oeuvre bisher mustergültig und unerreicht. Ja, wenn man sich auf die Suche begeben wollte, wäre es nicht schwer, in unserer europäischen Buchkunst Spuren Bradley'schen Einflusses ausfindig zu machen.

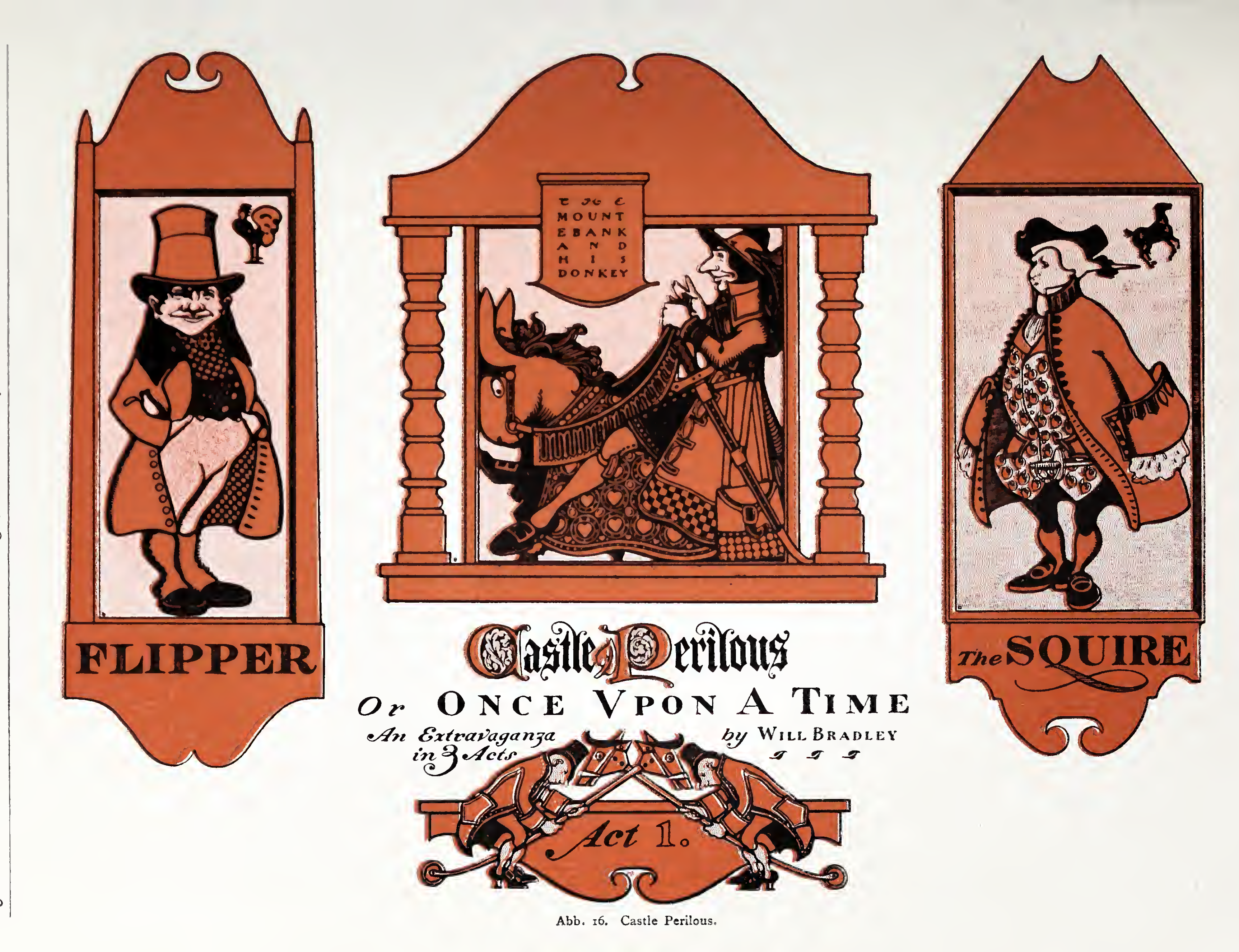


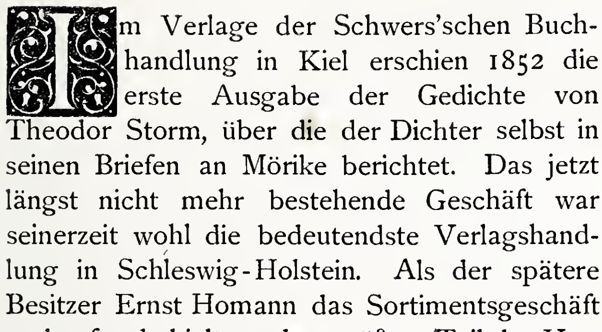
Abb. 16. Castle Perilous.

Erstlingsausgaben von Theodor Storm.

Von

Johann Heinrich Eckardt in Heidelberg.

Mit zwei Abbildungen.



Im Verlage der Schwers'schen Buchhandlung in Kiel erschien 1852 die erste Ausgabe der Gedichte von Theodor Storm, über die der Dichter selbst in seinen Briefen an Mörike berichtet. Das jetzt längst nicht mehr bestehende Geschäft war seinerzeit wohl die bedeutendste Verlagshandlung in Schleswig-Holstein. Als der spätere Besitzer Ernst Homann das Sortimentsgeschäft verkaufte, behielt er den größten Teil des Verlages und führte ihn unter seinem Namen weiter, bis er das Geschäft, nachdem schon früher wertvolle Verlagsunternehmungen abgestoßen waren, vor einem halben Menschenalter verkaufte.

Das Schwers'sche Geschäft zählte fast die gesamten geistigen Vorkämpfer des meerumschlungenen Landes zu seinen Autoren, hier erschien die Verfassungsgeschichte von Waitz, die ersten Schriften von Theodor und Tycho Mommsen, von Curtius, O. Jahn, Olshausen, Forchhammer, Esmarch, Müllenhoff, Weinhold, Ribbeck u. a., hier auch die ersten Volksbücher von Biernatzki mit den Erstdrucken Storm'scher Gedichte, Märchen, Erzählungen; die Erstausgabe der Gedichte Storms und das „Liederbuch dreier Freunde".

1843 ist dieses, von Storm und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen verfaßte Gedichtbuch erschienen,[1] das heute zu den größten literarischen Seltenheiten zählt. Man darf nun nicht etwa glauben, daß in den vierziger Jahren mehr Bücher gekauft wurden, als heutzutage, und die jungen Dichter mit ihrem Liederbuch glänzende Geschäfte gemacht hätten. Im Gegenteil, das Büchlein, das auf Kosten der Verfasser gedruckt war, blieb, wie es bei Erstlingswerken oft der Fall, im größten Teil seiner Auflage auf dem Lager des Verlegers und würde wohl noch Jahrzehnte dort gestanden haben, trotz des Umstandes, daß der eine Herausgeber ein namhafter Dichter, ein anderer ein bedeutender Gelehrter von Weltruf geworden war; der bibliographische Sinn unseres Volkes war noch nicht geweckt, für Erstausgaben, Erstdrucke gar kein oder nur geringes Interesse vorhanden, die Mehrzahl der Bücherkäufer legte vielmehr Gewicht darauf, die „neueste" Ausgabe zu besitzen und alte Ausgaben fortzugeben.

Nun kam noch dazu, daß Tycho Mommsen Gymnasialdirektor geworden war und nur ungern der Jugendsünden gedachte. Ihm war es unangenehm, daß er als Dichter genannt wurde, wie leicht hätte nicht einer seiner Schüler entdecken können, daß von ihm Verse wie:

> Haben auch geplaudert wohl
> Heimlich süße Laute,
> Was der armen Brust entquoll,
> Wenn der Himmel blaute;
> Und geliebt im Kämmerlein
> Und im Flug geküsset.
> Treue, Treue nur allein
> Ward allzeit vermisset;"

gedruckt waren.

Auf seine Veranlassung hat dann der ihm verwandte Verleger den gesamten Rest der Auflage Ende der siebziger Jahre vermakuliert und war gewissenhaft genug, kein Exemplar zurückzubehalten. So wurde das Büchelchen sehr selten, an dessen Inhalt Tycho mit 14, Theodor Mommsen mit etwa 60 und Theodor Storm mit etwa 40 Gedichten beteiligt war.[2]

Später haben wohl nicht nur Tycho, sondern auch die andern auf diese Lieder als auf poetische Jugendsünden zurückgeblickt. In frischer Jugendlust hatte man zusammen geschwärmt und gedichtet, und was aus gleicher oder ähnlicher Stimmung entstanden, wurde in diesem Freundesbuch zu einem bunten Liederstrauß vereinigt. In echt jugendlichem Selbstbewußtsein traten die drei ohne Scheu, frisch und frei mit ihren Gedichten an die Öffentlichkeit.

---

[1] Liederbuch dreier Freunde. Theodor Mommsen. Theodor Storm. Tycho Mommsen. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1843. VI u. 170 S. 8°. — [2] Schütze, Theodor Storm. 2. Aufl. Berlin 1907.



„Es ist uns etwas Übermut im Leben nachgeblieben,
Den haben wir fürs Publikum in Versen aufgeschrieben.
Fürs Handwerk sind sie freilich nicht, noch für die abgemuckten;
Dem jungen Volk zu Liebe ist's, daß wir sie alle druckten.
Fragt ihr in Deutschland nur nicht lang', wo dieser Vers gewachsen!
Die Veilchen sind dieselben ja in Holstein und in Sachsen."

(Th. Mommsen in „Exodus".)

Schon vorher waren Gedichte von Storm in der Lewaldschen „Europa" erschienen, aber immerhin erscheint er in dem Liederbuch als noch ganz im Werden begriffen, während beide Mommsens sich als früh und fertig entwickelte Menschen zeigen. Für Storm ist der Verkehr mit den beiden Brüdern von größter Bedeutung gewesen, besonders an Theodor Mommsen hat er sich eng angeschlossen, sie haben zusammen gewohnt und fast ganz zusammen gelebt. Durch das gleiche poetisch-literarische Interesse eng verbunden, lasen sie jede neue Erscheinung gemeinschaftlich und besonders Mörike übte neben Goethe, Arnim und Eichendorff auf sie großen Einfluß. Daneben wandten sie sich der Sagenforschung zu und begannen schleswig-holsteinische Märchen, Sagen und Lieder zu sammeln und im Biernatzkischen Volksbuch zu veröffentlichen; erst später gesellte sich Müllenhoff zu ihnen, unter dessen Namen die Sammlung bekannt geworden ist. Sie forderten durch über das ganze Land verbreitete Schreiben zum Sammeln und Einsenden auf und fanden damit überall in den Herzogtümern lebhaften Anklang, wie die reiche, gleichfalls im Verlage der Schwersschen Buchhandlung 1845 erschienene Sammlung beweist. Da Mommsen sowohl wie Storm um diese Zeit Kiel verließen, übergaben sie das gesamte Material-Karl Müllenhoff, der dann zu dem Werk eine umfassende Einleitung schrieb und es unter dem Titel „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg" herausgab.

In der letzten Zeit des Universitätsstudiums, in dem Zeitraum also, wo die Rundschreiben für die Sagen-Sammlung verschickt wurden, nahmen die beiden Mommsen und Storm auch die „poetische Produktion oder eigentlich das Versemachen", wie Pietsch es bezeichnet, wieder auf, das während der vorhergehenden Semester etwas geruht hatte, und als Frucht erscheint das „Liederbuch dreier Freunde".

Das Büchlein zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die mannigfachsten Stoffe und Motive vereinigt, der zweite wesentlich die

Liebeslyrik, der dritte die Gelegenheitspoesie umfaßt.

Tycho Mommsens Gedichte sind am unbedeutendsten, sie lehnen sich an Heine an, suchen mit Vorliebe märchenhaft phantastische Motive, sprechen von Sehnsucht nach vergangener Zeit, von nicht erwiderter Liebe; einmal findet sich auch ein recht derber Schluß eines Gedichtes und man kann es begreiflich finden, daß dem Herrn Gymnasialdirektor die Erinnerung an „die Jugendeselei", wie er sie nannte, peinlich war und ihn veranlaßte, das Büchlein zu vernichten.

Theodor Mommsen, der mit der größten Anzahl der Beiträge vertreten, ist auch durch die Romantik beeinflußt, wenn er auch Heine und Eichendorff schließlich in den Gedichten eine Absage zuteil werden läßt.

„Auch ich war von der Gemeinde
Und trug dein Bandelier;
Einstmals da waren wir Freunde —
Bewahre mich Gott vor dir!"

„Noch schleppt die Zeit den Faden nach,
zerbrach sie auch dein Wappen;
Heinrich! mir graut's vor dir noch mehr,
als selbst vor deinen Knappen."

Eichendorff verspottet er in den Versen:

„Wie sind sie ausgestorben,
Menschen und Lieder so schön,
Gestorben und verdorben,
Seit ich sie genauer besehn!
Ich selbst bin drüber erschrocken,
Wie leer es in diesem Buch;
Und wenn ausklingen die Glocken
So klingt es Spruch um Spruch.
Und Lust und Langeweile
Berühren sich zumal,
Und es freut sich am Ende die Eule,
Daß sie keine Nachtigall!"

Sehr hübsch weiß Theodor Mommsen den Ton der einzelnen Dichter zu finden; bald singt er heinisch, bald kopiert er Eichendorff, und auch Herwegh ähnelnde Töne weiß er anzuschlagen, wenn er sich gegen diesen Dichter und dessen politische Lieder wendet:

„Die Poesie umleuchte die Geschichte
Wie Abendrot die glühende Alpenfirne!



Doch du machst selbst dein Saitenspiel zu nichte,
Seit mit dem Schwerte du darein geschlagen!
Wenn Schwerter klirren, sind es nicht Gedichte."

Theodor Mommsen ist auf allen Gebieten sattelfest: er singt von alten Mären und Sagen, von Liebeslust und Liebesweh, von Burschen Lust und Leid, er macht die Romantik lächerlich und wurzelt wiederum fest in ihr und auch der jüngeren Lyrik wirft er den Fehdehandschuh zu:

„Arabisch wird die Poesie, arabisch oder tropisch:
Nur hinter seinem Becher Wein verschanzt noch hält sich Kopisch.
Ein echtes Lied verträgt schon was, den Kritikern zum Ärger,
Und besser wird's von Jahr zu Jahr gleich wie Johannisberger.

Doch müßt ihr dann die bunte Welt nicht malen blau im Blauen,
Nicht mischen im Kaleidoskop die Nachtigalln und Pfauen.
O Mondscheinduft und Lindenglanz, um aus der Haut zu fahren!
Wie seid ihr, Dichter und Gesell'n, verblichen mit den Jahren!"

Es ist Theodor Mommsen, der dem Liederbuch vorwiegend den Stempel aufdrückt, es ist nicht undenkbar, daß er in dem Liederbuch die Dichtkunst seiner Zeit hat persiflieren, daneben allerdings auch seine und seiner Genossen Dichtungen bekannt geben wollen. Pietsch[1] berichtet, daß Mommsen auch manche in dem Liederbuch enthaltene Gedichte Storms umgemodelt oder vollendet hat, so der „Tannkönig", die „Herrgottskinder" und „Weihnachtsabend".

Sehr erklärlich wurde deshalb Theodor Mommsen vorwiegend die Anerkennung zuteil, die der bekannte Dichter und Schriftsteller des jungen Deutschlands, Ludwig Wienbarg, welcher das Liederbuch in den „Hamburger Literarischen Blättern" besprach, dem Buche zollt. Er beschäftigt sich vorwiegend mit seinen Beiträgen: „Am meisten Kunstbewußtsein und Goethebildung verrät der auf dem Titel zuerst genannte Dichter. Sein Persönliches hebt sich durch einen ironischen und humoristischen Anflug noch stärker hervor; er dirigiert das Konzert, spielt Capriccios, streift am meisten an das Geniale, Kecke, Arrogante oder was so klingt, verliert sich am sorglosesten in die Märchendämmerung, stellt sich am sichersten in den Kreis blindekuhspielender Mädchen, geniert sich am wenigsten, ob der Leser die kleinen Anspielungen in seinen Gedichten versteht oder nicht, gibt wirklich das Eigenste, so daß er auch am meisten die Bewunderung erregt, wie ein Dichter in dem Eigensten so uneigen erscheinen kann. So passiert es ihm gar, daß er sich in einem Heineschen Vers gegen Heine erklärt und in einem Gedicht an Georg Herwegh herweght. Politisch ist er nicht und will es auch fürs erste nicht sein, das ist ihm vor Herwegh eigen; allein dieser zwingt ihm, wie schon einmal dem faulen Geibel, etwas von der Kraft und Herbe seines politischen Liedes auf.[2]

Das Beste in dem Büchelchen sind die Ritornelle, welche er und Storm beisteuerten, sie werden beschlossen durch Storms bekanntes Ritornell:

„Dunkle Zypressen —
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch Alles vergessen."

Storm ist mit etwa vierzig Gedichten vertreten, etwa zwanzig davon haben, wenn auch einige in etwas geänderter Form, Aufnahme in seinen Gedichten gefunden. Auch er ist von Heine und Eichendorff, besonders aber von Mörike beeinflußt, doch findet er bereits selbständige Töne, vor allem eigen ist ihm ein starkes Heimatgefühl; daneben ein melancholischer Rückblick auf entschwundene schöne Stunden, er ist schon damals vorzugsweise Stimmungsdichter.

In dem Liederbuch hat er Töne angeschlagen, die später weiterklingen, die Grundlagen seiner Dichternatur finden sich bereits vor.

Bekannt geworden sind die jungen Dichter aber durch das Liederbuch nicht,[3] nur ein kleiner Kreis von Freunden, Verwandten oder Bekannten wird Abnehmer des Büchelchens gewesen sein, nur wenige werden geahnt und gespürt haben, daß hier ein wirklicher Dichter zu Wort kam, allerdings in Gedichten, wie Stern sagt,[4] in denen seine spätere Eigenart so leise und schüchtern die Schwingen regt, wie ein Falter, der eben der Puppe entkrochen ist.

Jedenfalls lag damals keine Gefahr vor, daß Theodor Mommsens Weissagung:

„Da läuft mir über die Leber eine Laus, Schatz!
Bedenken Sie, mein werter Storm!
Wir kommen in Wolffs poetischen Hausschatz,
Das Unglück wäre doch enorm,"

in Erfüllung ging. Man nahm damals und auch noch Jahrzehnte später wenig Notiz von dem Büchelchen und erst später, am Abend der Entwickelung ihrer Verfasser und nach ihrem Hinscheiden, fand diese Erstlingsarbeit Teilnahme und erweckte Interesse. Das Büchelchen wird jetzt mit 300—400 M. bezahlt.

In den Volksbüchern von Biernatzki sind dann weitere Gedichte von Theodor Storm,

[1] Pietsch, Theodor Storm in Westermanns Monatshefte, 1868, Oktober.
[2] Schütze, Theodor Storm. 2. Aufl. Berlin 1907. S. 66/67.
[3] Der Preis desselben betrug 2 *s.* 9 *d.*
[4] Stern, Studien z. Literatur d. Gegenwart. 3. Aufl. 1905. S. 93.

einige seiner Geschichten und Märchen erschienen; er war mit dem Herausgeber befreundet und ein eifriger Mitarbeiter an dem so verdienstvollen Unternehmen, zu dem außer vielen hervorragenden Gelehrten Schleswig-Holsteins, so Falck, G. Hanßen, Rathjen, Waitz u. a. auch Dahlmann und E. M. Arndt viele Beiträge lieferten. Von diesen Volksbüchern erschienen die beiden ersten Jahrgänge 1844 und 1845 gleichfalls im Verlage der Schwers-schen Buchhandlung, die späteren 1846 bis 1851 in der Expedition des Altonaer Merkurs; die Jahrgänge 1846—50 erschienen dann später gesammelt in zwei Bänden unter dem Titel „Scenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein" 1850 bei Adolf Lehmkuhl in Altona. Storm hielt viel von diesen Volksbüchern und sandte sie an Fontane, um diesem damit eine Freude zu machen. Er wird schmerzlich berührt gewesen sein, als dieser ihm daraufhin schrieb, daß die Bücher recht unbedeutend seien und er bedaure, daß Storm für dieselben Beiträge liefere; er könne sich für Storm keinen schlechteren Platz denken, als wie diesen.[1]

Wir finden Storm, der sich damals noch Woldsen Storm nannte, als Mitarbeiter am Volksbuch 1844, in dem von ihm einige Gedichte und in Gemeinschaft mit Th. Mommsen „Sprüchwörter in plattdeutscher Sprache", „Schleswig - Holsteinische Sagen" und „Plattdeutsche Reime" enthalten sind. In den in Altona erschienenen Jahrgängen ist er häufig vertreten, teils unter Nennung seines Namens Theodor Storm, teils nur mit dem Vermerk „Mitgeteilt", dies vor allem bei den Erzählungen „Marthe und ihre Uhr", „Im Saal" und „Immensee". In den Jahrgängen 1846, 1848, 1850 und 1851 finden sich u. a. „Die Geschichten aus der Tonne", „Der kleine Häwelmann", „Marthe und ihre Uhr", „Schneewittchen", „Im Saal", „Hinzelmeier" (ursprünglich „Stein und Rose" genannt), dann die Gedichte „Im Frühling", „Der Bau der Marienkirche in Lübeck", „Aus Großkrähwinkel", „Abseits", „Gesegnete Mahlzeit", „Auf dem Deich", „Von Katzen", „Die alten Möbeln", „Morgengruß", „Einer Todten" „Oktoberlied", „Waldweg", „Nach Reisegesprächen" und die erste Fassung von „Immensee". Bekanntlich ist diese von der späteren sehr verschieden, manches ist in der ersten Ausgabe ausführlicher behandelt, es fehlt vor allem die Stimmung, die in der späteren Bearbeitung den Grundton gibt und vor allem ist der Schluß ganz verfehlt. Immerhin weist die Erzählung schon viele der Schönheiten auf, die wir an dem Meisterwerk schätzen und manches, was später fortgefallen, vermißt man ungern. Mir ist die Jugendarbeit mit ihren Schwächen lieb, und ich finde z. B. die Schilderung des Studentenlebens mit all ihrer Roheit als Zeitbild vortrefflich, wenn auch das Kunstwerk, das wir jetzt in „Immensee" haben, durch den Fortfall dieser Szene nur gewinnen konnte.

1852 ist dann „Immensee" zuerst in umgeänderter Form in Buchform erschienen, nachdem die Erzählung 1851 bereits mit anderen Geschichten und Gedichten unter dem Gesamttitel „Sommergeschichten und Lieder. Berlin, A. Duncker 1851" ausgegeben war. Im gleichen Verlage ist dann auch die Sonderausgabe von „Immensee", 1854 „Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten"; 1857 „Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte" erschienen.

Die Sommergeschichten und Gedichte sandte Storm bekanntlich an Mörike, der allerdings erst Jahre darauf sich höchst anerkennend darüber aussprach, vornehmlich auch über die Gedichte.

Storm hatte schon Ende der vierziger Jahre eine Ausgabe seiner Gedichte beabsichtigt, diese war durch mancherlei Umstände veranlaßt nicht erschienen, jetzt veranstaltete er 1852 die erste, 164 Seiten starke Ausgabe seiner Gedichte, welche die in den Volksbüchern enthaltenen Gedichte, ein Teil der im Liederbuch veröffentlichten und einige inzwischen entstandene, noch ungedruckte Gedichte enthielt.

Wie Storm selbst an Mörike schreibt, hat er sich bei der Auswahl der älteren Gedichte aus Pietät gegen die eigene Jugend zu einer großen Nachsicht verleiten lassen und in andern Fällen hat er dem Wunsche des Verlegers Rechnung tragen müssen. Die Originalsatzstücke zu den Umschlagsseiten sind hier abgedruckt. Bürkner[2] in Dresden, ein Schüler Richters, hat sie gezeichnet und geschnitten. Storm war mit der Ausstattung (dem Format) und den Umschlagsbildern nicht sonderlich

[1] Theodor Fontane, Briefe an Theodor Storm, herausgegeben von O. Pniower. Neue Rundschau, Oktober 1909.
[2] Bächtold, Mörike-Storm, Briefwechsel. Stuttgart 1891. S. 14.

zu frieden, wenigstens schreibt er dem schwäbischen Freunde[1] unterm 12. Juli 1853: „An den Umschlagsbildern (von Bürkner in Dresden), sowie dem Formate, woran ich wahrlich unschuldig bin, wollen Sie keinen Anstoß nehmen. Ich hoffe, wenn es überall vergönnt sein sollte, zum zweitenmal in etwas männlicherer Tracht zu erscheinen.“ Mörike scheint indessen befriedigt davon gewesen zu sein, wenigstens spricht er in seinem Antwortschreiben vom April 1854[2] „von dem Büchlein mit der süßen Schläferin auf seinem Deckel“. Storm bemerkt in einer Anmerkung zu dem gedruckten Briefe über den Umschlag: „Eine Bürknersche Zeichnung zu ‚In Bulemanns Haus‘ auf dem Umschlag der ersten Ausgabe meiner Gedichte, Kiel 1852, die ich M. geschickt hatte“; es ist also das Motiv gewählt, wo die Kleine, vom Tanzen im Mondenschein ermüdet, im Garten schläft.

Storm fügte seiner Sendung, wie er anführt, noch einige ungedruckte Verse bei, die, wie er schreibt, „als ein unmittelbarer Ausdruck des verletzten Heimatgefühls im Herbst 1850 entstanden, als die Kränze und Fahnen von den Gräbern der Schleswig-Holsteiner Soldaten entfernt wurden“.

Es sind augenscheinlich damals manche seiner Gedichte, die auf die politischen Ereignisse Bezug nahmen, aus leicht begreiflichen Gründen nicht gedruckt worden, der sehr vorsichtige Verleger wird schon einer Aufnahme in den Gedichtband widerraten haben; sie sind lithographisch oder handschriftlich vervielfältigt und von Hand zu Hand gewandert. Von dem hier erwähnten Gedichte „September 1850“ und von anderen besitze ich selbst derartige Vervielfältigungen, möglicherweise sind sie dem Gedichtband beigefügt worden.

Der Fortzug Storms aus der Heimat bewirkte wohl vor allem, daß seine Sachen nunmehr in Berlin bei Schindler und bei A. Duncker erschienen. Andere Sachen, so „Im Schloß“ und „Auf der Universität“ erschienen bei Brunn in Münster. Nach der Rückkehr nach Husum und nachdem in Schleswig-Holstein wieder ohne Gefahr deutsche freimütige Werke gedruckt werden konnten, erschienen Sachen von ihm bei Heiberg in Schleswig.

1868 erschien die erste Ausgabe der Schriften in sechs Bänden bei Westermann in Braunschweig.

Von den Gedichten erschienen bei Schindler in den Jahren 1856, 1858 und 1864 neue Auflagen.

Spätere Auflagen erschienen bei Paetel in in Berlin, der auch die Stormschen Sachen aus dem Verlage von A. Duncker und Heiberg erwarb.

[1] Ebendaselbst S. 14. — [2] Ebendaselbst S. 18.



Ernst Wolfgang Behrisch als Dichter.

Zu seinem 100jährigen Todestage.

Von

Dr. Adolf Kohut in Schöneberg.

an kennt die Figur von *Ernst Wolfgang Behrisch*, dem jungen Freund, Studiengenossen und Mentor des jungen Goethe in Leipzig, aus dem Memoiren-Werk des letzteren „Wahrheit und Dichtung“ zur Genüge. Der Altmeister Goethe schildert darin den merkwürdig originellen und absonderlichen Leipziger Genossen in Leid und Freud mehr von dessen komischer Seite. Wir dürfen nicht vergessen, daß Goethe „Wahrheit und Dichtung“ zu einer Zeit geschrieben hat, als die Sturm- und Drangperiode, die er mit seinen Jugendfreunden durchgemacht, längst verflossen war. Auch steht es fest, daß die von Leidenschaft, innerer Unruhe und größter Aufregung erfüllten Jugendbriefe Goethes an Behrisch in den Jahren 1766 bis 1768, die Ludwig Geiger im siebenten Bande seines „Goethe-Jahrbuch“[1] — 21 an der Zahl — veröffentlicht hat, dem Dichter-

[1] Frankfurt a. M. 1886. „Goethes Briefe an Behrisch“, Oktober 1766 bis Mai 1768. Seite 77 ff.

fürsten nicht wieder vorlagen, als er „Wahrheit und Dichtung“ niederschrieb. Er hätte sonst schwerlich nur die grotesk-komischen, wunderlichen und zuweilen lächerlichen Seiten im Charakter seines intimsten Freundes in der Leipziger Studienzeit hervorgehoben, sondern mit viel mehr Nachdruck und warmer Anerkennung auch auf den großen Einfluß hingewiesen, den Behrisch auf seine geistige, namentlich dichterische Entwicklung ausgeübt hat.

Auch die Literarhistoriker, die sich mit Ernst Wolfgang Behrisch, seinem Leben und Wirken, beschäftigen, heben mit besonderer Vorliebe das Tun und Lassen und die sonderbaren Einfälle des wunderlichen Heiligen hervor, immer und immer ihn bloß als den Anreger von Goethes Genius, als seinen Telemach in ernsten und heiteren Tagen bezeichnend, während sie von seiner dichterischen bezw. schriftstellerischen Eigenart, seinen Schöpfungen bezw. Leistungen nur eine geringe Meinung haben, und überhaupt über sein literarisches Charakterbild im allgemeinen zur Tagesordnung übergehen.

Gewiß ist Behrisch's Platz nicht unter den schaffenden Genien, die sich durch ihre Werke einen unsterblichen Namen erworben haben. In der geistigen Geschichte des deutschen Volkes im XVIII. Jahrhundert hat er keine Spuren hinterlassen, und keine einzige Schrift und kein einziges Lied legt Zeugnis davon ab, daß er zu den Großen im Reiche der Phantasie und der Dichtung gehörte. Aber wenn er auch nicht zu den diis majorum und nicht einmal minorum gentium zählt, so hat er doch immerhin sich auch als Dichter betätigt. Er verdient es daher, daß er in dieser seiner Eigenschaft jetzt, wo gerade ein Jahrhundert seit dem Ableben dieses in seiner Art wohl einzig dastehenden Mannes verstrichen ist (Ernst Wolfgang Behrisch starb am 21. Oktober 1809 in Dessau), eingehender gewürdigt werde.

Ernst Wolfgang Behrisch wurde im Frühjahr 1738 auf dem Gute Naunhof bei Dresden, als Sohn des Kursächsischen Hofrates Wolfgang Albrecht Behrisch, geboren. Er erhielt eine sehr gründliche Erziehung und besuchte Ostern 1765 die Universität zu Leipzig, wo damals auch der junge Goethe studierte. Elf Jahre älter als der Frankfurter Patriziersohn, übte er durch seine Persönlichkeit, die Art und Weise, sich zu geben, sein scharfes, stets den Nagel auf den Kopf treffendes und zuweilen gepfeffertes Urteil auf Goethe bald einen nachhaltigen Einfluß aus. Wie es scheint, wurden sie zum erstenmal im Schönkopfschen Hause, wo sie beide verkehrten und wo Käthchen Schönkopf eine solche Anziehungskraft für den jungen Goethe bildete, miteinander bekannt.

Schon sein Äußeres mußte Goethe interessieren. Er schildert ihn in „Wahrheit und Dichtung“ als hager und wohlgebaut, mit sehr großer Nase und markigen Zügen. Er trug eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können. Vom Morgen bis in die Nacht kleidete er sich sehr nett und ging niemals aus, als mit dem Degen an der Seite und dem Hut unter dem Arm. Was er tat, geschah mit Bedächtigkeit und Umständlichkeit, was man affektiert hätte nennen können, wenn er nicht schon von Natur etwas Affektiertes in seiner Art gehabt hätte.

Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und einen originellen Einfall bis in das Unendliche zu verfolgen.

Was ihn in erster Linie dem Leipziger Studiengenossen Goethe, der eben seine dichterischen Schwingen zu entfalten begann, besonders lieb und wert machte, war vor allem, daß er dichterischen und literarischen Geschmack besaß. Für das Gute und Schlechte, das Maßvolle und Zulässige hatte er ein besonders feines Verständnis. Allerdings war er ein kritischer, zersetzender und sarkastischer Geist, wie etwa der Kriegsrat Merck, der spätere bekannte Freund Goethes in Darmstadt, das Vorbild des Mephistopheles. Bei Zeiten erkannte er das poetische Genie des jungen Freundes, mit dem er auch beim Kneipen nach Herzenslust scherzte und die tollsten Possen trieb, aber er betonte ihm gegenüber immer, daß er an seinen dichterischen Schöpfungen stets Selbstkritik üben müßte. Sein Urteil war im allgemeinen mehr tadelnd und er zerstörte den Glauben, den Goethe an gewisse Schriftsteller seiner Zeit hegte, durch scharfe Bemerkungen, die er über die Schriften dieses und jenes gefeierten Autors mit Witz und Laune vorzubringen wußte.

Goethes Sachen nahm er mit Nachsicht auf, ließ denselben aber nur unter der Bedingung gewähren, daß er nichts drucken lassen sollte, wogegen er diejenigen Stücke, die er für gut halte, selbst mit seiner zierlichen Handschrift abzuschreiben und in einem schönen Bande Goethe verehren zu wollen versprach. Dieses geschah, und letzterer trieb das Dichten nur um desto eifriger, als die Abschriften schöner und sorgfältiger vorrückten, wobei er sich um so mehr hütete, etwas Leeres und Überflüssiges zu sagen, als der Freund ihm öfter zu bedenken gab, daß dies Verschwendung an Zeit, Geschicklichkeit und Anstrengung sei, die er brauche, um einen Vers mit Rabenfeder und Tusche auf Holländisch-Papier zu schreiben. Dabei zeigte er gewöhnlich, auf den Inhalt der Goetheschen Dichtungen eingehend, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfte, und daß der Verfasser glücklich zu preisen sei, daß es nicht dastehe.

Es steht fest und geht auch urkundlich aus den schon erwähnten Briefen hervor, die Goethe an Behrisch in den Jahren 1766 bis 1768 gerichtet hat, daß die ganze dichterische Richtung und poetische Auffassung des letzteren den angehenden Poeten mächtig beeinflußten.

Der Trauer und der trüben Stimmung über den Verlust des Freundes geben Goethes drei im

Tone des Horaz gehaltene Oden Ausdruck, die er dem zum Prinzenerzieher gewordenen Behrisch nach Dessau sandte.

Erst jetzt erkannte Goethe den rechten Wert und die Bedeutung seines Mentors und seines kritischen Erziehers, wie wir dies aus den Äußerungen ersehen, die er in „Wahrheit und Dichtung" gemacht hat. Er hebt darin ausdrücklich hervor, daß der Umgang mit Behrisch nicht nur für seine poetische, sondern auch für seine sittliche und gesellschaftliche Entwicklung von größtem Nutzen gewesen sei. Der Abgang des älteren Freundes legte Goethe den Gedanken nahe, selbst Leipzig zu verlassen. So ruft er am Schluß der dritten Ode an Behrisch schmerzbewegt aus:

„Du gehst, ich bleibe
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie Du!"

Den Briefwechsel scheint Goethe mit Behrisch nicht fortgesetzt zu haben, doch wurde die Verbindung zwischen den beiden auch in der Ferne unterhalten. Und wir wissen, daß die zwei einst Unzertrennlichen aus Leipzig sich wiederholt besuchten.

Behrisch blieb immer der alte sonderbare Kauz und spielte zuweilen noch immer Goethe gegenüber den Lehrmeister. Als dieser am 3. Dezember 1776 in Begleitung seines Freundes und Gönners, des Herzogs Karl August von Weimar, nach Wörlitz kam, erschien auch Behrisch zu seiner Begrüßung. Gleich wie er ihn erblickte, rief er ihm in alter, vertraulicher Weise zu: „Habe ich Dir's nicht gesagt, war es nicht gescheit, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest und daß Du gewartet hast, bis Du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht abgeschrieben, aber wären wir zusammen geblieben, so hättest Du auch die anderen nicht sollen drucken lassen, ich hätte sie Dir auch geschrieben, und es wäre ebenso gut gewesen."

Schon aus den hier angeführten verschiedenen spöttischen Äußerungen und Randglossen ist ersichtlich, daß Behrisch von der Druckerkunst und von der Buchfabrikation nicht sehr viel hielt. Den Büchermarkt durch das eine oder das andere Werk zu bereichern, war nicht seine Absicht, denn eine kalligraphische, in künstlerischem Geschmack ausgeführte Abschrift stand ihm höher, als das mit der vollendetsten typographischen Kunst hergestellte Werk. Hat er doch, wie aus seiner Hinterlassenschaft hervorgeht, keine eigene Bibliothek gehabt. Sein Büchervorrat war immer sehr geringfügig und enthielt auf dem Gebiete der deutschen Poesie nur Schillers Theater (5 Bände, 1805) und Bürgers Gedichte (2 Bände, 1781). Selbst die Werke Goethes besaß er nicht. Obschon er, wie gesagt, nur widerwillig und keineswegs berufsmäßig dichtete und schuf, so war er doch auf verschiedenen Gebieten der Literatur tätig und er muß, wenn er sich auch bei Lebzeiten gegen diese Bezeichnung sehr gesträubt hätte, zur Federzunft gezählt werden.

Es gebührt Karl Elze das Verdienst, daß er der erste war, der im Deutschen Museum[1] auf die literarische Tätigkeit von Behrisch aufmerksam gemacht, indem er dort mit großem Fleiße ein Verzeichnis der literarischen Arbeiten des jungen Freundes Goethes veröffentlicht hat, doch ist dieses vor 50 Jahren erschienene Resümee keineswegs erschöpfend. Auch die Mitteilungen, die Wilhelm Hosäus in seiner vortrefflichen Schrift über Behrischs literarische Produktion[2] veröffentlicht hat, bedürfen noch einer wesentlichen Ergänzung und vor allem kritischen Würdigung.

Ich tue dies in der Hoffnung, daß die berufsmäßigen Literaturhistoriker, die von Behrisch bisher keine Notiz nahmen oder ihn nur oberflächlich berühren, sich nun endlich entschließen werden, den ihm gebührenden Platz oder, sagen wir bescheidener, das ihm zukommende Plätzchen in der geistigen Geschichte der deutschen National-Literatur im XVIII. Jahrhundert anzuweisen.

Betrachten wir zunächst Behrisch in seiner Eigenschaft als Lyriker. Wie Goethe, mit dem er freilich in keiner Weise verglichen und auch nicht in einem Atem als Dichter genannt werden kann, so war auch er ein Gelegenheitsdichter in des Wortes edelster und bester Bedeutung. Wenn ihn ein Gegenstand anregte, wenn er für den einen oder anderen Stoff ein persönliches Interesse empfand, griff er in die Leier. Bei seiner bereits erwähnten Art der Abneigung gegen das Druckenlassen ist es nun schwer, die disjecta membra poetae zusammenzustellen, bezw. zu sammeln, zumal die meisten derselben gar nicht unter seinem Namen erschienen sind, da er auch darin einen Schritt vom Wege abwich und ganz aus der Art geschlagen war, daß er nicht die geringste poetische Eitelkeit besaß.

Das erste gedruckte Gelegenheitsgedicht von ihm war das auf den Tod Johann Christoph Mohsdorfs.[3] Dieser Mohsdorf war „Metzner" in der fürstlichen Mühle in Dessau und verstarb in

[1] Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, Band I, herausgegeben von Robert Prutz. 7. Jahrgang 1857. Seite 51 ff. und 1861 11. Band. 931 ff.

[2] Ernst Wolfgang Behrisch, ein Bild aus Goethes Freundeskreise, von Wilhelm Hosäus. Separat-Abdruck aus den Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Dessau 1883.

[3] Vermischte Blätter von Karl Elze, Köthen 1875. Seite 39 ff.

seinem 33. Lebensjahr 1778. Sein Tod erregte allgemeine Teilnahme, durch welche denn auch Behrisch zu seinen Strophen begeistert wurde.

Der Titel der Naenie lautet wörtlich:

„Auf den Tod Johann Christoph Mohsdorfs, weiland Metzners in der großen Mühle bei Dessau von Ernst Wolfgang Behrisch, Hofmeister bei Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau, im Januar 1778."

Leider hat sich das Gedicht nicht erhalten, es ist verloren gegangen, und wir kennen es nur aus Schmidts „Anhaltischem Schriftsteller-Lexikon" und aus einer ausführlichen Besprechung in der „Anhaltischem, Kritischen Bibliothek",[1] in der es mit der lehrreichen Erzählung verglichen wird, in welcher der Dichter Gellert die Redlichkeit eines alten armen Mannes schildert und empfiehlt. Das Poem war also nach Art des „Liedes vom braven Mann" verfaßt.

Die Chronisten des Dessauer Hofes im XVIII. Jahrhundert wissen zu erzählen, daß der Hofmeister des Erbprinzen von Anhalt eine Auswahl seiner Gedichte zusammengestellt und der Fürstin von Anhalt-Dessau als Zeichen seiner Huldigung überreicht hätte. Leider besitzen wir auch diese Sammlung von Poesien nicht. Doch ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß sie sich im Herzoglichen Hausarchiv in Dessau noch einmal vorfinden dürfte.

Das in der schönen und bezeichnenden Handschrift von Behrisch verfaßte Widmungsgedicht hat sich noch erhalten. Ebenso sind die dem Poem beigefügten Anmerkungen von seiner Hand.

Dieses Dedikationslied hat nun folgenden Wortlaut:

„An
meine Lieder
als sie
Ihro der Fürstin Hoheit
überreicht werden sollten.

Was fürchtet Ihr, Ihr kleinen Lieder?
Geht nur getrost auf Euren Ruf
Und glaubt, mit Lächeln blickt auf Euch die Fürstin nieder,
Aus deren Worten ich einst Euer Bestes schuf."[2]
Ja, Ihre Huld und Ihres Gatten Güte
Entwölkte das von Gram benebelte Gemüte,
Goß Leben und Gefühl in mein erstorb'nes Herz,
Der es verschlossen hielt, entfloh — der stumme Schmerz...[3]
O, dürft' ich hohen Stoff mir wählen
Und wüßte kühner Töne Gang,
Dann wären nur die schönen Seelen,
Franz und Luise, mein Gesang.

Bei diesem Anlaß mag erwähnt werden, daß Behrisch, der Erzieher des anhaltischen Erbprinzen, sich nicht allein um diesen, sondern auch um das Herzogtum selbst dadurch ein wesentliches Verdienst erworben, daß er den Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau auf den großen Pädagogen und Philanthropen Johann Basedow aufmerksam machte und die Berufung desselben nach Dessau im Jahre 1771 veranlaßte.[4] Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich betont zu werden, daß das Philanthropin in Dessau nicht bloß einen tiefgehenden Einfluß auf das anhaltische, sondern auch auf das gesamte Erziehungswesen Deutschlands ausgeübt hat.

Sinnig, anmutig und geistvoll sind die von Behrisch bekannt gewordenen Gesellschaftslieder, von denen freilich nur wenige bei seinen Lebzeiten unter seinem Namen gedruckt worden sind. Das eine derselben, betitelt „Gesellschaftslied", ist besonders durch die Komposition von Friedrich Wilhelm Rust bekannt geworden.[5] Dasselbe lautet:

Unser Leben, sagen Weise,
Sei ein kurzer Morgentraum,
Andre sagen, eine Reise,
Ja, nur einer Welle Schaum.

Ist es leichter Schaum der Welle,
Die der Zeiten Lauf verschlingt,
Sey Champagnerwein die Quelle,
Der sich dieser Schaum entschwingt.

Ist das Leben eine Reise,
Nehmt die leicht'sten Wagen nur,
Folget auf dem flachsten Gleise
Immer des Vergnügens Spur. . . .

Traum und Reise, flücht'ge Welle,
Laßt, was auch das Leben sey,
Ungenuzt auf alle Fälle,
Ungenossen nicht vorbey.

Mit dem Musikdirektor F. W. Rust, der im musikalischen Leben von Dessau Jahrzehnte hindurch eine hervorragende Rolle spielte, war er sehr befreundet und es ist begreiflich, daß er zu dessen Vermählung mit der Sängerin Henriette Niedhardt das Hochzeits-Carmen verfaßte. Es ist vom fürstlichen Kammermusikus J. G. Keller komponiert und wurde am 9. Mai 1775, am Vorabend der Hochzeit, aufgeführt. Der Text enthält in der Tat sehr anmutige Wendungen und erinnert vielfach an die Liederspiele, die Goethe in Weimar, Tiefurt und anderen Orten bei festlichen Anlässen aufführen ließ.[6]

---

[1] Wittenberg und Zerbst 1781. Band I. Seite 61 ff.

[2] Hier befindet sich von der Hand Behrisch' die Bemerkung zum Schluß: „Ein Hirtenlied, welches bei einem reizzenden Feste gesungen ward, das Ihro Hoheit für Ihren Gemahl in Wörlitz anstellten."

[3] Dazu bemerkt Behrisch am Rand: „Der Schmerz über die Vernichtung einiger begründeter Hoffnungen und manchen einem empfindlichen Herzen wichtigen Verlust."

[4] Vergl. „Beiträge zur Lebensgeschichte Basedows", Magdeburg 1791, S. 63 und „Leopold Friedrich Franz, ein Beitrag zur neuesten Anhaltischen Geschichte", Dessau 1854, S. 12 ff.

[5] Vergl. „Oden und Lieder von F. W. Rust". Leipzig 1796.

[6] Vergl. „F. W. Rust und das Dessauer Musikleben 1766—1796" von Wilh. Hosäus. Separatabdruck aus den Mitteilungen des Vereins f. Anhaltische Geschichte u. Altertumskunde. Dessau 1882. S. 43 ff. sowie Ernst Wolfgang Behrisch, vom selben Verfasser. S. 36 ff.

Wir können natürlich die ziemlich umfangreiche Dichtung hier nicht ihrem ganzen Wortlaut nach mitteilen und müssen uns darauf beschränken, aus diesem Gelegenheitspoem einige Stichproben zu geben.

Die Musik sieht die Spielleute versammelt, vermißt aber unter ihnen ihren Liebling Friedrich Wilhelm Rust und zweifelt deshalb am Gelingen. Als sie gar Amor erblickt, will sie von den Tönen garnichts wissen, denn, wenn Amor dirigiere, halte er nicht Tempo und Mensur, er kenne nicht Largo und Adagio, sondern könne nur eilen, auch schmeichle seinem Tyrannenohr nur Schluchzen und Weinen. Das will sich aber Amor nicht gefallen lassen und erwidert in diesem Sinne:

Amor lehret zweyen Herzen
Gleiches Tempo, gleichen Gang,
Lehrt sie sympathetisch klopfen,
Ohne Kunst und ohne Zwang.

Amor lehrt des Waldes Sänger,
Lieb' und Freude tönt ihr Chor,
Ein Vivace heller Küsse
Reizt des milden Gottes Ohr.

Die Musik will den Streit auf sich beruhen lassen und nur wissen, wo Rust sei und warum er dem Konzert fehle. Darauf versichert Amor, daß sie sich keine Sorgen machen solle, denn er sei durch seine Huld geborgen:

In diese Kammer lockt' ich Deinen Sohn
Und Deine Tochter Henriette,
Und drinnen lauschte Hymen schon,
Der gleich die schönste Rosenkette
Geschwind um beide wand
Und unauflöslich fest sie band.

Die Musik findet, daß dieses einer der klügsten Streiche Amors sei, worauf Amor spottend erwidert, daß, wenn sie und ihresgleichen die treuesten Verehrer nicht nach Wunsch belohnen können, und er es endlich tue, so müsse sie ruhig zusehen und singend eingestehen, daß er es gut mache. Die Musik verweist ihm seinen Übermut und beruft sich zum Beweise dessen, daß sie ihre Diener würdig belohne, auf Arions Ruhm und auf den ewigen Glanz, in dem der Delphin, der Arion gerettet, im Firmament strahle. Doch Amor erklärt sich damit nicht einverstanden, indem er meint, daß in solcher Ferne Freund Rust kein Luftschloß sich erbaut habe. Mehr als alle Sterne beglücke ihn ein Kuß von seiner Braut, in ihrer Augen schwarzen Nacht sehe er den Himmel, der ihm lache und tausend Jahre am Firmament zu schweben, könne nicht einen Ersatz für die Seligkeit geben, die er, Amor, erzeuge.

Endlich macht Amor der Musik den Vorschlag, Rust aus seinen gegenwärtigen Liebesbanden zu befreien; gelinge ihr dies, so wolle er sich für besiegt erklären:

Befreiest Du sogleich, den ich gebunden,
So geb' ich mich für überwunden,
Tönet nun, ihr Instrumente,
Tönet magischen Gesang,
Jenem gleich, der Elemente
Und den Gott der Hölle zwang.
Sprecht, beredte Violinen,
Flöten, hauchet süssen Schall,
Es ergieße sich mit ihnen,
Hörner, euer sanfter Hall.

Natürlich erscheint Rust nicht und die Musik erkennt Amor den Sieg zu.

Beide versöhnen sich und sprechen Segenswünsche für das Brautpaar in einem Duett aus.

Daß der Erzieher des Erbprinzen, der berufene Gelegenheitsdichter, auch bei fürstlichen Hochzeiten als Hofdichter fungierte und den Pegasus gleichsam offiziell bestieg, um die betreffenden Feste durch sein poetisches Talent zu verherrlichen, liegt auf der Hand. Obschon ihm, wie gesagt, jede Autoren-Eitelkeit fern lag, so reizte ihn doch die Musik von Rust, der mit Vorliebe die dichterischen Schöpfungen seines Freundes vertonte, und so war er allezeit bereit, seine Muse in den Dienst des Hofes zu stellen, wenn es von ihm verlangt wurde. So verfaßte er z. B. den Festgesang zum 10. Jahrestage der Vermählung des Fürsten von Dessau. Das Gelegenheits-Opus wurde, von Blasinstrumenten begleitet, auf dem sogen. „Drehberge“ bei Wörlitz aufgeführt. Es ist uns in einem Schreiben eines Philanthropisten an seine Mutter in den „Pädagogischen Unterhaltungen“[1] aufbewahrt und so der Vernichtung entgangen. Der Fürst hatte zu diesem Festspiel die sämtlichen Philanthropisten in sechs großen Jagdwagen hinausfahren lassen. „An diesem Ort“, so schreibt der junge Philanthropist, „sollte auch unser Fest sein. Da wir also an das Ende des Gehölzes gekommen waren, wo man den Hügel sehen konnte, stiegen wir ab, steckten Eichenlaub auf unsere Hüte und stellten uns in Ordnung. Da kamen von dem Hügel herab der Erbprinz und die beiden jungen Edelleute, die mit ihm erzogen wurden, uns entgegen (alle drei in unserer Philanthropisten-Uniform), und stellten sich mit in die Reihe. Und nun ging der Zug fort. Voran ritt ein Professor, der uns anführte, dann kam ein Chor Hoboisten, die unseren Philanthropisten-Marsch bliesen, dann die zwei Kuratoren (Basedow und Campe), in schwarzer Kleidung, dann wir anderen, alle in neuer Uniform, jede Kompagnie von ihren Lehrern angeführt, dann die Kandidaten und Hofmeister und am Ende die Famulanten. So rückten wir nun in bester Ordnung bis an den Hügel vor, wo das vortreffliche Fürstenpaar mit dem wackeren Bruder unseres Fürsten, dem Prinzen Hans Gürge,[2] uns erwarteten. Nun stellten wir uns in zwo Reihen. Die Musikanten und Sänger traten in die Mitte, die Musik hob an,

[1] Herausgegeben von Basedow und Campe. Dessau 1777. 4. Stck. S. 359 ff.

[2] Prinz Hans-Gürge, geb. den 28. Januar 1748, war Kgl. pr. General der Infanterie u. Domherr zu Magdeburg, er starb zu Wien am 13. April 1811. Nach ihm ist der von ihm angelegte Georgengarten in Dessau genannt.

und es wurde ein von dem Prinzen-Hofmeister, Herrn Behrisch, gedichtetes Lied gesungen."

Dieses Behrisch'sche fürstliche Hochzeitslied beginnt:

Seyd uns gegrüßt, ihr guten Beyde!
Am Feiertage jener Freude,
Die auf des Ew'gen Wink sich über Euch ergoß,
Geschaffen mit so gleichem Triebe,
Band er Euch mit dem Band der Liebe,
Als seine Huld des Volks und unser Glück beschloß.

Karl Elze[1] teilt noch ein anderes handschriftlich überliefertes Hochzeits-Carmen mit, das Behrisch am 28. Juni 1792 anläßlich der Einholung der neu vermählten Erbprinzessin von Anhalt-Dessau gedichtet hat. Dasselbe, von einem Chor der Priesterinnen der Fortuna gesungen, beginnt:

Chor: Seegen des Himmels, sencke Dich nieder,
Gleich dem Ernährer goldner Saaten,
Auf die gewünschte, holde Gemahlin
Friedrichs herab.

Noch andere Festgedichte zu Ehren des Anhaltischen Fürstenhauses verfaßte Behrisch. Doch sind uns dieselben leider nicht erhalten geblieben. So hat er zu dem 62. Geburtstag — 10. August 1801 — des eben aus dem Bade zurückgekehrten Fürsten diesen mit einem Festgedicht empfangen. Die Worte sollen einer Arie aus Mozarts „Cosi fan tutte" angepaßt und einer Aufführung von Mozarts Oper „Titus" eingelegt gewesen sein.[2] Auch noch andere Gelegenheitsgedichte von Behrisch haben sich handschriftlich erhalten, eins im Besitz des Verlagsbuchhändlers Salomon Hirzel, ein zweites im Besitz von Karl Elze, doch sind beide zu unbedeutend, um veröffentlicht zu werden.

Zu den Ereignissen des Hoflebens, die durch Poesie verewigt wurden, gehörten an den kleinen deutschen Höfen des XVIII. Jahrhunderts auch die weltberühmten Parforce-, Hirsch- und Eberjagden, mit den sich an dieselben anschließenden festlichen Gastmählern. Auch für sie dichtete Behrisch einige Lieder, die von der Gesellschaft während des Jagddiners meistens nach bekannten Melodien gesungen wurde. Einmal war der Fürst von Dessau durch eine Erkältung vom Diner abgehalten und Behrisch wurde beauftragt, ihn zu entschuldigen. Er tat dies in Versen. Das beliebteste Jagdlied von Behrisch war, wie es scheint: „Diane rief!" nach der Dessauer Jäger-Melodie. Wilh. Hosäus teilt dasselbe nach einem Original in Behrischs Handschrift, die sich in dem Gräflich von Walderseeschen Nachlaß befindet, mit. Die hier beigefügten Fußnoten rühren von Behrisch selbst her. Dieses Jagdlied zur Feier des Hubertustages sei hier nun wörtlich wiedergegeben:

„Diane rief: dem Rufe
Flog alles, was sie verehret, zu;
Die Rosse mit stampfendem Hufe,
Die Hunde flohen die Ruh',
Die Hirsche zu jagen mit hellem Getön,
Das fern durch den Wald sich ergoß,
Bis endlich zum Opfer der Göttin
Der Schweiß[3] der edelsten[4] floß.

Diane winkt: Ihr Winken
Gebeut dem Hirsch' und der Meute Ruh!
Die Jäger sie feyern, sie trinken,
Dem Eber[5] denken sies gut[6]
Er schnaubet im Dickig und kennt nicht die Frucht,
Er trotzet den Hunden, dem Stahl,
Sein Wildpret, das feistre der Bache,[7]
Schenkt uns die Göttin zum Mahl.

Die Ferne soll uns hören,
Vom Preis' Dianens ertönt' das Fest,
Auch singen in schallenden Chören
Wir Ihm, der jagen uns läßt:
Er lebe noch lange, der gütige Fürst,
Er lebe und jage noch lang!
Es leben die Jäger von Dessau
Und lieben den, der es sang.

Die Jagdlieder von Behrisch erfreuten sich allgemeiner Volkstümlichkeit, weil sie sehr sangbar waren und den echten Volkston zu treffen wußten. Von den verschiedenen Liedern, die er zu Ehren des St. Hubertus dichtete, hat sich ein einziges in seinem Nachlaß vorgefunden, und zwar in einem 1795 in Dessau gedruckten Exemplar, das sich betitelt „St. Hubertus ist der Mann" und nach der Melodie „ohne Lieb' und ohne Wein" gesungen wurde. Mögen aus dem umfangreichen Poem nur einige wenige Strophen hier mitgeteilt werden:

Sanct Hubertus ist der Mann,
Den wir hoch verehren.
Stimmt das Lied mit Freuden an,
Singet ihn in Chören.
Jagd war seine größte Lust,
Noch schüzt er die Jäger,
Jagd entzückt auch uns're Brust,
Sie schilt nur ein träger.

Wie Sanct Hubert spornten wir
Oft durch ferne Wälder,
Über Gräben mit Begier
Wie durch offne Felder,
Unser Roß dem Hirsche nach
Sein Halali tönte,
Und man von der Eiche brach,
Was den Jäger krönte . . .

Auch den holden Prinzen hier,
Reich an Mut und Milde,
Lockte Hubert ins Revier
Seiner Lust Gefilde:
Wo noch in der Fülle Glanz
Eichen friedlich rauschen,
Sah'n wir Ihn den Lorbeerkranz
Mit dem Bruch vertauschen.

---

[1] Vermischte Blätter, S. 47. — [2] Vergl. „Zeitung für die elegante Welt", 27. August 1801, Nr. 103.

[3] So heißt in der Jägersprache das Blut.

[4] Die Jäger nennen den Rothirsch edel. Man hat vermutlich keinen Mißbrauch von der poetischen Freiheit gemacht, wenn man hier die Besten und Stärksten die Edelsten genannt hat.

[5] In Altdeutscher Sprache ein Schwein. — [6] Weil nach geendigter Parforcejagd die Sauhetzen beginnen.

[7] Das Wildpret der Bache ist feister und schmackhafter als das Wildpret der Keilers.

Laßt den teuren Prinzen hoch
Wie Sanct Hubert leben.
Lange wird Sein Bild uns noch
Im Gedächtnis schweben.
Mög' Ihn oft zu uns zurück
Unser Heil'ger winken!
Laßt auf gutes Jäger-Glück
Uns nun weidlich trinken.

W. E. Behrisch hatte überhaupt großes Interesse für die Jagd. Dasselbe ging so weit, daß er sogar ein „Deutsch-französisches Wörterbuch der Jägersprache" verfaßte, das die bei der Hirschjagd besonders gebräuchlichen Ausdrücke enthält und den zweiten Anhang zum „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" von Georg Franz Dietrich aus dem Winkell[1] bildet. Behrisch hatte es ursprünglich zum Privatgebrauch der Herren und Damen des Dessauischen Hofes bestimmt, aber später den Abdruck unter der Bedingung, daß auch sein Vorbericht wörtlich mit aufgenommen wurde, gestattet. Jener Vorbericht datiert aus Dessau den 1. September 1802.

Nicht nur an fürstliche Persönlichkeiten, die ihm nahe standen, sondern auch an intime Freunde und Freundinnen richtete er ernste und scherzhafte, sinnige, anmutige und geistvolle Gelegenheitsgedichte, speziell bei einzelnen wichtigen Anlässen, so z. B. Geburtstagen und dergleichen. Zu seinen treuen Freunden zählte u. a. auch der Oberhofmeister von Berenhorst in Dessau. Selten ließ er einen Geburtstag desselben vorübergehen, ohne zur Feier dieses Ereignisses seinen Pegasus zu tummeln. Die Zahl dieser Geburtstagsgedichte ist eine ziemlich beträchtliche, und deshalb müssen wir es uns versagen, dieselben hier wiederzugeben. Nur aus einigen besonders charakteristischen seien hier einige Strophen reproduziert und zwar solche, die den frischen, kernigen, oft urwüchsigen Humor des Verfassers kennzeichnen. Vom Geburtstagsgedicht des Jahres 1790 sei besonders der Schluß erwähnt, der eine sehr rührende Wendung enthält. Behrisch und sein Freund Berenhorst waren Fünfziger, und der Dichter möchte nun im nahen Winter nicht gern allein weiter ziehen . . .

Durchwandle Deinen Herbst mit immer fest'rem Tritte,
Dir müsse ruhig sich und froh der Winter nah'n.
Entzieh' von alter Gunst mir nichts, ich bitte,
Man bricht so schwer im Schnee sich eine Bahn.

Manche seiner Geburtstagsgedichte haben auch einen literargeschichtlichen Wert. In dem einen, gleichfalls an Berenhorst gerichteten und aus dem Jahre 1792 herrührenden z. B. unterscheidet er sehr scharf und klar zwischen Dichten und Reimen und gesteht ehrlich ein, daß die Zeit lebendig sprudelnder Lieder für ihn ein für allemal vorbei sei. Dennoch ist diesem Poem der Zauber wahrer Empfindung und feinsten Gefühls nicht abzusprechen. Er spricht darin so manch goldene Wahrheit aus, die es auch begreiflich macht, wie Behrisch der kritische Mentor des jungen Goethe in Leipzig sein konnte. So sagt er von den Qualitäten, die den Dichter ausmachen, u. a.:

Erfindung, sie die erste Tugend
Des Dichters, der sich Kränze pflückt,
Begleitet ihn, so lang ihn Jugend schmückt.
Und, ewig jung, entflieht sie mit der Jugend.
Die reiche Göttin Phantasie,
Die dem geweihten Blick die schönsten Bilder webet,
So wenig seh ich sie,
Als jezt der Schmetterling, der um die Blüte schwebet.
Ich reime nur, ich dichte nicht.

In den Geburtstagsgedichten von Behrisch aus dem Jahre 1797 sind besonders die Anspielungen auf deutsche dichterische Freunde jener Zeit von großem Wert. So schreibt er in Versen dem Geburtstagskind Berenhorst, daß, wenn er dem Halberstädter Poeten Gleim gleichen würde und der reich gefundne Reim ihm Bild und Ausdruck brächte, so würde er ihm ein sehr langes Gedicht senden. Wenn er so leicht und kühn wie Voß den Pegasus tummelte, wäre es ihm eine Freude, am Ehrentage des Freundes ihm auf dem edlen Flügelroß entgegenzureiten. Gelänge ihm ein Epos, so wie Goethe, der so unnachahmlich schön die wackeren Bürger male und dem der Verleger Vieweg, ehe die anderen Buchhändler ihm noch mehr boten, für jeden Pinselstrich einen halben Taler zahlte, so eilte er, stolz auf solches Angebot, gleich entzückt zu ihm.

Entschwänge sich wie Klopstocks Genius
Mein Geist dem niederen Wolkenkreise
Und streifte bald den Sirius
Und bald den großen Bär
Auf ungebroch'nem Gleise,
Ich wagte heute noch die Reise,
Und eine Ode wäre Dein,
Wo nach des Meisters Weise
Metapher kühn sich an Metapher reihn,
Und die Allegorie zum heil'gen Rätsel weihn,
Das von der Wortfügung verworr'nem Garn enthüllet,
Die Seele mit Bewund'rung füllet.

Da ihm aber all die Eigenschaften, die diese Größen der Literatur auszeichnen, abgehen, müsse er es sich versagen, es mit den Meistern der Dichtkunst aufzunehmen. Und daher bitte er den Freund, mit dem ungekünstelten schlichten Reim sich zufrieden zu geben. Er schließt sein Poem mit den herzlichen Worten:

So wie Du jetzo lebst, so werde noch viel älter.
Nie an Gefühl und nie an Lust zur Arbeit kälter.
Und niemals kälter gegen mich,
Der jetzt den Dichterschweiß von müder Stirne strich.

Interessant und charakteristisch sind die eigenhändigen Bemerkungen, die Behrisch zu diesen seinen Gratulationsgedichten an Berenhorst macht. So schreibt er z. B., daß der achtzigjährige Dichter Gleim in Halberstadt noch immer das Bedürfnis empfinde, jeden Morgen wenigstens einige Verse zu schreiben. Doch bemerke man bereits an ihnen die Menge der Winter, die der würdige

[1] Leipzig 1822. Zweite Auflage, dritter Band, Seite 661 ff. Neueste Auflage 1899.

Greis erlebt habe. Betreffs des „Geheimderats von Goethe“ notiert er, daß dieser kürzlich ein bürgerliches Epos, „Hermann und Dorothea“ betitelt, verfaßt und es einem Freunde, der damit nach Berlin reiste, mit dem Auftrage mit auf den Weg gegeben, es einem Buchhändler zu zeigen, um dessen Honorargebot zu erwarten. Gleichzeitig habe er ihm einen versiegelten Zettel eingehändigt, der den Preis für das Manuskript enthielt. Das Kuvert sollte nicht eher als nach dem Angebot des Buchhändlers geöffnet werden. Herr Vieweg bot dem Freunde 1000 Reichstaler in Gold. Der Freund öffnete den Zettel, fand darin die Summe von 1000 Reichstalern als Kaufpreis bestimmt und überlieferte dem Buchhändler das Manuskript. Dieses enthielt 2000 Verse. Es kam also auf jeden Vers ein halber Taler, ohne dabei noch das große Agio des Goldes in Anschlag zu bringen.

Sehr amüsant ist das gleichfalls an Herrn von Berenhorst gerichtete Gedicht mit dem wunderlichen Titel: „Kämpfe, Jagden und Seereisen, en ombres chinoises vorgestellt“, worin er den literarischen Kampf, den Moses Mendelssohn mit Fritz Jacobi nach dem Tode Lessings über die Frage führte, ob dieser Spinozist gewesen sei, in witziger Weise illustriert und persifliert. Darin erörtert er auch den Seelenfang, den Lavater bei Mendelssohn beabsichtigte. Auch Friedrich dem Großen widmet er anläßlich des Ablebens desselben ergreifende Worte pietätvoller Erinnerung. Mag hier nur eine Strophe aus seinem Urteil über den großen König von Preußen ein Plätzchen finden:

Ermüdet sank vom nahen Throne
Der klügste Mann, dem eine Krone
Seit langer Zeit das Haupt gedrückt,
Mit Kränzen jedes Ruhms geschmückt.
Der Redner und der Dichter Loben
Hört man noch jetzt wie Wellentoben.
Gleich jenem Held'n aus Latium
Dient er zum Exerzitium
Den kleinen und den alten Knaben.

Von dem köstlichen Humor Behrisch's gibt auch eine kleine poetische Epistel Zeugnis, die der kritische Spötter im Jahre 1781 an Berenhorst richtete, als die deutsche Übersetzung der Odyssee von Voß erschienen war. Sehr belustigend ist darin namentlich der Vergleich Homers mit dem poetischen Stümper Hansen in Köthen, einem Bekannten von Berenhorst. Dieser Epistel lautet wörtlich also:

Empfange hier nebst meinen Gutenmorgen
Die längst gewünschte Odüssee,
Womit Herr Voß nach langem Borgen
Uns nun bezahlt. Sie wird fürs Magenweh
Dir gute Dienste tun. Denn lange lagen
Die harten Verse jenes Reimers,
Die Sinngedichte eines Wörter-Leimers
Aus unserm nachbarlichen Köthen,
(Wo man nichts besser kann, als löthen)
Dir unverdaut im kranken Magen,
Erzeugten Kopfweh, Schwindel, Uebelkeit.
Mir, leyder! Freund, ich muß es klagen —
Mir gaben sie den Ohrenzwang
Noch obendrein durch ihre Rauhigkeit.
Von diesen allen soll uns der Gesang
Des göttlichen Homäros heilen.
Dann wolltst Du aus Barmherzigkeit
Die Lesung des Gesangs mit unserm Hansen teilen.
Vielleicht bekömmt er Licht,
Und sieht, man schaffe ein Gedicht
Aus Wörterschwall und Reimen nicht allein,
Es müßten auch Gedanken, Malereyen
Wozu die Musen selten nur die Farben leyhen,
Und scharf gemessner und doch freyer Gang,
Und nichts zu kurz, und nichts zu lang
In unsern Liedern sein.

Eine besondere Spezialität von Behrisch waren die kleinen Epigramme, Devisen, Inschriften, Zwei- und Vierzeiler, die er bei verschiedenen Anlässen dichtete, wobei er eine große Virtuosität in der Form bekundet. Mag hier aus der Fülle dieser Gattung von Poesie nur die Grabschrift mitgeteilt werden, die Behrisch dem Andenken seiner verstorbenen Freundin, der Gräfin Wolfartine von der Schulenburg, gewidmet:

Reich an Tugend und Reiz, doch immer die Stirne bekränzet
Von der Bescheidenheit Hand, eilte dem Himmel sie zu.
Mutvoll sah sie ihn reißen, den zarten Faden des Lebens. —
Freuden des flücht'gen Traums gleicht nun das Glück des Gemahls.

Ernst Wolfgang Behrisch hat sich auch als Textdichter hervorgetan. Er schrieb zu dem von seinem erwähnten Freunde Friedrich Wilhelm Rust komponierten Melodrama Kolma (1799) den Text. Die Worte dieses Melodramas entsprechen größtenteils der Goetheschen Fassung in Werthers Leiden.

Sein Hauptwerk ist der Operntext Bathmendi, von Karl August Freiherrn von Lichtenstein — geboren am 8. September 1767 zu Lahn in Franken und gestorben am 16. September 1845 in Berlin —, zu Behrisch Zeiten Intendant des Hoftheaters in Dessau, 1798 in Musik gesetzt. Die dreiactige Oper wurde nicht nur in Dessau, sondern auch in Leipzig und Wien mit Beifall aufgeführt. Den Stoff hat Behrisch einer Erzählung Florians[1] entlehnt und mit Gewandtheit und Talent verarbeitet. Bathmendi bedeutet im Persischen das Glück, das von drei Brüdern auf verschiedenen Wegen gesucht und endlich in der bescheidenen Häuslichkeit des Vierten gefunden wird. Bei Florian ist Bathmendi ein unansehnlicher kleiner Greis, während Behrisch, der seine dichterische Gestaltungskraft hier voll entfaltet, aus Bathmendi eine Göttin gemacht hat. Dem einen der Brüder Mesru gibt er eine griechische Sklavin als Geliebte bei, die er in höchst gewandter Weise mit der Fabel des Stücks verflicht. Den jüngsten Bruder, den Dichter Sadder, hat der Librettist zur lustigen Person um-

[1] Bathmendi, „Nouvelle persane“, in den „Oeuvres complètes de M. de Florian“ (Leipzig 1796) I, Seite 242 ff.

gemodelt und ihm allerlei literarische, kritische Seitenhiebe in den Mund gelegt. Die Sprache ist sorgfältig und korrekt, doch fehlt es der Handlung an spannenden Konflikten und tragischen Verwicklungen.

Bathmendi wurde am Vorabend des Geburtstages des Zöglings von Behrisch, des Erbprinzen von Dessau, am 26. Dezember 1798, anläßlich der festlichen Einweihung des neu erbauten Dessauer Hoftheaters zum ersten Male aufgeführt und wiederholt gegeben. Am 7. Juli 1799 ging die Oper in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten und der Königin Louise von Preußen in Szene.[1] Besonders charakteristisch sind die Ausfälle von Behrisch gegen manche Richtung der Zeit, so z. B. gegen das Geniewesen. Seine Abneigung gegen dasselbe gibt er in einer „Arie" kund, worin es u. a. heißt:

Das Genie erblicket Dinge,
Die kein andres Auge sieht.
Eine Feder ist die Klinge,
Die es im Gefechte zieht.
Tintenströme läßt es fließen,
Aber wo sie sich ergießen,
Da genießt das Publikum.

Rasend steigt es in der Ode
Bis zum Göttersitz hinauf.
Und bei eines Hündchens Tode
Löst es sich in Tränen auf.
Mischt im Drama Fluch und Segen,
Wunderbar der Wirkung wegen,
Solche Mischung tut Effekt.

Über die Natur erhaben
Kommandiert es das Gefühl.
Solches wie die Menschen haben,
Ist ihm noch zu schwach, zu kühl.
Es erfindet die Empfindung,
Jubel lohnet die Erfindung
Und verbreitet seinen Ruhm.

Ferner verfaßte Behrisch die Texte zu verschiedenen Kantaten, die dann von F. W. Rust und anderen in Musik gesetzt wurden. So z. B. eine Kantate zum Geburtstag der Prinzessin Kasimire, die Festkantate zur Einweihung des fürstlichen Schlosses zu Wörlitz und mehreres andere. Die letztere betitelt sich „der Genius des Landes".[2]

Überblicken wir die dichterisch-literarische Tätigkeit von E. W. Behrisch, die wir hier nur im großen und ganzen zu skizzieren suchten, so tritt uns zwar, wie gesagt, kein besonders hervorragendes, imponierendes und von origineller Schaffenskraft zeugendes, seinen eigenen Weg gehendes poetisches, wohl aber ein immerhin beachtenswertes und schätzenswertes Talent entgegen. Anmut und Witz, fesselnder Reiz des Ausdrucks, Wohlklang der Verse und glückliche Wahl der Stoffe vereinigen sich mit gesundem poetischen Takt und feinsinniger Empfindung.

Viel größer und gewaltiger war seine kritische Begabung und sein klarer Blick für die machtvolle Offenbarung des Genies, und daß er dasselbe bei Goethe bei Zeiten erkannte und in der Leipziger Periode des erwachenden Genius diesen auf den richtigen Weg geleitete, sichert ihm alle Zeit einen Ehrenplatz in den Annalen der Nationalliteratur. Neben dem unsterblichen Olympier wird daher auch er für immer als dessen Leipziger Mentor mit Ehren genannt werden.

Ernst Wolfgang Behrisch stand übrigens außer mit Goethe noch mit anderen zeitgenössischen deutschen Dichtern, z. B. mit Cristoph Kaufmann, dem bekannten Apostel des Kraftgenietums, mit Christoph Martin Wieland und anderen in brieflichem Verkehr. Leider sind diese Zuschriften nicht gesammelt, und doch wären sie meines Erachtens ein nicht uninteressanter und wesentlicher Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte im XVIII. Jahrhundert.

Ob er für die Zeitschrift Wielands, den „Teutschen Merkur", Beiträge geliefert hat, ist nicht bekannt geworden. Nach der Meinung von Karl Elze soll ein kleiner Aufsatz, betitelt „Etwas über die Sinesen",[3] von ihm herrühren.

Wieland hatte jedenfalls große Hochachtung für Behrisch, und die an ihn gerichteten Briefe zeugen von einer schwärmerischen Freundschaft für den prinzlichen Erzieher und Kritiker. So heißt es z. B. in einem Briefe von Wieland (Weimar, den 24. Januar 1774) u. a.:

„Der einzige Umstand, daß Ihr vortrefflicher Fürst (dieser thronwürdige Mann, der eben darum, weil er die Würde der Menschheit so sehr empfindet und im Genusse ihrer reinsten und besten Freuden seine Glückseligkeit sucht, ein Phönix unter den Fürsten ist), daß er Sie wert gefunden hat, Ihnen seinen Sohn anzuvertrauen, müßte hinlänglich sein, Ihnen meine ganze Hochachtung, meine ganze Freundschaft zuzuwenden.

Wie glücklich sind Sie, mein würdiger Freund, indem Sie an der Entwickelung und Bildung eines jungen Prinzen arbeiten, der, unter der glücklichsten Verbindung günstiger Umstände geboren, durch das väterliche und mütterliche Beispiel allein schon zu jeder Tugend des Menschen und des Fürsten gebildet wird! Ich übersehe alles Glückliche Ihrer Lage, ich freue mich mit Ihnen darüber, ich beneide Sie nicht — aber wer kann für einen unfreiwilligen Seufzer. —

Doch daß Sie nicht etwa glauben, dieser Seufzer sei von einer schlimmen Vorbedeutung! Nein, Dank sei dem Himmel! Unser edler liebenswürdiger Karl August — einer der besten Sterblichen, die ich kenne — läßt mich mit dem stärksten Grunde hoffen, daß auch seine Untertanen dereinst Ursache haben werden, den Tag, da er geboren wurde, zu segnen und zum festlichen Tage zu machen. Wie süß ist es für einen Freund der Menschheit, daß es in diesen, in mancher Absicht verderbten Zeiten, und unter einer so großen Menge von namenlosen Fürsten, noch einige giebt, die der Gedanke, zum Wohlthun berufen zu sein, glücklich macht, die in vollem Maße fühlen, daß es ein seliges Geschäfte ist, der Schutzgeist eines Volkes und der Gottheit Ebenbild zu sein.

Unserem theuren Karl August mangelt nichts als das

[1] Wilhelm Köhler: Zur Geschichte des Dessauischen Hoftheaters. Dessau 1845. Seite 29 ff.

[2] Vergl. Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben.

[3] „Teutscher Merkur", 1784 3. Quartal, Seite 30 ff.

Glück, ein paar Jahre von einem Fürsten wie der Ihrige zu lernen; unter seinen Augen zu leben; sein Beispiel immer vor dem seinigen zu haben. Die Verfassung der deutschen Höfe macht einen solchen Gedanken zur Schimäre. Dies Glück ist Ihrem jungen Prinzen gegönnt. Wie vortrefflich muß er werden, wenn Sie ihn lehren, sich's ganz zunutze zu machen.

Sie sind so gütig, mein theurer Freund, sich für den T. Merkur, zu interessieren. Die Namen des Fürsten und der Fürstin zu Dessau, die ich unter Ihren Abonnenten erblicke, sind große Aufmunterungen für mich, dieses noch sehr unvollkommene Institut solcher Leser weniger unwürdig zu machen.

Lassen Sie sich weder meine Geschäfte, noch meine Nachlässigkeit im Antworten abhalten, zu glauben, daß ich es für einen Zuwachs meiner Glückseligkeit ansehen werde, wenn Sie mich je öfter je lieber, durch freundschaftliche Briefe an der Ihrigen Anteil nehmen lassen wollen. Der Mentor des Erbprinzen von Dessau und der Danischmende des Herzogs von Weimar sind, däucht mich, dazu berufen, mehr als irgend andere Menschenkinder, Freunde zu sein. Wenn Sie dies auch so finden, so nehmen Sie hier meine freundschaftliche Hand und mit ihr das Herz

Ihres

Wieland."

Es mag noch erwähnt werden, daß Ernst Wolfgang Behrisch einen Bruder hatte, namens *Heinrich*, der gleichfalls Schriftsteller und Hofmeister bei verschiedenen reichen und einflußreichen Persönlichkeiten war. Während jedoch der Jugendfreund und Studiengenosse von Goethe, wie gesagt, gegen das Drucken von Werken sich ablehnend verhielt, war Heinrich Behrisch ein fleißiger, wenn auch oberflächlicher Kompilator, ohne jedoch irgend eine Spur seines Wirkens hinterlassen zu haben. Meusel führt mehr als 30 selbständige Werke von ihm auf, die von der seltenen Schreibseligkeit aber auch von der Oberflächlichkeit des immerhin begabten Mannes Zeugnis ablegen. Ob freilich alle die Bücher, die Meusel nennt, auch wirklich existierten, steht nicht fest, denn, wie der Genannte sich verwahrend bemerkt, hat er sämtliche von ihm namhaft gemachte Büchertitel nach den eigenhändigen Mitteilungen des Verfassers abdrucken lassen. Dieser aber hat, wie sich dies an verschiedenen Stellen deutlich ergibt, keine Bedenken getragen, hier und da zu antizipieren. Er hat Schriften, die er erst unter der Feder hatte, als bereits erschienen angegeben, und daraus erklären sich denn auch die mehrfachen Abweichungen in der Fassung der Titel wie in den Angaben des Verlegers, Druckorts und der Jahreszahlen.

Die meisten Werke von Heinrich Behrisch sind moralisierenden und erbaulichen Inhaltes. Meusel nannte den Verfasser ein „flüchtiges Genie".[1]

Es muß noch erwähnt werden, daß auch Heinrich Behrisch gleich seinem Bruder Ernst Wolfgang Behrisch ein Original im Leben war.

Der Dichter Wilhelm Müller hat ihn in seinem Werk „Debora" als Modell verwandt.[2] Hier spielt ein emigrierter französischer Marquis die Hauptrolle. Dieser wunderliche Heilige führte, gerade wie es auch Heinrich Behrisch tat, ein Modell seines angeblichen Ahnenschlosses mit sich herum, das er mit anderen Erinnerungen an seine Heimat in einem geheimnisvollen Tempel aufbewahrte. Wilhelm Müller sah dieses Schloßmodell bei dem ihm persönlich bekannten und befreundeten Behrisch, und so kam ihm der Gedanke, Behrisch als Typus des verrückten, französischen Marquis zu schildern.

Die beiden Brüder harmonierten wenig miteinander, obschon beide in Dessau zusammen lebten. Bis zu welchem Grade diese Trübung gestiegen war, sehen wir aus nachstehendem, für das Brüderpaar so bezeichnenden Brief, den Heinrich Behrisch bei dem Tode von Ernst Wolfgang Behrisch an dessen Testamentsvollstrecker richtete und der den betreffenden Gerichtsakten entnommen ist:

„Wohlgebohrner Hochverehrter Herr Hofrath:

Mündlich bat ich Ew. Wohlgeb. mir das brüderliche Testament zufertigen zu lassen: schriftlich muß ich es nochmals inständigst thun. Sollten es aber die Formalitäten schlechterdings erfordern, daß ich persönlich oder per mandatarium der Eröffnung des Testaments beiwohnen müßte und da ich erfahren habe, daß Ew. Wohlgeb. der Verfasser und Executor testamenti sind; so erkühn ich mich vorläufig anzufragen, ob im Testament keine Verweise, Kränkungen, Ehrenrührige Vorwürfe stehen, dergleichen er mir zeitlebens zu machen Freude hatte? denn im letzteren Fall entsag' ich lieber der Erbschaft, die ohnedem unbeträchtlich ist, als mir im pleno Sachen vorlesen zu lassen, die er mir unaufhörlich recapitulirte und seinen Umgang vermeiden ließen. Wäre Liebe und Freundschaft seine Absicht gewesen, so hätt' er mir bei seiner zu hohen Pension und bei meiner acht Thaler Pension doch ein paar Thaler zufließen lassen oder bei 20jährigen Müßiggang monatlich 5 Thaler zurücklegen können. Ich vermuthe also immer, daß sein Testament noch etwas Gift und Galle enthält, die er zeitlebens gegen mich hatte und da ich sie seit $11^1/_2$ Jahren immer vermied, noch zu guter Letzt reichlich in 7 Bogen ergossen haben wird, um mir den Rest zu geben. Noch vor 2 Monathen schrieb er mir einen so bitterbösen Brief, in welchem er mich als einen Mann ohne Religion, ohne Moral, ohne Gefühl, kurz als einen Krüppel an Seel und Leib schilderte. Da ich nun darauf nicht antwortete, so läßt sich vermuten, daß er wenigstens in seinem Testamento holographo noch einen Todtenkranz geflochten haben wird. Irr' ich mich aber und das können Ew. Wohlgeb. wissen, so erschein ich gern im Judicio. Die Copialien muß ich doch einmal bezahlen. Verzeihen Ew. Wohlgeb. meine Freimütigkeit, und nehmen die Versicherung meiner innigsten Ehrerbietung gütig auf."

Heinrich Behrisch irrte sich gründlich; das Testament von W. E. Behrisch enthielt keine Schmähungen, sondern setzte den jüngeren Bruder zum Universalerben ein und ließ nur zwischen den Zeilen ein leises Mißtrauen durchblicken. W. E. Behrisch war eben in der Literatur wie im Leben ein *haarscharfer — Kritiker!*

[1] Vermischte Blätter von Karl Elze, Seite 63 ff.

[2] Wilhelm Müllers Vermischte Schriften, herausgegeben von Schwab, Band III, Seite 105.

Richard Wagner als Bücherliebhaber.

Von

Fr. J. Kleemeier in Leipzig.

Die während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 vorhandene patriotische Stimmung, die durch die gewaltigen Erfolge der deutschen Waffen noch mehr gehoben wurde, hat sicher viel mit dazu beigetragen, daß man in Deutschland die Aufführung der Richard Wagnerschen Tondramen nunmehr ernstlich betrieb. 1876 wurden die Nibelungen zum erstenmal in Bayreuth aufgeführt. Ich wohnte damals in Bayreuth ganz in der Nähe von Wagner und habe die verschiedenen Stücklein und Vorkommnisse, die Richard Wagner passierten, gern gehört, wie ich auch verschiedene Personen, die dabei beteiligt waren, gut kannte; so z. B. den alten Stabstrompeter Göttling vom 6. Chevauxlegersregiment, der wegen seines urwüchsigen Wesens und wegen seines trockenen Witzes eine stadtbekannte Persönlichkeit und auch bei Richard Wagner sehr beliebt war. Wagner ergriff gelegentlich den Taktstock Göttlings und dirigierte dann die Chevauxlegerskapelle so heftig, daß er zweimal den vermutlich ärarialischen Taktstock Göttlings zerbrach. Der alte Peter Göttling hob natürlich als guter Soldat die Trümmer der derartig zerwuchteten Dirigentenstäblein sorgfältig auf, ließ sie in Messinghülsen fassen und widmete sie so seinem Regiment, wo sie noch heute zu finden sind. Auch sonst kam das ärarialische Eigentum durch Wagner manchmal in Gefahr, so z. B. wenn Wagner seinen großen Hund, der schon mehr Kalb war, frei im Bayreuther Hofgarten herumlaufen ließ und dadurch mit dem Hüter des Gartens in einen Konflikt geriet, der erst durch das königliche Obersthofmarschallamt in München geschlichtet werden mußte; oder wenn ein königliches Dienstpferd von den Chevauxlegers, das gelegentlich als das Roß Grane von Brünhilde über die Bühne des königlichen Opernhauses geführt wurde, plötzlich mitten auf offener Bühne stehen blieb und sich erst weiterzugehen bequemte, nachdem es seine Roßballen (Roßballenschüttler = Chevauxlegers in der Bayreuther Vulgärsprache) hinter sich gelassen hatte, die eigentlich den Bauern der Bayreuther Umgegend gehörten, welche laut Vertrag die Verdauungsprodukte der Regimentsdienstpferde gepachtet hatten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Auch den Buchbindermeister Christian Senfft traf ich damals in Bayreuth wieder, den ich schon seit mehreren Jahren kannte, da er die in Oberfranken damals von den Bauern und kleinen Bürgern fast ausschließlich gekauften Bayreuther Kalender verlegte und seit Ende der sechziger Jahre die nordbayerischen Buchhändler persönlich besuchte, um nicht durch die Konkurrenz einiger anderer gerade damals sehr tätigen Kalenderverleger erdrückt zu werden. Damals gab es auch noch den Kalenderstempel, der ja eine Bildungssteuer gewesen sein mag, aber immerhin dazu beitrug, daß jeder wenigstens etwas für seinen Kalender bezahlen mußte, während heute verschiedene Leute es als selbstverständlich betrachten, daß ihnen von einem halben Dutzend Lieferanten je ein Kalender geschenkt wird.

Diese und noch verschiedene andere Wagner-Erinnerungen fielen mir ein, als ich das vor kurzem erschienene Werk: „*Richard-Wagner in Bayreuth.*" Erinnerungen, gesammelt und bearbeitet von *Dr. Heinrich Schmidt* und *Ulrich Hartmann.* Mit 14 Abbildungen (139 Seiten). Verlag von *Hugo Kittenberg* in Firma *Karl Klinner* in *Leipzig.* Br. M. 3.—, gebunden M. 4.—, in die Hand bekam und in einem Zuge durchlas, denn der Inhalt dieses Buches interessierte mich umsomehr, als ich die Örtlichkeiten und manche Personen, von denen darin die Rede ist, kannte. Vermutlich werden auch recht viele andere Leute, denen diese Bayreuther Erinnerungen von Schmidt und Hartmann in die Hände kommen, daran Gefallen finden, denn sie erblicken darin Richard Wagner in einem besonderen Lichte. Neu war mir Richard Wagner als Bücherfreund. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Hugo Kittenberg ist es ermöglicht, die in dieser Hinsicht mit Richard Wagner gemachten Erfahrungen des Buchbindermeisters Senfft den Lesern dieser Zeitschrift mitzuteilen. Herr Senfft sagt darüber Folgendes:

„Mit dem großen Meister Richard Wagner wurde ich durch den Musiklehrer Maukisch bekannt, der Gesangsstunden an der Dr. Falkoschen Heilanstalt in St. Gilgenberg gab und Dirigent des Gesangvereins „Eintracht" in Bayreuth war, dem ich als Vorstandsmitglied angehörte. Dieser intelligente, mit guten Manieren ausgestattete Mann, ein früherer Opernsänger, erledigte in seiner Freizeit für Dr. Falko und später auch für Wagner während dessen Aufenthalts auf Schloß Fantaisie zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber die verschiedensten Kommissionen in der Stadt, weshalb ihm Wagner, der sich in dieser Zeit mit der Instandsetzung seiner Bibliothek beschäftigte, den Auftrag gab, einen tüchtigen Bayreuther Buchbindermeister zu besorgen, der auch höheren Ansprüchen genügen könnte. Maukisch brachte mich in Vorschlag, und an einem schönen Sommermorgen 1872 trat ich meine Wanderung nach Hotel Fantaisie an, um mich dem großen Tondichter zur Verfügung zu stellen. Meine Befangenheit schwand

bald, denn Wagner kam mir äußerst freundlich entgegen und besprach den ersten Auftrag mit mir in vertrauenerweckender Weise. Er übergab mir damals vier Bände wissenschaftlichen Inhalts, die in hellgelben Kalblederhalbfranzband zu binden waren, ferner sechs Exemplare des eben erschienenen fünften Bandes seiner Schriften. Vier davon, als Dedikationsexemplare für König Ludwig II., die Gräfin Schleinitz u. a. bestimmt, sollten als Prachtbände ganz in roten Saffian mit Goldschnitt und reicher Goldpressung gebunden werden. Ich muß gestehen, daß mich dieser erste Auftrag trotz meines Könnens, das ich mir in der Fremde erworben hatte, einigermaßen in Verlegenheit setzte. War doch solcher Luxus in Büchereinbänden bisher in Bayreuth noch nicht getrieben worden und mußten doch die zur Ausführung der bestellten Arbeit nötigen Materialien, sowie die Preßverzierungen, Maschinen usw. von auswärts bezogen werden! Mit frischem Mut ging ich ans Werk und konnte nach einiger Zeit meine erste Arbeit für den Meister abliefern mit dem Bewußtsein, Ehre damit einzulegen. Hierbei ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Wagners Gattin nahm die Bücher in Empfang und spendete mir uneingeschränktes Lob, bis ihr scharfes Auge auf der Rückseite eines der Saffianbände einen dunklen Schein entdeckte, der von einem Fehler im Leder herrührte und von mir absichtlich auf die Rückseite verlegt worden war. Als Frau Wagner ihr Bedenken ob dieses Schönheitsfehlers äußerte und durchblicken ließ, daß der Meister über den fatalen Flecken jedenfalls ungehalten sein werde, wurde ich ganz verwirrt. Nun kam Wagner schlicht und gemütlich zur Türe herein. Mein Herz schlug hörbar; völlig eingeschüchtert, eine Strafrede, vielleicht den Laufpaß erwartend, stand ich da. Doch die Sache nahm eine recht erfreuliche Wendung. Der Meister betrachtete die Bücher, vernahm die Aussetzungen seiner Gattin und sagte dann freundlich: „Aber mein liebes Weibchen, wie magst du den Herrn Senfft wegen solcher Kleinigkeiten beunruhigen! Nein, nein, mein Freund, Sie haben Ihre Aufgabe prächtig gelöst; ich hätte nicht gedacht, daß ich in Bayreuth einen Meister fände, der diese immerhin schwierige Arbeit so ganz zu meiner Zufriedenheit macht. Sie werden staunen, was wir noch alles miteinander fertigbringen; ich werde selbst immer zu Ihnen in die Werkstätte kommen; ich werde von jetzt ab sehr viele Bücher binden lassen, die sämtlich künstlerisch ausgestattet werden müssen.“ So durfte ich beitragen zur Herstellung der großen Bibliothek Wagners, die durch die Verschiedenheit der Einbände in Farbe und Ausstattung einen vornehmen, eigenartigen Eindruck macht. Freilich kostete es mich anfangs viele Mühe, den Wünschen Wagners in jeder Weise gerecht zu werden. Mancher nach meiner Meinung wohlgelungene Einband mußte abgeändert werden oder auch ganz verschwinden, wenn die verwendeten Farben nicht nach seinem Geschmack waren. Später genügten kurze Andeutungen Wagners; ja ich machte selbst Vorschläge, die nicht selten angenommen wurden. Viel Zeit nahm das Binden der großen Partituren zum „Ring“ in Anspruch, weil sie mit reicher Handvergoldung verziert werden mußten. Manche teilweise mit Beschlägen versehenen Einbände kamen auf 40, 50, 60 Mark und höher zu stehen. Besondere Sorgfalt wurde auf jene Bände verwendet, die als Geschenke an Kaiser Wilhelm I., an König Ludwig II. und an andere höchste und hohe Herrschaften abgingen und in Seide, Samt, Pergament oder Leder gebunden wurden. Die in Lieferungen erscheinenden Werke und Zeitschriften mußten genau so gebunden werden, wie die früheren in Triebschen hergestellten Bände und Jahrgänge. Um dies zu ermöglichen, vor allem aber, damit ich die von Wagner aus der Schweiz mitgebrachten halbfertigen Bände fertig machen konnte, kaufte Wagner dem Schweizer Buchbinder den betreffenden Leder- und Materialvorrat ab und stellte ihn mir zur Verfügung.

Von der Zeit an, als Wagner in die Dammallee gezogen war, erschien er fast jeden Tag, durch das Ruckriegelsche Anwesen kommend, in meiner Werkstatt und wehe mir, wenn ich nicht über seinen Büchern war. In dieser Zeit eine andere Arbeit aufzunehmen, hatte er mir nämlich ausdrücklich verboten. Suchte er mich nicht in der Werkstatt auf, so nickte er mir wenigstens von der Straße aus freundlich zu. Sah er mich aber nicht an meinem Arbeitsplatz am Fenster, so kam er sicher in die Werkstätte, um sich nach mir zu erkundigen. Auch nach dem Umzug in die Villa „Wahnfried“ blieb der Meister dieser Gewohnheit treu, trotzdem er von jetzt ab einen bedeutend längeren Weg zu meinem Hause zurückzulegen hatte. Eines Sommernachmittags kam Wagner wie gewöhnlich um $^1/_2$5 Uhr in meine Werkstatt. Als ich ihn beim Fortgehen vor die Tür begleitet hatte, fragte er mich nach dem Restaurant „Eule“, wo nach Mitteilung seines Leibchirurgen Schnappauf ausgezeichnetes Bier verzapft würde. Ich gab mir die größte Mühe, ihm den Weg genauestens zu beschreiben. Plötzlich nahm mich Wagner beim Ärmel und zog mich mit den Worten mit sich fort: „Na, na, da gehen Sie nur lieber gleich mit, dann finde ich die Eule leichter.“ Meine Einwendung, ich könne doch in meinem Arbeitsanzuge und mit der mit Kleister befleckten Schürze nicht mit ihm über die Straße gehen, half nichts. In der Eule angekommen, wollte ich mich verabschieden, allein Wagner ließ mich nicht fort, sondern veranlaßte mich mit aller Bestimmtheit, ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Nachdem jeder sein Glas Bier getrunken und für einen Kreuzer Brot verspeist hatte — auch Marke, Wagners Lieblingshund, bekam ein Brot — zahlte der Meister die Zeche, worauf wir zusammen das Lokal verließen.

Anfangs 1874, also kurze Zeit vor dem Umzug in die Villa „Wahnfried“, füllte sich Wagners bislang kleine Bibliothek unaufhörlich und rasch mit den kostbarsten Werken musikalischen und wissenschaftlichen Inhalts. Es kam nicht selten vor, daß ich hundert gebundene Bände ablieferte und dafür zweihundert ungebundene in Arbeit erhielt. Der Bibliotheksaal in „Wahnfried“ enthält keine eigentlichen Bücherschränke, sondern mit Schnitzereien versehene Regale, in denen die Bücher und Musikalien untergebracht sind. Die ganz in Juchten gebundenen, mit Goldschnitt und reicher Handvergoldung auf Decke und Rücken versehenen Prachtpartituren zum „Ring“ sind aber nicht in der Bibliothek aufgestellt, sondern im Bibliotheksaal auf dem Flügel und auf Tischen aufgelegt. Außer Einbänden zu Musikalien, Büchern und Zeitschriften hatte ich für Richard Wagner auch fein ausgestattete Mappen für wertvolle Bildwerke, für kostbare Kupferstiche und Familienbilder zum Auflegen im Saale des „Wahnfried“ zu fertigen, ferner Mappen zur Aufnahme der Korrespondenz mit hohen und höchsten Persönlichkeiten.

Meine Arbeit für Wagner führte mich fast täglich in sein Heim. Ich wurde vom Meister zu allen Tageszeiten und an den verschiedensten Orten empfangen. Einmal besprach Wagner sogar durch die Badezimmertüre, in der Wanne sitzend, mit mir eine kurze geschäftliche Angelegenheit und so hatte ich, wie kaum ein anderer, Gelegenheit, die Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten des Meisters kennen zu lernen und Blicke in sein Familienleben zu werfen. Am ehesten war Wagner vormittags, etwa um $^1/_2$10 Uhr zu sprechen. Ich erwartete ihn gewöhnlich zu dieser Zeit im Eßzimmer, wo für ihn in der Regel eine Tablette mit zwei halben belegten Semmeln und ein ausgezeichneter Wein zum Frühstück bereitstanden. Es kam öfter vor, daß Wagner die Semmelschnitte redlich mit mir teilte und mir ein Gläschen Wein einschenkte, bevor in die Verhandlungen eingetreten wurde. Wagner konnte aber auch ungehalten werden, wenn seine Wünsche und Angaben falsch oder nicht sofort erfaßt wurden. Einmal äußerte er halb unwillig, halb im Scherz: „Senfft, wenn Sie mich ärgern, so lege ich mich hinter in mein Grab“. Seine Unmutausbrüche währten aber nur kurze Zeit; er beteuerte oft, daß es nicht so schlimm gemeint sei. Bei diesen Verhandlungen rein geschäftlicher Natur kehrten die Gedanken Wagners nicht selten zu seinen Schöpfungen zurück, die ihn jeweils beschäftigten; manchmal brach er die Unterhaltung plötzlich ab, ging an den Flügel, schlug einige Akkorde an und warf schnell auf ein auf dem Schreibtisch liegendes Papier eine kurze Bemerkung hin, worauf er die Unterhaltung mit mir wieder aufnahm. Mußte ich im Hochsommer bei starker Hitze in den „Wahnfried“, so saß Wagner mit seiner Familie gewöhnlich im Gartenhaus links hinter der Villa. Wagner konnte sich sehr ereifern, wenn sich jemand, der Sonnenglut ausgesetzt, entblößten Hauptes vor ihn hinstellte. Mir hat er dies mehrmals beredet; als ich einmal nach dem Grüßen den Hut nicht sofort aufsetzte, bedeckte mir Wagner das Haupt mit seinem eigenen großen Strohhut, wobei er mich abermals wegen dieser Unvorsichtigkeit ernstlich tadelte. Einstmals lag bei meiner Ankunft Marke, Wagners treuer Hund und Begleiter, unter der Gartentür. Da ich zu dem bei seiner Familie im Gartenhaus sitzenden Meister nur durch Überschreiten des mächtigen Tieres, das nicht von seinem Platze wich, weil es wahrscheinlich auch durch die große Hitze litt, gelangen konnte, streichelte ich den Hund, um ungefährdet das Wagnis ausführen zu können, über ihn hinwegzuschreiten. Dabei brachte ich mein Gesicht dem Tiere ziemlich nahe; dasselbe schnappte nach mir und zwar so plötzlich, daß ich mich nur durch rasches Zurückziehen meines Kopfes vor einer wahrscheinlich schweren Verletzung bewahren konnte. Dieser Vorgang verursachte begreiflicherweise Aufregung bei der Familie Wagner. Wagner zwang mich, dem der Schrecken am Gesichte abzulesen war, auf einen Stuhl und bat mich in der liebenswürdigsten Weise um Entschuldigung.

Im Laufe der langen Zeit, in der ich für Richard Wagner arbeitete, erhielt ich manches hübsche Andenken von ihm. Als im April 1874 die Villa „Wahnfried“ vollendet war und der Umzug aus dem Hause in der Dammallee in das neue Heim stattfand, wurde mir der Auftrag, dafür zu sorgen, daß die bereits vorhandenen Bücher in die schlichten Bibliothekschränke im großen Saale des „Wahnfried“ gebracht würden. Beim Einpacken der Bücher entdeckte ich zwischen Notenblättern zwei Bilder Wagners von wunderbarer Ähnlichkeit. Ich sah mir dieselben an und hatte meine helle Freude daran. Das schien der Meister, der in meiner Nähe am Schreibtisch beschäftigt war, zufällig zu bemerken. Er fragte mich, ob ich wohl ein solches Bild gern hätte. Als ich erwiderte, daß es mir die größte Freude machen würde, nahm er mir die Bilder aus der Hand und schrieb zu meiner größten Überraschung auf eines derselben die Worte: „Seinem Freunde Christian Senfft. Bayreuth, 24. April 1874. Richard Wagner.“ Am gleichen Vormittage schenkte mir Wagner noch zwei kunstvoll aus Holz geschnitzte Engel, die in seinem Musikzimmer auf Postamenten aufgeschraubt am Flügel standen. „Frauchen“, sagte er, „die schenken wir dem Senfft; oben haben wir doch keinen Platz dafür.“ Um das Porträt brachte ich nach Wagners Tod von Blättern aus den Kränzen, die König Ludwig II. seinem Liebling als letzten Gruß sandte, eine Umrahmung an. Oft kam es vor, daß mir Wagner im „Wahnfried“ seine Schreibmappe zur Ergänzung des verbrauchten Löschpapieres übergab. Einmal leerte er den Inhalt der Taschen

derselben bis auf einige für ihn unwichtige Blätter und sagte: „So, das andere schenke ich alles Ihnen“. Bei näherer Prüfung erkannte ich, daß diese Blätter in flüchtigen Bleistiftnoten Gedanken zum Parsifal enthielten, die in der oben angedeuteten Art zu Papier gebracht waren. Außerdem besitze ich den Anfang eines von Wagner entworfenen Partiturschemas zum Kaisermarsch für Militärmusik, mehrere Briefchen und Zettel mit den Titeln, womit die Rücken der Bücher und Partituren bedruckt werden sollten. Einmal sandte Wagner durch den Diener den Betrag meiner Rechnung in einem Briefumschlag, auf den er die Worte geschrieben hatte: „Herrn Buchbinder Senfft (auch Goldbauer) Bayreuth. 3 Kreuzer darauf zu legen.“ Damals hatte der Meister in Erfahrung gebracht, daß ich einige Tage zuvor in einem Liebhabertheater in der „Eintracht“ den Goldbauer in dem gleichnamigen Lustspiel mit großem Erfolg gegeben hatte, weshalb er auf der Adresse in humorvoller Weise meines schauspielerischen Talentes gedachte. Als Buchbinder hatte ich von Wagner ungemein viel gelernt. Zu meiner Freude erhöhte sich mit meiner Leistungsfähigkeit auch die Zahl meiner Kunden. Sogar aus Petersburg, Berlin, Wien und aus anderen Orten erhielt ich Aufträge von Wagnerverehrern, die des Meisters Bibliothek gesehen hatten und ihre Bücher in denselben Einbänden haben wollten wie Wagner. Im Jahre 1878 faßte ich den Plan, einen Verkaufsladen in meinem alten Hause einrichten zu lassen. Der Meister, von meinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, riet lebhaft von dessen Ausführung ab: „Das tun Sie nicht, lieber Senfft; wir bleiben schön in der alten Werkstatt beieinander. Wenn Sie bauen, haben Sie den Kopf voll anderer Geschichten; Sie können sich nicht mehr mit der alten Aufmerksamkeit Ihrem Berufe widmen und in erster Linie werde ich darunter zu leiden haben.“ Ich widersprach dem und ließ den Umbau ausführen, der mir natürlich manche Aufregung und sorgenvolle Stunden bereitete. Der erste, der meine gedrückte Stimmung bemerkte, war Richard Wagner, der sein Faktotum Schnappauf befragte, ob er die Ursache meiner veränderten Gemütsverfassung kenne, ob ich mich mit meinem Unternehmen vielleicht zu weit vorgewagt hätte und pekuniäre Hilfe brauchte. Schnappauf, dem meine Verhältnisse bekannt waren, konnte aber den Meister sofort beruhigen. Nach Beendigung des Umbaues spottete Wagner häufig über den „kostbaren Laden“; er glaubte immer noch, vernachlässigt zu werden, hatte sich aber in dieser Hinsicht gewiß nicht zu beklagen.“



Setzersorgen in früherer Zeit.

Von

Max Pellnitz in Leipzig.

Wenn man die heutige Entwicklung des Buchdruckereibetriebes mit seinen Setzmaschinen, Schnellpressen und Rotationsmaschinen betrachtet, mit all den großartigen Fortschritten, die der Beruf in dem letzten Vierteljahrhundert gemacht hat, so blickt man mit einer gewissen Verachtung auf die sogenannte gute alte Zeit zurück, die so weit hinter uns liegt, und in der alles ruhig und gemütlich abging. Der Setzer vor 100 und mehr Jahren hatte sein Manuskript im Kasten, setzte es ruhig zu Ende und wurde nicht angetrieben von Autoren und Verlegern; er brauchte keine Entwürfe für seine Akzidenzarbeiten zu machen und sich nicht im Zeitungsbetriebe bis zur Ermattung abzuhetzen.

So denkt natürlich mancher, weiß aber nicht, daß er die Tüchtigkeit seiner Berufsgenossen von ehedem ganz gehörig unterschätzt. Allerdings, Schnellschüsse wie heutzutage gab es damals nicht, künstlerische Drucksachen im heutigen Sinne gab es auch nicht, und bei der Herstellung des Wochenblättchens gab es keine Aufregung — aber trotzdem wurden an die Intelligenz und Tüchtigkeit Anforderungen gestellt, von denen sich heute der Durchschnittssetzer keinen Begriff macht.

Freilich verfügte der Schriftsetzer — überhaupt der Buchdrucker — von damals über einen höheren Grad von Bildung, als dies heute im allgemeinen der Fall und durch die ganze wirtschaftliche Entwicklung des Volkes bedingt ist. Dafür wurden in bezug auf wissenschaftliche Kenntnisse früher erheblich höhere Ansprüche gestellt, als heute; der Setzer stand dem Autor näher und trat mit diesem oft in direkte Beziehung; er stand daher auch gesellschaftlich auf einer höheren Stufe.

Daß sich das im Laufe der Zeit ändern mußte, bedarf bei der ganzen Entwicklung des Wirtschaftslebens keiner besonderen Erwähnung, und daher sei hier nur nebenher darauf hingewiesen.

Jedenfalls muß aber festgestellt werden, daß die „gute alte Zeit“ für die Buchdrucker durchaus nicht so gemächlich war und daß die Herstellung eines Druckwerks manche Schwierigkeit bereitete.

Da mußte natürlich schon bei der Ausbildung des Lehrlings sorgfältig zuwege gegangen werden,

um einen tüchtigen und brauchbaren Gesellen aus ihm zu machen, der nicht nur in der eignen Offizin, sondern auch bei fremden Druckherren bestehen konnte. Das forderte die Standesehre, die die alten Drucker auch stets hoch zu halten wußten.

Im Nachfolgenden habe ich nun den Versuch gemacht, die Tätigkeit des Schriftsetzers in früherer Zeit bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts zu schildern und auch einige Mitteilungen über seinen Entwicklungsgang zu machen. Vielen von heute dürften diese Ausführungen unbekannte Tatsachen sein, aber interessant genug, um Vergleiche zwischen einst und jetzt zu ziehen.

I. Das Verhältnis zwischen dem Druckherrn und seinem Personal.

Das *Aufgedinge* eines Lehrlings in einer Buchdruckerei geschah sehr sorgfältig und mit mancherlei Formalitäten. Hatte ein Lehrling seine Probezeit, die gewöhnlich vier Wochen dauerte, überstanden, so wurde er aufgedungen oder *eingeschrieben.* Es mußten sich alle Gesellen der Druckerei zu einer bestimmten Stunde im „Druckereyzimmer“ versammeln. „Sobald dieses geschehen, tritt der Prinzipal hinzu und macht also seiner versammelten Druckerey-Gesellschaft bekannt, daß die Probezeit dieses neu aufgenommenen Lehrlings vorbey sey, und er nun aufgedungen und seine Lehrzeit bestimmt werden sollte. Alsdann wird der neu aufzudingende Lehrling vorgerufen und von seinem künftigen Lehrherrn, im Beyseyn aller Gesellen, nochmals gefragt: ob er, da er nun aufgedungen werden solle, noch ernstlich und fest entschlossen sey, die Buchdruckerkunst (als Setzer oder als Drucker) zu lernen? Hat nun derselbe während der vier Wochen Probezeit keine Abneigung gegen diese Kunst merken lassen und Lust zur Erlernung derselben, und versichert dieses mit Ja; alsdann macht ihm der Lehrherr alle diejenigen Pflichten und Obliegenheiten bekannt, die er künftighin als Lehrling zu beobachten verbunden ist, und stellt ihm auch zugleich alle die üblen Folgen lebhaft vor Augen, welche für ihn endlich daraus entstehen müßten, wenn er sich seine Lehrzeit über nicht fleißig, treu, ehrlich und ordentlich verhalten, und sich nicht alle mögliche Mühe geben würde, die Kunst gründlich zu erlernen. Dabey muß ihm auch ans Herz gelegt werden, daß er sich besonders gegen seinen Lehrherrn und gegen jeden Gesellen höflich betragen, und sich einer guten sittlichen, tugendhaften Lebensart befleißigen sollte.“ Dieses mußte er seinem Lehrherrn zuerst und dann den anwesenden Gesellen versprechen und einem jeden die Hand reichen. Hatte dann der Lehrherr seiner versammelten Druckereigesellschaft den Lehrkontrakt deutlich vorgelesen, und waren keine Einwendungen gegen dessen Inhalt gemacht worden, so setzte jeder Geselle als Zeuge seinen Namen darunter, nachdem der Lehrherr sich schon vorher unterschrieben hatte. Eine Abschrift des Lehrvertrags erhielt der Lehrling resp. dessen Eltern oder Vormünder. In den meisten Druckereien gab es für den Zweck ein besonderes Einschreibebuch, das *Druckereibuch,* in welches alle Aufdingungen, Freisprechungen und dergleichen ein- und unterschrieben wurden.

Die Dauer der Lehrzeit war verschieden und richtete sich meist nach den gesetzlichen Bestimmungen der Landes- oder Stadtbehörden. In Leipzig lernte der Setzer fünf und der Drucker vier Jahre, wenn der Lehrherr für Nahrung, Kleidung und sonstige Unkosten sorgte. Wollte aus irgend welchen Gründen der Lehrling nicht so lange lernen, so mußte mit Lehrherrn und Gesellen ein besonderer Vertrag geschlossen werden.

Nach Beendigung der Lehrzeit erfolgte die feierliche Handlung des *Postulats.* Dieses näher zu beschreiben, hat keinen Zweck, weil es schon so oft geschildert worden ist, daß wohl ein jeder Buchdrucker die damit verbundene Zeremonie kennt. Erwähnt sei nur, daß sich durch das Postulatswesen soviel Mißstände entwickelten und den jungen unerfahrenen Auslernenden soviel Nachteile, schon in Anbetracht der übertriebenen Geldschneidereien erwuchsen, so daß die Behörden energisch eingreifen mußten. Mit Beginn des XIX. Jahrhunderts hatte daher das Postulat schon erheblich an Ansehen eingebüßt, bis es endlich gänzlich aufhörte und nur hier und da noch bis in die jüngsten Zeiten unter der Bezeichnung *Gautschen* fortlebte.

Die Institution des *„Anführgespans“* ist nur noch der älteren Buchdrucker-Generation bekannt — leider! darf man wohl sagen; denn die heutige Ausbildung unseres Nachwuchses kann ja gar nicht mehr so gründlich sein, als dies noch vor ungefähr 30 Jahren der Fall war. In unsrer Zeit der Hast bleibt ja die Zeit für die gründliche Unterweisung des einzelnen gar nicht mehr und was nicht die Buchdruckerschulen — wo sie vorhanden sind — sowie eigner Lerntrieb ergänzen können, das bleibt den „jugendlichen Arbeitern“, zu denen unsre Lehrlinge von Rechts und Gesetzes wegen hinaufgestempelt worden sind, ein Buch mit sieben Siegeln. Wie anders war dies früher, wo der Lehrling seinen Anführgespan bekam, der ihn in allem unterweisen mußte. Täubel sagt in seinem „Wörterbuche“ über den letzteren: „Dieser ist es, von dessen Kenntnissen in der Kunst, von dessen Geschicklichkeit, Denkungskraft, sittlichem Betragen und ganzem Benehmen beym Unterricht des Lehrlings, das ganze künftige Schicksal, Glück und Unglück, Wohl und Wehe desselben gewissermaaßen abhängt. — Hat der Anführgespan, er sey Setzer oder Drucker, in seinem Fache gründliche Einsichten und richtige Kenntnisse von allem, was dazu gehört, Fertigkeit und Geschicklichkeit bey der Ausübung aller Theile seiner Kunst, auch die Gabe, den Unterricht derselben seinem Zöglinge auf eine deutliche, der

Fassungskraft desselben angemessene Art beyzubringen, geht dabey liebreich, menschenfreundlich und mit gehöriger Nachsicht und nicht mit übertriebener Härte und Strenge zu Werke, und seinem Schüler auch in Ansehung seines sittlichen Lebenswandels, mit einem guten musterhaften Beyspiele vor; so ist es ein Glück für einem Zögling, hierbey in die Hände eines solchen beym Antritte seiner Lehrjahre gerathen zu seyn." Aber der Anführgespan soll nach Täubel den Lehrling auch anhalten, in seiner freien Zeit gute und nützliche Bücher zu lesen, ihm solche zu verschaffen suchen und auswählen. „Je mehr Lektüre ein solcher Jüngling besitzt, je seltener wird er bey Lesung schlecht geschriebener Handschriften, die er oft setzen muß, stocken, weil ihm dann schon vieles . . . . . bekannt ist." Täubel beschreibt ausführlich die Pflichten des Anführgespans gegen den Lehrling, den er neben sich in der Gasse stehen hat, damit er ihn jederzeit beobachten und ihm alles genau erklären kann, das gleiche gilt vom Anführgespan des Druckerlehrlings, der diesen ebenfalls in allen Handgriffen seines Geschäfts unterrichten muß. Dafür bekam nun der „Setzer- oder Druckergeselle" ein sogenannte *Anführegeld*, das ihm gewöhnlich vom Druckerherrn „in zweyen Hälften" ausgezahlt wird, nämlich nach Verlauf des ersten halben Jahres die eine Hälfte und zu Ende des zweiten halben Jahres die andere. Eine bestimmte Summe war nicht festgesetzt, „gemeiniglich sind es einige Gulden, die dem Anführgespane als ein kleines Geschenk zugestellt werden, damit er beym Unterrichte nicht so leicht den Muth verliere, wenn der Lehrling nicht leicht zu bilden ist. Größtentheils hängt das Anführegeld von der Willkühr des Lehrherrn ab, oder derselbe vergleicht sich hierüber vorher blos mündlich mit dem Anführegespan."

Die *Gesellen* wurden auf halbjährliche Tätigkeit eingestellt und zwar geschah dies am *Anredetag*, gewöhnlich 14 Tage vor Ablauf des halben Meßjahres, „an welchen in manchen großen Städten, wo viele Buchdruckerey- und Buchhandlungsgeschäfte getrieben werden, die Buchdruckerherren ihre Gesellen einem nach dem anderen vorladen, und Ihnen entweder Abschied geben oder die Condition wieder aufs neue halbe Jahr zusagen, nähmlich gewöhnlich von einer Leipziger Oster- bis zur Michaelismesse". Wollte der Geselle nicht länger bei einem Prinzipal in Kondition bleiben, so mußte er ihm sein Vorhaben ebenfalls am Anredetage anzeigen. Die Aufkündigung galt für 14 Tage, so daß nach Ablauf dieser Frist der frühere Geselle aus- und der neue eintrat. In Orten, wo keine bestimmten Gesetze hierüber bestanden, richtete man sich nach den örtlichen Gesetzen und Gewohnheiten. In Österreich „mußte der Geselle dem Herrn vier Wochen vorher, und der Herr dem Gesellen vierzehn Tage vorher die Condition aufsagen".

Die Entlohnung geschah vor 100 Jahren meistenteils im Berechnen, früher war indessen der feste Wochenlohn gebräuchlich, doch erregte dessen Festsetzung fortwährend Unfrieden, so daß man sich zum Berechnen entschloß. Die einfachste Art, den Satzpreis zu normieren, war, daß der Setzer einen Bogen setzte und die dafür gebrauchte Zeit berechnet wurde. Überschießende Kolumnen wurden verhältnismäßig bezahlt, desgleichen Zeilen, die keine volle Kolumne ergaben. Ähnlich war die Bezahlung der Drucker. Sie erfolgte nach den gelieferten Tausenden Bogen. Akzidenzen wurden im gewissen Gelde gedruckt oder hundertweis berechnet. Auch wurde zuweilen der Preis nach der Papiergröße festgesetzt; einige Prinzipale bezahlten sogar nach Zoll!

II. Der Satz.

Die Anzahl der gebräuchlichen *Druckschriften* war um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts noch eine sehr geringe. So führt Ernesti in seiner „Wohleingerichteten Buchdruckerey" (1733) nur Fraktur, Schwabacher, Antiqua und Kursiv im Schnitt unserer heutigen Romanischen Antiquaschriften auf. Die Schwabacher galt bis gegen Anfang des XIX. Jahrhunderts als Auszeichnungsschrift der Fraktur.

Die Frakturschriften zeigen in den höheren Graden verschiedentlich in einzelnen Buchstaben doppelte Typen. Die Versalien weisen meist verschnörkelte Buchstaben auf, desgleichen sind die b, h, ch mit schönen Zügen verziert. Überhaupt sind die größeren Schriftgrade schöner und ebenmäßiger gezeichnet, als die kleineren. Es gibt aber auch schon Zierschriften; so enthält die Ernestische Probe eine „Imperial" genannte lichte Fraktur mit kräftigem Schattenrand, sowie eine „Real" mit feiner Konturlinie um den schwarzen Typenkörper. Die Versalien sind schön gezeichnete Initialen. Auffällig ist aber die Auswahl an Brotschriften. Ernesti bringt z. B. 4 Textschriften, 5 Tertia, 8 Mittel, 4 Cicero, 4 Garmond (die fast alle unser heutiges Borgisbild tragen). Die Schwabacher ist jene, die, soweit mir bekannt, Genzsch & Heyse seinerzeit wieder neu belebt haben. Antiqua und Kursiv zeigen den kräftigen Mediaevalschnitt mit starken Anklängen an die heutigen sogenannten Romanischen Antiquaschriften.

Außer der Schwabacher als Auszeichnungsschrift benutzte man auch gröbere, auf gleichen Kegel gegossene Schriften für diesen Zweck. So benutzte man z. B. zu einem Werke Garmond auf Cicerokegel und als Auszeichnung kleine oder grobe Cicero, welche nicht nur durch ihr größeres Schriftbild, sondern auch durch ihre Fette hervortrat.

Die *Schriftgrade* waren im Anfange des XVIII. Jahrhunderts folgende:

1. Imperial (etwa 8 Cicero hoch)
2. Real „ 7½ „ „
3. Prinzipal „ 6 „ „
4. Missal „ 5 „ „

5. Sabon (etwa 4 Cicero hoch)
6. Kanon („ 3 „ resp. 32 Punkte hoch)
7. Roman („ Doppelmittel)
8. Text
9. Parangon („ 18 Punkte hoch)
10. Tertia
11. Mittel
12. Cicero
13. Brevier oder Rheinländer (11 Punkte)
14. Garmond oder Korpus
15. Petit oder Jungfer
16. Kolonel
17. Nonpareille
18. Perl

In allen Graden von Kanon bis Nonpareille und mit Ausnahme von Parangon, Brevier und Kolonel gab es grobe und kleine Schriftschnitte sowohl in der Fraktur als in der Antiqua und Kursiv, die groben Grade dienten, wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, zur Auszeichnung der kleinen Schriftgrade, da man fette und halbfette Schriften noch nicht kannte.

Erhard Ratdolt in Augsburg hat bereits im Jahre 1486 eine Probe aller in seiner Druckerei vorhandenen Schriften zusammengestellt (reproduziert in Monumenta Germaniae et Italiae Typographico, herausgegeben von Konrad Burger), welche bereits 14 verschiedene Sorten, darunter 3 Antiquaschriften und 1 Griechisch aufweist. Welcher Schriftenreichtum schon vor 425 Jahren!

Die frühesten Verzierungen, die der Buchdrucker zum Ausschmücken des Satzes anwendete, wurden *Röschen* oder *Röseln* genannt, Verzierungen, die Blumen, Blätter, Zweige oder auch andere Figuren darstellten. Es wurden Seitenumrahmungen, Leisten und dergleichen damit hergestellt. Schon im Beginne des XIX. Jahrhunderts kamen die Röseln außer Gebrauch.

Dazu kamen noch *Bleilinien* verschiedener Stärke und Länge, die sich der Setzer je nach Bedarf zurechtschnitt und dies bildete sein ganzes Akzidenzmaterial.

Der Schriftsetzer von damals hatte nun in vieler Hinsicht bei der Behandlung des Manuskripts mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als sein heutiger Kollege. Allerdings kann man sagen, seine Schulbildung, soweit sie in sprachlicher Hinsicht in Betracht kommt, war eine bessere; denn es dürfte wohl nur wenige Schriftsetzer gegeben haben, die nicht wenigstens Lateinunterricht genossen hatten, von Griechisch oder Hebräisch zu schweigen. Aber dies war auch notwendig, wurden doch dazumal mindestens ebensoviel lateinische Bücher gedruckt, wie deutsche, und daß die Herren Gelehrten zu jener Zeit deutlicher geschrieben haben sollten als heute, ist wohl nicht gut anzunehmen. Dagegen herrschte ein für die Schriftsetzer recht unangenehmer Brauch unter der gelehrten Schreiberzunft, die vielleicht noch aus der mönchischen Zeit stammte und wohl seinen ursächlichen Grund in den hohen Papierpreisen hatte, nämlich die Benutzung zahlreicher *Abbreviaturen*, die die Herren Autoren anwendeten, die aber vom Setzer „öffters ausgesetzet werden müssen“. Ernesti führt in seinem oft zitierten Lehrbuch eine große Anzahl solcher Abkürzungen an, von denen ich einige der Kuriosität halber hier folgen lassen will.

ans, ante, accidens, accidente
antaliz, accidentaliter
antib9, accidentibus
ao, actio
aezn9, aeternus
aio, animo
Arles, Aristoteles
a. am, autem
bn, bene
Chr9, Christus
9fortao, confortatio
c9q; cujusque
dzi9, deterius
epla, epistola
ee, esse
eent, essent
freq;nz, frequenter
g. igr. igitur
ht9, habitus
inz inter
mx9, maximus
ncri9, necessarius
opaoe, operatione
pnt, possunt
ppium, principium
ꝑx9, proximus
ꝑrs9, prorsius
q quae
Qv, quaestio
qn qdo, quando
qs quasi
qmdm quemadmodum
qnm, quoniam
S. S. Sacra Scriptura
Scra, Scriptura
scao, significatio
tm, tanquam
v. va, versa u. a. m.

Auch im Griechischen wurden zahlreiche Abbreviaturen und Ligaturen angewendet, die der Setzer wissen mußte. Es gehörte daher schon ein gutes sprachliches Wissen dazu, sich in solchen Handschriften zurechtzufinden.

Mit der *Orthographie* scheinen die deutschen Buchdrucker immer ihre liebe Not gehabt zu haben, mindestens aber muß es um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts auch schlimm damit gestanden haben, worauf man nach Täubel (Wörterbuch) schließen muß, der unter anderem ein „Verzeichniß von altteutschen oder veralteten Wörtern, und deren Bedeutung, wie solche nach der neuen Schreibart gedruckt werden müssen“, gibt und worüber es in einer Fußnote heißt:

„Dieses Verzeichniß ist besonders angehenden *Setzerlehrlingen* in den Buchdruckereyen nützlich, weil in manchen Handschriften (Manuscripten), welche von ununterrichteten oder unwissenden alten Schreibern oder Abschreibern beym Setzen vorkommen, oft noch solche Ausdrücke oder eine solche altväterische Schreibart angetroffen wird. Diese können sie denn nach diesem beym Setzen gleich verbessern, und dadurch sich und dem Corrector bey der Correctur viel Zeit und Mühe ersparen.“

In diesem Verzeichnis finden sich allerdings auch sonderbare Schreibweisen vor, die uns heute so fremd anmuten, daß es uns nicht leicht ist, ihre Bedeutung sofort zu ersehen. Lassen wir auch hier einige Beispiele folgen:

aine (eine), alf (elf), Altuetter (Altväter), amachtig (ohnmächtig), Bauwer (Bauer), benauet (beängstigt), beuelhen (befehlen), Billicheit (Billigkeit), Coroniken (Chroniken), Czeit (Zeit), dye (die), Eltist (der Älteste), Erbeis (Erbsen), erdrich

(Erdreich), Ferlickeit (Gefährlichkeit), frantzössiger (französischer), Fürpotten (Vorboten), gelahn (gelassen), Gepleuder (Geschwätz), Geucherey (Jägerei), Gockler (Gaukler), Hewbt (Haupt), Hymel (Himmel), ihene (jene), yglicher (jeglicher), yhenseit (jenseit), Kethen (Ketten), Küschhait (Keuschheit), Lessickeit (Lässigkeit), letste (letzte), Lyb (Leib), Messz (Messe), Meynster (Meister), plutz (plötzlich), pringenn (bringen), rugen (ruhen), sells (selbst), sigk (sich), Soltner (Schuldner), Spenne (Späne), Stymi (Stimme), thetlich (tätlich), tzustelt (zustellt), Vberkeyt (Obrigkeit), velt (fällt), vndtrücken (unterdrücken), vos (aus), wenen (meinen), weytter (weiter), Wünsterney (Wüstenei), ypig (üppig), zempt (zähmt), zurstrewet (zerstreut).

Auch eine ganze Menge gebräuchlicher deutscher Abkürzungen führt Täubel an, von denen uns die meisten unverständlich sind. Was man damals alles abkürzte, darüber mag eine kleine Auslese Aufschluß geben.

Altm. (Altertum), Aßv. (Altschock), Blnpp. (Ballen Papier), Xstus (Christus), Dwill. (Dienstwilliger), drly. (dreierlei), g. G. (geliebt es Gott), ggl. (gute Groschen), Ld'or (Louisdor), Mgl. (Mariengroschen), Mtz. (Metze), Prov. S. (Sprichwörter Salomonis), Qv. (Quentchen), Rßpp. (Ries Papier), Schrg. (Schregen = Gestell), Tne. (Tonne), Utz. (Unze), Vß. (Faß), wz. (was), Zasp. (Zaspel).

Das *Lesebedürfnis* im Anfange des XVIII. Jahrhunderts war noch nicht groß. Das Volk begnügte sich mit Erbauungsbüchern und einigen populären Schriften, unter denen die *Kalender* eine große Rolle spielten. Diese enthielten aber auch alles, was der gemeine Mann brauchte. Die Kalender waren viel reichhaltiger als heutigentags. Man bediente sich nun in den Kalendern einer großen Menge Zeichen, die der Setzer möglichst nebst ihrer Bedeutung kennen mußte. Diese Zeichen wurden einzelnen Tagen beigesetzt, um ihnen erhöhte Bedeutung zu geben; so finden wir z. B. Zeichen für „Gut Aderlassen", Gut Kinder entwehnen, Gut purgieren, Gut Nägel- und Haarabschneiden, Gut ackern, säen und pflanzen, glückliche und unglückliche Tage; ferner hatten Sonn-, Feier- und Wochentage ihre besonderen Zeichen; man gebrauchte ihrer zur Darstellung von Regen, Wind, Schnee, Reif, Nebel, Sonnenschein, Donner, Hagel usw. Dazu kamen nun noch jene verhältnismäßig wenigen Zeichen, die wir auch heute noch in Kalendern finden.

In dem sogenannten *Bauern-Kalender* wurden auch die Kirchenheiligen resp. deren Embleme abgebildet, von denen Ernesti nicht weniger als 95 bildlich vorführt. Um nun all diese Zeichen ordnungsgemäß unterbringen zu können, gab es besondere Kalender-Kasten, von denen Ernesti einen abbildet, der aus 190 Fächern besteht und in dem natürlich auch Schrift liegt. Ob es da wohl immer ohne Unordnung abgegangen ist?

Ferner gab es eine unheimliche Menge *medizinischer und Apotheker-Zeichen* und wenn auch nicht anzunehmen ist, daß der Setzer sie *alle* kannte, so mußten ihm doch gewiß viele oder die meisten geläufig sein.

Aus alledem ersieht man, daß die Buchdrucker vor 200 Jahren mit einem guten Teil Wissen ausgerüstet sein mußten, um bestehen zu können.

Überaus wichtig aber scheint nun bis in das XIX. Jahrhundert hinein die Kenntnis der *Formate* gewesen zu sein, ein Gegenstand, mit dem sich die alten Buchdruckerhandbücher in eingehendster und erschöpfendster Weise beschäftigt haben. So behandelt Ernesti dieses Thema auf 76 Quartseiten. Es erscheinen da Formate, von denen sich unsere Schulweisheit (gottlob) nichts träumen läßt und es wird einem schwindlig von all den Duodecimo, Decimo Sexto, Vigesimo Quarto, Trigesimo Secundo, Duern, Tritern, Quatern und wie die Formate alle heißen, die da in ordinär, lang, breit, kurz, in 24. erster und zweyter Gattung, in kurz und lang 48. mit 6 Signaturen usw. vorgeführt werden. Es dürfte überflüssig sein, diese Sache, die heute nur noch historisches Interesse hat, eingehend zu behandeln; sie beweist indessen, womit unsere Altvorderen sich abmühen mußten. Chr. G. Täubel gibt in seinem „Wörterbuch der Buchdruckerkunst und Schriftgießerey" (Wien 1805) sogar *zwei* Formatlehren, eine für Schriftsetzer und eine für Korrektoren, sowie als Anhang eine Formatlehre für hebräische Drucke; und das Andreäische Handbuch behandelt den Gegenstand auf 33 Seiten.

Ich habe noch keinen Aufschluß dafür erhalten können, woher dieser Formatreichtum stammt, vermute aber, daß er in den wenig übereinstimmenden Papierformaten seinen Grund hat. Die alten Papiermacher waren eigensinnige Leute und waren noch nicht an Normalformate gebunden.

Die *Bogensignatur* wurde bis vor etwa 100 Jahren nicht mit Ziffern, sondern mit Buchstaben bezeichnet. Man ging das ganze Alphabet durch, mit dem großen anfangend, dann folgte das kleine und zwar so oft, wieviel eben das Werk Bogen hatte. Kam das vierte oder siebente Alphabet an die Reihe, so wurde der jeweilige Buchstabe etwa ein Halbgeviert von den drei vorhergehenden weggesetzt (z. B. Aaa aaa a Bbb bbb b). Merkwürdig war, daß V und W ausgelassen wurden. Das Alphabet bestand demnach nur aus 23 Buchstaben.

Jedes Buch wurde in *Lagen* eingeteilt. Es war dies eine bestimmte Anzahl Bogen (durchschnittlich 6, oft aber auch 5 oder mehr als 6), die ineinander gesteckt wurden. Diese Lagen nun wurden aneinandergereiht und in dieser Weise das Buch gebunden. Die erste Lage enthielt also die Bogen ABCDEF, die zweite GHIKLM usw.

Dem *Buchbinder* mußte der Drucker genaue Anweisungen über die Bogenzahl, die Halben- und Viertelbogen und wo diese hingehörten, geben, ferner mußte er ihm vorschreiben, wo etwaige

Kupfer- und sonstige Beilagen eingeklebt werden mußten; er sollte möglichst mit der Buchbinderei so vertraut sein, daß er genaue Anweisungen erteilen konnte, „daher der Buchdrucker mit dem Buchbinderschlendrian sowohl, als mit dem ganzen Umfange der Buchbinderprofession, wenigstens theoretisch, bekannt seyn muß". (Täubel.)

Als eine Art Vorläufer der Stereotypie könnte man das *Abklatschen von Holzschnitten* bezeichnen, das in den 80er Jahren des XVIII. Jahrhunderts von einem Leipziger Formenschneider, namens Selzam, ausgeübt wurde. Dieses Verfahren bestand darin, daß ein Quantum Schriftzeug zum Schmelzen gebracht wurde. Dann goß man das flüssige Metall in ein ebenes Gefäß aus Kupfer mit flachen Rändern. Alsdann drückte man die erhaben in Holz geschnittene Vignette gerade und genau senkrecht in das flüssige Metall ein, ließ sie einige Augenblicke darin stecken, bis die Masse erkaltet war und zog die Vignette dann wieder heraus. Damit war eine Matrize geschaffen. Nun wurde letztere mit fein pulverisierter Kreide oder Rötel ausgestrichen, damit sich die Matrize nicht mit dem heißen Metall, welches zur Herstellung der Abklatsche dienen sollte, vereinigen konnte. Die Matrize wurde auf ein Holz genagelt, was gewissermaßen als Griff diente und wodurch man sie bequemer und sicherer senkrecht in das flüssige Metall drücken konnte. Durch dieses Eindrücken der Matrize konnte nun eine Anzahl von Druckstöcken erzeugt werden, die an den Rändern sauber abgefeilt und alsdann auf Holz genagelt wurden. Allerdings scheinen sich nicht alle Originale gleichgut für den Zweck geeignet zu haben, denn Täubel sagt in seinem Wörterbuch, daß der Formenschneider bei Verfertigung von Holzschnitten die Zeichnung so einrichten solle, daß die davon abgeklatschten oder abgegossenen Platten mehrere leere Stellen bekommen, damit die zum Befestigen auf Holz dienenden Nägel ohne Verletzung der Zeichnung eingetrieben werden können und ferner, daß er bei Bearbeitung des Holzschnitts Bedacht darauf nehmen soll, die Schnitte spitz, also keilförmig in das Holz zu machen, damit nicht die flüssige Masse beim Abgießen darin hängen bleibt. Formenschneider, die aus leicht erklärlichen Gründen verhindern wollten, daß die Druckstöcke (Vignetten, Finalstöcke, Leisten), widerrechtlich abgegossen wurden, halfen sich dadurch, daß einige oder die meisten Striche nach einwärts (△), unterschnitten gestochen wurden, wodurch dann das eingegossene Metall hängen blieb und sich nicht wieder entfernen ließ. Der Schnitt war natürlich verdorben. Der *Formenschneider* spielte übrigens früher in der Buchdruckerei eine große Rolle, denn zur Verzierung der Druckwerke waren jederzeit Zeichnungen notwendig, die entweder in Holz oder Metall gestochen wurden.

❧

Ich bin am Ende meiner Ausführungen über die Setzersorgen in früherer Zeit angelangt. Der fachmännische Leser wird erkannt haben, daß an das Wissen und Können des Schriftsetzers von ehedem ganz bedeutende Anforderungen gestellt wurden und daß die Buchdruckerei früher wirklich eine „Kunst" war.



Zur Casanova-Bibliographie.

Von

Karl Baerent in St. Petersburg.

Im 12. Bande der neuen Casanova-Ausgabe[1] berichtet der Herausgeber in einer Anmerkung auf Seite 4 f. unter Berufung auf Ottmann[2] über Casanovas Werk: „Confutazione della Storia del governo veneto d'Amelot de la Houssaie, divisa in tre parti. Amsterdam 1769. Presso Pietro Mortier. 8°" und fügt hinzu: „Das Werk ist merkwürdigerweise sozusagen spurlos verschwunden. Wo mögen die 1200 Exemplare der Auflage hingekommen sein?"

Ottmann, bei dem ich daraufhin nachschlug, sagt auf Seite 113 seines Buches: „Das Werk muß sehr selten vorkommen, ich habe es noch niemals in Antiquariatskatalogen gefunden und auch auf Bibliotheken vergeblich gesucht." Und auf Seite 114: „Um so seltsamer ist das spurlose Verschwinden dieses, auch von Meusel in seinem ‚Gelehrten Teutschland' 1791 angeführten Werkes."

Diesen Angaben gegenüber bin ich in der Lage mitzuteilen, daß ein Exemplar der „Confutazione" sich in der hiesigen kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek befindet. Ferner besitzt die

[1] Giacomo Casanova. Erinnerungen. Übersetzt und eingeleitet von Heinrich Conrad. München und Leipzig, bei Georg Müller (1909).

[2] Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanovas Tragikomödie „Das Polemoskop". Von Victor Ottmann. Stuttgart 1900. Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen.

Bibliothèque Nationale in Paris ebenfalls ein Exemplar.[1]

Die Auffindung der „Confutazione" veranlaßte mich, die gesamte von Ottmann angeführte Casanova-Bibliographie (Seite 101—143 seines Buches) mit den in der Öffentlichen Bibliothek vorhandenen Ausgaben zu vergleichen. Dabei fand ich noch ein Werk Casanovas, von dem Ottmann bemerkt, daß ihm noch kein Exemplar vorgekommen sei, und kann auch sonst seine Angaben vervollständigen und berichtigen.

Vorausschicken muß ich die Bemerkung, daß ich mich bisher nie mit Casanova beschäftigt und die Literatur über ihn nicht systematisch verfolgt habe; es ist daher möglich, daß manches von dem, was ich hier vorbringe, bereits von anderer Seite veröffentlicht worden ist. Trotzdem hoffe ich, die folgende Zusammenstellung wird für die Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen, die ja sämtlich Besitzer des Ottmannschen Buches sind, nicht ohne Interesse sein.

I.

Was zunächst die Confutazione anlangt, so kann ich die Angaben, die Ottmann (Seite 113 f.), offenbar nach Meusels „Gelehrtem Teutschland" darüber macht, an der Hand des Werkes selbst nunmehr ergänzen und zum Teil richtigstellen.

Das Titelblatt des ersten Teils fehlt leider in dem mir vorliegenden Exemplar, der Titel des zweiten Teils lautet genau wie bei Ottmann angegeben (siehe oben), nur das Epigraph ist zu lesen:

. . . Quibus
Pepercit aris? . . .
Hor. l. 1. *Od.* 29

(bei Ottmann ganz unverständlich: Hor. 1. I. od. 29). — Der erste Teil enthält: Avviso al lettore (Seite I—IX), Prefazione (Seite XI—XLIV) und 213 Seiten Text, denen auf der (unpaginierten) Seite 215 ein Verzeichnis der Druckfehler folgt. — Im zweiten Teile sind 280 Seiten Text und auf der folgenden, unpaginierten Seite wiederum ein Druckfehlerverzeichnis. — Der Titel des dritten Teils: „Supplimento all' opera intitolata Confutazione della Storia del governo veneto d'Amelot de la Houssaje" ist bei Ottmann ebenfalls richtig zitiert, das Epigraph dieses Teils lautet (bei Ottmann durch zwei Druckfehler verunstaltet):

Nimirum insanus paucis videtur, eo quod
Maxima pars hominum morbo jactatur eodem.
Hor. l. 2. *Sat.* 3.

(bei Ottmann wiederum: Hor. 1. II. Sat. 3).

Der Inhalt dieses Teiles entspricht indessen nur sehr wenig seinem Titel, mit Amelot de la Houssaie beschäftigt sich der Verfasser nur am Anfang und am Schluß, im übrigen handelt er „de rebus omnibus et quibusdam aliis", wobei der Löwenanteil Voltaire zufällt. Die Bemerkung bei Ottmann (Seite 114): „Die Confutazione ... enthält längere französische Passagen, so z. B. im dritten Teil usw." ist dahin zurechtzustellen, daß die Worte „so z. B." zu streichen sind, denn in französischer Sprache geschrieben sind nur die bei Ottmann angeführten Partien des dritten Teils. Der Inhalt dieses Teils ist folgender:

Nach einer längeren Einleitung (S. 1—34) folgt Voltaires „Discorso a' Welci. Con annotazione del Traduttore (S. 35—67), darauf die bei Ottmann angeführten „*Remarques sur le discours aux Welches ecrites en mauvais francois* (sic) *par le traducteur*" (S. 68—77).

Seite 78 enthält ein Sonett:

A Maria Francesco Aruetto
di Voltaire.
Nato a Parigi nell' anno di Grazia 1694.
Epitafio.

Qui' giace Autor Franzese, a cui diè Apollo
Scrivendo d'illustrar tragiche scene,
E di cantar, l'Epica Cetra al collo,
Di Borbone il valor alto, e le pene.

Gloria onde colmo Ei fu, non mai satollo
Giovine il mosse a degne altr' opre; e al bene;
Ma cieco orgoglio poi diè a Virtù un crollo,
E cose scrisse in crin canuto oscene.

Sprezzò misteri per aver il vanto
Di sapiente, e fu ancor meno accorte
Passar credendo senza fè per Santo.

Vent' anni pria quest' Uom se fosse morte,
Sarebbe ancora sospirato, e pianto,
E si direbbe: Fu il suo viver certo.

Weiter folgt (S. 79—135) ein

Discorso
sulla letteratura
Alla quale M. de Voltaire accorda sessanta
Secoli d'antichità sulla relazione d'un
dotto Inglese, che esaminò un
Manoscritto a Bengala.

mit dem Epigraph:

. . . *Verum*
Gaudent scribentes, et se venerantur, et ultro
Si taceas laudant quidquid scripsere beati.
Hor. L. 2. *Ep.* 2.

Die Seiten 136—155 enthalten dann die ebenfalls bei Ottmann — der nur fälschlich Seite 136 bis 218 angibt — erwähnte, französisch geschriebene „Apostille", die sich wieder mit Voltaire beschäftigt, alsdann folgt (Seite 156—217):

Supplimento al Saddher. Frammento del Veddatah di Zardhust anteriore al Shastah, trovato nelle rovine del Tempio di Xiz in Media da Dandamhis Hhartumim, e presentato dal medesimo ad Alessandro Magno tradotto in Greco. Trasportato poi nell' idoma moderno da un curioso Irlandese, che lo comprò da un Librajo Turco in Saloniki. Con Annotazioni dell' Espositore tratte da gravi Autori.

[1] cf. Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale. Auteurs. Tome XXIV.

Abgeschlossen wird dieses „Supplimento“ durch zwei kurze Notizen in französischer Sprache (Seite 218):

Avertissement du traducteur.

Si le Lecteur veut lire l'histoire des causes premieres de M. l'Abbé Batteux[1] il trouvera que cette Prophetie est une compilation de tout son ouvrage.

und

Avertissement de l'imprimeur.

J'avertis les Lecteurs que j'ai trouvé presque toutes les paroles de ce manuscrit destituées d'accent, et que je n'ai cru devoir me dispenser de les faire accentuer avant que de les envoïer a la presse qu'en consideration de l'Auteur, qui dans une de ses apostilles soutient, que les accens n'aident en rien l'ouvrage a être compris par les intelligents, et ne sçauroient avoir la force de le faire comprendre a ceux qui sont dans le cas d'en avoir besoin. Il dit que sûr d'etre entendu des premiers il se passera d'être compris des seconds.

Dieses selbe „Supplimento“ enthält auf Seite 159—167 in französischer Sprache: „L'homme, et la raison. Dialogue“ (bei Ottmann ebenfalls angeführt). Dieser Dialog, sowie die beiden „Advertissements“ mögen wohl den Gewährsmann Ottmanns zu der irrtümlichen Annahme veranlaßt haben, daß die ganze Partie von Seite 136—218 französisch geschrieben sei, was bei flüchtigem Durchblättern ja leicht passieren kann.

Den Schluß des dritten Teiles der Confutazione bildet sodann (Seite 219—288) ein Abschnitt, betitelt „Codicillo“, der Betrachtungen über Geschichte im allgemeinen und venetianische Geschichte im besonderen enthält und unter andern gegen Amelot de la Houssaie polemisiert.

II.

Das zweite, Ottmann unbekannte Werk Casanovas, über das ich berichten kann, ist die Nr. 32 seines Verzeichnisses: „Istoria delle turbolenze della Polonia dalla morte di Elisabetta Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta Ottomana in cui si trovano tutti gli avvenimenti cagioni della rivoluzione di quel regno. Gorizia. Per Valerio de' Valerj. 1774.“ Leider besitzt die Öffentliche Bibliothek von diesem Werke nur zwei Teile, bezeichnet: „Tom. I. Parte I“ und „Tom. I. Parte II“.

Der erste Teil beginnt mit einer Widmung: A Sua Eccellenza il Signor Rodolfo Coronini del S. R. J. Conte di Cronberg,[2] L. Barone di Prebacina e Gradiscuta, Signore di Quisca Sarsina ecc., cavaliere dell' insigne Ordine di S. Stefano dell' Ungheria, delle Loro Maesta' J. J. e R. A. Cameriere della Chiave d'Oro, Consigliere intimo di stato, e Consigliere presidente nelle unite principate contee di Gorizia, e di Gradisca, ecc. ecc. Diese Widmung umfaßt zwölf unpaginierte Seiten und ist unterzeichnet von Valerio de' Valerj. Darauf folgt ein sehr ausführliches „Sommario“ (Seite I—XX), dem sich ein „Discorso preliminare“ (S. 1—90) und eine „Introduzione“ (Seite 91—228) anschließen. Den Schluß dieses Teiles bildet dann das Capitolo primo. Anno 1764 (Seite 229—304).

Der zweite Teil enthält zunächst eine „Lettera dell' autore ad un suo amico“ (Seite III—IV) ohne Unterschrift, darauf folgt wieder ein sehr ausführliches „Sommario“ (Seite V—XVI), sodann „Del tomo primo parte seconda, segue l'anno 1764“ (S. 1—52), Capitolo secondo. Anno 1765 (S. 53—101), Capitolo terzo. Anno 1766 (Seite 102—148), Capitolo quarto. Anno 1767 (Seite 149—264), Prospetto politico, o punto di vista sotto il quale la repubblica di Polonia dovea contemplare l'impero Russo fino all' anno 1763 (Seite 265—279), Conclusione dell' anno 1767 (Seite 280—291).

Auf der (unpaginierten) Seite 292 befindet sich ein Verzeichnis der „Libri recentemente stampati da Valerio de' Valerj“ und darin an letzter Stelle: Storia delle Turbolenze della Polonia. 8. tomi 2. lir. 9.—. Il tomo terzo sotto il Torchio.

III.

Was die sonstigen bibliographischen Angaben Ottmanns anlangt, so bedürfen einige von ihnen einer Berichtigung. Als Material haben mir dabei, außer dem Bestande der kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek, gedient: 1) der oben erwähnte „Catalogue général“ der Bibliothèque Nationale und 2) ein Artikel von Charles Henry (siehe weiter unten). Ich führe die betreffenden Werke

[1] Der jetzt ziemlich vergessene Abbé Charles Batteux (1713—1780), Mitglied der französischen Akademie, erfreute sich großen Ansehens auch in Deutschland bis in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts hinein. Sein hier genanntes Werk „Histoire des causes premières, exposé sommaire des pensées des philosophes sur le principe de l'être. 2 Bände. Paris 1769“ erschien auch in deutscher Übersetzung von J. J. Engel, betitelt: „Geschichte der Meinungen der Philosophen von den ersten Grundursachen der Dinge.“ Leipzig 1773, neue Ausgabe Halberstadt 1792.

[2] Graf Rudolf Coronini-Cronberg wird auch in Casanovas Erinnerungen erwähnt (in der Conradschen Ausgabe Band XII, Seite 493). Conrad gibt in einer Anmerkung folgende Daten über ihn (entnommen aus „Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. III. Teil“): Rudolf Coronini-Cronberg wurde geboren in Görz 10. Januar 1731 und starb daselbst 4. Mai 1791. Er erhielt seine höhere Ausbildung in der theresianischen Ritterakademie in Wien, wo er insbesondere unter Fröhlichs Leitung geschichtliche Studien machte. Nach vollendeten Studien betrat er die öffentliche Laufbahn, wurde 1767 zum bevollmächtigten Kommissär der Görzer Stände gewählt und war zuletzt Vizepräsident der Landeshauptstadt Gradiska. In freien Stunden widmete er sich ganz der Geschichte seines Vaterlandes und veröffentlichte zahlreiche darauf bezügliche Werke.

unter der Nummer an, die sie im Ottmannschen Verzeichnis tragen.

„5. Mémoires, extraits de ses manuscrits originaux publiés en Allemagne par G. de Schutz. 14 Bände. Paris, 1825—1828.“ Das mir vorliegende Exemplar des 14. Bandes trägt die Jahreszahl 1829. (Druckfehler bei Ottmann?)

„10. Memoiren. Nach L. v. Alvensleben bearbeitet von C. F. Schmidt. 17 Teile. 8°. Mit 40 (miserablen) Illustrationen. Dessau, o. J.“ Mir liegen zwei Ausgaben vor, beide in Dessau, im Verlage von H. Neubürger erschienen, die, wie ich durch Stichproben festgestellt habe, Zeile für Zeile übereinstimmen und sich nur durch den Titel unterscheiden. Die eine ist betitelt: Memoiren. Deutsch von L. v. Alvensleben. Auf's Neue durchgesehen von Dr. C. F. Schmidt; bei der anderen ist der Name Alvensleben fortgelassen und ihr Titel lautet: Memoiren. Neue, mit 52 Bildern illustrierte Ausgabe. Deutsch von Dr. C. F. Schmidt.

„13. Mémoires de Jacques Casanova de Seingalt, écrits par lui-même. Édition complète. 6 Bände. Bruxelles, Rosez, 1872.“ Die Ausgabe von Rosez ist erstmalig 1860 erschienen. Die Bibliothèque Nationale besitzt außerdem eine Ausgabe von 1863.

„14. Mémoires. 8 Bände. Paris, Garnier, s. d. (1885).“ Die Bibliothèque Nationale besitzt eine Ausgabe von 1880.

„18. Memoiren. Aus dem Italienischen (!) übersetzt von Gustav v. Joanelli. Mit kunstvoll ausgeführten und vornehm pikanten (sic) Illustrationen. 5 Bände. Prag, Hynek, 1896.“ Verschieden von dieser Ausgabe ist offenbar die mir vorliegende: Memoiren. Vollständige, mit kunstvoll ausgeführten Illustrationen versehene Prachtausgabe, neu bearbeitet von Gustav v. Joanelli. Leipzig, Prag, Wien, Verlagsbuchhandlung Alois Hynek in Prag, o. J. 9 Bände. (Möglicherweise ist indes diese Ausgabe später erschienen, als das Werk Ottmanns.)

„30. Recueil d'éloges de M. de Voltaire, par différents auteurs. Um 1774 erschienen.“ Ottmann fügt hinzu: „Von Malo (siehe Nr. 61) zitiert, sonst unbekannt.“ Die betreffende Stelle bei *Mola* (so ist der Name zu lesen) lautet: „. . . il publia, vers 1775, un opuscule écrit durant une villégiature à Albano; *Scrutinio del libro: Éloges de M. de Voltaire, par différents auteurs.*“

„33. Dell' Iliade di Omero, tradotta in ottave rime. 4 tomi. Venezia, 1778.“ Dazu bemerkt Ottmann, er habe das Werk nirgends finden können. Die Bibliothèque Nationale besitzt ein Exemplar.

„35. Ne amori ne donne ovvero la stalla d'Augia ripulita. Venezia, 1782.“ Die Bibliothèque Nationale besitzt hiervon einen Neudruck: „Ne amori, ne donne, ovvero la Stalla ripulita. Venezia, G. Alzetta, 1889.“

„38. A Léonard Snetlage, Docteur en droit de l'Université de Goettingue, Jacques Casanova, Docteur en Droit de l'Université de Padoue. 1797.“ Hiervon sagt Ottmann: „Im Besitz des Verfassers, ein zweites Exemplar ist mir unbekannt.“ Nach Henry besitzt die Dresdener Bibliothek ein Exemplar dieses Werkes. Henry behauptet in dem unten angeführten Artikel, er habe zuerst auf diese Schrift Casanovas aufmerksam gemacht (cf. Ottmann, Nr. 53).

„56. Julien, Giacomo Casanova e gli inquisitori di Stato. Venetia, Antonelli, 1877.“ Über dasselbe Thema hat in demselben Jahre 1877 der bekannte Abbé Rinaldi *Fulin*, Herausgeber des Archivio Veneto, im Istituto Veneto di scienze, lettere ed arte einen Vortrag gehalten, der dann auch im Druck erschienen ist. Vermutlich liegt hier ein bedauerlicher lapsus calami Ottmanns vor (um einen Druckfehler kann es sich nicht handeln, da die Nr. 45—68 alphabetisch geordnet sind).

„61. Malo, Ettore, Récentes études publiées en Italie sur Jacques Casanova.“ Auch hier ist der Name des Verfassers nicht richtig, es muß heißen: *Mola*; auch hier liegt schwerlich ein Druckfehler vor, da derselbe Fehler noch zweimal vorkommt (Seite 115 und 122).

IV.

Schließlich kann ich die Casanova-Bibliographie Ottmanns durch eine Anzahl von Werken ergänzen, die Ottmann entgangen sind; gleichzeitig führe ich auch einige Werke an, die erst nach Ottmanns Buch erschienen sind. Falls das Werk selbst mir nicht vorgelegen hat, habe ich durch ein „(B. N.)“ hinter dem Titel bezeichnet, daß dieser dem „Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale“ entnommen ist; ein „(H.)“ hinter dem Titel bedeutet, daß das betreffende Werk von Henry in dem unten angegebenen Artikel zitiert wird.

a) *Memoiren.*

Französische Ausgaben.

1. Mémoires de Jacques Casanova de Seingalt, écrits par lui-même. Édition originale, la seule complète. „Ne quidquam sapit qui sibi non sapit.“ Bruxelles, J. P. Meline, libraire-éditeur. Von dieser Ausgabe liegen mir vor die Bände III und V—VIII, die sämtlich die Jahreszahl 1833 tragen.

2. Mémoires. 4 Bände. Paris, Paulin, 1833 bis 1837. (B. N.)

3. Jacques Casanova de Seingalt. Amours de jeunesse tirés de ses mémoires. Nouvelle édition, d'après l'édition originale, avec une Notice. Paris, E. Dentu, 1886.

4. Jacques Casanova de Seingalt. L'amour à Venise tirés (sic!) de ses mémoires. Nouvelle édition d'après l'édition originale. Paris, E. Dentu, 1886.

3. und 4. bilden Band XXVII und XXVIII der

„Bibliothèque choisie des chefs-d'oeuvre français et étrangers.“

5. Amours et aventures de Jacques Casanova de Seingalt. Nouvelle édition revue et corrigée. Bruxelles, Eduard Mahon, o. J. Mit 6 Illustrationen.

6. Casanova. Paris, A. Carbillet, 1881. (B. N.)

7. Jacques Casanova. Aventures d'amour en Russie, en Allemagne et en Suisse, tirées de ses Mémoires. Paris, E. Dentu, 1890. (Bibliothèque choisie des chefs-d'oeuvre français et étrangers.)

8. Les Aventures de Casanova de Seingalt, sous les Plombs de Venise. Paris, L. Boulanger (1894). Bildet vol. VIII der „Bibliothèque dorée“. (B. N.)

9. Sous les Plombs, par Jacques Casanova, préface d'Hector Malot. Paris, E. Flammarion (1894). Bildet vol. 253 der „Auteurs célèbres“. (B. N.)

10. Amours et aventures de Jacques Casanova de Seingalt. Nouvelle édition, revue et corrigée. Paris, P. Fort (1901). (B. N.)

11. Amours et aventures de Casanova. Paris, B. Simon, o. J. 10 vol. in 16°. (B. N.)

12. L'amour au Couvent. I. Les religieuses de Venise par Jacques Casanova de Seingalt. Paris, Dentu, o. J. (Les chefs-d'Oeuvre classiques de l'Amour). 16°. Auf der letzten Seite wird angekündigt als zweiter Teil: „La maîtresse voilée“, ebenfalls von Casanova.

13. Casanova. Mon Évasion. Lagny, imprimerie de E. Colin, o. J. (Chefs-d'oeuvre du siècle illustrées, vol. XXIX.) (B. N.)

Deutsche Ausgaben.

14. Hundert Abenteuer Casanova's. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. Friedrich Römer. Berlin, A. Seydel & Co., o. J.

Ein trostloses Machwerk. Der Verfasser hat wohl hier und da etwas von Casanova gehört, die Memoiren selbst aber offenbar gar nicht gelesen, sondern schöpft aus seiner eigenen Phantasie. Die Bleikammern z. B. werden als ein unterirdisches Kellergelaß geschildert. Befreit wird Casanova durch seine derzeitige Geliebte, die dem Wärter die Schlüssel entwendet. Mit ihr begibt sich Casanova zu Schiff nach Triest. Merkwürdig ist auch das Ende Casanovas. Auf einer Seereise erleidet er Schiffbruch in der Nähe der Balearen und ertrinkt. Vor dem Untergang des Schiffes hat er gerade noch Zeit, seine Memoiren, deren letztes Kapitel glücklicherweise eben fertig geworden, in eine eiserne Truhe zu verschließen. Diese wird später vom Meeresgrunde gehoben, und so sind die „Hundert Abenteuer“ der Nachwelt erhalten.

15. Casanovas hochpikante Memoiren. Neue Auswahl und Bearbeitung. Berlin, M. Luck, o. J.

16. Jacob Casanova's Galante Abenteuer. Neue Auswahl. Berlin, Klinger, o. J. (Collection Klinger, I).

17. Jacob Casanova. Galante Memoiren. Aus dem Italienischen (!). Berlin, Carl Messer & Co., o. J.

18. Giacomo Casanova. Erinnerungen. Übersetzt und eingeleitet von Heinrich Conrad. München und Leipzig, Georg Müller (1906—1909). 12 Bände. Am Schluß des 12. Bandes kündigt Conrad eine Reihe von Publikationen unter dem Titel „Casanoviana“ an. Der soeben erschienene 1. Band, bezeichnet als 13. Band der „Erinnerungen“, führt den Untertitel: „Casanoviana. Nachträge zu Giacomo Casanovas Erinnerungen von Heinrich Conrad. Erster Band.“ Sein Inhalt ist folgender: 1. Vollständiges Namens- und Ortsverzeichnis zu Casanovas Erinnerungen. 2. Abriß meines Lebens. 3. Casanovas Geheimberichte an die Staatsinquisitoren von Venedig. 4. Fragment über Casanova, Bruder des berühmten Malers dieses Namens, vom Fürsten Charles de Ligne. 5. Briefe an Herrn Feltkirchner von seinem besten Freunde Jacques Casanova de Seingalt, den 10. Januar 1792. 6. Casanovas Geldverhältnisse, eine Aufstellung seiner Einnahmen und Ausgaben, soweit diese in den Erinnerungen aufgeführt sind. 7. Casanova als Kranker und als Arzt von Dr. med. Paul Meissner in Berlin. Im Vorwort kündigt Conrad das Erscheinen von zwei weiteren Ergänzungsbänden an, die allerlei bisher Unbekanntes aus dem in Dux befindlichen Nachlasse Casanovas bringen sollen.

Italienische Ausgaben.

19. Memorie di G. Casanova di Seingalt scritte da lui stesso. XVIII secolo. La bella marchesa. Prima edizione italiana completa conforme all' edizione originale di Lipsia a cura di Don Sallustio. Volume unico. Roma, Edoardo Perino, 1884. Auf der letzten Seite die Ankündigung: Di prossima pubblicazione: G. Casanova di Seingalt. La contessa Clementina.

Englische Ausgaben.

20. Amours of Jacques Casanova di Seingalt, extracted from his Memoirs, translated from the Italian. Paris, 1889. (B. N.)

21. Memoirs of Giacomo Casanova, faithfully translated from the orignial French in eight volumes. Paris, J. Liseux, 1891. (B. N.)

22. The memoirs of Jacques Casanova de Seingalt, the prince of adventures. London, 1902. 2 vols. (Diese Ausgabe, die mir nicht vorliegt, ist besprochen in der russischen Zeitschrift „Istoričeskij vestnik“ — Der Geschichtsbote — Band XCII, 1903, S. 737 ff.)

Spanische Ausgabe.

23. Memorias de J. Casanova de Seingalt, Hamado el Gil Blas del siglo XVIII, vertidas al castellano por J.-B.-E. Paris, Garnier hermanos, 1884, 6 Bände in 18°. (B. N.)

Russische Ausgaben.

Eine vollständige russische Übersetzung der Memoiren Casanovas existiert bisher noch nicht; von Übersetzungen einzelner Teile und Bruchstücke kann ich folgende anführen:

24. Zaključenije i čudesnoje begstvo Žaka Kazanovy iz venecianskich temnic (plomb). Epizod iz jevo memuarov. [Gefangenschaft und wunderbare Flucht von Jacques Casanova aus den venetianischen Gefängnissen (piombi). Eine Episode aus seinen Memoiren.] Erschienen in der Zeitschrift „Wremja" [die Zeit], St.-Petersburg, 1861, Buch I, S. 93—184.

25. Skazanija inozemcev o Rossii XVIII stoljetija. Zapiski venecianca Kazanovy.. [Erzählungen von Ausländern über das Rußland des XVIII. Jahrhunderts. Die Memoiren des Venetianers Casanova.] Erschienen in der Zeitschrift „Russkaja starina" [russisches Altertum], St.-Petersburg, 1874. Band IX, Seite 532—561. Übersetzt von D. D. Rjabinin. Enthält vorwiegend die auf Rußland bezüglichen Kapitel.

26. Kazanova. Memuary. (Casanova. Memoiren.) St.-Petersburg, 1887. Bildet einen Band der Serie „Jevropejskije pisateli i mysliteli. Pod red. V. V. Čujko. Izdanije V. J. Gubinskavo" [Europäische Schriftsteller und Denker. Unter Red. von V. V. Cujko. Verlag von V. J. Gubinskij.]

27. Kazanova. 100 priključenij. Perevod pod redakcijej J. Vvedenskavo. [Casanova. 100 Abenteuer. Übersetzung unter der Redaktion von J. Vvedenskij.] St.-Petersburg (1901). Ist eine Übersetzung von Nr. 14, übertrifft an Ungereimtheit noch das Original. So ist z. B. aus dem Schiffe, bei dessen Untergang Casanova seinen Tod gefunden haben soll, in der Übersetzung sogar ein Dampfschiff (!) geworden.

28. Memuary Kazanova. Priključenija Kazanova. Pod redakcijej V. V. Čujko. 2-je izdanije. [Memoiren Casanovas. Abenteuer Casanovas. Unter der Redaktion von V. V. Čujko. 2. Auflage.] St.-Petersburg, 1902. Ist ein unveränderter Abdruck von Nr. 26.

b) *Sonstige Schriften Casanovas.*

29. Aneddoti veneziani militari ed amorosi del secolo decimo quarto, sotto i dogadi di Giovanni Gradenigo e di Giovanni Dolfin. (H.)

Dieses Werk Casanovas ist Ottmann merkwürdigerweise entgangen, obgleich es auch von Mola angeführt wird in dem Artikel „Récentes études publiées en Italie sur Jacques Casanova" (Nr. 61 im Ottmannschen Verzeichnis). Mola sagt von den Aneddoti, es sei „sorte de roman historique, dédié à une dame dont il ne voulut pas faire connaître le nom".

30. Cinque scritture di Giacomo Casanova. Venezia, 1869. (H.)

c) *Schriften über Casanova.*

31. Hier muß ich vor allem den Artikel von Charles Henry anführen, auf den ich bereits wiederholt hingewiesen habe. In der Revue historique XLI (1889), Seite 297—328, veröffentlichte Henry einen Artikel, betitelt „Jacques Casanova de Seingalt et la critique historique". Er bemerkt dazu in einer Fußnote: „Cette étude, écrite il y a plusieurs années, n'est que l'esquisse d'un travail plus développé." Diese vollständigere Arbeit ist bereits 1885 in russischer Übersetzung im XXI. Bande der Monatsschrift „Istoričeskij vestnik" [Der Geschichtsbote] erschienen, unter dem Titel: „Džiakomo Kazanova i Jekaterina II. (Po neïzdannym dokumentam)." [Giacomo Casanova und Katharina II. (Nach unveröffentlichten Dokumenten)]. Wie Herr Ch. Henry mir auf meine Anfrage liebenswürdig mitteilt, ist die Übersetzung nach seinem Manuskript angefertigt worden, das er zu diesem Zweck einem Bekannten überlassen hatte. Die Übersetzung enthält zahlreiche Anmerkungen mit Quellenangaben, die im französischen Artikel fehlen. Der russische Titel ist ungenau, die Arbeit enthält weit mehr, als nur Casanovas Zusammentreffen mit Katharina II.; es werden Dokumente so ziemlich aus allen Lebensperioden Casanovas beigebracht, beginnend mit der Eintragung ins Taufregister. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser. Henry sagt — ich zitiere den französischen Text der „Revue historique" —: „J'ai retrouvé l'acte de baptême dans les archives de la paroisse San Stefano: remarquez que le nom de famille de sa mère n'y est pas indiqué." Der Auszug aus dem Taufregister wird aber schon von Mola in dem unten angeführten Artikel der „Rivista europea" mitgeteilt, und zwar soll er aus den „vecchi registri della Chiesa di San Samuele" stammen. Da beide Kirchen nicht weit voneinander entfernt sind, wird wohl ein Gedächtnisfehler entweder bei Henry oder bei Mola vorliegen. Das Dokument selbst wird von beiden fast gleichlautend mitgeteilt; ich gebe hier den Text von Mola und füge die abweichenden Lesarten von Henry in Klammern hinzu.

Adi 5 Aprile 1725.

Giacomo Girolamo[1] figlio [fig.o] di D. Cajetano Giuseppe Casanova del q.m [q.] Giacomo [Giac.o] Parmigiano, [Parmegiano] com.te [Comico,] et di D.a Giovanna Maria, giugali, nato li 2 corr.te battezzato da P. Giov. [Gio.] Batta Tosello sacerd.e di Chiesa de lic. [lic.a P.] Comp.e il signor Angelo Filosi q.m Bartolamio [Bartolomio,] stà a S. Saluator. Lev.e Regina Saluzo [Salvi].

Ferner weist Henry in seinem Artikel unter anderm nach, daß Casanova sich unrechtmäßig den Titel eines „Docteur en droit de l'Université de Padoue" beigelegt hat. Henry hat die Archive

[1] Die Angabe Ottmanns (Seite 16): Gian Giacomo Geronimo ist also hiernach zu berichtigen.

dieser Universität durchforscht und gefunden, daß von 1730—1750 kein Casanova der juristischen Fakultät angehört hat; ebensowenig findet sich der Name in den Examinationsprotokollen und in den Verzeichnissen der ausgereichten Diplome. Henry spricht die Vermutung aus, daß Casanova seinen Doktorgrad nicht von der Universität, sondern nach damaliger Sitte von irgend einem Pfalzgrafen erhalten habe.

Henry zitiert nun in seiner Schrift eine Reihe von Arbeiten über Casanova; die hier folgenden fehlen bei Ottmann. Einige von ihnen sind auch der Schrift von Mola (Ottmann Nr. 61) entnommen. Leider sind die Zitate größtenteils sehr unvollständig gegeben und ich habe nicht die Möglichkeit gehabt, sie zu vervollständigen.

32. Ademello. Titel nicht angegeben. (Fanfulla della domenica, 17. September 1882, Nr. 51.)

33. Ademello. Titel nicht angegeben. (Fanfulla della domenica, 22. April 1883.)

34. Fribolati, F. Titel nicht angegeben. (Gazetta d'Italia, 4. April 1876.)

35. Mola, Ettore. Giacomo Casanova e la repubblica di Venezia. Documenti inediti. (Rivista europea, 1881, XXIII, Seite 850ff.)

36. Mola, Ettore. Titel nicht angegeben. (Fanfulla della domenica, 2. Oktober 1881, Nr. 40.)

37. Mola, Ettore. Titel nicht angegeben. (Fanfulla della domenica, 28. Mai 1882, Nr. 22.)

Von neueren Arbeiten kann ich anführen:

38. Symons. Casanova at Dux. (North American Review, 1902, September.)



Entgegnung.

In Heft 5/6 des laufenden Jahrgangs bringt diese Zeitschrift eine von Dr. Georg Minde-Pouet, Bromberg, und Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin, unterzeichnete Zuschrift als „Abwehr" von Angriffen, die ich in einem Aufsatz der Zeitschrift „Deutschland" (Februar 1907) und in dem Vorwort meines im Mai dieses Jahres erschienenen Buches „Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter" veröffentlicht habe.

Ich begnüge mich an dieser Stelle mit der folgenden Entgegnung:

Die Ausführungen des „Abwehr"-Artikels lassen den Kernpunkt der Streitfrage völlig unberührt; ich kann deswegen auf meine Ausführungen in „Deutschland" verweisen, die ich in allen Punkten aufrecht erhalte.

Die persönlichen und kleinlichen Motive, die mir untergeschoben werden, lagen mir völlig fern; der angeführte Aufsatz von Dr. Minde-Pouet in der „Deutschen Literaturzeitung", der angeblich meine Rachegefühle erregt haben soll, ist mir bis heute nicht vor Augen gekommen und ist mir inhaltlich, wie ich auf Ehre und Gewissen versichern kann, völlig unbekannt.

Das Zitat aus einem meiner Briefe, welches die „Böswilligkeit" meines Wesens beweisen soll, wird psychologisch nur verständlich durch die Briefe von Herrn Dr. Minde-Pouet und durch den herausfordernden Ton, den er mir gegenüber anschlug.

Die Unterzeichner der „Abwehr" geben an, daß sie mich vor Gericht ziehen könnten, daß sie sich aber vorläufig (!) — die angeblichen Beleidigungen liegen zwei Jahre sieben Monate, neuerdings wieder fünf Monate zurück — mit einer Erklärung begnügen. Ich bin ihren Absichten entgegengekommen, und da mir an einer Klarstellung vor aller Öffentlichkeit liegt, so habe ich den Fall zur Entscheidung den Gerichten übergeben.

Berlin SW. den 11. Oktober 1909.

Dr. S. Rahmer.

Antwort.

Die vorstehende nichtssagende Erwiderung, die uns die Redaktion freundlichst zur Kenntnisnahme übersandt hat, gibt uns zu einer weiteren Erörterung der Angelegenheit vor der Öffentlichkeit keine Veranlassung. Wir sehen einer Gerichtsverhandlung ruhigen Gemütes entgegen.

Dr. Georg Minde-Pouet, Bromberg.
Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin.



Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Grunstedterstr. 16. Druck u. Verlag v. *W Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Mein Faust.

Von

F. H. Ehmcke in Düsseldorf.[1]

Mit acht ganzseitigen Abbildungen und zwei Tafeln.

Als Herr Eugen Diederichs im Sommer 1907 mich damit beauftragte, seine Jubiläumsausgabe des Faust auszustatten, lag der schöne englische Antiquadruck des ersten Teiles, den die Doves Presse in deutscher Sprache besorgt hatte, bereits fertig vor. Aber selbst, wenn dieser einzig schöne und künstlerische Druck des Werkes damals noch nicht vorhanden gewesen wäre, hätte eine deutsche Ausgabe wohl immer eine deutsche Type bevorzugt. So gab es überhaupt kein Schwanken und die Fraktur wurde als Textschrift zur absoluten Bedingung. Unter den verfügbaren Schriften fiel die Wahl notwendig auf eine alte Fraktur und damit war in allem Wesentlichen der Charakter des Werkes festgelegt.

In der lichten, im einfachen Satz farblos und etwas nüchtern erscheinenden Antiquaschrift ist eine Gliederung und Aufteilung der Seite in Einzelgruppen geboten. Dramatischer Satz mit den zwischengestellten Personennamen ergibt ohne weiteres solche bewegten Seitenbilder. Dazu kommt der Vorteil, daß Auszeichnungen in Antiquaschrift durch Versalsatz erfolgen können, ein künstlerisches Mittel, das den Reiz des Satzbildes erhöht. Davon hat die englische Ausgabe bewußt Gebrauch gemacht, indem die Personen in Versalien gesetzt und obendrein rot gedruckt sind, was wiederum eine Steigerung des Gesamtbildes zur Folge hat, ohne daß die Ruhe desselben verloren ginge.

Die Fraktur entbehrt dieser Vorzüge. Für Auszeichnungen hat sie nur das kunstlose Mittel des Sperrens, das für künstlerisch ernsthafte Druckwerke nicht in Frage kommen darf. Bei dem bestimmten, kräftigen, schwarzen Bild, mit dem sich Fraktursatz vom Weiß des Papiers abhebt, werden eben Sperrungen als unangenehme Lücken empfunden und jede Unruhe im Gesamtbild wirkt doppelt störend. Hier ist der geschlossene gut ausgeglichene Satz Hauptbedingung. Während die Antiqua es eher erlaubt, mit ihren Buchstaben eine bestimmte Form, einen Block zu füllen und zu diesem Zweck die Einzelbuchstaben bald enger bald weiter zu setzen, wirkt ein Blocksatz in Fraktur in den meisten Fällen gequält. Hier ist der kompresse Satz, um in der Setzersprache zu reden, für ein Kunstwerk Bedingung.

So war die nächste Folgerung die sich ergab, die Personennamen nicht zwischen den Text, sondern außerhalb desselben zu stellen und die eigentliche Dichtung in fortlaufendem Fluß ungebrochen über die Seiten zu führen. Verschiedentliche Versuche mit den vorgesetzten Personennamen zeigten, daß es nicht günstig sei, auch diese aus der gleichen Schrift zu setzen, weil gerade dadurch die gewonnene Abgeschlossenheit der Dichtung wieder verloren ginge und auch das eigentliche Schriftbild, das vorne durch eine gerade Kante bestimmt wird, in unruhiger Form in den

[1] Die Redaktion der „Zeitschrift für Bücherfreunde" glaubte ihren Lesern am besten zu dienen, wenn sie über die heute schon vielumstrittene neue Faust-Ausgabe des Diederichschen Verlags ihrem Schöpfer selbst das Wort gab, damit er seine Absichten, besser als irgend ein anderer vermöchte, darlegte.

Mephistopheles,
welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser die Töpfe schlägt:

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei.

Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt.

Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vorm roten Wams nicht mehr Respekt?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe:

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?

Mephistopheles:

Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen? 238

Namen und Bemerkungen stören den Gang des Gedichts. Letztere wirken zwischen die größere Schrift gestellt (rein als Bild angesehen) kleinlich.

Mephistopheles. Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei.
Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vorm rotem Wams nicht mehr Respekt?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?
Die Hexe. O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?
Mephistopheles. Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.
Die Hexe. Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Die Namen gesperrt eingerückt. Das Sperren von Schrift ist (wenigstens in der Regel) an sich unkünstlerisch. Auch hier stören die Namen den Gang des Gedichts. Abgesehen davon ist das Einrücken undurchführbar, sobald längere Verszeilen in Frage kommen. Der Satz ist nicht kompreß genug.

Papierrand herausgezogen würde. Rotdruck der Namen gab auch nicht den gewünschten Ausweg, sondern verlieh vielmehr dem Buch etwas gewollt Altertümelndes, das gar nicht mit dem Gehalt der Dichtung im Einklang stand.

Aus diesem Dilemma half der Entschluß, die Antiqua mit hinzuzuziehen. Das ist ja auch nichts durchaus Neues. Bieten doch Werke des Barock, dieser Blütezeit des Frakturdrucks, genug der Beispiele von der Mischung beider Schriftarten, die meist außerordentlich reizvolle Bilder ergibt, und auch in frühen Werken schreibkünstlerischen Gestaltens, in den Codices des Mittelalters, findet sich dieses richtige Gefühl für den Charme sparsam eingefügter Gruppen einer anderen Type. Ich meine die Fälle, wo ganzen Unzialseiten Überschriften und Anmerkungen in Rustika und strenger Kapitalschrift zugefügt sind. Nur eine unkünstlerische, einseitig intellektuelle Anschauung kann das Gebot absoluter Einheitlichkeit der Type bei einem Druckwerk aufstellen; künstlerischer Sinn wird sich dem Reiz solcher Stilverbindungen nicht entziehen können und gerade in der planvollen Gegeneinanderstellung beider Schriften neue Werte von künstlerischer Geltung zu schaffen suchen.

In diesem Falle wurde der Entschluß dadurch erleichtert, daß die Drugulinsche Offizin, die den Druck besorgte, eine sehr schöne Elzevier-Antiqua alten Schnittes besitzt, die zeitlich ungefähr zu der alten Fraktur gehört und außerdem auch in einer gleichzeitigen Kursive eine Type für die szenarischen Bemerkungen zur Verfügung stellen konnte, in der sich diese für das eigentliche Dichtwerk unbedeutenden Partien so unterordnen ließen, daß sie fast, wie bei alten Elzevierdrucken, gleich nachträglich handschriftlich eingefügten Bemerkungen und doch mit den beiden anderen Schriften zusammen wie aus einem Guß wirken.

Da wo der Dichter Abschnitte im Laufe der Dichtung angeordnet hat, wäre bei alle dem eine Unterbrechung des geschlossenen Gedichtsatzes erfolgt. Hier wurde nun zu dem alten Hilfsmittel der Alineazeichen gegriffen. Leider sind diese schönen alten Formen, die dem Schriftsatz den pikanten Reiz kleiner Schönheitspflästerchen geben, durch das kunstlose Mittel der Einzüge im Gebrauch verdrängt. Für den Druck des Faust wurden sie mit Freuden als ein willkommenes Hilfsmittel zur Erhöhung der typographischen Schönheit aufgegriffen.

Nicht überall war es möglich, Personen und szenarische Bemerkungen auf den Rand zu konzentrieren. In Fällen, wo diese sich häuften oder die schnelle Aufeinanderfolge der Personen bei dieser Anordnung sinnverwirrend gewirkt hätte, mußte der Gedichtsatz durchbrochen werden. Dies wurde aber auf die allernotwendigsten Fälle beschränkt.

Die weitere Einteilung des Dramas, die durch den Wechsel des Schauplatzes bedingt wird, sollte auch möglichst wenig in den Lauf der Dichtung einschneiden, dabei aber bestimmt zum Ausdruck kommen Es ließ sich dies am besten durch eine größere kräftige Schrift erreichen, die durch ihre stärkere Schwarzweißwirkung mit zum Schmuck des Buches beitragen sollte. Da eine passende Schrift in genügend großem Grade nicht vorhanden war, mußte sie von Fall zu Fall gezeichnet werden. Der Umstand, daß also diese Schriftzeilen nicht eigentlich typographisch herzustellen waren, führte wiederum dazu, die zeichnerische Art der Zeilen dadurch zu betonen, daß kleine Überflüssigkeiten wie die schwanzartigen Schnörkel den Endbuchstaben angefügt wurden.

Damit der Leser beim Aufschlagen jeder beliebigen Seite weiß, an welcher Stelle er sich befindet, wurden die Bezeichnungen des Schauplatzes in einem etwas größeren Grad als die Textschrift in Form lebender Kolumnentitel geführt.

Die Seitenziffern wurden linksseitig an den Bundsteg, rechtsseitig an den Papierrand gestellt, weil sie sonst mit den marginalartig ausgerückten Personennamen kollidiert hätten.

Damit wäre die eigentliche Textanordnung, also die für das Buchganze entscheidende Gestaltung festgelegt gewesen, wenn nicht noch ein Übelstand, aus der Textfigur selbst herrührend, eine Auseinandersetzung mit sich gefordert hätte. — Die Form des Gedichtsatzes war wohl auf der Anfangsseite der Verse durch eine gerade Kante festgelegt, nicht aber bei den Versenden. Dort bildet sich ja eine sägenförmig ausgezackte, unregelmäßig bewegte Linie, die im Gedichtsatz als charakteristisch auch typographische Geltung fordern darf. Bei einem gleichmäßigen Versmaß läßt sich wohl ein gutes Verhältnis der Buchseite für ein ganzes Werk

festlegen. Nicht aber, wenn, wie beim Faust der Rhythmus fortwährend wechselt und ganz verschiedene Verslängen erzeugt, beispielsweise die langen Zeilengänge der Phorkyasszenen und die schmale Spur des Gesangs der Geister. Es war unmöglich für so auseinandergehende Schriftbilder eine einheitliche Seitenbreite zu finden. Der Ausgleich mußte auf andere Weise hergestellt werden. Das geschah dadurch, daß gegenüber der natürlich sich ergebenden geraden Kante der Versanfänge auf der anderen Seite ein ideelles Gegengewicht durch eine Linie hergestellt wurde. Diese Linie erhielt oben und unten durch kreuzende Linien eine Festigung. So wurde ein Liniensystem geschaffen, das es ermöglichte den sämtlichen Rändern einen festen Halt und auch den Kolumnentiteln und Seitenziffern einen bestimmten Platz zu geben und sie vom Gedichte selbst zu isolieren. Es erfüllen darum diese Linien eine aus dem ganzen Bau mit Notwendigkeit sich ergebende Funktion und haben nicht etwa ihre Ursache in einem unklaren Bedürfnis nach Zierrat, das sich ja auch durch ein paar nackte Linien am schlechtesten befriedigen ließe.

Die Aufteilung der Doppelseite erfolgte systematisch. Es liegt eine Berechnung zugrunde, die sich ziffernmäßig folgendermaßen wiedergeben läßt:

Von links nach rechts: Papierrand 5 cm. Versanfang bis Linie 10 cm. Linie bis Heftung 2 cm, zusammen *17 cm.* Heftung bis Versanfang 4 cm, Versanfang-Linie 10 cm, Papierrand 3 cm, zusammen *17 cm.* Von oben nach unten: Papierrand 2 cm, Linie-Linie *17 cm.* Papierrand 5 cm. Das Ganze modifiziert durch die Übertragung auf die etwas anderen typographischen Maße, den Beschnitt usw. Es ist dabei in Rechnung gezogen, daß die Maße des gesamten Bundstegs durch das Einbinden etwas zusammenschrumpfen und dann ungefähr dem linken Papierrand von 5 cm gleichkommen. Im Durchschnitt kann man damit rechnen, daß die Differenz zwischen Versende und Linie auf der rechten Seite ungefähr 2 cm beträgt und mit dem Papierrand von 3 cm zusammen wiederum 5 cm erzielt, so daß die beiden ideellen seitlichen Außenränder, mit dem oberen und unteren zusammen abermals die Gesamtsumme von *17 cm* ausmachen. Diese Mittelzahl kehrt dann verdoppelt wieder, wenn man die Zeilen der einzelnen Seite berechnet, deren es je 34 gibt. — Im zweiten Teil finden sich in der Helenaepisode häufig sehr lange Zeilen, die über das durchschnittliche Maß noch hinausgehen und den Linienrahmen zu sprengen drohten. In ihrer Zahl zu wenig um eine Verbreiterung des ganzen Buches zu rechtfertigen, mußten umgekehrt diese Zeilen der einmal gefundenen Norm angepaßt werden. Sie wurden gebrochen und die Endworte der Verse in die nächste Zeile nach vorne gestellt, entgegen der sonst üblichen Weise, um eben die strenge Kante am Versanfang nicht aufzulösen.

Einige wenige Auszeichnungen innerhalb des Textes wurden durch Versalsatz gegeben, ein bei der Frakturschrift nur in der Bibel übliches Mittel. Wohl einem jeden ist die eigentümliche Schriftgestalt im Gedächtnis, die im Buch aller Bücher dem Namen des HERRN vorbehalten bleibt. Aber wohl die Wenigsten werden sich klar, daß sie hier eine, aus Gründen religiöser Pietät, erhaltene gute Druckertradition vor sich haben, aus der Zeit barocken Frakturdruckes, der noch keine Sperrungen kannte. Unser in mancher Hinsicht an alte Frakturbibeln erinnernder Druck des Faust rechtfertigt wohl die Aufnahme des allerdings undeutlichen Versalsatzes an den wenigen vorkommenden Stellen.

Die Zueignung, die ja außerhalb der eigentlichen Dichtung steht und deutlich als von letzter Hand hinzugefügt empfunden wird, ist wie die Personennamen aus Antiqua gesetzt.

Nun galt es noch die großen Einschnitte zu markieren. Beim ersten Teil war dies sehr einfach, da dort nur Anfang und Ende zu einer Betonung herausfordern, während der zweite Teil durch den Willen des Dichters in fünf Abteilungen, fünf Akte zerfällt. Es wurde darum der Anfang des ersten Teiles und jedes Aktes mit einer Initiale begonnen, diesem Schibolet druckkünstlerischer Konvention. Das erforderte wieder ein Beginnen jedes Aktes auf einer neuen Seite und durch eine sorgfältige Berechnung ließen sich auch die einzelnen Akte immer mit einer vollen Seite zu Ende bringen.

Die Gestaltung der Initialen war ja in ihrer Hauptsache durch die historischen Frakturformen geboten. Ihre dekorative Füllung sollte ein ganz abstraktes Linienornament bilden, aber jede Anlehnung an Formen der Entstehungszeit der Schrift war als falscher Archaismus

Mephistopheles Entzwei! entzwei!
welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser die Töpfe schlägt Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei.
Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vorm roten Wams nicht mehr Respekt;
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?
Die Hexe O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?
Mephistopheles Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden:
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.
Die Hexe Sinn und Verstand verlier' ich schier,
tanzend Seh' ich den Junker Satan wieder hier!
Mephistopheles Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!
Die Hexe Warum? Was hat er Euch getan?
Mephistopheles Er ist schon lang' ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nicht besser dran:

Namen und Bemerkungen herausgerückt. Der Fluß des Gedichts nicht gehemmt. Die straffe Kante vorne (ein wohltuender Gegensatz gegen die unregelmäßige Form hinten) durch das Setzen der Namen im gleichen Grad der gleichen Schrift aufgehoben; ein Herausziehen des Gedichtbildes über sie.

Mephistopheles, welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser die Töpfe schlägt

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt du Aas,
Zu deiner Melodei.

Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt

Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vorm roten Wams nicht mehr Respekt?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe: O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?

Mephistopheles: Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt.
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden:
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe: Sinn und Verstand verlier' ich schier,
tanzend: Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephistopheles: Den Namen, Weib, verbitt ich mir!

Die Hexe: Warum? Was hat er Euch getan?

Mephistopheles: Er ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nicht besser dran:

Durch den Rotdruck der Namen die einzelnen Funktionen besser unterschieden, aber ein Eindruck hervorgerufen, der etwas gewollt altdeutsches hat, was nicht dem Geist des ganzen Werkes, nicht der Zeit seiner Entstehung entspricht.
Die Frage der Bemerkungen noch ganz ungelöst. Die dekorative Erscheinung der Fraktur wird durch den kleinen Grad parodiert, kleinliche Wirkung.

ausgeschlossen. Der straffe Aufbau des Ganzen gebot auch in den Einzelheiten eine strenge Führung und wies schließlich auf das Spiralornament, das den gerundeten Formen der Fraktur sich einfügen konnte, zugleich aber eine filigranartig starre Flächenfüllung erzielen ließ. Mit rein linearen, rhythmisch bewegten Formen wird die Gesamtwirkung eines ruhigen grauen Tones erreicht, der die Frage nach der Einzelform nicht zu nahe legt.

Am Ende beider Teile der Tragödie ergab sich ein weißer Raum von einigen Zeilen, der mit einer ähnlichen Spiralornamentik, wie sie die Initialen aufweisen, ausgefüllt wurde. Als Grundmotiv diente in diesem Falle die symbolische Formel des Lebens, die Swastika 卍, die sich in jeder einzelnen der vier Spiralen noch einmal wiederholt.

Um ein harmonisches Verhältnis der Buchdicke zu den Höhen- und Breitenmaßen zu erzielen, war es selbstverständlich, beide Teile des Werkes in einem Band zu vereinen, und das verlangte wiederum eine hervorragende Betonung dieser beiden selbständigen Teile. Die natürlichste Lösung gaben dafür zwei verschieden gestaltete Doppeltitel. Der für uns symbolhafte Klang des Wortes *Faust* ließ jede weitere Beschriftung auf dem Titel trivial und ungehörig erscheinen. Darum wurde alles andere an Text Nötige in einem Druckvermerk zusammengefaßt, der eine den Titeln ähnliche reiche Ausstattung erhielt; auch schon deshalb, weil die Beschwerung der vorderen Buchhälfte mit den beiden Titeln ein Gegengewicht am Buchende verlangte.

Was die Hauptanordnung der Titel anbetrifft, so war dafür ja die einmal festgelegte systematische Seiteneinteilung maßgebend. Nur mußte die schiefe Aufteilung der Seitenränder, die sich ja aus dem Textbild ergab, eine Umrechnung in ein symmetrisch ausgeglichenes doppelseitiges Bild erfahren.

Die gleichmäßig über alle Seiten laufende Linieneinteilung, die ja beim Bildtitel unzweckmäßig war, ließ sich nur dadurch umgehen, daß der Papierrand mit einer ornamentalen Zeichnung bedeckt wurde, die sich wiederum aus dem einmal angeschlagenen Spiralmotiv zusammensetzte. Auch hier bewährte sich die geschlossene tonige Wirkung als geeignetes Mittel für die angestrebte Flächenfüllung. Diese Ornamentik soll nicht für sich sprechen —, sondern eine graue Rahmenfläche für das auf schwarz und weiß gestellte Bild des Inneren abgegeben. Ein solcher grauer Ton durfte hier nicht durch Farbe, durch Raster, also durch ein dem Typendruck zu fremdartiges Verfahren erzielt werden, sondern mußte sich durch das gleiche Mittel der linearen Führung ergeben.

Dadurch daß die ganze umfangreiche Randzeichnung, die eine sehr subtile Arbeit erforderte, Teil für Teil einzeln mit der Hand hergestellt wurde, war es möglich, den Titeln trotz der vereinfachten mechanischen Reproduktion in Strichätzung einen Qualitätswert zu geben, der der ganzen Würde und dem Aufwand der übrigen Ausstattung entspricht.

Der Einband ist, dem Umfange des Werkes angemessen, ganz aus Leder hergestellt und erhielt zur Festigung Schließen. Ähnlich alten deutschen Lederbänden wurde eine reiche Blinddruckverzierung über die Flächen geführt. Das Motiv für den Schmuck von Einband und Schließen blieb die schon im Innern durchgeführte Spirale.

Bisher war nur von der technisch handwerklichen Arbeit die Rede, da ja dieser Teil der künstlerischen Aufgabe der eigentlich grundlegende ist und es für den den Dingen fernstehenden Laien vielleicht von Interesse sein dürfte, zu erfahren, welche Summe von Berechnungen und Überlegungen nottut, um alle äußeren Widerstände zu überwinden. Nun sei aber auch des geistigen Teils der Aufgabe gedacht.

Mit Recht wird der deutschen Kunst der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Werke mit philosophischen und literarischen Vorstellungen beschwere, nicht rein naiv aus den Stilbedingungen der eigenen Kunstgattung herausschaffe.

Das ist freilich wahr, aber wenn aus diesem Grunde unsere Malerei nur schwer aus historischen und literarischen Abirrungen zur Lösung rein malerischer Aufgaben gelangt, wenn die Architektur über stilgeschichtlicher Wissenschaftlichkeit die immer neue Wahrheit ihrer ureigensten, der mathematischen, Gesetzlichkeit mißachtet, so gereicht jener verhängnisvolle Überschuß deutscher Wissensgründlichkeit der



Diese Seiten zeigen die „reine Schriftschönheit", in diesem Fall ein unharmonisches Bild zweier sehr verschiedener Kolumnenbreiten. Das Weiß wirkt als Leere, nicht aber als schönes Papiermaterial.

Und wir besprechen das zunächst;
Doch jetzo bitt' ich hoch und höchst,
Für dieses Mal mich zu entlassen.

FAUST So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erst gute Mär zu sagen.

MEPHISTOPHELES Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück,
Dann magst du nach Belieben fragen.

FAUST Ich habe dir nicht nachgestellt,
Bist du doch selbst ins Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht so bald zum zweiten Male fangen.

MEPHISTOPHELES Wenn dir's beliebt, so bin ich auch bereit,
Dir zur Gesellschaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingnis, dir die Zeit
Durch meine Künste würdig zu vertreiben.

FAUST Ich seh' es gern, das steht dir frei;
Nur daß die Kunst gefällig sei!

MEPHISTOPHELES Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geister singen,
Die schönen Bilder, die sie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberspiel.
Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beisammen sind wir, fanget an!

GEISTER Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue,
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln

Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt ins Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,



Buchkunst nur zum Vorteil. Denn wenn irgendwo, so ist hier das Eingehen auf den geistigen Gehalt des Werkes, die Mitsprache literarischer Vorstellungen, beim Schaffen der Form des Buches eine wesentliche Bedingung. Das erklärt wohl auch die wichtige Rolle, die dem deutschen Geist in der Entwicklung des Buchwesens zufiel, und die weiter zu spielen ihm auch in der Zukunft vorbehalten sein wird, trotz William Morris, englischer Buchkunst und Weltherrschaft der Antiqua. — Hier treibt Dürers Gestaltungskraft ihr üppiges Rankenwerk um Hans Sachsens Schwänke und Poetereien. Hier sehen wir im Theuerdanck höfische Reimkunst mit ritterlichem Bildwerk und zierlicher Schnörkelschrift zu einem liebenswürdigen Kunstganzen sich einen. Hier wandelt Fama durch die Lande und zeichnet mit Stift und Worten die Kriegsgreuel der 30 Jahre und die Fahrten des abenteuerlichen Simplizissimus. Mit Landstörtzern und fahrendem Volk führt sie den ewig wandernden Ahasver, den Groß-Mogul der Türken und „kalekutisch Leut“ in die noch unbeschwerte Phantasie deutscher Gemüter und läßt die Sehnsucht nach der bunten weiten Gestaltenwelt des Alls ins Unendliche schwellen. Hier wachsen die Palmbäume der fruchtbringenden Gesellschaft und grünen die Schäfertriften Geßnerscher Idyllen. Hier nimmt Chodowiecki teil am literarischen Leben seiner Zeit, hier findet Adolf Menzel sein unvergängliches Arbeitsfeld. Ludwig Richters kinderliebe Holzschnitte zu den Märchenbüchern der Gebrüder Grimm gehören hierher, wie Slevogts neue Schöpfungen, die uns die längst vertraute Welt orientalischer Märchengespinste in Gestalten von traumhafter Deutlichkeit festhalten. Das läßt Gutenbergs wunderbare Kunstwerke entstehen und die unerschöpfliche Fülle der Bücher unserer großen Drucker. Das schafft die Mannigfaltigkeit der Schrifttypen, der charaktervollen Texturen, der Schwabacher und Frakturen, so die prächtige Schöpfung *J. G. Breitkopfs* und die preziöse Schrift Ungers, die in ihrer nicht wurzelkräftigen reflektierenden Art geistig so trefflich zu den Romantikern paßt. Das läßt unsere heutigen Künstler nicht ruhen, einen Ausdruck unserer gährenden Zeit, ihrer Wertungen und Umwertungen in neuen Schriftformen zu suchen. Das schafft endlich alles in allem dieses bunte in der Entwicklung menschlichen Geistes einzig dastehende Kaleidoskop, das sich Deutsche Literaturgeschichte betitelt.

Solche literarischen Einflüsse wurden natürlich auch bestimmmend bei meiner Arbeit am Faust. Sie sind ausgesprochen in dem bildlichen Inhalt der Titel, unausgesprochen schon in der Typenwahl und der ganzen Disposition des Buches vorwaltend. Sie sind überall neben den rein schriftbildlich-technischen Erwägungen entscheidend gewesen, haben sie mitbestimmt und sind mit diesen verbunden, schwer von ihnen zu trennen und im einzelnen aufzuzeigen.

So waren alle jene bereits dargelegten Entscheidungen über Type und Typenmischungen zugleich von einer geistigen Empfindung mitgetragen.

Schon am Anfang war gesagt, daß dies deutsche Werk eine deutsche Type erheische. Die Kritik hat gefunden, daß dies auf den ersten Teil, auf die Gretchentragödie, wohl zuträfe, die einem hochgeehrten Publico ja immer im mittelalterlichen Faltenwurf vorgeführt wird, nicht aber für den klassischen zweiten Teil, der füglich in Toga und Kothurn einherzustelzen habe. Das ist ein ganz oberflächliches Urteil Der zweite Teil ist eben so sehr urdeutsch wie der erste, gar nicht zu reden von den mittelalterlichen Hofszenen, die die deutsche Kaiserherrlichkeit heraufbeschwören, sondern auch in den klassischen Partien. Bekennt sich doch der Dichter selbst dazu, wenn er einen der gehalt- und gestaltenreichsten Akte „Klassische Walpurgisnacht“ betitelt. Diese Olympier sind so deutsch wie die Götter und Göttinnen der Opitz und Hofmannswaldau, der Schauplatz trotz des Peneios so voller Schilfgeflüster wie irgend ein murmelnder Bach im Weimarischen oder bei Frankfurt und deutsch der Gedankengehalt, der in die manchmal antike Form gegossen ist, ihr Blut und Leben gibt und das Werk durchpulst bis zu seinem Ausklang in mystisch katholischer Form, der vielleicht einer alleswissenden Kritik dazu dienen könnte, für das Buch einen Druck in kirchlich gotisierenden Lettern zu wünschen.

Wenn schon keine unserer Zeit gemäße Type genommen werden konnte, so kam in erster Linie eine Schrift in Frage, die im Geiste der jetzt wieder zu Ehren gekommenen Fraktur Breitkopfs vielleicht von einem seiner Gehilfen geschnitten war und deren Entstehungszeit

Mephistopheles, welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser die Töpfe schlägt
Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei.

Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt
Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vorm roten Wams nicht mehr Respekt?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe: O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?

Mephistopheles: Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt.
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden:
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe tanzend: Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephistopheles: Den Namen, Weib, verbitt ich mir!

Die Hexe: Warum? Was hat er Euch getan?

Mephistopheles: Er ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nicht besser dran:

Die Trennung ist besser geglückt, aber das Vorhergesagte trifft auch hier zu. Die gleiche Schrift im kleineren Grad wirkt kleinlich. Fraktur braucht eine gewisse Größe um dekorativ wirksam zu sein.

MEPHISTOPHELES Entzwei! entzwei!
welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser die Töpfe schlägt Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei.

Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vorm roten Wams nicht mehr Respekt?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

DIE HEXE O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn Eure beiden Raben?

MEPHISTOPHELES Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden:
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

DIE HEXE Sinn und Verstand verlier ich schier,
tanzend Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

MEPHISTOPHELES Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

DIE HEXE Warum? Was hat er Euch getan?

MEPHISTOPHELES Er ist schon lang' ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nicht besser dran:

Das Kursive gibt den Bemerkungen etwas Handschriftliches, nachträglich Zugefügtes. Sie wirken drum zwar nebensächlich, was sie ja sollen, aber nicht mehr kleinlich. Für die Namen treffen diese Vorzüge nicht zu. Der Schnitt ist im Versalsatz zu ungleichmäßig, die Seitwärtsbewegung im großen Grad zu stark.

Der Gedichtsatz in Antiqua zeigt wie undekorativ der Satz von Gemeinen in Antiqua gegenüber der Fraktur ist, zweitens wie in diesem Falle auch wieder das Gedichtbild störend durchbrochen wird. Das gleiche Übel ergab der Gedichtsatz in Kursiv.

jedenfalls in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts fällt, ungefähr in die Zeit des werdenden jungen Goethe. So hat sie auch etwas von dem damaligen Geiste des behäbig kräftigen deutschen Bürgertums mit seiner krausen Anmut der Lebensformen, der uns im Goethehaus in Frankfurt noch heute umfängt und der sich auch der ganzen Sinnesrichtung des Dichters, seiner Form, aufgeprägt hat. Sind doch auch seine Beziehungen zum Breitkopfschen Hause bekannt in der Leipziger Studienzeit, in der sein äußerer Habitus umgemodelt, aus dem grüblerischen, gährenden Jüngling, den, in seine Gedanken vertieft, die Umwelt nicht kümmert, ein Stutzer gemacht wird, der in Auerbachs Keller an den Zechgelagen der rüpelhaften Kommilitonen nicht Gefallen finden kann und lieber seinem „Mädgen“ Gedichte schreibt und sie mit schön gestochenen Noten bei Breitkopf erscheinen läßt.

Ist der Umstand, daß diese Schrift sich über hundert Jahre lebendig erhalten und bis heute noch durch keine neue deutsche Schrift mit Erfolg abgelöst ist, nicht auch ein Grund mehr, sie dem Werke auf ihrem bescheidenen Gebiete kongenial erscheinen zu lassen? Und daß es wiederum ein altes Leipziger Druckhaus ist, das in seinem historischen Schriftbestand ein paar in ihren Formen frischerhaltene alte Typen besitzt, die sich der Fraktur harmonisch zugesellen, das schließt die Kette der Umstände, die ohne viel Überlegen die Hauptform des Buches, seine typographische Gestalt bestimmten.

Der Entschluß, zwei Schriftarten, wie Fraktur und Antiqua zu mischen, blieb nicht unberührt durch den Vergleich, zu dem die gegenseitige Durchdringung zweier Stilelemente im Werk selbst verlockt. Ich meine das Nebeneinandergehen des Mittelalterlichen und Klassischen, des Faust- und Helenamotivs.

Ausschlaggebend dafür war ferner, daß ja der dramatische Aufbau nicht eigentlich aus zwingenden inneren Gründen erfolgte, sondern das Werk eigentlich mehr eine fortlaufende Dichtung philosophischen und lyrischen Gehaltes darstellt, für die der Dichter aus äußeren Gründen die Form des Dramas wählte. Einesteils ist's der „Quell gedrängter Lieder“, der „Einklang der aus dem Busen dringt“, andernteils das „Stück in Stücken“, das widerwillig zum Puppenspiel gestaltete, das mit „groß' und kleinem Himmelslicht“ operiert, den „ganzen Kreis der Schöpfung ausschreitet“ und „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ führt.

Es schien drum im Sinne des Dichters gehandelt, wenn dieses Doppelverhältnis, das er in seinem Vorspiel auf dem Theater beleuchtet, ganz deutlich in der Gestaltung des Textes ausgebildet wurde.

Der schwierigste Fall war die Auseinandersetzung mit den beiden bildlichen Titeln.

„Den Faust, dächt ich, geben wir ohne Holzschnitte und Bildwerke. Es ist so schwer, daß etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht paßt. Kupfer und Poesie parodieren sich gewöhnlich wechselweise.“ Diese Worte Goethes, die er an seinen Verleger Cotta schrieb, mögen ihm wohl durch die Betrachtung Chodowieckischer Kupfer eingegeben sein, der in der Darstellung von Figuren, die einer anderen als seiner Zeit angehörten, nicht eben glücklich war. Und in der Tat sind auch alle Versuche, die seitdem mit der Illustrierung des Faust gemacht wurden, kläglich genug ausgefallen. Eine Figur, die wie Goethes Held für uns das Symbol höchsten menschlichen Strebens, einer gewaltigen künstlerisch-pantheistischen Weltanschauung darstellt, läßt sich ebensowenig durch einen geschniegelten männlich schönen Fant im Ritterkleide, als durch einen finster blickenden Adepten mit dem Totenschädel in der Hand personifizieren, ebensowenig wie der liebe Herrgott sich in Schlafrock und Pantoffeln oder mit dem Blitzbündel wiedergeben läßt.

Es war hier natürlich von vornherein auch von keiner eigentlichen Illustration die Rede. Einen zeichnerischen Schmuck aber sollte das Buch haben. Wie anders hätte sonst auch ein Verleger am Anfang des XX. Jahrhunderts darauf hoffen können ein rein typographisches Werk in tausend Exemplaren in Deutschland abzusetzen?

Blieb also nur übrig eine symbolisierende Darstellung des Inhalts zu geben, ein Gleichnis dieses Strebens, des Vergehens und sich wieder Erneuerns, des Lebendigen, „das nach Flammentod sich sehnt“. Die alte Phönixsage gab das Sinnbild dafür her. Das erste Titelblatt ist ein Versuch, den alten Gehalt in neue Form zu gießen. Auf der anderen Seite galt es den

Schrifttitel unterzubringen und die ganze Seite gefüllt mit der gegenständigen Bildseite zu balanzieren. Nur ein neutrales Ornament konnte dem Zweck genügen und ich entschied mich für ein Blättermotiv, das, organisch wachsend, ungefähr das Linienspiel des stiebenden Feuers auf der Gegenseite wiederholt.

Nun kam der zweite Teil an die Reihe. Das Bild des ersten Titels hatte symbolisch eigentlich schon das Leitmotiv des ganzen Werkes erschöpft. Findet doch der Grundgedanke in der „Weisheit letztem Schluß“ im zweiten Teil seinen Ausklang. Es blieb nur übrig eine charakteristische Episode herauszugreifen, weil in der Absicht, Alles zu geben, das Gegenteil erreicht und ein Nichts gegeben wäre. Ein so charakteristisches Stück schien mir die klassische Walpurgisnacht., für die der zweite Titel eine Apotheose darstellen soll. Die herrliche Diana von Ephesus, dieses halbasiatische Götzenbild mit seiner lebenstrotzenden Reihe von Brüsten, den dunkelgeheimnisvoll starren Zügen und dem aus all seinen Gliedmaßen springenden und fliegenden Getier erschien mir als die gegebene Verkörperung dieses claire-obscuren Naturgemäldes. Die weitere Flächenfüllung war wieder bestimmt durch die vom ersten Teil übernommene Gegenseite. Zwischen dem organischen Blattgefüge galt es die übrige Staffage unterzubringen, soweit die Flächenausnutzung bei Vermeidung von Perspektive und kleinlichen Elementen es gestattete, Sphynxe, Greifen, Delphine, Dryaden und Stymphaliden einzuordnen, dieses klassische Gelichter voll „im Widerwärt'gen großer tücht'ger Züge“. Wie weit es mir gelungen ist, das Groteske und geheimnisvoll Bestimmte dieser Schilderung bei Wahrung des buchgemäßen Eindrucks wiederzugeben, mag der Beschauer selbst beurteilen. Ich will hier lediglich meine Absichten klarlegen.

Der wichtigste und wesentlichste Teil bleibt natürlich immer der typographische.

Die Augenblicksströmung ist ja gerade dieser Anschauung nicht günstig. Wenn auch im Anfang der modernen Bewegung die von England kommenden Ideen bei uns aufgegriffen und in den Vordergrund gedrängt wurden, so macht sich neuerdings eine Reaktion dagegen geltend, die die sogenannten kunstgewerblichen Bestrebungen nicht für voll nehmen und nicht in eine Reihe mit denen der sogenannten hohen Kunst stellen will.

Mittelmäßiges Gut und halbgetane Arbeit gibt es ja auf beiden Gebieten genug, aber wenn man doch zwischen den ernst Schaffenden beider Lager einen gerechten Vergleich anstellen will, dann liegen die Dinge so: Der Künstler, der Staffeleibilder malt, arbeitet mit Farbflecken, mit Pinsel und Spachtel. Das ist *sein* Handwerkszeug. Im Handwerklichen muß er vor allem ein Meister sein, aber zum Künstler macht ihn erst bei aller Beherrschung des Materials das Geistige, Seelische, was er in sein Werk zu legen weiß, worunter er sein Handwerkskönnen zwingt. Auch die Erweiterung des handwerklichen Könnens über das bislang schon Dagewesene hinaus, ist ein Teil schöpferischer Arbeit, die den Künstler macht.

Der Buchkünstler operiert, anstatt mit Farbe und Pinsel, mit Buchstabenformen und mit den fertigen Typen als Massen. Er muß sein Handwerk auch beherrschen, seine Buchstaben und Schriftgruppen an die rechte Stelle setzen, sie gegeneinander auswägen, sein Papier wählen, wie der Maler die Leinwand. Auch hier entscheidet die mehr oder minder große Geistigkeit, die die toten Dinge sich unterzwingt, über die Künstlerschaft, ebenso wie die mehr oder minder große Schöpfungskraft in der Erfindung neuer Schriftformen.

Diese Abweichung vom eigentlichen Thema soll nur sagen, wie erschwert es unter den obwaltenden Umständen für einen Künstler ist, eine gerechte Wertung seiner Arbeit zu erlangen und daß er notgedrungen selbst zum Stift greifen muß, um selbstkritisch die wirklichen Mängel seiner Arbeit aufzuzeigen, die sonst vielleicht gerade als Vorzug hingestellt würden, während umgekehrt die eigentlichen Vorzüge in den Augen der Kritik zu Mängeln sich verwandelten.

Wer ein Buch nach zwei wahllos herausgegriffenen Probeseiten beurteilen will, muß ihm Unrecht tun, spricht doch das Volumen des Bandes, die Schattenwirkung des Buchfalzes, die ganze innere Gliederung des Gesamttextes vornehmlich mit, um eine gerechte Würdigung zu ermöglichen.

Daß für die Reproduktion der Titel, wegen des feinziselierten Ornaments und der exakten Wiedergabe, die Strichätzung dem Holzschnitt

MEPHISTOPHELES *welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser die Töpfe schlägt*

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Takt, du Aas,
Zu deiner Melodei.

Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt

Erkennſt du mich? Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzengeiſter!
Haſt du vorm roten Wams nicht mehr Reſpekt;
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

DIE HEXE

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn Eure beiden Raben?

MEPHISTOPHELES

Für diesmal kommſt du ſo davon;
Denn freilich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden:
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

DIE HEXE *tanzend*

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

MEPHISTOPHELES

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

DIE HEXE

Warum? Was hat er Euch getan?

MEPHISTOPHELES

Er iſt ſchon lang' ins Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nicht beſſer dran:

Die Lösung der Schriftfrage. Das Gedicht wirkt für sich, sein Gang wird nicht gehemmt, die Kante vorne wirkt ruhig und geschlossen, weil die Antiqua heller ist und nicht mit dem Bild des Gedichts zusammenfließt. Die Typen passen zusammen, weil ihr Schnitt aus demselben Zeitgefühl heraus entstanden ist. Die Antiqua behält im Versalsatz auch im kleineren Grad ihre dekorative Wirkung, ordnet sich der Kursive über und behauptet sich würdig neben der Fraktur trotz ihrer Lichtheit.

Das ganze Schriftbild, das auf den vorhergehenden Proben noch sehr unregelmäßig in den Formen war, bekommt seine Festigung durch die Linien.

Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

DICHTER Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei!
Wie wenig das dem echten Künstler zieme!
Der saubern Herren Pfuscherei
Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime.

DIREKTOR Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt:
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe;
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.

Ein Versuch, das Schriftbild durch starkes Durchschießen auf die Helligkeit der Antiqua zu bringen, zeigt, daß dadurch alle künstlerischen Vorzüge der starken Kontrastierung aufgehoben werden.

vorgezogen wurde, bedarf wohl keiner Entschuldigung vor einem Leserkreis, der auch sonst gewohnt ist, sich alle technischen Errungenschaften der Neuzeit zunutze zu machen, wenn sie gegenüber alten Verfahren wesentliche Vorteile, besonders bei beschränkter Zeit, bieten.

Einer der Hauptfehler der ganzen Anlage des Faust ist darin zu sehen, daß nicht eine neuzeitliche, unserem heutigen Formempfinden entsprechende Type zur Verwendung kam. Aber das hatte seinen Grund eben darin, daß keine der bisher geschaffenen modernen Schriften als geeignetes Medium für die Goethesche Sprache erschien. Es muß ein solcher durchaus ins Moderne übersetzter Druck der Zukunft vorbehalten bleiben.

Ein weiterer Fehler ist der Umstand, daß die stärkeren Schriftzeilen nicht auch typographisch hergestellt, d. h. gesetzt, sondern gezeichnet wurden. Das Fehlen eines so großen Grades der verwandten Schrift und die Unmöglichkeit einen solchen für dies eine Werk zu schneiden, erklären es.

Ferner ist es zu tadeln, daß die szenarischen Bemerkungen an manchen Stellen nicht mit der genügenden Deutlichkeit für das Verständnis des Inhaltes durchgeführt sind. Da der Faust ja allgemein bekannt und wohl auch überall eine landläufige Ausgabe zur Hand ist, werden diese Mängel nicht allzuschwer empfunden werden. Sie hätten sich vermeiden lassen, wenn der Satz an Ort und Stelle ganz unter meiner Aufsicht hätte vonstatten gehen können. Obgleich Bogen für Bogen meine Korrektur erfuhr und oft mehrmals zwischen Leipzig, Jena und Düsseldorf hin- und herging, war es bei dem Tempo, in dem die große Arbeit erledigt werden mußte, um zu einem vorgesetzten Termin fertig zu sein, unmöglich, alle typographischen Dinge mit derselben Delikatesse zu behandeln, die ich ihnen in einer eigenen Presse hätte angedeihen lassen können.

Der Erfolg hat meinen Bemühungen scheinbar Recht gegeben. Die Auflage des Werkes war noch vor dem Erscheinen vollkommen vergriffen. Aber das kann meine skeptische Auffassung nicht entkräften. Viel andere Umstände mögen dieses Faktum mitbewirkt haben, als gerade das allgemeine Bedürfnis nach künstlerischer Ausdrucksweise und die Anteilnahme an typographischen Experimenten. Ein solches stellt das Werk in erster Linie dar und der Erfolg freut mich darum, weil er den Verleger zu neuen Versuchen ermutigt. Herr Diederichs hat in den fast zehn Jahren gemeinsamer Arbeit mit mir immer wieder meine künstlerischen Absichten unterstützt und gefördert und bei der Ausstattung des Faust mir in allen Dingen freie Hand gelassen, obgleich gerade dieser Versuch ein großes Risiko für ihn bedeutete. Ich kann diese Abhandlung nicht schließen, ohne zu betonen, wie viel ich diesem Manne verdanke, ohne dessen Unterstützung ich nicht einmal den Bruchteil an der Mitarbeit für unser Buchgewerbe hätte leisten können.

Die nächste Weiterentwicklung deutscher Buchkunst wird auf der gesunden Ausführung rein typographischer Gedanken beruhen müssen. Ich hoffe, daß ich selbst in nicht allzuferner Zeit auf eigener Presse an der Entfaltung einer erst begonnenen Kulturarbeit werde teilnehmen können.

Vielleicht sehen wir noch einmal den Faust in einer neuen, unserem Empfinden entsprechenden Type gedruckt.

Bis dahin muß die Ausgabe der Hundertjahrsfeier mit ihren Mängeln und Vorzügen ihren Zweck erfüllen als ein charakteristisches Merkmal einer Übergangszeit. Denn „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis".





Durch eine für alle Zufälle berechnete Liniatur ist das Bild der Doppelseite ausbalanziert. Nur durch kräftigste Betonung dieser Liniengliederung ist es möglich, die einzelnen Elemente zusammen zu halten.

Und wir besprechen das zunächst;
Doch jetzo bitt' ich hoch und höchst,
Für dieses Mal mich zu entlassen.

FAUST So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erst gute Mär zu sagen.

MEPHISTOPHELES Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück,
Dann magst du nach Belieben fragen.

FAUST Ich habe dir nicht nachgestellt,
Bist du doch selbst ins Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht so bald zum zweiten Male fangen.

MEPHISTOPHELES Wenn dir's beliebt, so bin ich auch bereit,
Dir zur Gesellschaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingnis, dir die Zeit
Durch meine Künste würdig zu vertreiben.

FAUST Ich seh' es gern, das steht dir frei;
Nur daß die Kunst gefällig sei!

MEPHISTOPHELES Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geister singen,
Die schönen Bilder, die sie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberspiel.
Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beisammen sind wir, fanget an!

GEISTER Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue,
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln

Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt ins Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,



Schiller im Roman und Drama.

Von

Professor Friedrich E. Hirsch in Wien.

In der Vorrede zu „Gottsched und Gellert“ hat es Laube für den Beruf des Dramatikers erklärt, Poeten zu Helden auf der Bühne zu machen, die geliebte Eigenschaften der *Nation* und nicht bloß der *Literatur* an sich tragen. Dieser Gedanke war in erweiterter Form schon lange vor Laube lebendig, seitdem nämlich Öhlenschläger mit seinem „Correggio“ das Künstlerdrama in Deutschland inauguriert und damit den Weg gewiesen hatte, bedeutende Erscheinungen des Theaters, der Literatur, der musikalischen und bildenden Künste auf der Bühne vorzuführen. Freilich ergibt sich ein bedeutsamer Unterschied zwischen dem eigentlichen Künstlerdrama nach des Dänen Vorbilde und dem von Laube angeregten; während es Öhlenschläger und seiner zahlreichen Gefolgschaft darauf ankam, eine dialogisierte Biographie auf die Bühne zu bringen, lag es im Sinne Laubes, eine prominente Eigenschaft eines Dichters, deren Vorhandensein lautes Echo im Publikum finden mußte, zu illustrieren. So wollte er an Gellert die Bescheidenheit des deutschen Dichters aufzeigen, ein Charakterzug, der auf besondere Sympathie der Zuschauer rechnen konnte, und bei Schiller, den er in seinen „Karlsschülern“ zum Helden machte, kam es ihm vornehmlich darauf an, die Freiheitssehnsucht und Freiheitsbegeisterung des Dichters zu verkünden. In diesem Sinne sind auf epischem und dramatischem Gebiete auch die meisten Produkte, die Schiller zum Helden haben, gehalten: sie wollen eine geliebte Eigenschaft nicht der Literatur, sondern der Nation — die Begeisterung für die Freiheit — darstellen. Nur in einer geringeren Anzahl gibt es reine Künstlerromane und -dramen, in denen Schiller auftritt.

Damit ist eine Zweiteilung all dieser Belletristica gegeben, in solche, die ihn als Typus des Freiheitsdichters verherrlichen, und in solche, die markante Ereignisse aus seinem Leben darstellen. Zum Helden epischer und dramatischer Werke eignete sich Schiller ja ganz besonders und mit Recht betont es Minor (Schiller I, 3), daß des Dichters Leben fast wie ein Drama verlaufe. Es ist ein beständiger Kampf, ein ewiges Ringen, hinauf! hinauf! Indem man ihn nun ganz besonders als Freiheitsdichter feierte, konnte man immer auf ungeteiltes Interesse und warmes Mitgefühl des Publikums rechnen, und indem man aus seinem stürmisch bewegten Leben einzelne Episoden dichterisch behandelte, war *von vornherein* der Anteil der Leser und Zuschauer gesichert. So durften sich auch schwächere Dichter an die poetische Darstellung des Lebens Schillers wagen und sie machten von dieser Freiheit mehr als gebührlich Gebrauch. Viele Schriften, die Schiller zu verherrlichen bestimmt sind, verunglimpfen seinen Namen. Dilettantische Machwerke drängen sich nur zu sehr in den Vordergrund und namentlich „Schiller-Festspiele“[1], die außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung bleiben sollen, sind mit wenigen Ausnahmen kaum geeignet, besonders erhebenden Eindruck zu machen. Die Größe des Themas mußte auf kleine Dichter drückend wirken und ihre sicherlich gut gemeinten Absichten verdunkeln.

Fast allen dichterischen Produkten, die Schiller gelten, ist es eigen, daß sie mit der geschichtlichen Wahrheit willkürlich verfahren. Das kann ein Vorzug und ein Fehler sein; ein Vorzug, wenn es dem Dichter gelingt, durch die Verfälschung der historischen Tatsachen größere Wirksamkeit zu erzielen, die Spannung zu erhöhen oder den Leser stärker zu fesseln; ein Fehler, wenn der Wahrheit so ins Gesicht geschlagen wird, daß selbst der nur wenig Literaturkundige darauf aufmerksam werden muß. Noch unerquicklicher wirken die Dichtungen, die sich

[1] Die Literatur verzeichnen Büchtings „Verzeichnis“ (das Seite 39 angeführte Fastnachtsspiel „Der politische Jahrmarkt“ von Schillero Rescidivo ist kein Festspiel, sondern eine politische Satire auf Zeitereignisse), Goedeke und für das Jahr 1905 die Jahresberichte. — Einzelne Schillerdramen und -Romane nennen Wurzbach im „Schillerbuch“ (Marg. 2812—2832), Kurz in seiner Literaturgeschichte (IV, 516a) und Kehrein, „Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker“, Seite 186.

poetisch geberden, aber nichts anderes sind als trockene Biographien in unkünstlerischer Form, die chronikartig die Ereignisse aneinanderreihen, ohne Motivierung, ohne Steigerung, ohne psychologische Vertiefung. Sehr oft verschwimmen die Darstellungen ineinander; in die Erzählungen und Dramen drängt sich oft das rein biographische Element ein, gelegentlich geht aber auch die rein biographisch gedachte Behandlung ins Novellistische über, so wenn *Franz Hoffmann* Schillers Jugendjahre „für seine jungen Freunde" erzählt (Würzburg 1872). Hier wird die Biographie ganz zur Novelle, wie auch umgekehrt die Novelle oft ganz zur Biographie wird.

Es sind meist keine *großen* Dichter, die Schiller zum Helden poetischer Darstellungen erwählten; daher kommt es, daß die Episode seines Lebens, die am ehesten zur belletristischen Behandlung geeignet scheinen müßte, seine „Doppelliebe" nur selten und keineswegs einwandfrei geschildert wurde. Für die Zeichnung solcher subtilen, seelisch zart bewegten Vorgänge eigneten sich die Dichter (mit Ausnahme der Ebner-Eschenbach, der das Thema hätte lockend scheinen müssen) nicht. Sie sind sämtlich robustere Naturen und fanden deshalb nur an den stürmischeren Ereignissen im Leben Schillers Gefallen; so erklärt es sich, daß die Karlsschülerzeit am häufigsten dargestellt wurde, daß auch die Jahre des unsteten Umherirrens wiederholt gezeichnet wurden, während die Jenaer und Weimarer Zeit nur geringen Reflex in poetischen Werken fand. Jedenfalls kann aber die Beschreibung wenigstens einiger der zahlreichen Dichtungen, die Schiller gewidmet sind[1], lehren, wie machtvoll nicht nur seine Werke, sondern auch seine Persönlichkeit anzieht, wie man immer wieder versucht, sie in Romanen und Dramen dem Publikum näherzubringen, wobei die Dichter niemals fehlgehen können, da alles, was den Lieblingsdichter der Nation betrifft, des ungeteilten Interesses stets sicher sein kann.

Eine zweifache Art, die Werke, die Schiller zum Helden haben, zu beschreiben, ist möglich; entweder nach ihren Erscheinungsjahren oder nach der Chronologie der *Ereignisse*, die sie behandeln. Der zweite Weg ist vielleicht vorzuziehen, weil sich durch diese Betrachtung ergibt, inwieweit die den einzelnen Stationen der Lebenspilgerfahrt Schillers gewidmeten Werke von einander abhängen, was die Autoren einander zu danken haben und worin sie von einander abweichen. Dabei sei von vornherein betont, daß nicht *alle* Werke betrachtet werden sollen, sondern vornehmlich jene, die wenigstens in irgend einer Hinsicht bedeutungsvoll sind.

Schon die *Geburt* Schillers wurde Gegenstand einer Novelle, die *Berthold Auerbach* zum Säkulartage 1859 schrieb: „Friedrich der Große von Schwaben". (In Auerbachs Volkskalender für 1859 mit 20 Holzschnitten von Ludwig Richter und im Feuilleton von Kurandas „Ostdeutscher Post", 1858, Nr. 211—217, abgedruckt.) Geschildert werden Vorgänge im Hause des Bäckermeisters Kodweis, bevor der junge Fritz das Licht der Welt erblickt. Der Vater ist im Ludwigsburger Lager, die Mutter wird in ihrer häuslichen Geschäftigkeit und ihrem anmutsvollen, liebenswürdigen Verkehr mit Nachbarsleuten dargestellt. Recht zu guter Gelegenheit finden sich am 9. November der Bürgermeister von Vaihingen und ein Vetter, der Student Johann Friedrich Schiller, im Hause ein. Man bewegt die Mutter — hierin weicht Auerbach von der Wahrheit recht weit ab — den Gatten im Lager aufzusuchen, der die Frau dann nach Hause begleitet, da sie die Geburtsstunde des Kindes herannahen fühlt. Darnach wäre also der Vater bei der Geburt des Sohnes zu Hause gewesen[2] und hätte schon damals im überströmenden Glücksgefühl die Worte gesprochen: „Und du, Wesen aller Wesen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du ihm an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte." — Die Vorzüge dieser hübsch erzählten Novelle liegen vor allem darin, daß der Dichter das Lokalkolorit vorzüglich trifft und namentlich die Mutter Schillers ganz reizvoll schildert. Wenn der Vetter knapp nach der Taufe des Knaben prophetisch die Worte ausruft: „Hoch lebe Friedrich der Große von Schwaben!" so ist das nur eine der überall in diesen Werken beliebten Ahnungen und Vorherverkündigungen. Sonst ist dieser Vetter frisch und lebhaft ge-

[1] Die Schillerlyrik verzeichnet *Saul D(aniel)* „Schiller im Dichtermund". (Stuttgart 1896.) Nach Ortlepps Vorbilde sind die Schiller gewidmeten Lieder aneinandergereiht. — [2] Vgl. dagegen Berger, Schiller, I, 19.

zeichnet und seine Anspielung auf Maria, die über den Berg ging und so ruhig atmete, als ob sie still sitze, da das Kind die Mutter trug, paßt gut zu seinem sensitiven Naturell. — Nach einer Inhaltsangabe in Lorcks „Zeitheften" (1860, No. 11) scheint die Novelle Auerbachs für ein Schauspiel „Schillers Geburt" von *Germain Metternich* (New-York 1859) vorbildlich gewesen zu sein.

Aus Schillers Heimat Schwaben stammt auch eine zweite epische Darstellung aus seinem Leben, *Hermann Kurzs* „vaterländischer" Roman „Schillers Heimatsjahre" (Stuttgart 1843, 2. Auflage 1857, jetzt in Hesses Klassikerbibliothek von Hermann Fischer, Leipzig o. J., herausgegeben). Es ist das Werk, das zwar nicht als erstes[1] an Schillers Namen anknüpfte, von dem aber die folgenden epischen und dramatischen Arbeiten ihren Impuls empfingen. Allerdings ist Schiller nur eine episodistische Gestalt des Romans und der Titel, der nach Fischers Zeugnisse ursprünglich „Heinrich Roller" lauten sollte, ist von dem Verleger Frankh gewählt worden. Er läßt sich rechtfertigen, wie dies *Ferdinand Kürnberger* mit feinstem Verständnisse tat, der meinte[2], der Ton liege nicht auf Schiller, sondern auf Heimatjahre, „zumal ja Schiller wirklich nur eine der bedeutenderen Episodenfiguren sei". Die Haupthandlung dreht sich um den Lehrer an der Akademie, Heinrich Roller, und seine phantastische Liebesgeschichte, die dadurch interessant ist, daß in sie Züge aus Schillers Leben und Schaffen hineinspielen. Roller selbst kann trotz Fischers Behauptung (Einleitung zur Ausgabe des Romans, Seite 5, und Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, 2. Reihe, Seite 217 ff.) *nicht* als frei erfunden gelten, wenn es auch (nach Fischer) „niemals einen Lehrer oder Aufseher an der Akademie oder überhaupt einen Theologen Roller in Württemberg gab". Schon die „Blätter f. literar. Unterhaltung" (1845, No. 65) verwiesen mit Recht darauf, daß auf diese Figur Züge *Abels* übertragen sind. Roller und Abel haben starkes Interesse für Shakespeare und Philosophie; wenn Roller als 24jähriger junger Mann dem Herzog ein Gutachten über den Philosophieunterricht an der Akademie erstattet, erinnert man sich (vgl. Minor, Schiller, I, 193), daß der 23jährige Abel dasselbe tat; wie Roller folgten Abel die Hörer begeistert (Minor, I, 194) und im Leben wie in Kurzs Roman liest Schiller Roller-Abel seine „Räuber" vor. (Minor I, 365.) Vor allem aber ist es das Interesse beider für Shakespeare, das sie ähnlich macht; zwar konnte Kurz, der begeisterte Verehrer Shakespeares, dabei aus dem eigenen Leben geschöpft haben, jedoch die Vermutung liegt nahe, daß er Roller deshalb warm für Shakespeare eintreten läßt, weil Abel dasselbe tat. — Die Liebesgeschichte Auroras, die Kurz breit ausmalt, kann aus historischen Reminiszenzen erflossen sein, wie ja von Rieger, der lange des Herzogs Kuppler war (Minor I, 323), eine Schülerin der École des demoiselles zur Flucht nach Paris gezwungen wurde. Vielleicht schwebte aber Kurz bei dieser Geschichte die Kosinskyepisode aus den „Räubern" vor, worin die Keime für diesen Teil der Handlung liegen könnten; hier wie dort findet sich eine geraubte Braut, ein Minister als Kuppler und ein Fürst, der das Mädchen zur Mätresse haben will.

Schillers Gestalt ist mit den Vorgängen des Romans nicht organisch verknüpft; man erkennt deutlich, daß die ihn betreffenden Kapitel ursprünglich selbständig erschienen waren, wie das erste, worin er vorkommt, „Schiller als Schauspieler" zunächst in Cottas „Morgenblatt" abgedruckt wurde[3]. Kurz schildert nur die Erlebnisse Schillers in seiner Heimat, auch die nach seiner vom Herzog geduldeten Rückkehr; die Zwischenstationen, die außerhalb Schwabens lagen, deutet er nicht einmal an. Ihm war es recht um einen schwäbischen *Heimatsroman* zu tun, der ihm auch vortrefflich gelang. Mit den historischen Tatsachen, die Schiller betreffen, verfuhr er im ganzen der Geschichte ziemlich getreu. Die Aufführung des „Clavigo" 1780 zum Geburtstage des Herzogs, wobei

---

[1] Zeitlich vorangegangen wäre diesem Roman ein fünfaktiges Trauerspiel „Schiller und die Seinen" von *A. Ruge* (Stralsund 1830; vgl. Goedeke und Wackernagel, Ztschr. f. d. Philologie XIII, 256); das ist indes ein Irrtum; das Stück heißt (vgl. Ruge, Aus früherer Zeit III, 166 und Brief an Rosenkranz vom 17. November 1839 im Briefwechsel herausgegeben von Nerrlich I, 187) „*Schill* und die Seinen". — [2] „Literarische Herzenssachen", Seite 157.

[3] Anonym erschienen; man vermutete (vgl. Blätter f. Literatur u. bildende Kunst; Beilage zu Hells „Abendzeitung" 1838, No. 33) in Alexander von Ungern-Sternberg den Verfasser.

Schiller die Titelrolle vollständig verdarb, wird von Kurz unter Benützung der verschiedenen Berichte Petersens geschildert, auch die einzelnen Erlebnisse in der Karlsschule und die Charakteristik der Mitschüler Schillers weichen nicht zu sehr von der Wirklichkeit ab. Schiller als Regimentsmedikus, der seine „Räuber“ dem Freundeskreise vorliest, sie über Dalbergs Aufforderung für die Bühne bearbeitet, sich in Laura verliebt und im „Ochsen“ mit Roller und den Freunden Zechgelage abhält — das sind die Vorgänge des zweiten Buches bei Kurz, in denen Schiller hervortritt. Im dritten Buche werden die Vorgänge vor der Flucht kurz gestreift; die Begegnung mit Schubart auf dem Hohenasperg wird in drei Zeilen abgetan, dagegen eine Unterredung mit Streicher auf der Flucht nach Mannheim breit ausgeführt. In einem Epilog „Wiedersehen in der Heimat“ begegnet Roller dem heimgekehrten Schiller, der sich mit den Jugendgenossen von der Akademie wieder zusammenfindet und nun den Vorzügen des Herzogs gerecht zu werden sucht, was er ja — nach Hovens Berichte — auch in Wirklichkeit tat. Der Zeichnung des Herzogs galt Kurzs besonderes Interesse, wie er ja auch die Gestalt ist, die die auseinanderliegenden Geschehnisse des Romans zusammenhält. Mit dem Manifeste Karl Eugens an seinem 50. Geburtstage (Berger, Schiller I, 59) setzt der Roman prägnant ein und auf den verwickelten Irrgängen des Helden Roller steht der Landesherr immer im Hintergrunde. Namentlich Laura, die nach Kurz des Herzogs Pflegetochter gewesen wäre, gilt sein lebhaftes Interesse trotz den tollen Extravaganzen, die sie treibt.

Die Schiller betreffenden Kapitel sind wenig *roman*hafter Natur; von der Wirklichkeit weichen sie nur wenig ab und Kurz hätte, wie dies später von der Mühlbach oder Gregor Samarow in ihren „historischen“ Romanen geübt wurde, bei den einzelnen Vorgängen die Anmerkung „historisch“ machen können. Angenehm berührt es, daß die sonst üblichen „Prophezeiungen“ von der künftigen Größe des Helden mit einer flüchtigen Ausnahme (I, 129: „Der Herzog wird ihn nicht verpfuschen können“) sich nicht aufdrängen. In der Hinsicht treiben es die Schillerdichter sonst ein wenig bunt; mit jeder Vernachlässigung der Wahrscheinlichkeit verkünden sie selbst bei Darstellung seiner Jugendjahre seine künftige Meisterschaft.

Kurz's Roman regte, wenn man dem Verfasser Glauben schenken darf, Heinrich *Laube* zur Dichtung seiner „Karlsschüler“ an, die 1846 erschienen und vom Autor (vgl. seine Einleitung zu dem Stück, jetzt bei Houben, Laubes ausgewählte Werke III, 22 und Houbens Einleitung zur Ausgabe I, 186 ff) als Festspiel zu Schillers Geburtstag bestimmt waren.[1] Über die Entstehung des Dramas, die Anregungen durch Auerbach, Hoffmeisters Biographie und Kurz's Roman sowie über die Freiheiten, die sich Laube mit der historischen Wahrheit gestattete, äußert er sich in der genannten Vorrede ausführlich und es erübrigt sich deshalb hier eine weitläufige Erörterung. Ausgezeichnet hat es Laube erfaßt, daß in Schillers *Werden* seine Romantik liege, die sich deshalb vorzugsweise zur dramatischen Darstellung eigne. Auch darin wird man mit dem Verfasser eines Sinnes sein, daß seine Verschiebung der „Räuber“-première vom Januar in den September, um dadurch die Ereignisse der Karlsschülerzeit zu einem gewissen Abschlusse zu führen, ihre bühnentechnische Berechtigung habe. Daß er Laura, die überhaupt in dieser Literatur die meistumstrittene Persönlichkeit ist, eine Pflegetochter der Generalin Rieger sein läßt und sich heftig in der Vorrede dagegen wendet, die Laura der Jugendgedichte sei die Hauptmännin Vischer gewesen[2], mag vom bühnentechnischen Standpunkte aus ebenfalls seine Berechtigung haben, wie ja auch Kurz und Scherr, dessen Novelle später besprochen wird, sie in die nächsten Beziehungen zum Herzoge brachten. Weniger glücklich ist es wohl, daß Laube am Ende des dritten Aktes Schiller bereits die Worte aus dem „Don Carlos“ (I, 5) „Ein Augenblick gelebt im Paradiese usw.“ sprechen läßt. Solche Vorwegnahmen finden sich sehr häufig in allen diesen Werken; sie

[1] Vgl. über den Festspielcharakter des Stückes: Ludwig, Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert, Seite 55.

[2] Die geschmacklose Bemerkung eines Berliner Kritikers, der Laura für eine Waschfrau hielt, wogegen Laube temperamentvoll polemisiert, habe ich in einem Aufsatze der „Grenzboten“, 1847, I, 86 von F. K . . . . k (= E. Kossak) eruiert.

könnten psychologisch vielleicht so erklärt werden, daß sich die Worte in der Ekstase dem Dichter entringen, dann tief Wurzeln schlagen und später wieder in der Erinnerung aufdrängen. Aber diese Erklärung ist nicht nur sehr weitläufig, sondern auch wenig wahrscheinlich; natürlicher ist es wohl anzunehmen, daß sich die Autoren, wenn sie Schiller Worte aus seiner späteren Periode sprechen lassen, willkürliche Anachronismen gestatten.

Ob Laubes „Karlsschüler" wirklich auf die Weise entstanden, wie es ihr Verfasser glauben machen will, muß man einigermaßen in Zweifel ziehen. Unmittelbar vor der Wiener Aufführung (1848)[1] erhob sich ein junger Wiener Literat, *Ludwig Eckardt,* der durch seine Erläuterungen zu Schillers Dramen bekannt geworden ist, und bezichtigte in wiederholten Erklärungen Laube des Plagiats. Laube hat zu dieser Affäre niemals öffentlich[2] Stellung genommen und auch alle seine Biographen bis zu Houben schweigen sich über sie vollständig aus. Das mag daher kommen, daß Eckardts Angriffe in einem verschollenen Wiener und Leipziger Blatte erschienen („Das junge Österreich", vom März bis Ende Mai 1848 und „Die Theaterlokomotive" herausgegeben von Julius Koffka 1846. No. 48; vgl. dazu „Literatur- und Anzeigeblatt des Komet" 1846. No. 48, Seite 190 f.) und Laube sich jeder öffentlichen Enunziation enthielt und nur in Briefen an L. A. Frankl rechtfertigte, die sich in dessen Nachlasse vorfinden mögen. Nach Eckardts sehr energischer Darstellung, auf die der sonst sehr beredte Laube, der ja auch in andere Plagiatsangelegenheiten (Struensee, Böse Zungen) verwickelt war, nichts zu erwidern wußte, habe er Laube 1845 bei einem Besuche in Leipzig die Idee zu einem Stücke „Schiller" vorgetragen, zu dessen Ausführung ihn Laube ermuntert habe. Befremdlich ist es jedenfalls, wenn Laube wirklich, wie er in der Vorrede zu den „Karlsschülern" sagt, die Idee zu einem Schillerstücke sieben Jahre im Kopfe herumtrug, daß er Eckardt nicht auf diesen Umstand aufmerksam machte und ihm von dem Sujet abriet. Eine Reihe Wiener Blätter brachte denn auch schon 1845 die Nachricht, daß Eckardt[3] eine Trilogie „Schiller" schreibe. Leider liegt sein Stück nicht vor; aus den von ihm gemachten Angaben (vgl. besonders „Österr. Morgenblatt" 1846. No. 296 und „Das junge Österreich" 1848, No. 20) geht hervor, daß im Stoffe sicherlich eine organische Ähnlichkeit vorhanden ist, und daß die Idee, die Karlsschüler als Räuberbande zu organisieren, beiden Stücken gemeinsam ist. Später scheint sich Eckardt mit Laube versöhnt zu haben; als der Halm-Bacherlstreit tobte, erinnerte die „Augsburger Allgem. Ztg." an die Affäre Laube-Eckardt, worauf dieser dem Blatte eine Erklärung zusandte (vgl. „Allg. Ztg." vom 19. März 1856, No. 79 und „Wanderer" 1856, No. 138) daß er in dieser Angelegenheit nicht mehr genannt werden wolle, zumal er eine Neubearbeitung des Themas plane. Dieses *neue* Schillerdrama Eckardts erschien 1859[4] und hat mit Eckardts erstem Stücke (das läßt sich aus dem von ihm mitgeteilten Personenverzeichnisse und anderen Angaben schließen) nichts zu tun.

Das Drama ist pompös dem „deutschen Volke und vor allem der deutschen Jugend geweiht", die indessen würdigere Widmungen verdienten. Denn das Stück ist bis auf den 1. Akt völlig mißraten, weit eher Biographie als Drama, mit seitenlangen Monologen, wobei jede Aktion stockt, mit Ungereimtheiten und Trivialitäten in Hülle und Fülle. Es umspannt den Zeitraum von 1783—1790 und führt über Mannheim, Bauerbach und Rudolstadt nach Weimar. Damit ist der anekdotische Charakter des Stückes von vornherein gegeben; es sind lose Bilder aus Schillers Leben, die mit einander nichts gemein haben als die Person des

[1] Die „Karlsschüler" waren für Wien das eigentliche Revolutionsstück, dem im Burgtheater ein flammender Prolog von L. A. Frankl voranging. (Abgedruckt „Abendzeitung" 1848, No. 25.) Darin heißt es u. a.

„Der *Freiheit* Dichter tritt auf eure Bühne,
Von guter Vorbedeutung ist sein Nahn,
Daß die Gemeinheit sich nicht mehr erkühne;
Nur edle Kunst erscheine hier fortan."

[2] Nur in einem privaten Briefe an Auerbach (vgl. Münchener allgem. Zeitung 1906, No. 214; dagegen polemisiert H. C. H. im Wiener „Vaterland" 1906, No. 324).

[3] Seine Biographie veröffentliche ich im Januarhefte des „Literarischen Deutsch-Österreich".

[4] Jena, C. Hochhausen.

Helden, die sie verbindet. Mit ungemessenster Freiheit schaltet Eckardt mit Tatsachen aus des Dichters Leben; Margareta Schwan ist bei ihm Schauspielerin am Mannheimer Theater (hier spielt die Erinnerung an die Liebesepisode mit Katharina Baumann hinein) und in Schiller so verliebt, daß sie darüber wahnsinnig wird, während Streicher vergeblich um ihre Gunst wirbt; im dritten Akt muß sie freilich wieder genesen, da der Verfasser sie braucht, um durch sie Schiller, der seinem Dichterberufe entsagen und ganz Charlotte v. Kalb leben will, auf die rechte Bahn zurückführen zu lassen. — In dem Leutnant Lilienstern vereinigt Eckardt die Figuren Winkelmanns und des Leutnants Konz, der nach Schillers Flucht den Dichter in Mannheim besuchen wollte, und den man allgemein für einen Häscher hielt. Eine ganz merkwürdige Rolle spielt Streicher. Er begleitet Schiller durch das ganze Stück als sein guter Engel, der rechtzeitig alle Fährlichkeiten beseitigt und immer in der Lage ist, durch Briefe und Botschaften ungünstige Stimmungen zu verscheuchen. Diese Botenberichte sind übrigens nicht nur für Eckardt charakteristisch; sie kehren in allen diesen Stücken wieder und sind ein dürftiger Theaterbehelf, um den Verfassern aus schwierigen Situationen herauszuhelfen. Fast automatisch stellen sich Überbringer günstiger Nachrichten immer und immer wieder als dei ex machinis ein.

Ebenso willkürlich wie mit den Geschehnissen verfährt Eckardt mit den Charakteren der Personen; Lotte v. Wolzogen wird ganz als der typische naive Lustspielbackfisch geschildert, der sich gurlimäßig geberdet, bei Schillers Heiratsantrag „vor Lachen zu sterben fürchtet“ und darauf keine andere Antwort findet, als ob er adelig sei. Nicht besser ist es um die andere Lotte bestellt, die Schiller im Walde begegnet, ohne ihn zu kennen, und sofort ein sehr kluges Gespräch über die „Thalia“ beginnt und sich nicht scheut, sich Schiller als Lebensgefährtin anzutragen. Das Possierlichste findet sich freilich im fünften Akt in der großen Unterredung mit Goethe (1790!), der Schiller die Jenaer Professur anträgt und ihn *bittet*, mit ihm einen „Dichterbund einzugehen“. Dabei mokiert er sich über „die Deutschen, die jetzt schon streiten, wer größer sei, statt froh zu sein, zwei solche Kerle zu besitzen“. Auch übergibt er Schiller den Bürgerbrief der französischen Republik, der an den *Großherzog* gekommen sei. (In Wahrheit erfolgte die Verleihung des Bürgerrechtes erst am 26. August 1792, die Übergabe an Schiller durch den Braunschweiger Pädagogen Campe am 1. März 1798.) — Die Konflikte des Stückes löst Karl August, der für Schiller bei Frau von Lengefeld um Lotte wirbt und ihm die Ernennung zum Professor überbringt. Der Schluß ist ganz aus Eckardts großdeutscher Gesinnung erwachsen, der er in seinen während der Wiener Revolution herausgegebenen Zeitschriften („Das junge Österreich“, „Die rote Mütze“) immer Ausdruck gegeben hatte: Jenenser Studenten mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne ziehen herein, das Räuberlied singend, und holen ihren Professor zur Vorlesung ab.

Gegenüber all den Abgeschmacktheiten[1] sind die Vorzüge des Dramas recht gering. Der erste Akt ist geschickt gemacht. Er spielt in Mannheim während einer „Räuber“probe, der Schiller und Streicher beiwohnen. Der alte Trick des „Theaters im Theater“ ist in der Weise variiert, daß keine eigentliche Vorstellung, sondern eine Probe vorgeführt wird. Wirksam ist es, daß Eckardt die Vorgänge, die Schiller zur Flucht trieben, nicht erzählen läßt, sondern sie in Aktion umsetzt; Streicher und Schiller führen den Mannheimer Schauspielern dialogisch vor, was sich zwischen Karl Eugen und Schiller im Stuttgarter Schlosse abspielte. — Der dritte Akt spielt an der Theaterkasse und in einer Loge während der Première von „Kabale und Liebe“. Die große Auseinandersetzung zwischen Schiller und Charlotte v. Kalb (die in Wirklichkeit erst vor seiner zweiten Bauerbacher Reise stattfand, vgl. Berger, I, 550) ist hier schon in die Mannheimer Zeit verlegt. Dadurch ergibt sich ein hübscher Parallelismus, da die Vorgänge in der Loge und auf der Bühne, wo der zweite Akt des neuen Stückes gespielt wird, neben einander einherlaufen. — Höchst unerquicklich wirken die possenhaften Episoden des Dramas, das oft ganz zum Versteckluststpiel herabsinkt. Aus allen theatralischen Requisiten (Schnürboden, Versenkung usw.)

[1] Sehr abfällig äußert sich über das Stück die „Wiener Literaturzeitung“ 1859, Seite 328.

wird humoristisches Kapital zu schlagen versucht, ohne daß sich die erhoffte Wirkung einstellte. Soviel ist sicher, daß Laubes „Karlsschüler“, mögen sie nun einer Idee Eckardts entstammen oder nicht, in der Ausführung das kaum verdauliche Stück des Wiener Dichters bei weitem übertreffen.

In die schwäbische Zeit Schillers führen noch ein paar kleinere belletristische Arbeiten[1]: „Die Karlsschüler“ von *Moriz Beermann* (Blätter für Musik, Theater und Kunst, Wien 1856, No. 65) beuten den Besuch des Kaisers Josef II., der am 28. April 1777 stattfand, novellistisch aus, natürlich schon mit dem Hinweise auf Schillers künftige Größe. — In „Fürst und Künstler“ von *Karl Gengnagel* (Leipzig 1905) tritt Schiller als jüngster Page eines fingierten Fürsten, Hutz des Großen, auf und hält superkluge, polternde Reden.[2] — *Kathinka Zitz*, die auch Goethe, Byron und andere dichterisch behandelte, stellt Schillers Laura in einer Novelle[3] recht eigentümlich dar. Für sie ist Margarete Schwan die Laura der Gedichte. Rücksichtslos ist es von der Verfasserin, daß sie ein Verhältnis Margaretens mit dem Wüstling Stengel, das großes Leid über den alten Schwan und sie selbst brachte, aufdeckt. (Wurzbach, Schillerbuch.) — „Der Herr Regimentsfeldscher“, Szenen aus Schillers Jugend in einem Bilde, von *Alfred Auerbach* (Halle, Hendel) ist ein gut angelegtes Dramolett, das die wilden Zechgelage Schillers im Hause der Vischerin schildert, worüber sich die entrüsteten Stuttgarter Bürger bei Augé beschweren, der Schiller prophezeit, daß ihn Schubarts Schicksal ereilen werde. Der Brief Dalbergs, der die Annahme der „Räuber“ für Mannheim ankündet, weist Schiller den Weg in die Freiheit. — Ein zweites Stück desselben Verfassers „Schiller auf der Solitüde“ schildert die Intriguen des Gartenbauinspektors Walter in der Graubündener Affäre und den Abschied Schillers von den Eltern vor der Flucht. — Das „historische Stück“ „Schillers Flucht“ von *G. Reinhardt* (Dresden 1905) ist ein abgeschmacktes „Festspiel“ ohne künstlerischen Wert. — Besser ist „Schillers Flucht“, Spiel in einem Akt und drei Bildern von *Ferdinand Vetter* (Zürich 1905). In der ersten Szene findet die Begegnung Schillers mit Schubart auf dem Hohenasperg durch Riegers Vermittlung statt. Die zweite Szene spielt bei Karl Eugen, der Schiller mit Lotte von Wolzogen vermählen will (!) und ihn von der Vischerin abzuwenden sucht. Da er sich nicht fügen will, wird ihm verboten, außer medizinischen Schriften etwas drucken zu lassen. Im Wirtshaus zu Etzweihingen spielt die Schlußszene. Hier wird das Stück zum Festspiele. Schiller schläft ein, Streicher spielt auf dem Klavier und nun erscheinen die Gestalten Posas, Theklas, Mortimers, der Jungfrau und der drei Eidgenossen und diese Erscheinungen mahnen Schiller an seinen Dichterberuf. — —

In Schillers *Bauerbacher* Zeit fallen fünf wenig bedeutende Arbeiten[4] und das dichterisch vielleicht wertvollste Produkt dieser ganzen Literatur: *Marie von Ebner-Eschenbachs* „Doctor Ritter“, ein dramatisches Gedicht in einem Akte. (Wien 1869.) Über die Entstehung des Stückes für eine Burgtheaterfestvorstellung zugunsten des Wiener Schillerdenkmals berichtet Bettelheim, Marie v. Ebner-Eschenbach (Biographische Blätter), Seite 75, daß es in acht Tagen vollendet worden sei. Das Drama zeigt Schiller im hinströmenden Gefühle für Charlotte v. Wolzogen, die nicht imstande ist, seine Liebe zu erwidern. Aus allen Himmeln aber reißt ihn die Mutter, die ihm klarzumachen sucht, welch schroffe Charaktergegensätze zwischen ihm und ihrem Kinde bestünden. Sie weist ihn auf seinen Dichterberuf, dem er leben müsse, auf seine hohen Ideale, denen er folgen

---

[1] „Schubart und Schiller“ (Bruchstück aus einer kulturgeschichtlichen Novelle in Wigands „Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst“ 1856, Band 5, Heft 2), *A. Börckel* „Schillers Flucht“ (Leipzig 1907) und „Friedrich Schiller“ ein Schauspiel aus seiner Jugendzeit von * * * (Berlin, Seemann 1905) sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

[2] Vgl. „Bühne und Welt“, VII, 732. — [3] „Schillers Laura und andere Novellen.“ Mainz 1855.

[4] „Schiller in Bauerbach.“ (Literarhistorische Novellette von *Ludwig Köhler* in Hells Dresdener „Abendzeitung“ 1829, No. 228—232 — das Gedicht Schillers „Historie des Feldzugs Sanheribs“ wird zum ersten Male mitgeteilt — Goedeke, der nur die Nachdrucke bei Hoffmeister und in Zeitungen des Jahres 1856 nennt, hat diesen ersten Wiederabdruck nicht gekannt.) — „Schiller in Bauerbach.“ Dramatisches Lebensbild in 2 Akten von *Julius Eberwein.* (Rudolstadt 1859.) — „Doktor Schmidt.“ Lustspiel in 3 Akten von *Carl Weitbrecht.* (Stuttgart 1896.) — „Schiller in Oggersheim.“ Zeitbild in 3 Aufzügen von *C. F. Müller-Palleske.* (Landau 1898.) — „Schiller in Oggersheim“. Dramatisches Lebensbild von *Th. Gesky.* (Leipzig 1907.)

solle. Er aber im Kampfe zwischen Idealität und Realität will allen Dichterträumen entsagen, um Lotte heimführen zu können; so fest ist dieser Entschluß, daß er nicht einmal die Berufung Dalbergs nach Mannheim, die ihm Frau v. Wolzogen überbrachte, annehmen will. Nun aber bereitet die Dichterin sehr fein den Umschwung vor. Reinwald kommt und erzählt dem Verwalter Vogt, daß sein Sohn, der sich um eines Musikus Tochter bewirbt, hinter dem Major Ferdinand v. Böller, dem Sohne des Ministers, habe zurückstehen müssen. Ausführlich schildert er nun die aus „Kabale und Liebe" bekannten Vorgänge, die Schiller so ergreifen und enthusiasmieren, daß das dichterische Feuer in ihm neu auflodert und die Macht dieses Dramenstoffes ihn fortreißt. Er nimmt Dalbergs Berufung an in der Erkenntnis, daß „die Welt sein Haus, die Menschheit seine Liebe" bilde.

Das Stück ist reich an scharfen Kontrasten und dichterischen Schönheiten; der immer in dieser Literatur vorkommende Fehler, wichtige Nachrichten durch Briefe zu vermitteln und entscheidende Wendepunkte durch Botschaften herbeizuführen, ist nicht ganz vermieden, wenn er auch nicht so kraß in Erscheinung tritt wie sonst. Ausgezeichnet hat die Dichterin die Ereignisse mehrerer Tage auf einen zusammengerückt und damit die Wirkung bedeutend erhöht. Der Schluß scheint auf Eckardt zurückzugehen; wie bei ihm die Jenenser Studenten den Dichter abholen, führen ihn hier Heidelberger Studenten im Triumphe nach Mannheim. — In mancher Hinsicht ähnelt dem Stücke der Eschenbach das vieraktige Volksstück von *Elisabeth Mentzel* „Die Räuber" (Frankfurt a. M. 1894). Die Entstehung von „Kabale und Liebe" wird auch hier auf persönliche Erlebnisse des Dichters zurückgeführt.

Den Schlußakt von Schillers Wanderjahren hat *Alfred Beetschen* in den paar Szenen seines Einakters „Schiller in Mannheim" nicht ungeschickt zu gestalten gesucht.

Die Dresden-Leipziger Periode Schillers gab den Hintergrund für ein paar belletristische Kleinigkeiten (*Theodor Apels* „Dichters Liebe und Heimat" [5 Akte, 1859] bleibt als Festspiel außer Betracht; vgl. Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt, Seite 432), wovon *Sigmund Schlesingers* „dramatisierte Anekdote" „Die Gustel von Blasewitz" (1860) noch heute ihren Platz im Bühnenrepertoire behauptet. Das Stück entstand — wie mir der Autor mitteilt — für eine Gelegenheitsvorstellung zugunsten des Wiener Zweigvereins der Schillerstiftung in 36 Stunden. Schlesinger schildert Schiller in komischer Verzweiflung, weil ihm durch die im Hause Körner vorgenommene „große Wäsche" jede poetische Stimmung verdorben wird. Im Umherstreifen gerät er nach Blasewitz zu dem Wirtshause, in dem die Gustel als Kellnerin waltet. Aus dem Ärger ist er gerade in eine gefährlich träumerische Stimmung geraten. Sehnsucht nach einem eigenen Heim hat ihn übermannt, nach einer Frau, und wenn es das einfachste Geschöpf wäre. Da trifft er die Gustel, von deren Wesen er sich bald so angeheimelt fühlt, daß jene dunklen Herzensregungen lebendige Gestalt anzunehmen beginnen und er fast mit einem Heiratsantrage herausrückt. Da kommt der „lange Peter", Gustels Liebster, mit dem sie Streit hatte, was auch — wie Schiller allmählich erkennt — die Ursache war, daß sie ihm, um Peter zu ärgern, so freundlich entgegenkam. Es ergeben sich komische Eifersuchtsszenen und ein heftiger Zusammenstoß Peters mit Schiller. Plötzlich starrt er den Dichter an, das Gesicht kommt ihm bekannt vor, er stößt einen Schrei aus und beginnt nun atemlos zu schildern, wie er im Komödienhause bei den „Räubern" gewesen sei; beim Hinausgehen habe sich die Menge um einen Mann gedrängt und das sei der gewesen, der das Stück gemacht habe und der jetzt vor ihnen stehe. Nun summt der Peter eine Melodie ohne Worte — die des „Reiterliedes". Man nimmt Abschied in gehobener Stimmung und Schiller verweist noch darauf, daß sie vielleicht später einmal in der „Komödie" von einer Gustel und einem Peter etwas hören könnten. Und wenn ein Reiterlied nach der eben gehörten Melodie gesungen würde, mögen sie an Friedrich Schiller denken.

Inwieweit „Die Gustel von Blasewitz" von *Steffen Makar*, „ein halb parodistisch wirkendes Gelegenheitsstückchen"[1], das zur Schillerfeier 1905 auf dem Berliner Residenztheater aufgeführt wurde, mit Schlesingers Einakter zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen, da

[1] „Bühne und Welt", VII, 779.

ich diese „Gustel“ nicht kenne. — „Dr. Körners Vormittag“ (1905 im Dresdener Residenztheater gegeben; nach Minor, Schiller II, 448 eine Gelegenheits-Dichtung Schillers aus dem Jahre 1787, eingehende Inhaltsangabe im „Berliner Börsencourier“ vom 7. November 1909) enthält eine launige Schilderung Körners und seines großen Freundeskreises.[1] — „Die drei Schiller“ (aus den hinterlassenen Papieren einer Touristin, „Preßburger Zeitung“ 1855) ist (nach Wurzbachs Bericht im „Schillerbuche“) eine komische Verwechslungsgeschichte. Eine Reisende, die nach Leipzig kommt, wünscht, Schiller kennen zu lernen, und erhält von ihm die Aufforderung, ihn zu besuchen. Von diesem Stelldichein macht er Jünger und Huber Mitteilung, die sich für Schiller ausgeben. Endlich erscheint der Dichter selbst und das Mißverständnis klärt sich auf. — Denselben Stoff behandelt *Hermann Rolletts* „Dramatisierte Humoreske“ in 1 Akt „Schillers Besuch“ (Neue Freie Presse 1905, No. 14620).

Nur als ein schwacher Versuch, Schillers „Doppelliebe“[2] nach allen Seiten hin zu beleuchten und den psychologischen Extrakt dieses Verhältnisses zu ziehen, kann *Sigmund Schlesingers* einaktiges Schauspiel „Die Schwestern von Rudolstadt“ (Wien 1875) gelten. Das Thema ist zu reichhaltig, um in den engen Rahmen eines Einakters gepreßt zu werden, und der Verfasser mußte sich begnügen, mehr andeutend als ausführend die Seelenstimmungen der beiden Schwestern Lengefeld und Schillers zu charakterisieren. Am besten gelang ihm noch Karoline, die in ihrer Schwärmerei für eine Verbindung à trois mit ein paar Strichen scharf umrissen ist. Schiller spielt eine recht bedenkliche Rolle; er läßt sich durch ein Stubenmädchen und einen verbummelten Studenten, der gleich seinem Akademiegenossen Lemp(p) heißt, davon überzeugen, daß nur in der Einheit des Gefühles das wahre Glück liege, und horchend (!) erfährt er aus einer Unterredung zwischen Charlotte von Kalb und Lotte v. Lengefeld, wie sehr ihn das Mädchen liebe. Diese Charlotte von Kalb ist wie eine Karikatur der wirklichen; sie kommt als rächende Orsina ins Haus, um sich bald zu überzeugen, daß sie jede Hoffnung sinken lassen müsse, worauf sie kampflos das Feld räumt und Lotte Schiller zuführt. Und daß sich endlich die widerstrebende Mutter Lottens bereit findet, in die Verbindung zu willigen, weil ihr Schillers Nobilitierung angekündet wird, ist doch ein sehr veralteter Theatercoup, der nur gewählt ist, um das Stück „gut“ ausgehen zu lassen. Der tiefe seelische Konflikt, der in Schillers Beziehungen zu den Schwestern lag, und der schon wegen des theatralisch wirksamen Motivs des Mannes zwischen zwei Frauen erfolgreich scheinen müßte, ist von Schlesinger ebensowenig erfaßt worden wie von *Wilhelm Henzen*, der in seinem Lustspiele „Schiller und Lotte“ einen banalen deutschen Philisterschwank geschaffen hat (Leipzig, Reclam, o. J.). Mit dem Stücke hat sich *Richard Weltrich* eingehend beschäftigt[3], der es äußerst abfällig beurteilt und allen historischen Schnitzern und Abgeschmacktheiten des Verfassers mit vehementer Erbitterung nachgeht. Vom literarhistorischen Standpunkte aus sicherlich völlig gerechtfertigt, vom theatralischen vielleicht ein wenig zu streng. In dem Stücke, das noch 1905 zur Schillerfeier (!) in Leipzig und Görlitz aufgeführt wurde, sind alle historischen Persönlichkeiten zu stereotypen Schwankfiguren herabgesunken; Frau von Lengefeld ist die richtige Schwankmutter, die ihre Töchter unter die Haube bringen will, Körner und Goethe als Hausfreunde bemühen sich, Karoline mit Beulwitz und Lotte mit Schiller zu vereinigen. Karoline ist die sentimentale, Lotte die naive Liebhaberin, ein anonymer Fürst eine rechte Serenissimusfigur und die ganze Handlung strotzt von Mißverständnissen, Versteckspielereien und Verwechslungen. Lotte ist sogar unter die Dichter gegangen und hat eine Fortsetzung der „Räuber“ geschrieben, worin die Räuber reuig in die bürgerliche Sphäre zurückkehren. Hierbei hat Henzen anscheinend an die tatsächlich erschienene Fortsetzung der „Räuber“ gedacht, die unter dem Titel „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Turm“ von Frau von Wallenrodt[4] (1801) erschien, worin die Räuber in

[1] „Bühne und Welt“, VII, 781.

[2] Vgl. den vortrefflichen Aufsatz Karl Bergers im Marbacher Schillerbuch III, 163 ff. und Berger, Schiller, I, 552 ff.

[3] „Schiller und Lotte im Spiegel der Komödie“, Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1892, No. 12 und 13.

[4] Minor, Schiller, I, 416.

einem redlichen Bürgerwandel ihre alten Sünden zu tilgen suchen. Solcher Willkürlichkeiten finden sich in diesem Lustspiele viele; am peinlichsten ist es wohl, daß die Entscheidung Schillers, der zwischen Karoline und Lotte schwankt, dadurch herbeigeführt wird, daß Karoline die Idee zur „Glocken“dichtung verhöhnt und darin „Handwerkerweisheit“, die sie nervös mache, findet. So hätte vielleicht Karoline Schlegel, aber niemals Karoline Lengefeld gesprochen. Eine gewisse Grenze, bis zu welcher Geschmacklosigkeit sie gehen dürfen, sollten sich sogar deutsche „Lustspiel“dichter ziehen müssen![1]

Einzelne Episoden aus der Folgezeit behandeln *Heinrich Prechtl,* der in einer Novelette „Aus Friedrich Schillers Leben“ (einer mündlichen Mitteilung nacherzählt; „Anzeiger aus dem südlichen Böhmen“ 1855, No. 11) die Entstehung des Gedichtes „Würde der Frauen“ erzählt, *Amely Bölte,* die in ihrem biographischen Roman „Frau von Staël“ (in Kobers Album, XIV. Jahrgang, Bd. I—III, Prag 1859) im neunten Kapitel des dritten Bandes Schillers Weimarer Verhältnisse schildert, und eine anonyme Geschichte „Schiller als Heiratsprokurator“ (Bäuerles Theaterzeitung 1858, No. 20, 21), die an die Tatsache anknüpft, daß die Weimarer Schneiderinnung Schillers Bestattung übernehmen wollte. Das Thema ist auch behandelt in „Schiller als Protektor“ (anonym in dem Wiener Theaterblatte „Der Zwischenakt“, 1859, No. 127) und von *Sigmund Schlesinger* in „Schillers Heimgang“ (Neues Wiener Journal, 1905, No. 4143).

Den weitesten Kreis der Darstellungen aus Schillers Leben umspannen ein vieraktiges „Lebensbild“ von *Ferdinand Fränkel* „Friedrich Schiller als Mensch und Dichter“ (München o. J.) und *Johannes Scherrs* kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern „Schiller“. Den Inhalt des Dramas lassen schon die Untertitel der einzelnen Abteilungen erkennen: Erste Abteilung: Schillers Heimatsjahre. Zweite Abteilung: Der Liebe Schmerz und Freude. Dritte Abteilung: Eheglück und Freundschaftsopfer. Vierte Abteilung: Des Dichters Heimkehr. Diesen eines Kolportageromans würdigen Überschriften entspricht die Ausführung vollkommen und eine eingehendere Analyse dieses dilettantisch dialogisierten, im ältesten Familienblattstil gehaltenen Stückes sei nur deshalb unternommen, um zu zeigen, was sich alles an Schillers Namen heften darf. Die Vorbereitungen zur Flucht und die Liebe zu Laura bilden die erste Abteilung; die Hauptmännin Vischer glaubt, sie sei die Laura der Gedichte, aber Kronenbitter, der literarisch gut gebildet ist, klärt sie auf, daß eine Freundin der Elisabeth (!) Schiller, Laurette, Gegenstand der Huldigungen sei. Charakteristisch für das Stück ist es, daß Schiller mit seinen vorhandenen und geplanten Werken sehr zufrieden ist. Er weiß es, daß er in „Kabale und Liebe“ „die Gegenwart brandmarken werde“, hat also schon von Iffland gehört, wie er die geplante „Luise Millerin“ benennen werde. Alles ist natürlich auf das naivste erzählt, Palleske bildet die einzige Quelle. Der Vater hält im Pastorenstil Predigten und erhält von dem Sohn das Versprechen: „Mein Streben sei, das Höchste zu erringen, und kann ich selbst kein Ganzes werden, so schließe ich mich dem *schönen Ganzen* an.“ In der zweiten Abteilung redet Karoline von Lengefeld ihrer Schwester zu, Schiller zu heiraten. Sie empfindet keine Liebe für ihn, sondern animiert Lotte, sich Schiller zu nähern, die gerne dazu bereit ist. Karoline redet auch Schiller zu, sich endlich eine Frau zu nehmen, wozu er sich auch entschließt. Er spricht hier ganz wie ein Theaterberichterstatter; er fühlt, „daß er in der „Braut von Messina“, diesem *rein antiken Stück,* Gediegenes geleistet habe“. So geht es durch dieses ganze Lebensbild weiter; dazu kommt, daß alle Personen „Ahnungen“ haben, was sich ereignen werde. Man „ahnt“, daß Schiller Professor werden müsse, daß er Hofrat werde, daß er geadelt werde, und die folgende Szene erfüllt immer, was in der vorhergehenden „geahnt“ wurde. Briefe werden in jedem Akt vorgelesen: Die Ernennung zum Professor, der Brief des Augustenburgers[2], der Adelsbrief des Kaisers Franz — alle werden erst prophetisch angekündigt und in einer

[1] *Julius Eberwein,* „Schillers Liebe und Verhältnis zu Rudolstadt“ (Taschenbibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder, Rudolstadt 1855) ist mir unbekannt geblieben.

[2] Ein Einakter von *Wilhelm Henzen* „Schillers Todesfeier“ (Leipzig 1905, Oskar Leiner) knüpft an diesen Brief des Augustenburgers an, wodurch dem kranken Dichter über seine materielle Notlage hinweggeholfen wird.

folgende Szene vorgelesen. Man freut sich, in den auftretenden Personen zwar nicht gute Propheten, aber gute Kenner der Biographie Schillers zu sehen.

Scherrs Novelle (1856) führt das Leben Schillers von Ludwigsburg bis zur Vermählung mit Lotte und in einem „Nachspiele" werden auch die folgenden Ereignisse flüchtig skizziert. Schon das sechste Buch ist dem Ganzen etwas gewaltsam aufgepfropft, um die Biographie Schillers zu einem gewissen Abschlusse zu führen und das „Nachspiel" erscheint völlig überflüssig. Denn wie bei Kurz ist auch bei Scherr Schiller nur die Folie für einen Liebesroman, in den seine Schicksale zum Teile verflochten werden. Scherr gesteht auch in der Widmung der Novelle an Lorenz Brentano, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, Schiller zum eigentlichen Helden des Werkes zu machen. So wendet sich denn auch wirklich das Hauptinteresse dem Deutsch-Amerikaner Raleigh zu, der in seltsame Liebesabenteur mit Laurette, des Herzogs Pflegetochter, eingesponnen ist. In diese breit angelegte und manchmal recht ermüdende Geschichte sind die Erlebnisse Schillers nicht ungeschickt verwoben, gelegentlich weit von der historischen Wahrheit abweichend, immer aber gut vorgetragen. Am besten gelungen ist wohl das Vorspiel, worin die Württemberger Verhältnisse sehr anschaulich geschildert werden, die Scherr ja auch sonst glücklich dargestellt hat, und namentlich Schubart mit prachtvollen Farben gezeichnet wird. Auch die Art, wie Scherr Schiller den Dualismus in seinen Gefühlen für die Schwestern Lengefeld überwinden läßt, ist sehr wirksam. Bedenklicher ist es, wie Scherr die Entstehung des „Geistersehers" erklären will (VI. Buch, 3. Kapitel), den er auf einen Brief Raleighs zurückführt, und wenig glaubhaft ist es wohl, daß dem jungen Schiller die Episode aus der Salzburger Emigrantengeschichte erzählt worden sein soll (IV. Buch, 3. Kap.), die Goethe später in „Hermann und Dorothea" episch ausgestaltete. Immerhin berührt die Novelle durch die Lauterkeit der Gesinnungen des Autors wohltuend, der Schiller mit voller Wärme des Gefühls und echter Begeisterung schildert. Zu den besseren Erzeugnissen dieser ganzen Literatur ist sie entschieden zu zählen.

Von ein paar anderen Werken, die zu diesem Thema gehören, aber eine Besprechung nicht lohnen, seien wenigstens die Titel angeführt:

„Schiller". Drame en trois actes par *I. N. Fontaine* (Paris, 1853; vgl. die sehr abfällige Besprechung in Kühnes „Europa" 1853, Seite 310).

„Schillers Geburtstag oder ich habe gelebt und geliebet." Erzählung von *Heinrich Schwerdt* (Leipzig 1859). — „Unser Schiller." Roman von *Heinrich Mahler* (Magdeburg 1860; vgl. Ludwig, Schiller und die Deutsche Nachwelt, Seite 433). — „Meister Friedrich." Von *Moriz Zille* (Leipzig 1860).

„Schillers Muse." Genrebild in einem Akt von *Geber*.

„Ein Stündchen im Schillerhaus." Von *S. W.* (Gelegenheitsspiel, Frankfurt 1903.)

„Schillerische Zitate." (Parodie in lebenden Bildern.) Von *J. N. Anders*.

„Ein Schillerschwärmer." Soloszene von *Gustav Görß*.

„Der Schillerpreis." Lustspiel in einem Akt von *A. Zehlicke*.

Die Schiller-„Festspiele", die eine reiche Literatur ausmachen, sind in dieser Darstellung unberücksichtigt geblieben, da sie das *Problem* Schiller nicht behandeln. Sie setzen unmittelbar nach des Dichters Tode, 1806, ein und sind eine zu jedem Schillergedenktage periodisch wiederkehrende Erscheinung unserer Literatur. Die des Jahres 1859, als Halm, Gottschall, Bernays u. a. Festspiele zu Schillers Ehren dichteten, verdiente vielleicht einmal eine gesonderte Betrachtung. Für dieses Schillerjahr 1909 sind bereits zwei Festspiele angekündigt: „Auf dem Asperg." Von *Karl Hruby* und „Frühlingsstürme" von *T. G. Starnberg* (Pseudonym für Tonina Gerstner-Starnberg; das Stück behandelt Schillers Flucht).

Nachtrag. Das erste Stück, in dem Schiller auftritt, ist wohl das von Sauer in den Säkulardichtungen (Seite 380f.) mitgeteilte *„Der Turm zu Babel"*. Die Schiller betreffende Szene ist nur ein Monolog, worin der Dichter den Bankerott seines Schaffens beklagt. Es verdient Erwähnung, daß diese 1801 erschienene Satire 1836 von den Jungdeutschen als neuer-

lich *aktuell* aufgegriffen und im „Luftballon“ 1836 Nr. 33 (Beilage zu Herloßsohns „Komet“) abgedruckt wurde.

Zu Seite 275: Laube leugnete anfangs, überhaupt mit Eckardt in Leipzig zusammengekommen zu sein. Später mußte er auf energisches Drängen des Herausgebers der „Wiener Zeitschrift“, Dr. Gustav v. Frank, diese Tatsache doch zugeben, wie aus einem undatierten Briefe Eckardts an L. A. Frankl, den ich von dessen Sohne zur Verfügung gestellt erhielt, hervorgeht. Die Trilogie „Schiller“ sollte J. J. Weber in Leipzig drucken; sie sollte Frankl gewidmet sein. Die Aufführung des zweiten Teiles dieser Trilogie kündet Eckart in dem erwähnten Briefe zum Benefiz eines Herrn Holte (?) im Theater a. d. Wien an. Sie kam jedenfalls nicht zustande.

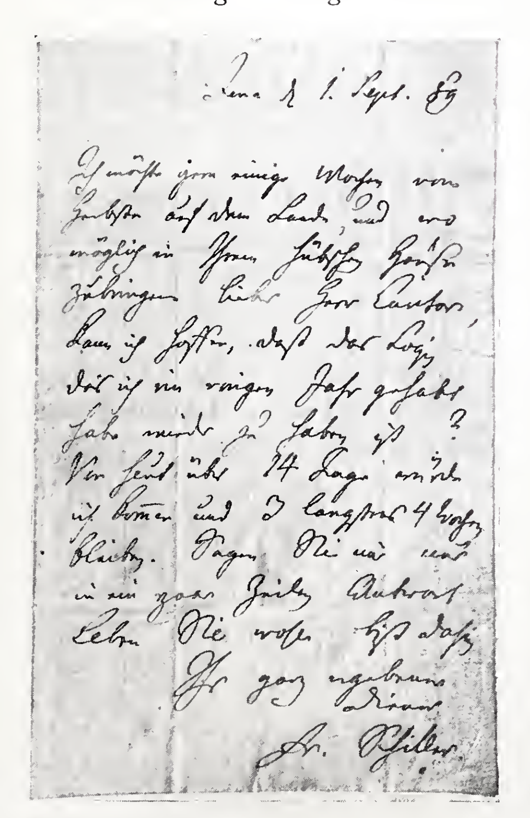


Unbekannte Schillerbriefe.

Mit 3 Faksimiles.

I.

Am 3. August 1789 hatte sich Schiller mit Lotte von Lengefeld verlobt; vor der Mutter sollte die Verlobung noch geheim bleiben. Um, ohne ihren Argwohn zu erregen, doch für die Mitte September beginnenden Universitätsferien ein dauerndes Zusammensein zu ermöglichen, schlug Lotte dem Geliebten vor, diese in Volkstädt in dem schönen und behaglich eingerichteten Hause



Jena d. 1. Sept. 89

Ich möchte gern einige Wochen vom Herbste auf dem Lande, und wo möglich in Ihrem hübschen Hause zubringen lieber Herr Cantor. Kann ich hoffen, daß das Logis, das ich im vorigen Jahr gehabt habe, mir zu haben ist? Von heut über 14 Tage würde ich kommen und so längstens 4 Wochen bleiben. Sagen Sie mir nur in ein paar Zeilen Antwort. Leben Sie wohl biß daß

Ihr ganz ergebener Diener

Fr. Schiller

Abb. 1.

des Kantors Unbehaun zu verbringen, in dem sie selbst ihm im Vorjahr die Wohnung ausgesucht und dessen Besitzer alles aufgeboten hatte „dem verehrten Gast den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen“. Ein Brief Lottes vom 30. August enthielt die Aufforderung an Schiller, einen Brief, „den man der Mutter zeigen könne“, in Betreff der beabsichtigten Villegiatur zu schreiben. Gehorsam erfüllte Schiller den Wunsch. Ein Brief vom 1. September an Lotte und Karoline trägt den Vermerk pr. à Mama und enthält folgende Stelle: „Ich will nicht hoffen, daß Sie es für einen Scherz aufgenommen haben, als ich Ihnen sagte, ich wolle mich während der Ferien wieder in Volkstädt einquartieren. Es war mein höchster Ernst, und ich bitte Sie, meinem lieben Kantor dieses Brieflein einhändigen zu lassen“. Am Schluß aber mahnt er noch einmal: „Haben Sie doch ja die Güte, mir von dem Kantor in Volkstädt bald Antwort zu verschaffen, denn von morgen über 14 Tage sind meine Vorlesungen geendigt.“ Ein an demselben Tag an die Schwestern abgesandter Brief aber beginnt mit den Worten: „Wie froh bin ich, daß der sehbare Brief geschrieben. Es gibt einem ein so unaussprechlich heilloses Gefühl, doppelt zu seyn. . . . Ich habe mich geeilt, ihn fertig zu machen, damit ich mit desto freierem Sinn wieder bei Euch sein kann“. Darauf erwidert Lotte am Abend des 2. September: „Du bist recht artig, daß Du so gleich den Brief geschrieben hast, und so schön, so fein

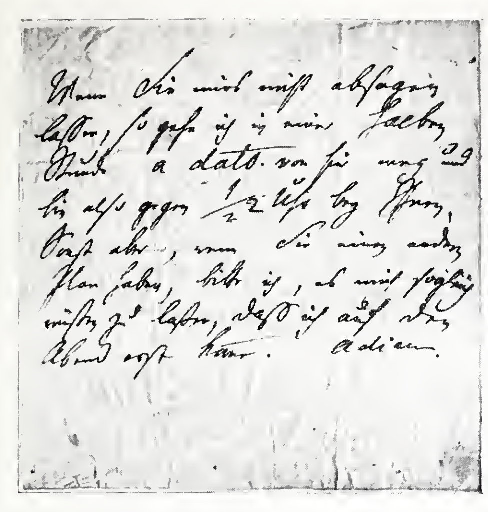


Abb. 2.

angelegt, daß es aussieht als überträfst Du uns noch an List. Nun im Ernst mein lieber, glaube nicht, daß es meiner Mutter [so!] so sehr beunruhigen kann, wenn Du uns nahe bist. Sie soll nicht mißmuthig sein, wenn wir uns freun.“

Den von Schiller an den Kantor geschriebenen Brief, der eine so wichtige Rolle in dem Plane spielt, kannte man bisher nicht; ein glücklicher Zufall hat ihn mir in die Hände gebracht: er lautet (vergleiche das 1. Faksimile):

Jena d 1. Sept. 89

Ich möchte gern einige Wochen vom Herbste auf dem Lande, und wo möglich in Ihrem hübschen Hause zubringen lieber Herr Cantor, kann ich hoffen, daß das Logis das ich im vorigen Jahr gehabt habe wieder zu haben ist? Von heut über 14 Tage würde ich kommen und 3 längstens 4 Wochen bleiben. Sagen Sie mir mit ein paar Zeilen Antwort. Leben Sie wohl biß dahin.

Ihr ganz ergebener
Diener
Fr. Schiller.

Nicht der Inhalt, sondern die Umstände, unter denen diese unscheinbaren Zeilen geschrieben sind, geben ihnen ihren Wert; stammen sie doch aus Schillers seligster Zeit, als er schrieb „Trennung — ich kenne, und sehe keine andre mehr, als diejenige, die uns von allem — und also auch von jeder Erinnerung trennt. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben ist an einem einzigen Haar befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren.“ — Ich habe den Brief aus dem Nachlaß des Herrn Geh. Staatsrat von Ketelhodt für unsere Bibliothek erworben; er stammt vermutlich aus dem Besitz des rudolstädtischen Ministers von Ketelhodt, des begeisterten Verehrers Schillers. Die Adresse des Oktavbogens lautet: Dem Herrn Cantor in Volkstädt; in der linken Ecke steht: Einschl.; das kleine Siegel ist abgerissen. Die Antwort Unbehauns kennen wir nicht, aber Lotte erwähnt sie (6. September): „Der Brief des Herrn Cantors hat mich lachen machen, er kommt am Ende mit einem so sonderbaren Ausdruck, den ich noch gar nicht gehört habe, und der aussieht, als wäre er von seiner eigenen Erfindung.“

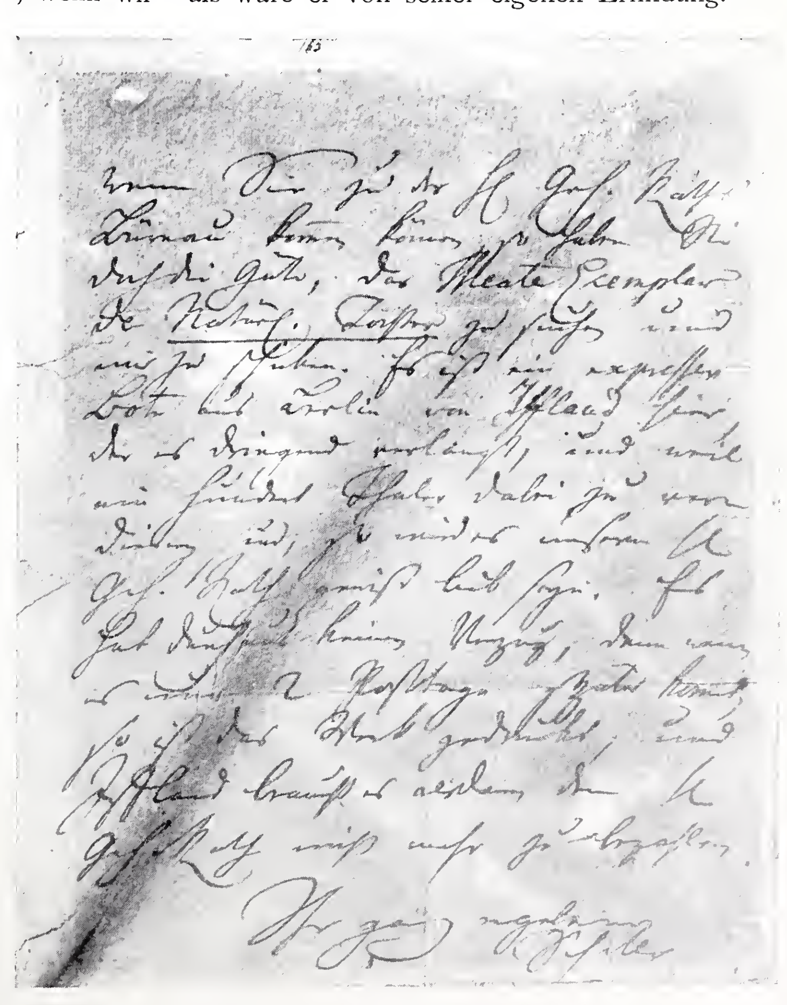


Abb. 3.

II.

Der gleichfalls im Faksimile wiedergegebene, mit dem Brief zusammen erworbene Zettel von Schillers Hand ist an die Schwestern v. Lengefeld gerichtet und erhält seine Erklärung durch eine Stelle in Schillers Brief vom Dienstag Abend 1. September 1789: „Wie wird es aber mit unsern Abend gehen, wenn ich in Volkstädt wohne? Ich will es so einrichten, daß ich gegen 3 gewöhnlich in R(udolstadt) bin, und zuweilen bleibe, biß die Chere Mere wieder geht. Zuweilen komme ich auch den Vormittag."

Gotha. *Rudolf Ehwald.*

III.

Zu dem im Jubiläumsjahre 1905 in Amerika aufgetauchten Schillerbriefe (an Goeschen, d. d. 5. September 1790, vgl. K. D. Jessen in German American Annals, New Series, Vol. III, No. 6) tritt nun noch ein zweiter, den wir Dank der Liebenswürdigkeit des Besitzers, des Herrn *J. Doerner* in Chicago, hier zu veröffentlichen in der Lage sind. Er ist undatiert und ohne Namen des Adressaten überliefert, läßt sich aber mit Sicherheit als am 3. oder 4. Mai 1803 geschrieben und vermutlich an *Christian August Vulpius*, Goethes Schwager, gerichtet, nachweisen.

Am 2. April 1803 hatte die Uraufführung von Goethes „natürlicher Tochter" in Weimar „mit gutem Succeß" stattgefunden und Schiller machte am 22. April Iffland darauf aufmerksam, indem er hinzufügte: „Es wird auch gewiß an andern Orten Wirkung thun, und da es eine große weibliche *debut*rolle enthält, so wird es einen lebhaften *Curs* auf den deutschen Bühnen bekommen." Iffland antwortete darauf am 30. April (Teichmanns Liter. Nachlaß, Stuttgart 1863, S. 218): „Ich rufe Ihre Verwendung auf, die Eugenie des Herrn v. Goethe bald, und wenn Abschrift davon da ist, mit nächstem Posttage zu erhalten" — eine Aufforderung, der Schiller noch an demselben Tage Folge leistete, an welchem er sie erhielt. Nach seinen Kalendernotizen (S. 144) wäre dies am 4. Mai 1803 geschehen; da aber seine Antwort an Iffland schon vom 3. Mai datiert, ist entweder die Eintragung im Kalender versehentlich unter dem folgenden Tage gemacht oder Schiller hat, wie öfters (vgl. Euphorion XII, 147), sich bei dem Briefe im Datum geirrt. Diese seine Antwort lautet (Teichmann a. a. O. S. 219, Jonas VII, 38): „Ihr Bote, mein Werthester, langt gerade zu einer Zeit an, wo Goethe nach Lauchstädt verreist, und der Hofkammerrath Kirms auch nicht hier ist. Zum Glück aber konnte man zu seinen Papieren gelangen, und ich sende Ihnen also auf mein eigenes Risiko, und weil ich weiß, daß ich ihn selbst dadurch nicht mißverpflichte, ein Exemplar der natürlichen Tochter, das sich vorgefunden hat. Das hiesige Theater besitzt kein Exemplar davon, weil er es zurückgenommen und eingeschlossen hat."

An demselben Tage, also am 3. oder 4. Mai 1803 ist unser Brief geschrieben, dessen Wortlaut hier zum Vergleich mit dem umstehenden Faksimile nochmals gegeben sei:

Wenn Sie zu des H. Geh. Raths Büreau kommen können, so haben Sie doch die Güte, das Theater Exemplar der *Natürl. Tochter* zu suchen und mir zu schicken. Es ist ein expresser Bote aus Berlin von Iffland hier, der es dringend verlangt, und weil ein hundert Thaler dabei zu verdienen sind, so wird es unserm H. Geh. Rath gewiß lieb seyn. Es hat durchaus keinen Verzug, denn wenn es nur 2 Posttage später kommt, so ist das Werk gedruckt; und Iffland braucht es alsdann dem H. Geh. Rath nicht mehr zu bezahlen.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

Da Goethe am 1. Mai 1803 nach Jena und von dort am 2. weiter nach Naumburg und Lauchstädt gereist war (Tagebücher III, 72) und sein Vertrauter in Theatersachen, der Hofkammerrat Franz Kirms, gleichfalls in Allstedt weilte, mußte Schiller seine Bitte an einen in Goethes Hause Ein- und Ausgehenden richten, der zugleich in literarischen Dingen bewandert war. Dies kann, da an Christiane selbst nicht zu denken ist, nur ihr Bruder *Christian August Vulpius,* damals Bibliothekssekretär in Weimar, gewesen sein, der auch sonst mit Schiller in Verbindung stand (vgl. Jonas VII, 79, Urlichs, Briefe an Schiller S. 326, 517). Bezeichnend ist es wie Schiller im geschäftlichen Interesse die Anfrage Ifflands dringlicher macht; denn das Werk erschien gedruckt erst in der Michaelismesse 1803, wie er selbst am 12. Mai an Körner schreibt.

Weimar. *Carl Schüddekopf.*

Richard de Bury, der Verfasser des Philobiblion.

Von

Dr. Franz Blei in München.[1]

Die Person und der Gegenstand, die Sie durch mich für eine kleine Weile um Ihre Aufmerksamkeit bitten, sind ein altes Buch und dessen frommer Verfasser, beides der Erinnerung in diesem Augenblicke und in dieser Versammlung wohl wert, denn den Archibibliophilus, den Erzbücherfreund muß man Richard de Bury nennen, da er der erste war, der von seiner Liebe zu den Büchern ein schriftliches Zeugnis gab in dem Buche, das er Philobiblion nannte, einen Traktat von der Liebe zu den Büchern.

Als der Sohn des normannischen Ritters Richard d'Angerville wurde der Verfasser des Philobiblion im Jahre 1281 auf Burg Saint Edmond in der Grafschaft Suffolk geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters übernahm ein Onkel mütterlicher Seite die Erziehung, die auf Oxford vorbereitete, allwoselbst Richard de Bury bald so sehr durch Begabung wie Charakter sich auszeichnete, daß ihn der König Edward zum Erzieher seines Sohnes erwählte, des nachmaligen Edward III. Das Amt am Hofe des launigten und schwächlichen Königs verlangte von seinem Träger ein mehres noch als gute Kenntnisse, nämlich die heute recht häufige, weil von den Umständen erleichterte, in damaliger Zeit aber recht seltene, weil von den Umständen erschwerte Geschicklichkeit einer Politik des Juste milieu. Die schwankenden, da ganz auf das Persönliche der fürstlichen Familien gestellten Staatsverhältnisse verlangten von dem Beamteten, der sich behaupten wollte, höchste Klugheit und Voraussicht, Menschenkenntnis und feinsten Takt in Rede und Schweigen. Richard de Bury versagte hierin nicht. Er stellte sich und seine Sache ganz auf die Seite der Königin und des Prinzen, womit er sich wohl vorübergehend in Gefahr brachte, aber doch mit dieser Politik am Schlusse Recht behielt. Er hatte viel gewagt, aber bei der Absetzung Edwards II. und der Krönung Edward III. alles vortrefflich gewonnen. Am Tage der Krönung wurde er zum Intendanten des Königlichen Hauses ernannt, bald darauf zum Schatzmeister und 1329, mit achtundvierzig Jahren, zum Siegelbewahrer. Zweimal war er Gesandter am päpstlichen Hofe zu Avignon, mit prächtigen Empfehlungsschreiben seines königlichen Gönners an Papst Johann XXII. versehen, der dann auch mit den von ihm zu vergebenden Gnaden nicht zurückhielt. Richard de Bury wurde 1333 Bischof von Durham, und am 5. Juni 1334, dem Tage seiner Infulierung, gab er ein Fest, dem der König und die Königin, die Königinmutter, der König von Schottland, zwei Erzbischöfe, fünf Bischöfe und alle Großen Englands und Schottlands beiwohnten, worüber alle Chroniken der Zeit berichten. Die Händel seines ehrgeizigen Herrn, der Schottland unter seine Herrschaft bringen und seine Rechte auf die Krone Frankreichs geltend machen wollte, schufen dem friedliebenden Bischof und Großkanzler von England Sorge und mancherlei Unruhe. Er mußte in diesen Geschäften nach Paris reisen, Verträge suchend und Hilfe erbittend für ein kriegerisches Unternehmen, dem er so abhold war, da er dessen Grund und Anlaß nur in eitlem Ehrgeiz sah, den auch die stärksten Erfolge ihm nicht rechtfertigen konnten. Er mußte die Kriegserklärung nach Paris, dem „Paradies der freien Künste" bringen, aber beim Ausbruch der Feindseligkeiten zog er sich auf seinen Bischofssitz Auckland zurück. Doch noch nicht sollte er die Muße mit Würde genießen dürfen. David Bruce fällt in England ein, verwüstet Northumberland, erobert Durham und belagert das feste Salisbury. Edward aber zog es vor, nach Frankreich zurückzukehren, und in des Königs Namen schloß der Bischof von Durham mit Bruce Waffenstillstand und Frieden. Zwei Jahre der Ruhe unter seinen Büchern konnte Richard de Bury nur noch genießen, — er starb longa infirmitate decoctus am 14. April 1345 in seiner Residenz Auckland und wurde in der Kathedrale von Durham begraben. Wie Petrarca

[1] Festvortrag gehalten zur Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen, München am 26. September 1909. Eine deutsche Ausgabe des Philobiblion erscheint 1910 im Insel-Verlag.

seine Bücher der Republik Venedig, so vermachte Bury die seinen der Universität Oxford, wo sie bis zu Heinrich VIII. Zeit blieben, um dann in allerlei Hände zu kommen. Sein königlicher Herr ehrte das Andenken seines Lehrers damit, daß er bei aller Kriegsbeschäftigung den Künsten gewogen blieb: er wurde Chaucers und Froissarts Patron.

Richard de Burys Leben fällt in die letzte Zeit des Revival of Learning, wie die Engländer besser als wir mit Humanismus die Wiederbelebung der klassischen Schriften nennen, die in der Folge solchen Einfluß auf die Bildung des europäischen Geistes gewann, und die jener ersten Zeit des Mittelalters folgte, die ohne künstlerische oder wissenschaftliche Neugier die Welt als ein Übel sah, das nur durch Arbeit an der eigenen Rettung zu überwinden ist. Die nordischen traditionslosen Völker insbesonders verfielen einem Mönchtum, dessen Intelligenz nicht weiter langte, als den Erscheinungen dieser Welt eine allegorische Auslegung auf die jenseitige zu geben. Das Gefühl der Unendlichkeit nennt Renan die bedeutendste Hervorbringung des Mittelalters. Diese Unendlichkeit war die Leere zwischen Himmel und Natur, die früher von allen den nun hinweggefegten Göttern und Göttinnen gefüllt war. Nun standen Gott und die Seele allein einander gegenüber. Die leere Unendlichkeit, schattenhaft von einem unvorstellbaren Gotte erfüllt, und die harten Tatsachen der menschlichen Leidenschaften, die Sünden waren, der Arbeit, die Mühe und Fluch war, der Freuden, die Versuchungen waren — also auch diese Tatsachen des Lebens ins Schattenhafte, Unverstellbare verdrängt — und so des Menschen Seele wartend hier nach einem Gesetze, das sich erfüllt erst nach Ablauf der Zeit.

Es war eine Winterdecke, unter der es keimte: der deutsche Minnesang, die Lyrik der Troubadoure, die keltischen Romanzen von Arthur und der Tafelrunde, Dante. Der Frühling bricht an als eine neue Zeit, die der antiken göttlichen und heroischen Mittler entbehren kann und die Natur leibhaft sieht, mit Nymphen nicht verstellt und nicht mit zu Teufeln verkommenen Faunen, sondern naiv wie die Alten und ohne deren mythisches Medium.

Qual dodoletta, che in aere si spazia
Primo cantando, e poi tace contenta
Dell'ultima dolezza che la sazia.

Schwerfälliger, weil von Büchern beschwert, schwankender, weil vom Wissenwollen behindert, enger, weil im zu Lernenden beschränkt, tut das erste Revival of Learning das Seine an dieser Neuerung der Geister und der Bildung, und tut es so nicht ganz zum Segen der abendländischen Kultur. Die Pedanterie hebt den Fuß zum Schreiten, das noch heute kein Ende fand. Mit den alten Schriftstellern, die man damals auffand, brachte diese Gelehrsamkeit auch die alte Mythologie wieder, aber unbelebt und als eitlen Prunk der Rede nur: die Wissensgebärde des Pedanten. Und richtig dichten ist Vergil nachahmen, denn der Respekt vor den Alten hatte nur in dem Respekt vor der Bibel seinesgleichen, und es ist da aus Mangel jeder historischen Einsicht ein Durcheinander von beiden, wovon ein treffliches Symbol das Siegel der Kirche von Noyon gibt, das einen mit dem Helm der Minerva bedeckten Sokrates als Heilige Jungfrau gibt mit der Umschrift: Maria gratia plena.

Abälard, John of Salisbury, Vincent von Beauvais, Petrarca, Brunetto Latini, Roger Bacon, Duns Scotus sind die Gipfelhöhen dieses ersten Rinasciamento der Gelehrsamkeit, an dessen Ende Richard de Bury steht, um klagend bereits auf den Niedergang zu blicken, der besonders früh in England eintrat.

Einer seiner detractores, gegen die er das achtzehnte Kapitel seines Philobiblion richtet, nennt Richard de Bury einen mediocriter literatus, volens tamen magnus clericus reputari, also einen dilettierenden Snob, wie wir heute sagen würden. Aber Petrarca, mit dem der Bischof in Avignon zusammen war, sagt von ihm, er sei ein vir ardentis ingenii, nec litterarum inscius. Wir wollen lieber dem Urteil Petrarcas beipflichten, ohne Gefahr, daß wir den bescheidenen Verfasser des Philobiblion über Verdienst loben und ihm eine Bedeutung geben, die der gute Bischof selber kaum sich anmaßte. Er liebte mit Leidenschaft die Bücher, die ernsten nicht nur, sondern auch die heiteren, die gelehrten nicht nur, sondern auch die erdichteten; er sammelte die Bücher mit einem Eifer, der ihn auch manchmal zu bedenklicher Art ihres Erwerbes trieb; er gab seinen Schätzen

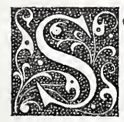
ein dauerhaftes gutes Gewand, und er — las in ihnen. Von dieser seiner Liebe predigte er eindringlich in seinem Traktate, stützte sie mit allen guten Gründen, wie sie ihm das etwas kunterbunte Wissen seiner Zeit, aber auch sein nach Wahrheit durstiges Herz gab, und spricht so und feiert so und empfiehlt so den Schatz der Bücher aus der von ihm tiefbeklagten Not einer Zeit heraus, die wieder in Unbildung, Rohheit und eitle Glücksjägerei zu verfallen drohte, nicht nur was die Bücher enthielten mißachtete, sondern auch mit ihnen selber ganz schlecht umging, sie auf alle Weise verbrauchte, nur nicht lesend. Richard de Bury schreibt sein Buch in einem Stile, den er, wie er sagt, nach dem der heutigen geformt hat. Das heißt, er ist dort, wo er eigen ist, kräftig, deutlich und voll Farbe, dann, wo er nach dem Muster schreibt, wieder verdunkelt, auf Künste in Worten und Witzen aus und überladen mit Zitaten — une enflure qu'elle s'abat par l'extravagance, wie Montaigne sagt. Man wird diesen Geschmack der Zeit und ihres Kindes um des anderweitigen Wertes dieses Buches hinnehmen. Es ist das erste Buch, das ein Zeugnis der Bibliophilie ist und so reizvoll und merkwürdig genug. Aber es ist noch mehr. Es ist vielleicht der erste Versuch in der Gattung der Autobiographie. Ja, es möchte der Wunsch, von seinem Leben Rechenschaft zu geben, wohl der Anlaß für Richard de Bury gewesen sein, kurz vor seinem Tode dieses Testamentum aufzuschreiben, und es drückten sich ihm dann als echten Bibliophilen die Geschehnisse seines Lebens in dieses eine Kapitel zusammen von der einen beherrschenden Leidenschaft, so daß diese nun vornehmlich zu Wort kommt in Bericht, Erklärung, Verteidigung, Empfehlung und Gebot. Rückschauend auf sein Leben sah er Wandel im Wechselvollen, gleichbleibend aber den ewigen Geist, der in den Büchern weiterlebt und uns jene zu Vertrauten macht, die ihn in den Büchern niederlegten. Da er sich anschickte, von seinem Leben zu erzählen, entfiel ihm leicht was es an äußeren Geschehnissen ihm gebracht hatte und so wurde es die Erzählung seiner geistigen Unruhe und ihres Heilmittels: die Ruhe der Bücher.



Schillers Verleger Michaelis.

Von

Johann Heinrich Eckardt in Heidelberg.



Seitdem im Schillerjahr 1905 die Beziehungen Schillers zu den verschiedensten Persönlichkeiten näher beleuchtet wurden, besonders auch zu seinen Verlegern[1], ist des „jüdischen Verlegers Schillers", wie er genannt wurde, „Michaelis" mehrfach gedacht[2], und man hat, wie schon Goedeke[3], das Mitleid für den armen Buchhändler erwecken wollen, der in so „rührender Weise an Schiller gehangen, dessen Fleiß aber nur mit Dornen und Disteln gesegnet war".

Man hat sich vielfach Goedeckes Urteil kritiklos zu eigen gemacht, hat Schiller und Humboldt wegen ihres Vorgehens verdammt und ihnen Motive unterschoben, die tatsächlich nicht bestanden. Hätte man sich die Mühe genommen, nur etwas gründlicher die Quellen zu studieren und vor allem sich nicht auf Goedekes zum Teil schon längst widerlegte Ausführungen verlassen, so würde man wie ich zu der Überzeugung gekommen sein, daß Schiller dem Neustrelitzer Buchhändler gegenüber völlig korrekt gehandelt hat.

Daß Schiller kein angenehmer Autor für die Buchhändler war, daß fast alle seine Verleger, obwohl sie ihm fast ohne Ausnahme, Schwan eingeschlossen, die größten pekuniären Opfer gebracht, vielfach Undank geerntet und recht üble Erfahrungen gemacht haben, habe ich in einer kleinen Arbeit auf Grund der Quellen in großen Zügen dargelegt[4] und ich habe damals auch versucht, Michaelis gerecht zu werden und ihn in Schutz zu nehmen, mußte aber schließlich zum Schluß des betreffenden Abschnittes schreiben: „Daß dieses nicht der Fall, daß Schiller vielmehr vollauf Grund

[1] Eckardt, Schillers Verleger im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1905.

[2] Frankl, Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden; Kohn, M., Schiller und der jüdische Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz. Hamburger Korrespondent 1905, Nr. 222. — [3] Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe, S. 127.

[4] Schillers Verleger im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 1905.

hatte, den Verkehr abzubrechen, glaube ich bewiesen zu haben; wohl selten sind so viele einstimmende vernichtende Urteile vorhanden, wie über den Neustrelitzer Hofbuchhändler Michaelis, dem Verleger des „Musen-Almanachs für 1796".

Weitere Beschäftigungen mit der Person des Michaelis haben diese Ansicht durchaus bestätigt; Schiller ist keineswegs der Einzige, der üble Erfahrungen mit dem Neustrelitzer Buchhändler gemacht hat, und auch aus späterer Zeit sind uns Urteile von Männern überliefert, die ähnlich wie Schillers Bemerkungen lauten. Daß daneben, vornehmlich in den Nekrologen bei Michaelis Tod, auch Stimmen laut werden, die ihn preisen und loben, ist begreiflich und erklärlich, wenn man bedenkt, daß Michaelis zeitweise Leiter der offiziösen Presse in Württemberg war, fast ein Menschenalter in Tübingen zubrachte und als alter Mann starb, von dessen früherer Tätigkeit man nicht viel wußte. Ferner vermute ich, daß der Nachruf im „Neuen Nekrolog der Deutschen"[1], der ihn sehr feiert und sehr viel bewußte Unrichtigkeiten enthält, entweder nach eigenen Aufzeichnungen von ihm verfaßt ist oder von einer ihm nahestehenden Person geschrieben wurde.

Immerhin sind wir bezüglich der äußeren Lebensumstände Michaelis, vor allem auf diese Quellen angewiesen; die Daten enthalten allerdings durch die von mir angeführten Briefe vielfach eine ganz andere Beleuchtung. Die Kritiklosigkeit, mit der manche, die Michaelis als Schillers Verleger erwähnen, über ihn berichten, tritt überall zutage, denn während ihn manche an gebrochenem Herzen über sein Ungemach mit Schiller sterben lassen — einige der charakteristischen Proben gebe ich noch — hat Michaelis ein recht hohes Alter erreicht und ist erst 1844 als 76jähriger gestorben.

Beschäftigen wir uns nun etwas näher mit der Person und der Tätigkeit dieses Mannes, der jedenfalls eine charakteristische Persönlichkeit seiner Zeit gewesen ist.

Salomon Heinrich Karl August Michaelis, er hat sich später taufen lassen und die christlichen Vornamen angenommen, wurde am 26. April 1768 zu Hameln geboren. Schon früh verlor er die Eltern und kam zu Verwandten nach Lissa. 1782 soll er dann nach Hameln zurückgekehrt sein und dort die höhere Schule besucht haben. Der Nekrolog behauptet, daß er darauf nach Berlin gegangen sei, um sich mit den Naturwissenschaften bekannt zu machen, da er Medizin studieren wollte; die Kantische Philosophie hätte ihn aber bald so gefesselt, daß sie ihn seinem Vorhaben entfremdet hätte. Der Nekrolog fügt noch hinzu: „Die Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit, sein Talent, seine Heiterkeit, verbunden mit dem bewunderungswürdigsten Eifer in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, verschafften ihm Zutritt zu bedeutenden Häusern, wo er als Freund und Schützling aufgenommen wurde." Nach mehrjährigem Aufenthalt in Berlin soll er durch Engel, dem damals so gefeierten Schriftsteller, eine Hofmeisterstelle in Neustrelitz erhalten haben. Daran knüpft der Nekrolog folgende sicherlich unrichtige Bemerkungen: „Mit der betreffenden Familie, sowie mit seinen Zöglingen blieb er sein ganzes Leben hindurch verbunden. Auch wurde er dort mit dem edeln Voß'schen Hause bekannt, dessen Freundschaft nur mit dem Tode seiner Glieder endete. Seine Hauptstudien während dieser Periode waren immer Philosophie, Kunst und Literatur, wozu aber das der Pädagogik sich gesellte, welche er mit besonderer Vorliebe pflegte, in einer Zeit, wo diese Wissenschaft einer so lebhaften durch Basedow und Campe geweckten Teilnahme in Deutschland sich zu erfreuen hatte. Er wußte es so einzurichten, daß er mit seinen Zöglingen abwechselnd in Berlin, Breslau, Jena und Weimar verweilen konnte, was ihn in den Stand setzte, mit den berühmtesten literarischen Notabilitäten jener Zeit in Verbindung zu kommen Engel, Moritz, Garve rechneten ihn zu ihren Freunden; in Jena war er in der würdigen Griesbach'schen Familie sehr geliebt, in Weimar mit Herder in liebevollem Verbande und sonst allen großen Geistern, die dort wirkten, wie Schiller, Goethe, Wieland, Fichte, Reinhold, Wilhelm von Humboldt, F. H. Jacobi, Hufeland und anderen persönlich bekannt, so daß in seinen alten Tagen diese herrlich verlebte Zeit vielfach der Gegenstand seiner Erinnerung geblieben ist."

Die Unrichtigkeit dieser Angaben ist leicht nachzuweisen, und dies bestärkt mich in der Meinung, daß dem Nekrolog Michaelis eigene Aufzeichnungen zugrunde liegen; er wollte der Nachwelt mit seinen vielfachen Beziehungen und Bekanntschaften imponieren, dieser Zug paßt zu dem Charakterbild, das Schiller, Humboldt, Schlegel, Görres und Creuzer von ihm entwerfen.

Möglich ist es, daß Michaelis in Neustrelitz Hauslehrer gewesen ist und durch Protektion und Empfehlung mit dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz bekannt wurde. Der Herzog, Vater der Königin Luise von Preussen, war seinem Bruder, dem Herzog Adolf Friedrich IV., am 2. Juni 1794 als Regent des Ländchens gefolgt. Er hatte bis zum Regierungsantritt größtenteils außer Landes gelebt, hatte in englischen und portugiesischen Diensten gestanden, war Gouverneur in Hannover gewesen und hatte dann in Darmstadt gelebt; sein Gesichtskreis war also kein so beschränkter, wie es bei seinem Vorgänger, Reuters Dörchläuchting, der Fall gewesen.

Wenn nun in dem erwähnten Nekrolog steht, Michaelis hätte in Neustrelitz im Kreise der so ausgezeichneten Prinzen und Prinzessinnen des herzoglichen Hauses die ehrenvollste Anerkennung und Aufnahme, insbesondere bei den nachmaligen Königinnen von Hannover und Preußen gefunden, so ist das schon eine Übertreibung, denn beide

[1] Neuer Nekrolog der Deutschen XXVI 1844, S. 449.

waren schon vor dem Regierungsantritt des Vaters vermählt.

Richtig ist, daß auf Wunsch und mit Unterstützung des Herzogs, Michaelis in Neustrelitz eine Buchhandlung errichtete. Der Herzog unterstützte das Unternehmen aufs freigebigste, indem er ein größeres Kapital zur Verfügung stellte, Michaelis zum Hofbuchhändler ernannte und sein Interesse durch fast täglichen Besuch der Handlung bekundete. „Der Herzog", schreibt einmal Humboldt an Schiller[1], „der mit seiner Liebhaberei für diese Buchhandlung, die er persönlich fast täglich besucht, das Register der Launen deutscher Fürsten vermehrt, hat ihm anfangs 5000 Taler bar, und jetzt in einem Instrument, das ich selbst gesehen, eine Bürgschaft auf 2000 Taler Kredit gegeben."

Durch ausgedehnten Verlag, für den er berühmte Autoren zu gewinnen suchte, hoffte Michaelis dem Herzog zu schmeicheln, der sein Neustrelitz sehr gern zu einem bemerkenswerten Platz des literarischen Deutschlands umgewandelt gesehen hätte. Allem Anschein nach hat aber Michaelis von Anfang an mit ungenügenden Mitteln gearbeitet und hat zu wenig Ordnung in seinem Geschäft gehalten; neue finanzielle Hilfsquellen, auf die er hoffte, versagten, und so kam er sehr bald in die finanziellen Schwierigkeiten, unter denen seine Autoren schwer zu leiden hatten.

W. von Humboldt und Niethammer waren die ersten, die zu dem Neustrelitzer Buchhändler in Beziehung traten; Michaelis gab ein „Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten" heraus, dessen Mitarbeiter die beiden wurden. Durch Humboldt wurde Schiller auf Michaelis aufmerksam gemacht, und durch Körner und Göschen ist dann auch Friedrich Schlegel an Michaelis gewiesen, so daß der Neustrelitzer Buchhändler nicht allein Schillers Verleger, sondern auch Verleger der Frühromantiker wurde.

Um ein Bild von der Tätigkeit des Michaelis zu gewinnen, dürfte es am zweckmäßigsten sein, das Verhältnis einzelner Autoren zu ihm an Hand der Briefe zu beleuchten. Das Urteil der einzelnen über ihn lautet oft recht verschieden und widerspricht sich auch manchmal, das Endresultat ist aber schließlich ziemlich das gleiche, der versöhnende Schlußakkord fehlt überall.

Schon längere Zeit hatte sich Schiller mit dem Gedanken der Herausgabe eines Musenalmanachs getragen und hatte auch die Absicht, den bei Dieterich in Göttingen erscheinenden Musenalmanach fortzusetzen. Nach Bürgers Tode wandte er sich an Dieterich und bot sich als Herausgeber an, erhielt aber unterm 1. August 1794 die Antwort[2], daß bereits mit einem andern Herausgeber abgeschlossen sei und man auf sein Anerbieten verzichten müsse. Schiller ließ aber den Plan nicht fallen; Michaelis wird davon Kenntnis erhalten und dem Dichter dann das Anerbieten gemacht haben, einen von ihm herausgegebenen Kalender zu verlegen. Schillers Name bürgte damals von vornherein für den Erfolg, trotz der vielen Kalender, die alljährlich neu erschienen, und der Buchhändler konnte mit Fug und Recht ein günstiges Angebot machen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Michaelis persönlich nach Jena gekommen, um mit Schiller alles abzusprechen, und am 15. August 1794 ist zwischen beiden ein Kontrakt aufgesetzt, der noch im Wortlaut vorliegt[3]. Der Dichter verpflichtete sich vom Jahre 1795 an jährlich einen Musenalmanach oder eine poetische Blumenlese im Umfang von 10—12 Bogen herauszugeben, für die Redaktion erhält er ein jährliches Honorar von 300 Rtlr., das auf Verlangen pränumerando bezahlt wird. Der Verleger verpflichtet sich ferner, den Mitarbeitern dasjenige Honorar zu zahlen, das der Redakteur bestimmt, doch soll dieses für sämtliche Gedichte 150 Rtlr. nie übersteigen. Am 25. August schreibt Schiller bereits an Matthison[4] und fordert diesen zur Mitarbeit auf, er bietet ihm einen Friedrichsdor für den Bogen. Auch Goethe sucht er zur Mitarbeit zu gewinnen; während einer längeren Anwesenheit im Goetheschen Hause in Weimar im September 1794 wußte er Goethe dem Plan geneigt zu machen, am 20. Oktober teilt er dann dem Weimarer Freunde pflichtschuldigst mit[5], daß er „mit dem Juden-Buchhändler ordentlich kontrahiert habe und der Almanach künftige Michaelis-Messe erscheinen werde Er bittet, ihn nicht in Stich zu lassen."

Wie wir es bei Schiller häufig finden, war er anfangs Feuer und Flamme für seinen neuen Verleger, er bestimmt seinen Vater, sein Werk über Baumzucht bei Michaelis erscheinen zu lassen und empfiehlt auch seinem Jugendfreund von Hoven unterm 21. November 1794 den Neustrelitzer Buchhändler als Verleger. Der Brief Schillers ist bezeichnend für seine Denkweise Michaelis gegenüber, und möge hier auszugsweise Platz finden[6].

„Weniger als 1 Carolin pro Bogen sollst Du nicht erhalten, aber so viel drüber, als dem Buchhändler Volke sich nur abzwacken lassen. Du mußt Dich nicht daran stoßen, wenn ich Dir vielleicht einen Juden (einen solchen nehmlich, der wirklich beschnitten ist) zum Verleger aussuche. Es ist wirklich in Strelitz ein solcher, als Buchhändler aufgestanden, und er hat von mir einen Musenalmanach im Verlag. Die Sächsischen Juden haben viel Cultur und bedeuten etwas. Dieser, der sich Michaelis nennt, ist ein junger unternehmender Mann, der Kenntnisse besitzt, in guten Verbindungen steht, und bey dem Herzog von Mecklenburg viel Credit hat."

Aus einem Schreiben Schillers an Cotta vom

---

[1] Schiller-Humboldt Briefwechsel. Nr. 23. — [2] Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe, S. 97.
[3] Urlichs, Briefe an Schiller S. 190. — [4] Jonas, Schillers Briefe Nr. 733. — [5] Jonas, Schillers Briefe Nr. 759.
[6] Jonas, Schillers Briefe Nr. 776.

9. Januar 1795 erhalten wir nochmals die Bestätigung, daß Michaelis den Dichter zur Herausgabe des Almanachs aufgefordert habe, vor allem, um dem Buchhandel und dem Publikum durch glanzvolle Namen zu imponieren. Als Cotta sich wundert, daß Schiller ihm den Almanach nicht zum Verlag angeboten habe, schreibt dieser nämlich[1]:

„Den Musen Almanach konnte ich Ihnen nicht anbieten, weil die Entreprise gar nicht mein Einfall, sondern ein Gedanke des Buchhändlers Michaelis in Neustrelitz war, dem ich also den Verlag überlassen mußte, sobald ich mich zu dem Buche entschloß. Auch gestehe ich, würde ich Ihnen jetzt nicht gern etwas, wobey Geld gewagt wird, anbiethen, weil Sie Sich gegenwärtig doch zu den Horen zusammen nehmen müssen. Dieser Musen Almanach ist eine ziemlich theure Sache, weil man den Preiß des Buches durchaus nicht erhöhen darf, und doch die Honorarien sehr beträchtlich sind. Es ist berechnet, daß 1500 abgehen müssen, ehe der Verleger Profit hat. Auch hat ihn der Verleger bloß gewünscht, um etwas zu haben, womit er, da er jetzt erst seinen Buchhandel anfängt, seinen Nahmen bekannt machen kann."

Im Mai 1795 war Michaelis abermals in Jena und wurde von Schiller mit Empfehlungen an Goethe nach Weimar geschickt. Damals scheint er auch das Honorar an Schiller gezahlt zu haben, denn gleich nach seiner Anwesenheit schrieb Schiller an Goethe, Herder und andere Mitarbeiter und bat um baldige Einsendung ihrer Beiträge und Körner teilte er mit, daß in den ersten Tagen des August mit dem Druck des Almanachs bei Unger in Berlin begonnen würde[2].

Doch bald kam es zu den ersten Mißhelligkeiten, Schillers Vater empfing weder sein Honorar noch Freiexemplare seines Werkes, und als Schiller nun weiter erfuhr, daß Michaelis auch andere Autoren, die in Jena lebten, nicht bezahlt habe, wurde er mißtrauisch und schrieb sehr erregt an Cotta[3]:

„Stellen Sie sich vor, daß der elende Mensch, der Michaelis, der das Buch meines Vaters verlegte, ihm noch nicht einmal ein Exemplar und noch weniger Geld geschickt hat. Auch hat er, außer mir, noch keine Seele bezahlt und ist hier wenigstens 800 Rthlr. schuldig. So debutirt dieser Mensch in dem Buchhandel." Im weiteren Verlauf des Schreibens bedauert Schiller dann, daß Michaelis ihm das Honorar für die Redaktion des Almanachs gezahlt habe und er daher an ihn gebunden sei, erklärt aber bereits, daß er keine Fortsetzung in Neustrelitz erscheinen lassen wolle und fragt Cotta, ob er bereit sei, die Fortsetzung zu übernehmen. Verschiedene Mitarbeiter, u. a. Archenholtz[4], haben Schiller auch stutzig gemacht, indem sie nicht entzückt über seinen Verleger schrieben; Cotta hält sich reserviert[5], er hat sich eine bessere Vorstellung von Michaelis gemacht und kann nicht begreifen, daß dieser so leichtsinnig sein sollte, sich eine solche Verbindung zu verscherzen. Selbstredend übernimmt er den Verlag des Almanachs, wenn Schiller Gründe habe, von Michaelis abzugehen.

Es beginnt eine Zeit der größten Aufregung, des größten Ärgers und beständiger Unruhe für den Dichter. Er hat sich an Humboldt gewandt mit der Anfrage, ob dieser vielleicht etwas von dem Neustrelitzer wisse, erhält aber von diesem die Mitteilung[6], daß Michaelis angeblich nach Hannover und Berlin gereist, vorher aber 700 Tlr. nach Jena gesandt habe. Er bittet Schiller und Niethammer, ihm mitzuteilen, ob das Geld inzwischen angekommen sei. Auf seine Anfrage bei Unger wegen des Druckes hätte er zu seiner Überraschung erfahren, daß Michaelis dort überhaupt noch keinen Auftrag erteilt habe. Er rät nun Schiller, ganz energisch gegen Michaelis vorzugehen, vielleicht wäre es dann möglich, daß dieser von dem Kontrakt bezüglich des Almanachs zurückträte.

Schiller schrieb in diesem Sinne an Michaelis und übersandte das Schreiben an Humboldt, der die weitere Erledigung der Angelegenheit übernommen hatte. Dieser billigte Schillers Schreiben und kam in einem ausführlichen Briefe nochmals auf das Vorgehen gegen den Neustrelitzer zurück[7]. „Mit Michaelis muß gebrochen werden", „das ist bei seiner Nachlässigkeit nicht ungerecht und das sind Sie sich selbst schuldig", schreibt er. „Das Manuskript erhält er sicherlich nicht eher von mir, als bis er mir 55 bare Friedrichsdor und 12 Exemplare des Buches Ihres Vaters einhändigt". „Auch ist mir noch Eins eingefallen, daß Sie jetzt, da Sie wissen, daß Michaelis auch in Absicht des Druckes saumselig gewesen ist, thun könnten. Sie könnten ihm schreiben, Sie sähen, daß er für eine solche Entreprise nicht tauge, wenigstens, daß Sie nicht auf eine Weise, die Ihnen selbst Freude mache, sie in seinen Händen sehen könnten, Sie wollten also lieber jetzt, als später brechen" usw. Humboldt bedauert dann, daß er die Ursache der Verbindung Schillers mit Michaelis gewesen, und will ihm deshalb gern allen Ärger abnehmen. Es ist zu verwundern, daß der Dichter nicht die Freude an dem Unternehmen verlor, er glaubt dies Humboldt gegenüber entschuldigen zu müssen, indem er schreibt[8]: „Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem Juden zu lassen, so halte er diese Entreprise doch für solid genug, um einen Versuch zu machen, sie in Gang zu bringen. — Der Almanach ist eine so wenig be-

[1] Jonas, Schillers Briefe Nr. 797.
[2] Jonas, Schillers Briefe Nr. 881. — [3] Jonas, Schillers Briefe Nr. 883. — [4] Euphorion XII [2], S. 378.
[5] Vollmar, Schiller-Cotta 87. — [6] Leitzmann, Schiller-Humboldt 12.
[7] Leitzmann, Schiller-Humboldt Nr. 15. — [8] Leitzmann, Schiller-Humboldt Nr. 17.

schwerliche und sichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtsinnig fallen lassen wollte. Die Epigramme, meine eigenen und Herders Beyträge geben dem Almanach ein entschiedenes Übergewicht, wie ich hoffen kann über seine Mitbewerber, daß selbst Michaelis Armseligkeit ihn nicht ganz solt zu Grunde richten können." Er bittet Humboldt, direkt wegen des Druckes mit Unger zu verhandeln und gibt ihm Anweisungen, die seiner Fachkenntnis das beste Zeugnis ausstellen; schon damals hatte er Bedenken, ob Michaelis, falls wirklich mit diesem eine Einigung noch zustande kam, ihm rechtzeitig Exemplare zusenden würde, und ersuchte Humboldt, Unger zu beauftragen, auf jeden Fall auf seine, Schillers, Kosten 1 Dutzend Exemplare auf Schweitzer Papier abziehen zu lassen. Sollte Michaelis zahlen, so bittet Schiller, das Geld einstweilen in Verwahrung zu nehmen, da er seinem Vater vorläufig aus seiner Tasche das Geld bezahlt habe. Es gab eine Zeit, wo man sich nicht entblödete sogar dem Dichter den Vorwurf zu machen, daß er das Honorar für seinen Vater unterschlagen habe. Das ist längst widerlegt, ein Schreiben des alten Johann Caspar Schiller an Cotta, das kürzlich aus Wenzels Sammlung bei C. G. Boerner zur Versteigerung gelangte (Katalog 97 No. 125), enthält u. a. die Mitteilung, daß Schiller das Honorar vorerst auslegte „Euer Hochedelgebohrene belieben anbei eine Anweisung von meinem Sohn auf 25 L'dors zu empfangen. Er schreibt mir, daß mein Verleger Michaelis in Neustrelitz zwar an sich ein ordentlicher?? Mann, aber dabei etwas nachlässig sei, und damit ich nicht darunter leiden möge, woll er mich hier anweisen und mit Michaelis schon zu rechte kommen."

Am 25. August kann Humboldt endlich Kunde von Michaelis geben. In ziemlich geringschätzigem Ton bemerkt[1] er zu dem Schiller mitgesandten Schreiben aus Neustrelitz: „Der Brief ist ganz in seinem genre. Eine Estafette, wo eine Post das Nemliche that, viel Geschwätz und wahrscheinlich wenig dahinter. Denn wenn auch jemand, dem er Auftrag gab, nicht zahlte, warum erkundigte er sich nicht? warum beantwortete er meinen ersten Brief nicht? warum säumt er so mit dem Almanach? Ich habe ihm, weil ich seinen Versprechungen von baldigem Kommen nicht recht traue, heute ziemlich kühl geantwortet: daß eine Estafette ganz vergeblich gewesen, daß ich seine Rechtfertigung abwarten wolle, daß ich sein Zögern mit dem Almanach nicht begreife, und das Geld und die Exemplarien zur Ablieferung des Manuskripts erwarte. Dabei lasse ichs auch (er möge sich nun rechtfertigen, wie er wolle) bewenden. Man muß mit diesem Menschen Ernst gebrauchen, und ich bitte Sie, wenn Sie, wie ich glaube, nicht ganz anderer Meinung sind, meinen Ernst zu unterstützen."

Humboldt hat schon damals, wie es scheint, Michaelis richtig erkannt, wenn er annimmt, daß die ganzen Ausreden Spiegelfechtereien waren. Der Originalbrief Michaelis' ist nicht erhalten, doch scheint er den gleichen Inhalt gehabt zu haben, wie das, was er Humboldt später persönlich mitteilte. Ohne auf Michaelis Rücksicht zu nehmen, sucht Humboldt nun den Druck bei Unger zu beschleunigen, muß aber leider dem Freunde mitteilen, daß wenig Hoffnung auf Fertigstellung des Almanachs zur Michaelismesse sei, und er rät Schiller, da der Neustrelitzer sich noch immer nicht habe sehen lassen, nochmals dringend zur Auflösung des Vertrages. Über den neuesten Zwischenfall war Schiller aufs ärgste verstimmt, wie wir aus seinen Briefen an Cotta und Körner ersehen, er trägt sich mit dem Gedanken, das gezahlte Redaktionsgeld an Michaelis zurückzusenden, den Druck des Almanachs einzustellen und die Gedichte für die Horen zu verwenden.

Es sollte jedoch noch nicht zum Bruch kommen, am 8. September meldet Humboldt, daß Michaelis bei ihm gewesen und sich gerechtfertigt habe[2], er wäre unschuldig. Da er hätte verreisen müssen, hätte er sein Geschäft einem Bekannten übergeben, der ihn aufs schmählichste hintergangen hätte. Den Geldbetrag von 1000 Mark, den Michaelis vor seiner Abreise zur Zahlung nach Berlin angewiesen, hätte er unterschlagen und desgleichen sämtliche Briefe von und an Michaelis und das für Schillers Vater bestimmte Paket. Michaelis habe nun an Humboldt das Geld für Schillers Vater gezahlt, und er habe ihm das Manuskript zum Almanach übergeben. Der Bitte des Buchhändlers, sich bei Schiller zu verwenden, daß er ihm die Fortsetzung des Almanachs lasse, habe er nicht entsprechen wollen; seine Bemühungen ihn zur Aufgabe des Almanachs jetzt schon zu veranlassen, seien vergeblich gewesen, da „der Mensch schon zu eitel ist, um nicht selbst lieber etwas zu wagen".

In einem Brief an Schiller vom 9. September, der sich jetzt erst gefunden[3], hat Michaelis dann ungefähr dasselbe geschrieben; neu ist, daß er sich anbietet, ein Zeugnis seines Fürsten zu senden, falls Schiller es fordert. „Es ist mir", schreibt er ferner, „jetzt ausschließlich darum zu thun, als Mensch gerechtfertigt vor Ihnen zu erscheinen. Das werde ich; davon bin ich so überzeugt, als ich mich des Schutzes meines Fürsten zu erfreuen habe, der meine Rechtfertigung übernimmt." Schließlich bittet er die Fortsetzung des Almanachs nicht früher einem andern Buchhändler zu geben, bis er sich mündlich gerechtfertigt habe.

Es ist manches sehr merkwürdig bei dieser Rechtfertigung. Gesetzt der Fall die Sache mit dem Geld hätt sich wirklich so verhalten und Michaelis wäre in dem Wahn gewesen, daß die Honorare gezahlt seien, so hätte es ihn doch wahr-

---

[1] Leitzmann, Schiller-Humboldt Nr. 18.

[2] Leitzmann, Schiller-Humboldt Nr. 22. — [3] Veröffentlicht von O. Günther im II. Marbacher Schillerbuch Nr. 295.

lich stutzig machen müssen, daß er keinen Brief von Schiller und Unger empfing, wo doch der Almanach schon zum Herbst fertiggestellt werden mußte und daß er nicht direkt an Schiller schrieb und um Aufklärung bat. Wahrscheinlich wird die Sache folgendermaßen liegen: entweder war das Ganze Schwindel und Michaelis war nie bestohlen worden, hätte also um die Machenschaften seines Vertreters gewußt, oder er hat den Kopf verloren und nun alles gehen lassen wie es ging. Sein späteres Geschäftsgebaren und der Umstand, daß die angekündigten Honorare für die Jenenser und die angekündigten Exemplare für Schillers Vater auch in den nächsten Monaten nicht kamen, lassen fast vermuten, daß Michaelis die ganze Sache erfunden hat, um Mitleid zu erwecken und Nachsicht zu finden, Das ist ihm auch in gewisser Weise geglückt, denn Humboldt schreibt unterm 11. September nach Jena[1]: „Jetzt ist er in der Tat zu beklagen. Dennoch wiederhole ich nochmals, daß ich Sie bitte, sich nicht überreden zu lassen, ihm den Almanach ferner zu lassen. Ungeachtet seiner jetzigen Unschuld, d. h. ungeachtet er jetzt nicht so schuldig ist, als wir dachten, bleibt er doch ein unschlüssiger, umständlicher, einmal nicht zu Geschäften gethaner Mensch, und selbst, wenn dies nicht wäre, so klebt ihm jetzt das Andenken an diesen unangenehmen Vorfall wie ein böses Schicksal an. Da nun weder Sie eine Verbindlichkeit gegen ihn haben, noch auf dem Almanach sein Glück beruht, so begreife ich nicht, warum Sie sich noch ferner Verdruß aussetzen sollten! Sie passen einmal nicht zusammen, und so etwas muß sich ja, sagt Goethe, scheiden. Ich ersuche Sie nur, in der Manier Ihrer Trennung glimpflich mit ihm umzugehn (dieß verdient er noch immer) und ihn merken zu lassen, daß ich, wozu ich mich allein anheischig gemacht, Ihnen seinen Unfall und seine Schuldlosigkeit auseinander gesetzt habe. Seine Finanzen kenne ich jetzt genau. Er hat gar kein Vermögen, aber der Herzog hat ihm Geld gegeben. Außerdem heirathet er jetzt eine Frau, mit der er 16,000 Thaler bekommt usw." Zum Schluß fügt er allerdings hinzu: „Soviel mehr aus menschlicher Pflicht, als aus persönlicher Zuneigung. Denn mir ist und bleibt der Michaelis unangenehm."

Der Druck des Almanachs beginnt. Er brachte noch manchen Ärger mit sich und Schiller konnte froh und dankbar sein, daß Humboldt in der Nähe Berlins weilte, oft nach dem Rechten sehen und ihm den Kleinkram und vielfachen Ärger, der in manchen Differenzen zwischen Michaelis und Unger gipfelte, fernhalten konnte. Immer und immer kehrt in Humboldts Briefen das Wort wieder: „Michaelis ist und bleibt ein unausstehlicher Mensch", und auch Schiller hatte alle Ursache, an der Wahrheitsliebe des Verlegers zu zweifeln, denn Anfang Oktober hatte Schiller weder die Exemplare für seinen Vater erhalten, noch die Schuldner von Michaelis in Jena ihr Geld, obwohl Humboldt am 22. September schreibt[2], daß Michaelis ihm gesagt habe, er habe jenen Geld geschickt, worauf Schiller unterm 5. Oktober erwidert[3]: „Daß von Michaelis weder Geld noch Brief, noch das Paket für seinen Vater eingelaufen sei, Michaelis habe offenbar wieder gelogen und man sehe daraus, daß er nicht zu Geschäften zu gebrauchen sei."

Der Druck schritt inzwischen voran und da Humboldt direkt mit Unger alles besprach, erhielt auch Schiller die Aushängebogen pünktlich, und im Oktober war alles gesetzt. Dann aber stockte alles; Titel, Noten, Kupfer, die Michaelis besorgen sollte, fehlen und es gab neuen Aufschub und neue Ungelegenheiten und erst Ende November kann Humboldt melden[4], daß er Michaelis gesprochen und daß in einigen Tagen Exemplare zu haben sein würden. Unterm 25. November teilt Michaelis dann Schiller dasselbe mit[5] und schreibt, daß der Almanach fertig sei und mit der nächsten Post Exemplare an Schiller gesandt würden. Aber Monate vergingen bis der Dichter seine Exemplare erhielt, und es ist erklärlich, daß er darüber sehr erbost ist und seine Briefe aus der Zeit die bittersten Klagen und Verwünschungen über den Neustrelitzer Buchhändler enthalten. An Körner schreibt er z. B.[6]: „Ich bin dem elendsten Tropfe von Buchhändler in die Hände gefallen." Wechselseitig fragen sich Humboldt und Schiller, ob Exemplare eingetroffen, am 15. Dezember schreibt Michaelis nach Jena einen langen von schönen Redensarten triefenden Brief[7] und teilt die Absendung der Kalender mit, am 18. Januar 1796 empfing Schiller jedoch erst diesen Brief, der wiederum liegen geblieben zu sein scheint und mit ihm die Exemplare des Almanachs, die er nun also, zwei Monate nach Erscheinen, seinen Mitarbeitern, die schon sehr ungeduldig waren, zustellen konnte. Es war dies um so unangenehmer für den Dichter, als die Exemplare überall in den Buchläden zu kaufen waren, und er muß Humboldt bitten, ihm in Berlin Exemplare zu besorgen, damit er wenigstens Goethe befriedigen kann.

Mitte Januar endlich konnte Schiller seine Geschenkeexemplare Freunden, Mitarbeitern und Gönnern überweisen, am 28. Januar hat er Michaelis den Empfang der Sendung bestätigt. Goedeke vermutet[8], daß dieses Schreiben nicht nach Neustrelitz gelangt sei, da Michaelis sich unterm 11. März beschwert, keine Empfangsbestätigung von Schiller erhalten zu haben; denkbar ist es aber immerhin, daß er den Empfang des jedenfalls für ihn nicht sehr schmeichelhaften und angenehmen Schreibens geleugnet hat, um nachher unbefangener an Schiller

[1] Schiller-Humboldt Nr. 23. — [2] Leitzmann, Schiller-Humboldt Nr. 26. — [3] Jonas, Schillers Briefe Nr. 31.
[4] Jonas, Schillers Briefe Nr. 40. — [5] Goedeke, Geschäftsbriefe, S. 166. — [6] Jonas, Schillers Briefe Nr. 961.
[7] Goedeke, Geschäftsbriefe S. 177. — [8] Goedeke, Geschäftsbriefe, S. 180.

schreiben zu können. Nach allem, was Michaelis getan, liegt die Vermutung nahe genug.

Der Absatz des Almanachs scheint ein recht guter gewesen zu sein, so daß Michaelis ein Geschäft damit gemacht hat, und nicht wie Herr Dr. M. Kohn[1] annimmt, „keine Seide dabei gesponnen hat“. Der betreffende Herr gibt dabei die Stelle des Schillerschen Briefes an Cotta wieder, die oben zitiert wurde, wonach 1500 Exemplare verkauft werden mußten, um die Kosten zu decken, er hat aber die Stellen in Humboldts und Körners Briefen übersehen, wo zu lesen ist, daß die Auflage 3000 Exemplare betrug und der Absatz ein über Erwarten glänzender war, so daß die Auflage, wie es scheint, ausverkauft wurde. Man kann es Schiller also durchaus nicht verdenken, wenn er nach diesen Erfahrungen die Lust verlor, mit Michaelis weiter in Verbindung zu bleiben und auch weitere Korrespondenzen mit ihm unterließ. Der Dichter handelte völlig korrekt, schon im August hatte er die Fortsetzung des Almanachs gekündigt, und Michaelis hat sich auch gehütet, auf Schiller irgendwelchen Druck wegen der Fortsetzung auszuüben. Anderen gegenüber hat allerdings Michaelis angegeben, daß der Almanach bei ihm forterscheine, so vor allem dem Drucker Unger, der deshalb bei Humboldt anfragte, der ihm reinen Wein einschenkte, aber gleichzeitig Schiller bat, bei Cotta dahin zu wirken, daß Unger auch der Druck des neuen Jahrgangs übertragen würde.

Cotta, dem nun der Verlag des Almanachs von Schiller angeboten wurde, hatte zunächst Bedenken, damit es nicht schiene, als ob er den Dichter, wie es ihm schon von Göschen vorgeworfen wurde, den bisherigen Verlegern abspenstig mache, und möchte durchaus nicht, daß Michaelis auch diese Meinung von ihm habe. Diese Bedenken zerstreut Schiller und stellt nochmals sein Verhalten zu Michaelis klar[2]. „Ihre Scrupel wegen Michaelis sind ganz unnötig. Es fiel mir garnicht eher ein, von Michaelis abzugehn, als nachdem ich in so hohem Grade mit ihm unzufrieden war, und ich hätte ihm den Verlag des Almanachs auf jeden Fall genommen. Auch erhält er ihn jetzt nicht, wenn Sie ihn nicht verlegen, sondern ich muß schlechterdings einen andern Verleger dazu nehmen, da er absolut nicht zu Geschäften taugt. Glauben Sie aber, daß Ihnen die Sache nachteilig werden und Vorwürfe zuziehen könnte, so will ich entweder einen andern Verleger nehmen, oder Sie zu meinem Commissionär machen und den Almanach selbst verlegen.“

Darauf nahm Cotta natürlich mit Freuden das Verlagsangebot an; während Cottas Anwesenheit in Jena wurde dann das Nähere besprochen, und der durch die Xenien zu großer Berühmtheit gelangte Almanach für 1797 ist der erste, der bei Cotta erschienen ist. Michaelis hat am 11. März 1796 noch einmal an Schiller geschrieben[3]; er erschöpfte sich in leeren Redensarten und stellte an den Dichter das Ansinnen, ihm bei anderen Verlagsartikeln seine Unterstützung zuteil werden zu lassen. Zum Schluß seines Briefes schreibt er: „Nur ziehen Sie sich nicht so ganz von mir zurück und verwandeln Sie nicht den glücklichsten Vorfall in meinem Leben, Ihnen bekannt worden zu sein, zu den unglücklichsten für mich. Trauen Sie der Redlichkeit eines Mannes, der in der Welt auf nichts Anspruch macht, als auf seine Redlichkeit, durch die er sich bemühet, nützlich zu werden, und mit der er alles aufzunehmen sich gewöhnt hat, was von Männern kommt, denen er unbedingt ergeben ist. Den Brief hat Schiller nicht beantwortet; es findet sich dann noch ein Begleitschreiben eines Gehilfen von Michaelis zu sechs Exemplaren der Musik zum Tanz (Reichardts Komposition der Schiller'schen Elegie „Der Tanz“ in Quart) und damit endet der Briefwechsel zwischen Schiller und Michaelis.

Nicht zu verstehen ist, wie Goedeke und seine Nachbeter von dem Schicksale des „unglücklichen Mannes“ reden können, und es mit den Worten charakterisieren: „Wiederum ein Beweis dafür, daß der Fleiß oft nur mit Dornen und Disteln gesäet wird“.

Die Meinung Goedekes, daß Michaelis bald nach dem Zwischenfall mit Schiller, gleichsam aus Gram darüber, gestorben sei, ist schon von Urlichs und Fielitz zurückgewiesen worden. Wir werden später von den weiteren Lebensschicksalen des Mannes mehr vernehmen.

Betrachten wir nun das Verhältnis Michaelis' zu anderen Autoren. Friedrich Schlegel hat zwar nicht so schlimme Erfahrungen wie Schiller, Niethammer u. a. mit Michaelis gemacht, aber doch auch viel Ärger und Verdruß erfahren. Wenn er bei den Neustrelitzer Buchhändler als Autor blieb, so geschah es vor allem aus dem Grunde, weil er als Anfänger froh war, einen Verleger gefunden zu haben, der auf seine Ideen einging. Sein Urteil über den „jüdischen Buchhändler“, wie auch er ihn nennt, lautet daher auch viel milder, vorsichtiger, als das von Schiller, aber man kann auch aus seinen Briefen entnehmen, daß Michaelis zum mindesten ein höchst sonderbarer Mensch war, unzuverlässig und nicht für Geschäfte geeignet.

Durch Körner und Göschen scheint Fr. Schlegel an Michaelis gewiesen zu sein, schon im Herbst 1794 beginnen die Verhandlungen, aber der Druck zieht sich lange hinaus und in den Briefen an den Bruder klingt zuerst große Begeisterung über den unternehmenden, wohlhabenden und unterrichteten Buchhändler in Neustrelitz durch, die dann allmählich abflaut. Allerdings trägt der Autor an der Langsamkeit im Drucken viel Schuld; Friedrich Schlegel war, wenn es ihm nur einigermaßen

[1] Hamburger Korrespondent vom 2. Mai 1905.

[2] Jonas, Schillers Briefe Nr. 1016. — [3] Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe, S. 118.

gut ging, ein ziemlich saumseliger Arbeiter, er hat Michaelis anfänglich mit dem Manuskript in Stich gelassen und sich sogar zu der Notlüge verstiegen, daß das Manuskript seinem Bruder August zur Prüfung übersandt sei. Im Spätherbst 1795 wurde dann eifrig gedruckt, und Friedrich hofft, dem Bruder bald das fertige Werk senden zu können. Nun geht es ihm aber, wie es Schiller gegangen ist, Ende Dezember 1795 schreibt er bereits: „Wie bald Du meine Schrift erhalten wirst, kann ich durchaus nicht sagen. Michaelis ist vermuthlich ganz mit dem Almanach beschäftigt und hat mir lange nicht geschrieben". Einige Tage später erwähnt er dem Bruder gegenüber Schillers Verstimmung[1]: „Schiller ist ergrimmt über Michaelis und nennt ihn den elendsten Tropf. Da er nichts bestimmtes ihm zur Last legt, so hat dieß, bey Schillers Schiefheit keinen Einfluß auf mich. Indessen verlange ich nach einer Antwort".

Als die gewünschte Antwort nicht kam, wird er ungeduldiger und teilt dem Bruder fast in jedem Brief mit, daß er noch nichts erhalten habe, er wird ängstlich, „da Michaelis viel unternommen habe, wie leicht kann da ein Anfänger in Unordnung gerathen und umwerfen", schreibt er[2] und ist sehr in Sorge, ob er sein Geld erhalten wird, für ihn, der stets mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, eine Lebensfrage. Am 30. Januar scheint er dann endlich Antwort erhalten zu haben, wenigstens schreibt er von „der Beruhigung seiner Besorgnisse über Michaelis, die sehr ängstlich zu werden anfingen".

Interessant ist es nun, zu hören, wie Friedrich die handelnden Personen im Streit Schiller-Michaelis schildert. Vorher hatte er dem Bruder bereits geschrieben[3]: „Ich bin sehr zufrieden mit Michaelis Bekanntschaft. Viel Bildung und Geist. Männlichkeit scheint er wohl nicht übrig zu haben". Jetzt fährt er fort: „Göschen's Urtheil über Michaelis gilt bey mir sehr viel, Schillers etwas, und Niethammers garnichts. Das Wesentliche ist, daß Göschen sich für ihn interessiert, dir zu ihm geraten hat usw. Aber Göschen ist ein ängstlicher Mann, der sich immer gefährlich ausdrückt. Daß Michaelis auf der Kippe steht, konnten wir allenfalls ohnehin wissen. Jeder Anfänger, der so unternehmend ist, steht auf der Kippe, Göschen selbst hat unzähligemal, und noch zuletzt beym Wieland auf der Kippe gestanden. — Schiller's Aussagen traue ich, nur seinem Urteil nicht. Er hat wohl Erfahrungen in Buchhändlergeschäften, aber er ist immer über oder unter der Wahrheit. Er sieht alles gefärbt, verzerrt und ungeheuer. Daß Michaelis verwirrt sey, wußten wir längst. Wer ist wohl ein ärgerer Brouillon, als Göschen? Und doch, in welchen Flor ist er gekommen! Überhaupt scheinen mir beyde viel Ähnlichkeit zu haben. Nur denke ich, übertrifft Michaelis jenen an Bildung, Geist und auch an Thätigkeit sehr weit. — Niethammer glaube ja kein Wort, als was er durch Briefe von Michaelis belegt. Er ist nach seinen Briefen zu urteilen, ein unendlich dürftiger Mensch voller Kniffe und unter allen Sterblichen zur Herausgabe eines Journals leicht der ungeschickteste."

Michaelis, der Schiller wegen der Behandlung, die ihm dieser zuteil werden ließ, grollte, und der empfindlich dadurch verletzt und auch wohl geschädigt wurde, daß in den „Horen" vor jeder weiteren Verbindung mit ihm gewarnt wurde, hatte sich inzwischen in den Dienst der Gegner Schillers und Goethes gestellt, die damals keck ihr Haupt erhoben. Zu diesen hatte sich schon Reichardt in Giebichenstein geschlagen, der bekannte Komponist und Publizist. Dieser zählte bis dahin zum engsten Kreise der Goethefreunde, wurde von Schiller allerdings nie sehr hoch geschätzt, hatte aber als Herausgeber der Zeitschriften „Deutschland" und „Frankreich" einen gewissen Einfluß. In diesen Zeitschriften erschienen sehr bissige Kritiken der „Horen", über die sich Schiller sehr erregte und die einen Bruch der Weimarer und Jenenser Kreise mit Reichardt zur Folge hatten. Reichardts Blatt wurde nun der Mittelpunkt der Angriffe gegen die Dichterheroen und Reichardt selbst trat mit Michaelis wegen der Gründung eines neuen Blattes, eines „Oppositionsblattes" in Verbindung. Zur Leitung dieses Blattes scheint Friedrich Schlegel ausersehen gewesen zu sein, und auf Reichardts Kosten erfolgte seine Übersiedelung nach Jena.[4] Fr. Schlegel ließ sich durch Mitwirkung von Michaelis gewinnen, obwohl sein Bruder Wilhelm damals die rechte Hand Schillers bei der Herausgabe der „Horen" war. Aber es war die Absicht Reichardts, in die Beziehungen Schillers zu Wilh. Schlegel durch die Anwesenheit Friedrichs einen Keil zu schieben, und es gelang ihm nur zu bald. Friedrich brachte hämische scharfe Angriffe auf die „Horen", Schiller wurde darüber gereizt, wurde mißtrauisch gegen Wilhelm und löste am 31. Mai 1797 mit ihm die Verbindung, er verlor einen guten Freund und Mitarbeiter, Reichardt gewann nichts, da Wilhelm sich ihm nicht anschloß.

Michaelis hatte indessen mit diesen Angriffen Fr. Schlegels in „Deutschland" nichts mehr zu schaffen. Reichardt hatte sich von ihm zurückgezogen, und auch das Verhältnis zwischen Fr. Schlegel und dem Neustrelitzer Verleger erfuhr eine ernstliche Trübung. Der erste Band des Schlegelschen Werkes: „Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das klassische Altertum" erschien zwar, die Fortsetzung unterblieb jedoch, allerdings wohl mehr durch Schuld des Autors als des Verlegers.

Im Sommer 1797 verließ Friedrich Schlegel Jena und siedelte nach Berlin über, von dort hören wir noch einmal von ihm etwas über Michaelis.

[1] Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm, Berlin 1890, S. 250.

[2] Schlegels Briefe, S. 258. — [3] Schlegels Briefe, S. 260. — [4] Schlegels Briefe, S. 272 u. ff.

1798 berichtet er dem Bruder, daß Michaelis wegen des Verlages des zweiten Bandes und Neudrucks des ersten Bandes bei ihm gewesen und ihm glänzende Anerbieten gemacht habe. Er fügt jedoch dem Briefe hinzu[1]: „Er fließt über von löblichen Anerbietungen. Indessen ist er ein *Windbeutel*". Es scheint also, als ob auch Fr. Schlegel schließlich ähnliche Erfahrungen wie Schiller machte.

Die Versuche Michaelis', die Shakespeare-Übersetzungen Wilh. Schlegels für seinen Verlag zu erhalten, mißlangen. Zwar schreibt er im März 1796 an Schiller, daß diese Ausgaben demnächst bei ihm erscheinen würden, aber die Verhandlungen zerschlugen sich; Aug. Wilhelm war ein vorsichtiger Herr, der die Erfahrungen, welche andere mit Michaelis gemacht, beherzigte und von vornherein Sicherheiten, vor allem aber Zahlung des Honorars im voraus forderte. Michaelis, der bereits Teile des Manuskripts in Händen hatte, zögerte und zögerte in seiner beliebten Manier, versuchte hinzuhalten und vor allem die Honorarfrage nach seinem Wunsch zu regeln. Da Aug. Wilh. Schlegel hierauf nicht einging, mißtrauisch gegen Michaelis war und auf seine Forderung bestand, wurde nichts aus der Sache.

Auch mit Knigge stand Michaelis in geschäftlicher Verbindung, er forderte ihn zu Beiträgen für ein Unternehmen: „Die Flüchtlinge" auf, und kündigte ihm ein erstes Heft eines andern Unternehmens „Geist der Opposition"[2] an. Langes Leben scheint beiden Sachen nicht beschieden gewesen zu sein, wenn sie überhaupt erschienen sind.

Bald nachdem Michaelis Friedrich Schlegel in Berlin aufgesucht und ihm große Versprechungen gemacht, erfolgte der Zusammenbruch seines Geschäftes. Im März 1798 suchte bereits Niethammer für sein seit 1795 bei Michaelis erscheinendes „Philosophisches Journal" einen andern Verleger. Es scheint ein recht übler Zusammenbruch gewesen zu sein, denn noch zehn Jahre später spricht Görres von dem „böslichen Bankerott", den Michaelis gemacht. Das Geschäft wurde von Albanus erworben.

Michaelis hat dann zehn Jahre lang ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt, er ging nach Paris. Im Nekrolog heißt es nun zwar, er habe dort großen Einfluß gehabt und große schriftstellerische Erfolge, sei mit den bekanntesten literarischen Persönlichkeiten vertraut gewesen und habe sich ganz in Paris niedergelassen, als er 1805 als Untertan des Kurfürsten von Hannover mit allen Engländern als Geißel aufgegriffen und gefangen gesetzt worden sei. Er wäre nach Bitsch gebracht, aber schließlich auf Verwendung Metzer Bürger und Beamten 1808 freigelassen worden. Bei der Gefangennahme habe er seine ganze Habe eingebüßt. Diese Mitteilungen stehen im krassen Widerspruch mit Äußerungen seiner Zeitgenossen. Görres schreibt 1808 über ihn an Villers[3], daß Michaelis in Paris sehr böse Wechselsachen gemacht, im „bicètre" gesessen habe und dann nach Bitsch gebracht sei, um dort sein Vergehen abzubüßen. Es sei ihm 1808 gelungen, von dort zu entkommen und nach Heidelberg zu gelangen. Dort war er zuerst Sprachlehrer, dann Dozent an der Hochschule; einige sprachwissenschaftliche Werke, so vor allem 1808 „Geist und Charakter der französischen Sprache und Literatur" erschienen von ihm bei Schwan & Götz in Mannheim. Große Sympathien hat er sich in Heidelberg nicht zu erwerben gewußt, man urteilte vielmehr recht absprechend über ihn, und nur beim alten J. H. Voß fand er Gnade, er wußte dem Alten zu schmeicheln und war einer seiner Helfershelfer im Kampfe gegen die Romantiker und Creuzer. Anfangs hat er wohl manchen Leuten zu imponieren gewußt, da er den Mund sehr voll nahm und mit allen Bekanntschaften prahlte, bis man erkannte, wes Geistes Kind er war. Görres urteilt in einem Schreiben an Villers, auf den sich Michaelis berufen hatte, sehr abfällig über ihn und warnt den liebenswürdigen, geistreichen Franzosen direkt vor seinem Umgang, teilt ihm auch seine Vergangenheit mit und das geringe Ansehen, dessen er sich in Heidelberg erfreut. Wie Michaelis in Heidelberg gehetzt hat, davon geben Äußerungen Creuzers und Thibauts Kunde. Der erstere schreibt: „Besonders ist in dieser Hinsicht der Exjude Michaelis (ehemals Buchhändler in Neustrelitz und jetzt Privatlehrer dahier) sehr tätig. Dieser Mensch ist überhaupt ein Zeitungsträger für Voß", und Thibaut schreibt: „Da es hier unter dem Vorblasen illustrer Personen recht zur Mode geworden ist, auswärts abzuschlachten und durch seine Knappen abschlachten zu lassen, was man hier nicht leiden will oder kann, sollte auch der Schlächter nur ein Jude sein."

Im Nekrolog wird mitgeteilt, daß Heinr. Voß, der Sohn des alten Joh. Heinrich, Michaelis bestimmt habe, die akademische Laufbahn einzuschlagen und daß seine literarischen Leistungen und seine Wirksamkeit im Lehramt ihm in Jena den Doktortitel eingebracht hätten. Die Richtigkeit kann ich nicht prüfen; in Heidelberg führte er jedenfalls schon den Doktortitel. Daß er zum alten Voß in nahe Beziehungen getreten, ist eben erwähnt, auch sei die Möglichkeit zugegeben, daß Voß und Michaelis sich von früher kannten, aber die Mitteilung im Nekrolog, daß Michaelis viel im Voßschen Hause in Neustrelitz verkehrt habe, ist aus dem einfachen Grunde unrichtig, weil Voß nie dort seinen Wohnsitz hatte. Auch die Mitteilung, daß Michaelis in Heidelberg bei seinen Kollegen sehr beliebt gewesen sei, entspricht nicht den Tatsachen, und ebenso wenig ist es richtig, wenn ihm während der Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes Bezie-

[1] Schlegels Briefe, S. 363.

[2] Aus einer alten Kiste, S. 205/6. — [3] Briefe an Villers, herausgegeben v. Isler, S. 80 ff.

hungen zu hervorragenden Persönlichkeiten Badens zugeschrieben werden. Erst später ist er als Preßleiter mit diesen bekannt geworden.

1810 siedelte Michaelis nach Tübingen über als Professor der deutschen und französischen Literatur. Er gewann dort die Zuneigung des Ministers von Wangenheim, des damaligen Kurators der Hochschule und wußte dies für seine zukünftige Laufbahn sehr auszunutzen. Er las in Tübingen über französische Sprache und Literatur und über deutschen Stil und war vor allem schriftstellerisch tätig. Im Nebenamt war er Zensor, und im Briefwechsel Kerners ist mehrfach von ihm die Rede. Einmal schreibt Kerner über ihn an Uhland bezüglich seiner Schrift über Wildbad, „daß Michaelis sie rühmt, ist üble Vorbedeutung für ihren Wert, eine gute für ihren Zweck", was nicht gerade sehr anerkennend für den Zensor lautet.[1]

1817 gab Michaelis die Professur auf, trat in den Staatsdienst und siedelte nach Stuttgart über als Redakteur des „Regierungsblattes" und des „Württembergischen Volksfreundes". Als solcher hat er an den politischen Kämpfen jener Zeit Anteil genommen und wird oft erwähnt. Mit Kerner stand er in regem Briefwechsel und verkehrte mit ihm, trotz der verschiedenen politischen Ansichten. Großes Ansehens hat sich übrigens Michaelis auch hier nicht zu erfreuen gehabt, er selbst klagt über die traurigen Erfahrungen, die er gemacht. Als Leiter der offiziösen württembergischen Presse schrieb er auch für auswärtige Blätter, z. B. für die „Allgemeine Zeitung" und hat regen Eifer für die Sache seiner Partei entwickelt.

Nach siebenjähriger Tätigkeit, im Jahre 1824, legte er sein Amt nieder und zog sich nach Tübingen zurück, wo ein Neffe von ihm (geboren 1795) als Lehrer der Rechtswissenschaft wirkte. Es ist derselbe, von dem Mohl in seinen Lebenserinnerungen[2] sehr abfällig urteilt „Michaelis, ein Jurist, getaufter Jude von der schlimmsten Art; als Lehrer verächtlich, von den niedrigsten Gesinnungen in allem und jedem". In Tübingen hat unser Michaelis dann den Rest seines Lebens verbracht, bei seinem Neffen und zwei Nichten, schriftstellerisch und literarisch tätig.

Man mag nun über Michaelis denken, wie man will, eine interessante Persönlichkeit war er jedenfalls, charakteristisch für die Zeit. Daß er schließlich sich noch eine solche Position schaffen konnte, spricht dafür, daß er nicht unbedeutend war, wenn auch seine Renommisterei, seine Entstellung der Tatsachen unangenehm wirken und ihm, wie es scheint, auch im Alter geblieben sind. Auf jeden Fall aber lohnt es sich, das Bildnis des „jüdischen Verleger Schillers" der Vergessenheit zu entreißen und näher zu beleuchten. Es dürfte wohl nicht schwer fallen, es noch weiter auszuführen und manche Irrtümer zu beseitigen.



Goethe- und Schiller-Pamphlete von 1842.

Mitgeteilt von

Dr. Leopold Hirschberg in Berlin.

Gewiß eine der interessantesten Dichter-Erscheinungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zugleich aber auch eine der unbekanntesten ist der Friese *Harro Harring*. Schon das Leben dieses seltsamen Mannes, ruhelos vom Anfang bis zu seinem gewaltsamen Ende, bietet so viel dar, daß man daraus ein beträchtliches Buch bilden könnte. Ein begeisterter Prediger der Völkerfreiheit, wurde er nicht müde, in einer langen Reihe von Gedichten seinen Haß gegen tyrannische Machthaber zu verkünden. Von Ort zu Ort, von Land zu Land ward er gehetzt, verfolgt und proskribiert, und doch erlahmt seine emsige Feder zu keiner Zeit. Aus Verzweiflung über sein Dasein und das der nach seiner Meinung geknechteten Völker begräbt der Greis seinen müden Leib in den Wellen des Ozeans. Was Harro Harring geschrieben, ist von sehr ungleichem Wert. Vieles Lyrische ist ihm überraschend gut gelungen, manches begeisterte Freiheitslied gleicht tosendem Gewittersturme. Oft aber steht die Form in gar argem Mißverhältnis zu dem, was der Dichter ausdrücken wollte, Vieles ist ganz verfehlt. Auch das, was ich im Folgenden geben will.

Harrings Werke gehören durchweg zu dem, was man als literarische Seltenheiten bezeichnet. Vieles, was bestimmt existiert hat, ist überhaupt nicht mehr zu finden, anderes nur in ganz wenigen Exemplaren. So auch die einzige Gesamt-Ausgabe seiner Dichtungen, welche unter dem Titel „*Harro Harrings Werke. Auswahl letzter Hand*" 1844 in New-York zu erscheinen begannen, 1846 mit dem zweiten Bande aber ein unfreiwilliges Ende erreichten. Sie dürften den meisten Literarhistorikern völlig unbekannt geblieben sein.

Die beiden Gedichte, die ich dem ersten Bande

[1] Just. Kerners Briefwechsel m. s. Freunden. 2 Bde. Stuttgart 1897. S. 302.

[2] Mohl, Lebenserinnerungen, I, 188.

dieser Sammlung entnehme, können nur um der darin Angegriffenen willen interessieren. Als ich sie vor einigen Tagen zufällig zu Gesicht bekam, war ich höchlich erstaunt. Von einem so bitteren Goethe-Haß Harrings war mir, der ich schon seit vielen Jahren nach seinen Schriften fahnde und die glücklich erlangten auch baldigst lese, bisher Nichts bekannt. In seinem allen Goethe-Forschern bekannten „Faust im Gewande der Zeit. Ein Schattenspiel mit Licht" (Leipzig 1831) ist auch mit keinem Sterbenswörtchen davon die Rede. So muß sich diese Verbitterung erst allmählich bei ihm eingestellt haben. Sie bricht gleich in einer Weise hervor, die man nicht anders als „Pamphlet" bezeichnen kann, beleuchtet das zum Vorwand des Angriffs genommene Werk — den Faust — in einer Weise, die auf den Angreifer, was sein Verständnis der Dichtung anlangt, ein mehr als bedenkliches Licht wirft und weist endlich eine so ungemeine Nachlässigkeit der formalen Behandlung auf, daß man es mit seinen Penta-, Hexa-, Hepta- und noch viel mehr-metern nur als Kuriosum betrachten kann:

Manfred und Faust.

Manfred sei Nachbildung *Faust's?* Ihr irrt euch; es sind zwei Contraste;
Kontraste wie Byron und Goethe: 's liegt Aehnlichkeit nur in der Form.
Faust ist ein stürmischer See, der zuweilen als Spiegel sich eb'net.
Was zeigt uns die Fläche? Ein Weib! und die Sinnlichkeit woget im Grunde.
Dem Weisen, der Alles getrieben, der die Quellen des Wissens erschöpfte,
Ihn reizt am Ende nur Eins: das Weib. Seine Sinnlichkeit raset.
So dreht sich um Sinnen-Genuß das Leben des trostlosen Menschen,
Der in dem Dasein nichts fand, das geistig ihn jemals gestärkt.
Des Materialismus Triumph; der Sieg der gemeinern Natur;
Verhöhnung erhabner Idee: das ist *Faust;* das ist Goethe's Portrait. —
Wo *Faust* aber endet, beginnt erst *Manfred.* Es deckt ein Geheimniß
Den Kampf einer menschlichen Brust; einer Seele der Sinnlichkeit fern.
Rein und erhaben erscheint das Wesen des Menschen, zerrissen
Von Leiden, so tief, daß das Wort aller Klage die blutenden Wunden
Andeutet nur, aber nicht dem Blicke der Neugier enthüllt.
Manfred, ein Ozean bei Nacht, in welchem ein Sternbild sich spiegelt,
Nachdem ein verheerender Sturm sich gelegt und der Donner noch rollet,
Aus der Tiefe des Daseins empor erhebt sich des Menschen Gemüth.
Fremdling im Staub, ein Bewohner überirdischer Welten, auf Erden
Gebannet in menschliche Form, leidet Manfred, hienieden als Geist. —
Fremd hier auf Erden, den Blick in die Tiefe des Daseins gerichtet,
Hat er hier „wenig gemein mit den Menschen der sinnlichen Welt",
Ihn knüpfet nur Eins an das Sein; das Seit ist *es selbst,* als Geheimniß,
Welches die Seele durchflammt und welches in sämtlichen Reichen
Einer beseelten Natur als Weltseele mahnend ihn grüßt.
Manfred und *Faust* sind sich fremd, so fremd als sich Byron und Goethe.
Manfred ist Byron als Mensch. — Im *Faust* ras't der sinnliche Goethe,
Als deutscher Gelehrter verliert er am Ende den Kopf — um ein Weib.
Im zweiten Theil: „Faust" gar erscheint als Minister, der Dichter bei Hofe,
Die höchste Stufen die je sich der vornehme Goethe geträumt.
Im Faust 1) siegt das böse Princip — während Manfred am Thron Arimanes
(Der Urform des bösen Prinzips) seinen geistigen Trotz offenbaret.
Im Manfred erlöscht das Princip des Bösen — der *Mensch* tritt als Einheit
Der ringenden Kraft auf und sucht — den Haltpunkt des Lebens: die Menschheit.

Man sollte nun glauben, daß mit dieser Expektoration die gallige Stimmung Harrings erschöpft sei. Aber dem ist nicht so. Er benutzt noch ein anderes, an Schiller gerichtetes Gedicht, um nochmals, in größeren Hyperbeln, gegen Goethe loszufahren:

Marquis Posa.

Tragischer Schiller! Du schufst den *Don Carlos;* den „Menschen" im *Posa,*
Bevor dich noch Goethe belehrt „eines Bessern" am Weimarschen Hof.
Als Zögling des Schranzen schriebst du deine „Briefe" dann über Don Carlos —
Erklärtest, „es sei Schwärmerei; Marquis Posa sei nur ein Phantast".
Der größte Charakter, den je deine Muse ins Leben gerufen,
Du schämtest dich seiner, daß je dein Herz und dein Geist ihn geboren,
Schämtest dich, daß du gefühlt die Größe des Menschen im Posa.
Cour-fähig wie Goethe zu sein, strichst du dein Menschenbild aus.
Tragischer Schiller! wie groß wär dein Geist auf die Nachwelt gekommen,
Hätte dein Leben dich nie — zu Goethe nach Weimar geführt.
Ist es denn wirklich so schwer, in dem Dichter den Menschen zu retten;
Selbstständig, frei, seiner selbst sich bewußt nach dem Ziele zu ringen,

Das als der Zukunft Idee — immer höher steht, als seine Zeit?
Ist nicht ein Dichter nur groß, der voranschreitet seiner Epoche,
Den Menschen erhebend, anstatt sich herabsenkend in seine Zeit?
Es kömmt eine Zeit und es wird der Dichter gerichtet im Menschen,
Der Wunsch, nur beurtheilt als Mensch, in wiefern der Menschheit er nützt.
Es war noch kein Dichter je groß, der nicht dastand für Volksthum und Freiheit.
Es sinket ein Zeitraum ins Grab, der den Dichter durch Ordensband ehrt.
Es kömmt eine Zeit und es werden die Posa nicht selten erscheinen;
Im Dichter und Menschen ersteht dann der Geist deines Posa mit Ehren,
Tragischer Schiller! in dir lag die Ahnung der Zukunft, der großen!
Und du verläugnetest sie, — durch den Schranzen zu Weimar „bekehrt".

Beide Stücke stehen in einem Abschnitt, der als Gesamt-Überschrift die Worte „Tropische Nächte" trägt. Letztere müssen Anno 1842 besonders heiß gewesen sein.



Selbstanzeige.

Eduard Grisebach. Ein Versuch von Hans von Müller. Edmund Meyer Verlag, Berlin 1910. (In Behrens-Korpus auf 10—11 Oktavbogen; 515 numerierte Exemplare, davon Nr. 1—15 auf Van Gelder. Preis des gewöhnlichen Exemplars 4 Mark.)

Der Kern des Buches ist eine biographische Skizze, die Anfang 1908 auf Bettelheims Aufforderung hin für das Biographische Jahrbuch entworfen war; sie erwies sich als zu lang dafür und ist nunmehr mit einigen Zusätzen als Buch gedruckt.

Die Daten über Grisebachs Familie beruhen auf Mitteilungen von Grisebachs Neffen und die Angaben über seine amtliche Laufbahn auf den Akten des Auswärtigen Amts. Die Hauptsache, die Darstellung der inneren Entwicklung und literarischen Betätigung Grisebachs, stützt sich auf dessen Mitteilungen während eines zehnjährigen vertrauten Umganges, auf Schneidewins Jugenderinnerungen und auf Grisebachs eigne Publikationen, von denen die Vor- und Nachworte, die Katalogbemerkungen, der bekannte „autobibliographische" Aufsatz und namentlich die große Beichte der Tanhäuser-Bücher reiche Ausbeute gewährten. Ich suche zu zeigen, wie Grisebachs Leben, Dichtung und Aufnahmefähigkeit in den zwölf Jahren von 1865 bis 1876 sich immer höher steigert und reicher entfaltet, während die dann noch folgenden dreißig Jahre im wesentlichen das Bild vorzeitiger Erschöpfung zeigen, einer Erschöpfung freilich, die immer noch schönere Blüten zeitigt, als die Geschäftigkeit eines weniger glücklich angelegten Geistes.

Wie aber die Tanhäuserbücher die wichtigste Quelle für mich waren, um Grisebachs Entwickelung zu erkennen, so hoffe ich, meinerseits diese Bücher erst durch die Darstellung dieser Entwicklung ins rechte Licht gerückt zu haben; denn ein so guter Herausgeber Grisebach für seine Lieblinge gewesen, so wenig ist er den Leistungen seiner eigenen Jugend gerecht geworden. Er konnte oder mochte sich nicht historisch nehmen. Eine nähere Vergleichung der Ausgaben zeigt, wie recht Grisebachs Freunde Siegfried Samosch und Max Liebermann hatten, wenn sie (1905 resp. 1906) darüber klagten, daß der Dichter in späteren Bearbeitungen das Feuer der ersten gedämpft. Eine solche Vergleichung enthüllt aber noch einen zweiten, meines Erachtens wesentlicheren Übelstand: Grisebach hat sein autobiographisches Liederbuch um allen Sinn gebracht, indem er neue Stücke aus späteren Lebensstadien nicht angehängt sondern eingeschoben hat; erst eine chronologische Anordnung, wie unsere Darstellung sie wenigstens für die Hauptstücke jedem ermöglicht, läßt seine Gesamtproduktion als das erscheinen, was sie ist: das wunderbare Spiegelbild der typischen Entwickelung eines empfänglichen, begabten und schönen Jünglings.

Der Schrift ist eine systematische Übersicht über Grisebachs wichtigere Publikationen (darunter 29 einzeln veröffentlichte Gedichte und 10 Rezensionen) angehängt, sowie ein catalogue raisonné der wichtigeren Urteile und Mitteilungen über den Menschen, den Dichter und den Literaturfreund seit 1890 (73 Nummern).

Mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion lasse ich dieser Anzeige zu größerer Verdeutlichung meiner Absichten noch den prinzipiellen Teil der Einleitung, d. h. die ersten zwei Drittel derselben, folgen:

Einleitung.

I. Ästhetisches.

Diese Schrift will nicht Grisebachs Arbeiten Fernstehenden propagandistisch empfehlen. Sie richtet sich lediglich an die *Freunde* des neuen Tanhäusers und versucht, ihnen dessen *Leben* in großen Umrissen darzustellen, das verwirrende Nebeneinander des von ihm Gebotenen *in ein Nacheinander aufzulösen* und die Entwicklungsphasen sowie die Einzelleistungen *nach einem einheitlichen Gesichtspunkte abzuschätzen.*

Unter diesen Leistungen gelten mir, um es gleich zu sagen, die eigenen und übersetzten *Dichtungen* in Vers und Prosa nicht nur als die psychologisch interessantesten, sondern auch als die objektiv wertvollsten;

nur *sie* werden sich meiner Überzeugung nach unmittelbar behaupten. Daneben wird Grisebach in der Geschichte des deutschen *Buchgewerbes* immer in Ehren genannt werden als einer der wenigen, die in den 70er und 80er Jahren Sinn für schlichte Buchschönheit hatten; und von seinen literarhistorischen Arbeiten werden die 1874 gesammelten Essays zur *deutschen Literatur*, die *Schopenhauer-Biographie* und wohl auch die Heerschau der *Literatur-Kataloge* eine bleibende Nachwirkung haben. Von den bei Erscheinen stets mit geräuschvoller Begeisterung begrüßten *Editionen* dagegen wird nach wenigen Jahren nichts mehr übrig sein, und die *stoffgeschichtlichen* Untersuchungen gelten wohl schon heute als erledigt.

Wer es bisher mit einigem Ernste versucht hat, Grisebachs *Dichtungen* zu bewerten, der hat sich in der Regel für ihre *Stoffe und Tendenzen* interessiert; das gilt z. B. für so verschiedene Beurteiler wie Tille (Nr. 20 unseres Literatur-Verzeichnisses), Bartels (Nr. 21) und Henning (Nr. 48). Vielfach ist darum z. B. das Gedicht auf Schopenhauers Grab, das namentlich in seinen späteren (erst in Charlottenburg entstandenen) Strophen bei weitem das elendeste ist, was Grisebach je zusammengereimt[1], für eine seiner Hauptschöpfungen angesehen. Ich habe mich darauf beschränkt, die Gedichte auf ihre *künstlerische Qualität* hin zu prüfen und überlasse es den Weltverbesserern und Volkserziehern, daneben noch den Grad ihrer denkerischen, sittlichen, politischen, sozialen, ethnographischen und physiologischen Verwendbarkeit festzustellen.

Das Maß für die Abschätzung der Lebensphasen, der Leistungen und der Meinungen *habe ich nicht aus eigenem Wesen und eigener Neigung, sondern im Sinne objektiver Geschichtsschreibung aus Grisebachs Möglichkeiten zu nehmen gesucht.* Zur Erkenntnis seines eingeborenen Wesens dienten mir eigene Beobachtung[2] und die Zeugnisse seiner Jugendfreunde Schneidewin und Samosch (in den Nummern 44 und 52 des Literaturverzeichnisses); insbesondere zeigen Schneidewins Ausführungen über Grisebach auf das überzeugendste, daß die negative Spekulation des Schopenhauerschen Pessimismus ebenso wie die aktive der Hegelschen Geschichts- und Staatsphilosophie Grisebachs vegetativ sich ausblühender Natur im Grunde durchaus widersprachen. Es wäre also nur natürlich, wenn diese importierten Gewächse im Garten seiner Lyrik nicht recht gedeihen wollten. Und wenn wir nur solche Gedichte gelten lassen, die ein starkes Gefühl in lebhaften Bildern versinnlichen und diese in musikalischem Wohlklang übermitteln, dann wird eine sorgfältige Prüfung von Grisebachs Werk ergeben, daß in der Tat fast nur *die* Versuche gelungen sind, die seinem ursprünglichen, naiv-triebhaften Wesen entsprechen. Die wenigen Ausnahmen nach der einen wie nach der anderen Richtung haben wir (S. 17) mit doppelter Anerkennung gebucht; ihre geringe Zahl kann die Regel nur bestätigen. Und dieselbe Regel gilt für Grisebachs biographische und ästhetische Arbeiten; auch diese sind nur soweit lebensvoll und überzeugend, als Grisebach nicht genötigt ist, sich darin mit metaphysischen oder mit halbwegs komplizierten psychologischen Fragen abzugeben.

Da wir nicht eine *Aufzählung* aller Leistungen Grisebachs planten, sondern eine *Abschätzung* der wichtigeren, so verbot es sich, alles in ein gleichmäßiges Aschgrau (oder gar in ein gipsernes Weiß) zu tauchen, in dem alle Qualitätsdifferenzen verschwänden; das hat auch Grisebach selber erst in seiner Verfallszeit getan (z. B. in der Hoffmann-Einleitung, wo der „Goldene Topf" ebenso gleichmütig behandelt wird wie irgend ein Almanachsschmarren aus Hoffmanns letzten Jahren). Und da diese Skizze nur ein Wegweiser zur ersten Orientierung sein soll, so hat sie mehr einem derben Holzschnitt als einer zarten Lithographie zu gleichen, und ich mußte den Mut haben, wie Meister Vallotton kräftiges Schwarz und grelles Weiß nebeneinanderzusetzen; die Übergangstöne vom dunklen zum hellen Grau wird der Leser, als welchen ich mir ja nicht einen Schulknaben oder gar einen alten Esel vorstelle, schon selber ergänzen.

II. Historisches.

1. Werk und Buch.

Die historischen Vorarbeiten für die Beurteilung eines subjektiven Dichtwerks zerfallen in zwei Stadien, die aber seltener, als man es wünschen möchte, von demselben Forscher erledigt werden. Wie in der Sprachwissenschaft sich in der Regel Linguisten und Philologen fremd gegenüberstehn, so bestehen auch in der gelehrten Literaturbetrachtuug zwei Methoden, die oft gar nicht, öfter noch in falscher Weise mit einander verbunden werden.

Die *bio*graphische (genetische) Methode wendet sich an den Leser oder *Hörer des Werkes*; sie interessiert sich in erster Linie für *Dichter und Dichtung*. Sie berichtet demgemäß über Ort, Zeit und Gegenstand des *Erlebnisses* und über Ort und Zeit der *Formung*; wo eine *Sammlung* zu beschreiben ist, orientiert sie in erster Linie über die Anzahl und Ordnung der darin vereinigten *Stücke*; ihr ernsthaftes Interesse *erlischt mit der Beendigung der Niederschrift*, wenn nicht etwa

---

[1] z. B. die Strophe:

> Zwar du auch jagtest nach [!] der Gunst des Kama,
> Doch seufzend nur — wie ein gehetztes Tier:
> Und darum weist sein *freundlich* Antlitz Yama,
> Der für uns andre finstre Gott, auch [!] dir.

[2] Bei einem Zusammensein mit Grisebach in den 90er Jahren habe ich mir — freilich erst bei der zweiten Flasche — mit Erfolg erlaubt, ihm auf den Kopf zuzusagen, daß er im Grunde seines Wesens kein Pessimist sei. Daß die von Herrig eingeimpfte historisch-politische Gesinnung ihm erst recht nicht ins Blut übergegangen war, dafür bringe ich im Text (S. 57 unten) einige Belege.

(wie gerade bei Grisebach öfters) noch Druckanweisungen des Verfassers zu registrieren sind.

Die *biblio*graphische (statistische) Methode wendet sich an den *Käufer* oder Verwahrer *des Buches* , den Sammler und den Bibliothekar, den sie vor dem Erwerb eines unechten Drucks oder eines unvollständigen Exemplars schützen will; sie interessiert sich also in erster Linie für *Druck und Verlag* des Buchs. Dementprechend setzt sie da ein, wo die biographische Methode aufhört. Hatte diese das Werk oder die Sammlung begleitet bis zur Redaktion des Buchmanuskripts, so fängt das Interesse des Bibliographen mit dem Beginn des Drucks an. Was davor liegt, insbesondere auch frühere Einzeldrucke, das berücksichtigt der Bibliograph (den bibliographisch denkenden Literarhistoriker mit eingerechnet) nur ausnahmsweise und dann auch nur als Nebensache. Leider ist ihm in der Regel auch gleichgültig, was *nach* der ersten Buchausgabe liegt. Aber diese, die editio princeps, hats ihm angetan. Er betrachtet mit Hochachtung die Arbeit des *Setzers*, indem er Schriftgattung, Format und Seitenzahl bucht, wie auch die des *Herrn Verlegers*, indem er dessen Namen und Wohnort registriert und die Jahreszahl angibt, die dieser daraufzusetzen für gut befunden. Nur die Arbeit des *Autors* ist ihm in der Regel gleichgültig. Ob es siebzehn oder siebenundsiebzig Gedichte sind[1], ob sie kurz vorm Druck oder schon fünf Jahre vorher entstanden waren — dafür sich auch noch zu interessieren, das würde doch wirklich zu weit führen und geradezu kleinlich wirken. Nach dem Gefühle des Bibliographen.

Ich persönlich bin leider von Haus aus selbst mehr Sammler als Leser und glaube eben deshalb doppelt befähigt und berechtigt zu sein, die Schäden der einseitig bibliographischen Betrachtungsweise aufzudecken. Gewiß ist die Bibliographie nicht nur ein hübsches Beiwerk der Literaturgeschichte („ein angenehmer Schnörkel", würde Hoffmann sagen), sondern sogar eine notwendige Voraussetzung der Forschung. Aber so gewiß die Schrift ein Notbehelf ist für die Sprache und der Druck wiederum ein Notbehelf, ein Surrogat für die eigenhändige Niederschrift, so gewiß darf die Bibliographie nur eine Magd der Literaturgeschichte sein. Die tatsächlichen Verhältnisse werden auf den Kopf gestellt, wo die Bibliographie die Literaturgeschichtsschreibung beherrscht. *Aber wo wäre das nicht der Fall!* Der eben zitierte Hoffmann z. B. ist älter als Fouqué und Kleist, Brentano und Arnim. Er hatte dementsprechend als neunzehnjähriger Jüngling 1795 zwei große Romane fertig daliegen; er war dann im 33. Lebensjahre — in einem Alter, in dem Grisebach im Prinzip mit der Poesie längst abgeschlossen hatte — 1808/09 in seine dritte und letzte Periode eingetreten und hatte seine Manier für diese Periode damals definitiv fixiert im „Ritter Gluck". Aber für den Archibibliographen Goedeke, den leider der Teufel verführt hat, seine unentbehrliche Materialiensammlung mit dem sinnlosen Titel nicht *alphabetisch* zu ordnen (im Gegensatz zu seiner Hauptquelle, Enslin-Engelmanns „Bibliothek der schönen Wissenschaften", und zu dem verwandten, noch weniger entbehrlichen Unternehmen der Allgemeinen Deutschen Biographie) — für Goedeke tritt Hoffmann erst *1814* in die Literatur ein, nicht nur hinter den oben genannten jüngeren Romantikern, sondern auch noch hinter Uhland und Rückert, Zedlitz und Grillparzer, Eichendorff und dem Griechen-Müller, die 11 bis 17 Jahre jünger sind — nur weil er das Unglück hatte, erst damals, acht Jahre vor seinem Tode, separatim in den Handel zu kommen. Dieses kommerzielle Faktum gehört aber nicht in die Geschichte der Dichtung, sondern in die des Verlagsbuchhandels.

2. Grisebachs Entwicklung.

Man wende nicht ein, daß hier ein Zufall vorliege, eine vereinzelte Übereilung Goedekes. Solange man sich nicht entschließt, die Dichter im Prinzip nach ihrem natürlichen (Geburts-) Alter zu ordnen, sondern eine künstliche literarische Anciennetät konstruiert (bald nach der ersten Buchpublikation, bald nach der ersten zufällig bekannten Journalveröffentlichung) — solange wird die Überschätzung des in Zeitpunkt und Wert doch ganz zufälligen Debuts fortdauern. Hat das bei Hoffmann zur Folge gehabt, daß man ihn bei seinem späten Auftreten als Buch-Autor wie einen *Anfänger*, ja fast wie ein Wunderkind behandelt (es gibt Leute, die mit Befremden eine „Entwicklung" vermissen in den nächsten acht Jahren des jungen Autors), so hat man umgekehrt Grisebachs Tanhäuser-Sammlung von 1869 als den *Abschluß* seiner lyrischen Produktion angesehen und die sieben Jahre, auf die er bei Auerbach zurückblickt, oder gar die Freuden von Stambul und Skutari naiv in die 60er Jahre zurückprojiziert. Die übliche Formel für seine literarische Entwickelung lautet: „Er schuf in der Jugend zwei poetische Werke, nämlich 1869 eine Gedichtsammlung und 1875 ein Epos; dann ‚verstummte' er als Dichter und wandte sich hinfort der Literaturgeschichte zu." In Wirklichkeit steht es damit folgendermaßen:

a) *Grisebachs episch-lyrische Beichte [die als solche ein Gesamtwerk bildet], zerfällt, wie unsere Darstellung ergeben wird, im wesentlichen in vier selbständige Bücher. Diese Scheidung gilt aber nicht etwa nur für Sujet und Entstehung der Hauptpartien, sondern auch für deren Publikation, um die doch eigentlich auch der bloße Bibliograph sich kümmern sollte. Diese vier Bücher zeigen uns nämlich:*

I. Grisebach als Studenten 1864/67 (erschien 1869);
II. Grisebach als Auskultator und Referendar 1869/71 (erschien 1871);
III. Grisebach in Italien 1872 (erschien 1874 als „Tanhäuser in Rom");
IV. Grisebach in Konstantinopel 1874 (erschien 1876; ein wesentlicher Nachtrag gleichen Charakters folgte Ende 1884).

Von diesen vier Büchern unseres Dichters dürfte dem zweiten und danach wohl dem dritten der Preis gebühren; das Unglück des Bibliographen — das Wort

[1] Die gleiche Differenz besteht zwischen der ersten und der letzten Liedersammlung Grisebachs.

in dem oben angedeuteten Sinne gemeint — will, daß gerade die erste Sammlung von Tanhäuserliedern, die bisher als „das" Werk des Lyrikers galt, eine bloße Durchgangsstation in seiner Entwickelung bedeutet.

b) Grisebachs drei Hauptleistungen zur Würdigung der älteren Literatur fallen, wie S. 90/91 ausgeführt ist, mitten in die Glanzzeit seiner poetischen Produktion, nämlich zwischen die zweite und die dritte der eben festgestellten vier Epochen. Man kann sogar cum grano salis behaupten, daß auch sonst bei Grisebach die poetische und die historisch-kritische Produktion immer neben einander hergegangen sind: wie der Student in den Jahren 1865/66 die ersten eigenen Gedichte und daneben zum ersten Male kleine Texte von Schopenhauer, Bürger, Lichtenberg publiziert hat, so hat der Funfziger im Herbst 1896 gleichzeitig das letzte Gedicht und die Schopenhauer-Biographie als letzte gute Prosaschrift veröffentlicht.

c) Übrig bleibt von der oben angeführten landläufigen Vorstellung nur, daß Grisebach die Kunst, schöne Verse zu machen, früher erworben, aber auch früher wieder verloren hat als die Fähigkeit, sich gut in Prosa auszudrücken. Als gemeinsame Blütezeit der Poesie und der Prosa ergeben sich etwa die Jahre 1870/75, denen die besten Gedichte und die wichtigsten Aufsätze entstammen.

3. Unser Versuch, diese Entwicklung darzustellen.

Da Grisebach für die *Bibliographie* seiner Schriften, will sagen die Beschreibung der *Drucke*, selber hinlänglich gesorgt hat, so konnten wir uns im wesentlichen auf den *Inhalt* der Arbeiten beschränken und haben also, so gut es ging, berichtet, aus welchen Anlässen, wann und wo Grisebachs Arbeiten *entstanden* sind. Wann, wo und wie sie *erschienen* sind, ist nur nebenbei bemerkt; von *Druck und Format* ist nur in den Fällen gesprochen, wo sie von Grisebach, nicht vom Verleger bestimmt worden sind; *Neuauflagen* sind zwar in der Regel erwähnt, aber nur dann näher betrachtet, wenn sie literarische, nicht bloß kommerzielle Ereignisse waren. — — —



Sicherung zweier eigenartiger deutscher Gelehrten-Nachlässe.

Seit Jahren hat man in Deutschland beklagt, daß gerade auf demjenigen Wissenschaftsfelde, wo das Buch an sich und das Sammeln, häufig sogar das möglichst vollständige Sammeln zusammengehöriger Schriften die hauptsächlichste Rolle spielen, nämlich in der Sprach-, Literatur- und verwandten Forschung, die erdrückende Mehrzahl der Privatbüchereien nach dem Tode der Besitzer ins Ausland, in der Regel über den Ozean entführt worden sind: Wilhelm Scherers, Friedrich Zarnckes, Georg Curtius' Namen genügen aus der vorigen Generation, von neueren zu geschweigen. Da berührt es denn sehr erfreulich, daß soeben die bedeutsamen wissenschaftlichen Materialien-Nachlässe zweier deutscher Gelehrten der Gegenwart durch ihre eigene Verfügung vor dem Schicksal, dem Vaterlande verloren zu gehen, gerettet worden sind. Der im März dieses Jahres im Ruhestande zu München verstorbene weitbekannte Kunst- und Kulturhistoriker Dr. *Alwin Schultz*, vieljähriger Professor seiner Fächer an der deutschen Universität Prag, hat dem „Germanischen Museum" zu Nürnberg, dessen Verwaltungsausschuß er fast 40 Jahre hindurch angehört hatte, letztwillig seinen gesamten wissenschaftlichen Apparat samt einigen altertümlichen Kunstgegenständen als Stiftung hinterlassen. Dies reichhaltige Vermächtnis gewährt die wertvollsten Einblicke in den ausgebreiteten Interessenkreis und in die Arbeitsweise eines überaus fruchtbaren und vielseitigen deutschen Gelehrten. Zu einem sorgfältig nach Zeit, Land, Schule geordneten Bilderrepertorium, das viele Tausende von Blättern für alle nur denkbaren Zweige kunsthistorischer Forschung umfaßt, gesellt sich eine gleichfalls sehr inhaltsreiche, auch manche ältere Blätter enthaltende Kostümbildersammlung, mit jenem Repertorium zusammen 310 Mappen und Kapseln füllend. Die wissenschaftliche Korrespondenz, die zugleich eine höchst anziehende Autographensammlung bildet, bezieht sich zumeist auf die zahllosen Streitfragen und Diskussionspunkte, wie sie durch Alwin Schultz' eigenwüchsige Bücher und Schriften angeregt wurden. Daher wird dieser bunte Briefwechsel im Verein mit jenen Bildersammlungen, den um viele wertvolle handschriftliche Anmerkungen und Exkurse, Zusätze und Berichtigungen bereicherten Handexemplaren der Werke des rastlosen Forschers, seinen Notizbüchern und sonstigen Aufzeichnungen künftigen kunst- und kulturhistorischen Studien noch viel Nutzen und Ausbeute gewähren. Wenn man sich die ausgedehnte Schriftstellerei A. Schultz' anfänglich auf dem Revier der schlesischen, besonders Breslauer Kunstgeschichte, dann, von seinem Hauptwerke, „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger" (1879, 2. Aufl. 1889), ab, in der mittelalterlichen und neueren Sittengeschichte Deutschlands, vor Augen führt, erkennt man die Wichtigkeit des im ganzen[1] ins Nürnberger Nationalmuseum gelangten starken Apparats auch in bücherkundlicher Hinsicht. — Desgleichen noch bei Lebzeiten hat positive Anordnungen über seinen wissenschaftlichen Materialbesitz ein anderer Münchener Gelehrter unlängst getroffen: der in Isar-Athen geborene und seit jeher dort

[1] Das Kunstantiquariat und Auktionsinstitut Hugo Helbing zu München versteigerte Ende Oktober 1909 mit andern A. Schultz' Hinterlassenschaft an Zeichnungen, Stichen u. ä.

wirkende 83jährige Kunst- und Literarhistoriker Professor Dr. *Hyazinth Holland,* die erste Autorität (ADB.) über Leben und Schaffen altbayerischer Künstler. Dieser soeben aus dem aktiven Lehrberuf geschiedene uneigennützige Fachmann hat mit der Kgl. Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek ein Abkommen dahin vereinbart, daß diese durch eine kleine Leibrente für den Rest seiner Tage den Arbeitsapparat, wie ihn der rastlose Forscher seit Jahrzehnten angelegt und systematisch ausgebaut hat, in Gestalt unzähliger Zeitungsausschnitte, Notizblätter, Merkzettel, Hinweise, Bilder, alles musterhaft in eine lange Reihe Pappkästen eingeordnet um Unterlagen für viele Untersuchungen und Darstellungen zu bieten, gleichsam garantiert und die ganze Sammlung nebst einer großen Anzahl irgendwie seltsamer oder von ihm mit Zusätzen, Einlagen usw. ausgestatteter Werke seiner Bücherei nach seinem Tode zu eigen erhält, abzüglich der zur bayerischen Geschichte rechnenden Sammelkästen, die zum größten Teile anderer sichernder Stätte anvertraut werden sollen. Hollands wertvolle „Deutsche Minnesänger", seine authentischen Schriften über seine Freunde Moritz v. Schwind und Franz v. Pocci u. a. können natürlich später ohne Beiziehung dieser riesigen Nachträge in den bisherigen „Ausgaben letzter Hand" bloß als veraltet gelten.

Planegg bei München. *Ludwig Fränkel.*



Exlibris Rudolf Sillib von Franz Ströck.



Dem Zeichner meines hier veröffentlichten Exlibris hatte ich den Wunsch ausgesprochen, er möge für seine Komposition das Motiv eines Eingangs, etwa eines in die Tiefe eines Tannenwaldes führenden Weges behandeln. Ich erhielt zwei Entwürfe: einen meiner Andeutung entsprechenden und diesen; jener bildmäßiger in seiner Wirkung, feiner in seiner Technik, von entzückender Anmut, dieser strenger in seiner Haltung, als Exlibris unbedingt geeigneter. So wählte ich ohne Schwanken diesen. Das Thema des Einganges ist hier fein variiert. War im einen Entwurf der freie Zugang durch einen von Blumen umsäumten Weg zum Wald, aus dem ein Bächlein fließt, betont, so beherrscht diese Komposition die verschlossene Tür. Dem Beschauer drängt das beziehungsreiche Blättchen mannigfache Gedanken auf. An den dunkeln Schoß der Erde, an irdische Gebundenheit mag man denken; man kann durch die sphinxbewachte Tür den Zugang zur Tiefe menschlicher Erkenntnis symbolisiert sehen und darüber das Bild göttlicher Freiheit und Offenbarung, den leuchtenden gestirnten Himmel, die poetisch verklärte Natur! „Stille ruhn oben die Sterne und unten die Gräber ... Wir heißen euch hoffen."

Der Künstler, Franz Ströck, zur Zeit in Basel, hat seine phantasievolle Empfindung trefflich dargestellt; Aufbau und Technik des Bücherzeichens verraten hohe künstlerische Begabung.

Rudolf Sillib.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Grunstedterstr. 16. Druck u. Verlag v. *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10



Aus: Unser Liederbuch, illustriert von Ludwig von Zumbusch. Verlag B. Schott's Söhne, Mainz.

Bibliophilie in der Kinderstube.

Von

Privatdozent Dr. Max Brahn in Leipzig.

Mit dreizehn Abbildungen und zwei Tafeln.

Vor einigen Jahren machte ein Buch eines Hamburger Lehrers, Heinrich Wolgast, großes Aufsehen, das unter dem Titel „Das Elend unserer Jugendliteratur" erschien. Es war eine heftige Anklage gegen den allergrößten Teil alles dessen, was die deutsche Jugend bis zum 16. Lebensjahre zu lesen pflegt. Nicht die Schundliteratur, nicht die Indianergeschichten oder unsittliche Schriften waren es, denen der Kampf galt, nein, vielmehr der Unsinn und die Falschheit alles dessen, was unter dem Namen der idealistischen Lektüre umher ging, wurde mit treffenden Worten gegeißelt. Seitdem hat in Deutschland eine mächtige Bewegung eingesetzt, schlechte Bücher für die Jugend in weiten Kreisen der Lehrer und Eltern unmöglich zu machen und gute Bücher zu empfehlen.

Einen Teil dieser Bewegung bildet auch der Kampf um das Bilderbuch. Vor etwa 10 Jahren war es damit in Deutschland unerhört schlecht bestellt. Wollte man etwas auf den Kindertisch legen, was nicht jeden Erwachsenen abstieß, so mußte man entweder auf drei oder vier ältere



Aus: Oberländerbilderbuch, Verlag Braun & Schneider, München.

deutsche Autoren zurückgreifen, oder englische oder französische Bücher, die ihrer ganzen Art nach dem Geschmacke des deutschen Kindes niemals voll entsprechen werden. Der Niedergang des deutschen Bilderbuches war um diese Zeit in jeder Beziehung vollendet. Langweilige, nichtssagende, törichte Verse von irgend einem Verfasser oder noch häufiger einer Verfasserin, deren Namen kein Mensch kannte, bildeten den Grundstoff des Buches. Den meisten Gedichten sah man es an, daß sie nicht einmal entstanden waren, wie Kindergedichte entstehen, die keine großen dichterischen Qualitäten, aber echtes Gefühl und gute Laune haben, nämlich an der Wiege des eigenen Kindes — sondern, daß es Erzeugnisse des Schreibtisches waren, die man für irgend einen Verleger auf Bestellung anfertigte. Denn schließlich für die Kinder reichte es immer noch. Waren die Verse fertig, so gewann man einen „Illustrator", der die Bilder dazu recht grob und auffallend machte, damit das Kind sicher darauf aufmerksam würde. Im besten Falle war es ein Zeichenlehrer, der dann wenigstens die gröbsten Falschheiten wegließ und dem Kinde recht viel „Material" bieten wollte. Das Bilderbuch wurde immer mehr zum Anschauungsbuche, das besonders wilde Tiere, fremde Pflanzen, Märchenfiguren darstellte, kurz alles, was man eben in der Natur, der Wirklichkeit nicht zu sehen bekam, und dem Kinde auf diese Weise vor Augen führen wollte. Dazu gehörte es nun, daß man dem Kinde die Dinge so zeigte, wie sie „wirklich" sind, d. h. in naturgetreuen Farben. Daher wurde der alte schöne deutsche Holzschnitt, wie ihn etwa Ludwig Richter so herrlich handhabte, aufgegeben und in der Hauptsache der Öldruck verwandt. Dieser ganze Prozeß war ja nur ein Teil der allgemeinen industriellen Bewegung, die in den siebziger und achtziger Jahren wie eine Seuche über Deutschland ging, mit der Devise „billig und schlecht". Das Bilderbuch kam auf diese Weise in der Tat in Kreise hinein, die an Bücher für ihre Kinder bisher nicht gedacht hatten, und daß sie sich daran gewöhnten, für ihre Kinder überhaupt Bücher zu kaufen, das mag auch der einzige Gewinn gewesen sein, den diese Erscheinung wenigstens für die Zukunft brachte. Diese Öldrucke haben verheerend auf den Geschmack der jetzt erwachsenen Generationen unseres Bürger- und Arbeiterpublikums gewirkt, und es wird wieder eine lange Zeit dauern, bis die Gewöhnung an die neuen guten Verfahren die ästhetische Erziehung unseres Volkes vollbracht haben wird.

War schon der Inhalt der Bücher und der Geschmack und die Güte der Bilder den Herstellern gleichgültig, so konnten sie unmöglich auf die feinere Ausgestaltung des Buches Rücksicht nehmen. Selbst der teurere deutsche Buch- und Kunstdruck jener Zeit war recht wertlos geworden, um wieviel mehr mußten diese billigen Ausgaben, die noch dazu nur für Kinder waren, zu wahren Scheußlichkeiten werden. Ein recht rohes buntes Titelblatt, das den Kampf mit jeder Indianerschwarte im Schaufenster aufnehmen konnte, ein schlechtes brüchiges Papier mit schlechten Typen und irgendwo mitten auf der Seite ein glänzendes Ölbild, das den stillen Druck schreiend unterbrach, das war ungefähr der Typus des Bilderbuches vor zwanzig Jahren.

Er ist heute verschwunden. An brauchbaren Bilderbüchern haben wir um so weniger Mangel, als wir gelernt haben, das wenige Vortreffliche der alten Zeit wieder aufzusuchen und mit Hilfe der modernen Reproduktionsmethoden billig auf den Markt zu bringen. Unsere Zeit aber hat in der Buchtechnik viel Neues gefunden und sich auf die Prinzipien der ästhetischen Ausstattung des Buches wieder besonnen,



Wochenliedchen.

Es war voll Äpfel ein Apfelbaum,
der hatte sieben Äste.
Bei jedem Ast ein Junge saß,
das waren sieben Gäste:
Der Montag hat am Stamme gerüttelt,
der Dienstag oben die Zweige geschüttelt,
die fallenden Äpfel nahm Mittwoch auf,
der Donnerstag schichtet sie schön zu Hauf,
der Freitag hat sie gefegt und gezählt,
Sonnabend die reifsten ausgewählt,
aber der Sonntag, der lose Strick,
ißt alle die Äpfel im Augenblick.

Carl Ferdinands.

Aus: Kinderland, du Zauberland von G. Caspari. Verlag A. Hahn, Leipzig.

so daß es wunderbar wäre, wenn diese durchgehende Veränderung unserer kunstgewerblichen und buchgewerblichen Ausstattung nicht auch das Bilderbuch ergriffen hätte. Noch wichtiger aber sind für die Gestaltung des Bilderbuches die Anregungen geworden, die weiteste Kreise von der Psychologie des Kindes und der Auffassung der Pädagogik bekommen haben.

Man darf es als einen wesentlichen Zug unserer Zeit bezeichnen, daß sie den Versuch machte, alles das, was sie dem Kinde zum Zwecke des Unterrichtes und der Erziehung bietet, daraufhin zu prüfen ob es dem *kindlichen* Geiste gemäß ist, ob es der Stufe entspricht, für die es gemeint ist, ob es die Keime in sich trägt, das Kind auf eine höhere Stufe zu heben. Man könnte meinen, das sei so selbstverständlich, daß man es nicht erst zu entdecken brauchte. Und doch hat man bisher die Verschiedenheit von Kind und Erwachsenem fast immer falsch aufgefaßt, hat in dem Kinde teils zu viel, teils zu wenig vom Erwachsenen gesehen, jedenfalls aber angenommen, die kindlichen Eigenschaften seien von denen des Erwachsenen nur gradweise, nicht innerlich, ihrer ganzen Art nach verschieden. Das Gedächtnis des Kindes war besser, die Urteilsfähigkeit geringer, die Phantasie stärker und lebendiger, der Geschmack schlechter — aber im Prinzip waren alle diese Eigenschaften denen des Erwachsenen gleichartig. Daher man dem Kinde auch dieselben Stoffe bieten, dieselben Gefühlsarten zutrauen konnte wie dem Erwachsenen, nur mußte man sie kindlich zubereiten, was sehr leicht ans Kindlich-Verzerrte grenzte. Wollte man besonders fein sein, so wählte man die Stoffe aus dem Kindesleben selbst, das dem Kinde besonders vertraut und interessant sein mußte — als ob nicht die persönliche Umgebung, mit der des Kindes Lust und Leid verknüpft ist, ihm der wichtigste Inhalt des Lebens wäre, als ob nicht das Kind am liebsten sich in die Zukunft hineinphantasierte, in der es „groß und erwachsen" sein wird. Noch jetzt bringen die Bilderbücher viel zu viel Bilder, auf denen nur Kinder dargestellt sind, während deren Zusammenhang mit dem Leben der Erwachsenen das Kind eben so stark interessiert. Die Phantasie der Kinder tritt am deutlichsten im freien Phantasieren an den Tag — ganz selten beleben sie da die Dinge, ja die Puppen zu Kindern, viel häufiger zu Erwachsenen, mit denen Kinder spielen, streiten usw.

Indem man dem Kinde dieselben Affekte zuschrieb wie dem Erwachsenen, nur daß sie bei diesem gebändigter erschienen, glaubte man von ihm fernhalten zu müssen, was der Erwachsene als grausam, boshaft, wild anspricht. Denn man fürchtete, das Kind würde der Grausamkeiten sich freuen, sie nachahmen und innerlich verwildern, wenn es Wildes, Furchtbares zu sehen bekäme. Da spielte nun der moralisch-erzieherische Standpunkt mit herein, der verheerend auf unser Erzählungs- und Bilderbuch gewirkt hat. Die Bilderbücher wurden zu Bibeln, bei denen man stets nur daran dachte, nichts Harmloses, nichts nur Erfreuliches zu bringen — es mußte bessern. Und daß Kindheit einen Eigenwert und ein Eigenrecht auf Freude und Behagen hatte, das vergaßen selbst unsere besten Pädagogen. Noch viel mehr war der Gedanke fremd geworden, daß die Ästhetik beim Kinde einen Wert habe, der sich mit dem der Moral messen könne. Und erst das wertvolle Schlagwort von der ästhetischen Erziehung, das wieder einmal neu geprägt und aus den Kreisen der Ästheten in die Kreise der Lehrer und der Eltern getragen werden mußte, hat hier Ordnung geschaffen. Man besann sich darauf, daß das Kind ästhetisch gewöhnt werden müsse, wenn man geschmackvolle und ästhetisch empfindsame Menschen heranziehen will. Und schließlich vergaß man, daß es eine Kindheitsstufe der Menschheit gegeben hat, da sie Wildes, Bewegtes liebte und daß unsere Kinder eine Zeit durchleben, in der nur solche Stoffe sie innerlich erregen.

Diese moralinsaure, sauertöpfische Tendenz hat unsere Kinder lange Zeit um viel Vergnügen gebracht. Man hat ihnen die schönen Bilderbücher entzogen, in denen Jugendtorheiten, häßliche Kindereigenschaften, Karikaturen dargestellt waren. Und man versuchte, schon dem Kinde nur die Eigenschaften zu zeigen, die selbst der Erwachsene als Tugenden mit Mühe oder gar nicht erwirbt. Die Grundsätze, von denen man da ausging, spricht z. B. Friedrich Seidel, der Herausgeber der Fröbelschen Schriften aus, wenn er von den ganz unkindlichen, langweiligen Zeichnungen Friedrich Ungers zu den Mutter- und Kose-Liedern Fröbels sagt: „Edel,




Bruder Lustig

Brend'amour, Simhart & Co.

Aus: Bruder Lustig von H. von Volkmann. Verlag H. und F. Schaffstein, Köln.





Aus: Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt, illustriert von A. Kolb. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

keusch und rein ist die Zeichnung, überall fern vom Modischen, vom sogenannten Effektvollen oder Verzerrten. Das geschmackvolle Zurückgreifen hinsichtlich der den Figuren verliehenen Trachten auf die poetisch schöne Zeit des Mittelalters wird die Ungerschen Bilder für immer vor dem Sichüberleben bewahren. Das strenge Vermeiden von jedem Karikaturmäßigen stellt diese Bilder in pädagogischer Hinsicht weit über viele heutigen Bilderbücher und Bilderbogen. Die für den ersten Anblick ganz harmlos und belustigend erscheinenden Karikaturen auf manchen „Münchner Bilderbogen", in „Max und Moritz" und anderen Büchern von W. Busch und dergleichen sind eins von den äußerst gefährlichen Giften, welche die heutige Jugend, wie man überall klagt, so naseweis, unbotmäßig und frivol machen." In diesen Worten spricht sich die



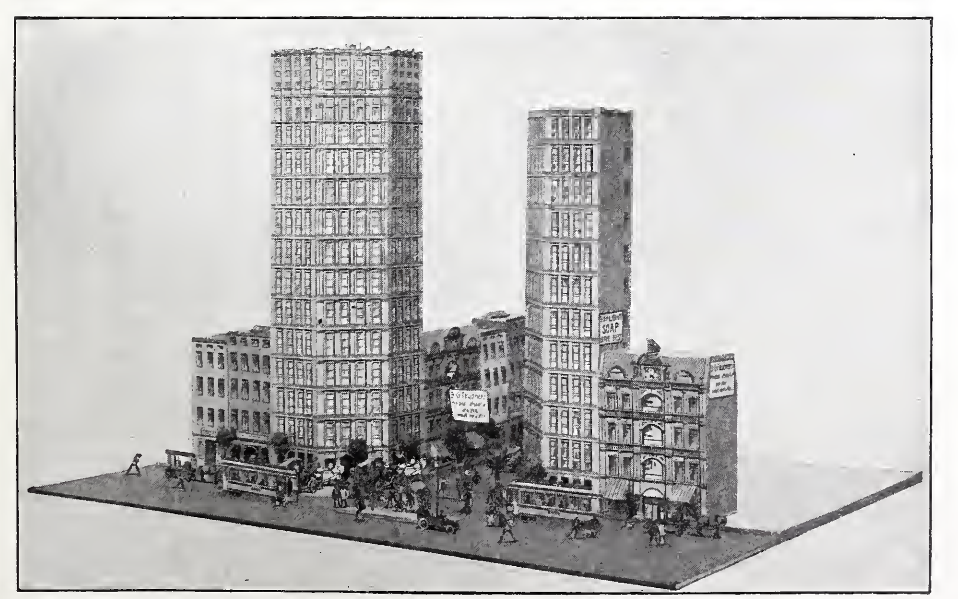
Künstlermodellierbogen: Rumänisches Bauerngehöft von Gustav Schaale. Verlag B. G. Teubner.

falsche Auffassung vom Wesen und Werte des Kinderbuches deutlich aus — und man braucht kein Wort hinzuzufügen. Unsere Jugend entzieht sich glücklicherweise den „edel, keusch und rein" gehaltenen Zeichnungen, da sie alle diese Eigenschaften noch gar nicht nötig hat und sie geht immer wieder gern zu den Münchner Bilderbogen und dem trefflichen Wilhelm Busch zurück, ohne dadurch naseweis oder frivol zu werden. Es muß ein Kind schon von frühester Jugend auf systematisch von vorn und von hinten gefröbelt worden sein, um an den Karikaturen kein Vergnügen mehr zu finden, wenn es dann nur nicht selbst die Karikatur eines Kindes geworden ist. Es liegt im Wesen des Kindes, nachzuahmen und gern zu karikieren, denn Übertreibung macht das Wesen der kindlichen Phantasie aus. Kein Erzieher bilde sich ein, das Wesentliche einer Menschheitsstufe unterdrücken zu können, er kann es höchstens in seinem Ausdruck verhindern, um so tiefer wird es dann auf das Innere des Kindes wirken. Die Buschschen Bilderbogen sind für ihre Zeit wahre Oasen in der Wüste des Kinderbuchs, wie Wilhelm Busch das große Verdienst hat, der erste Künstler gewesen zu sein, der sich des Bilderbuchs annahm. Daher wird sein „Max und Moritz" und seine Münchner Bilderbogen immer wieder von Kindern gelesen werden, ohne ihnen moralisch zu schaden, und wird ihnen dabei ästhetisch nützen und eine liebe Erinnerung an die Kinderzeit bleiben. Wer die Anschauungen von Wilhelm Busch kennt, der weiß, daß ein tief moralischer Mensch in ihm steckt, von dem man sicher sein kann, nichts Unmoralisches in die Hände zu bekommen. Es ist nur nicht nötig, daß man seine Moral zur Tendenz der Kunstwerke mache, und das hat Busch unterlassen, wenn auch bei ihm all die kleinen Fehler oder Bosheiten der Kinder fast über Gebühr bestraft werden. Es gibt nur einen Deutschen, dessen Bilderbücher in den fünfziger Jahren mit denen von Busch den Streit aufnehmen konnten, das sind die von Heinrich Hoffmann. Es ist bezeichnend, daß es wieder kein Kinderschriftsteller von Amtswegen war, der ewige Kinderwerke geschaffen hat, sondern ein Arzt, der seinen kleinen Patienten Geschichtchen erzählte, um ihnen ihre Leiden zu erleichtern. Was er am Krankenbette verschiedener Kinder erfunden hatte, das zeichnete er dann zunächst für seine eigenen Kinder, später für seine Enkel auf. Der Struwwelpeter, der Suppenkaspar, der Zappelphilipp, der große Nikolås mit dem Tintenfaß sind Figuren, die heute noch viel mehr Menschen vertraut sind als die Figuren Goethes und Schillers, und man kann nur sagen, daß die Bilder Hoffmanns mehr noch wie im Struwwelpeter in seinen späteren Schriften, besonders in Bastian der Faulpelz, die Schönheiten des Farbenholzschnittes der besten Zeit erreicht haben, und ich kann nicht einmal finden, daß die feineren Ausgaben des Verlages besser wiedergeben, was der Autor nun einmal für den Holzschnitt gezeichnet



Künstlermodellierbogen: Schattentheater von August Geigenberger. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

hat. Die Figuren haben alle das etwas scharfe, daher leicht karikaturenhaft wirkende, das dem Holzschnitt so gemäß ist, die Handlung ist immer im energischsten Augenblick ergriffen und hat dadurch etwas für die Art des Kindes so tief Eindringliches und Packendes, daß es nie verloren geht. Was nicht wesentlich zur Handlung gehört oder zum Leben der dargestellten Personen, das wird weggelassen, und es ist eine Abkürzung, die ich den Schematismus desLebenswichtigen nennen möchte, die überall eingreift. So ist es bezeichnend, daß der Gefühlsausdruck auf den Gesichtern der Personen bei Hoffmann direkt zurücktritt, da für das Kind die Bewegungen der Arme und Beine, die groben Stellungen des ganzen Körpers viel mehr den Affekt ausdrücken, als die feine Mimik des Antlitzes. Die Farben sind dementsprechend scharf, hart, aber nie roh gegeben, und wieder ist kein Wert auf die Feinheit der Farbenverteilung im Gesicht, auf die Darstellung des Auges gelegt, die das Kind doch nicht beachtet, sondern überall gelten die Farben dem Hervorheben der Kleidung, der Bewegung usw. Auch in neueren Bilderbüchern und Spielzeugen hat man in hohem Grade schematisiert, aber in einer ganz anderen, niemals so kindlichen Weise. Man hat nämlich die Figuren so bearbeitet, daß nur die Eigenschaften, die für das Wesen des Menschen oder Tieres innere Bedeutung haben, deutlich herausgestellt wurden, während man das Nebensächliche fortließ. Aber es ist etwas anderes, was dem Kinde und was dem Erwachsenen wesentlich ist. Das Kind hat kein Interesse für die innere Bedeutung der Sache, es sieht das Auffallende oder im Augenblick praktisch Wichtige als das Wesentliche an, und daher läßt es alles andere fort. Hoffmann hat mit den Augen des Kindes gesehen, die Verfertiger des modernen Kinderspielzeuges sehen mit den Augen des Erwachsenen und nehmen daher oft dem Kinde die Möglichkeit, die Phantasie dort spielen zu lassen, wo sie bei Hoffmann spielen kann.



Künstlermodellierbogen: Wolkenkratzer von Ivo Puhonny. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

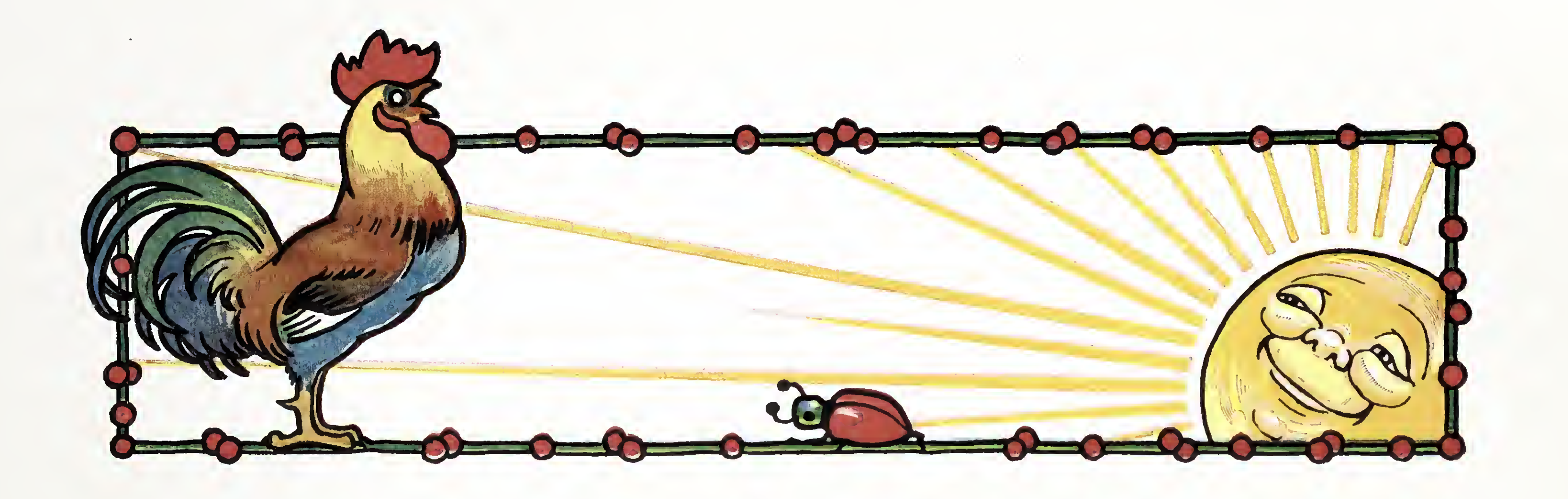


Aus: Münchhausen, illustriert von P. Horst-Schulze. Verlag E. Nister, Nürnberg.

Das Spiel des Kindes, die Pflege seiner Phantasie ist von niemand mehr angeregt und organisiert worden als von Fröbel. Der Kindergarten gab die Anregung zu mancherlei schönen Schöpfungen für das Kind — auf dem Gebiete des Bilderbuchs hat er nichts hervorgebracht. Ganz natürlich. Denn Fröbels Meinung von des Kindes Freude an Selbsttätigkeit gab dem Bilderbuch höchstens eine untergeordnete Stellung in der Hand der Mutter — auch seine Kunst sollte sich das Kind selbst schaffen. Die starke innere Selbsttätigkeit und Arbeit, die ein Bilderbuch hervorrufen kann, die Anregung zum Schaffen nach wertvollen Mustern werden dabei ganz ungebührlich vernachlässigt. So erwuchs hier nur die Anregung zum „Malbuch", d. h. einem Buch, das nach Vorlagen zu zeichnen oder zu tuschen ermöglicht. Auf diesem Gebiet haben die letzten Jahre besonders Erfreuliches geschaffen, indem Künstler für Kinder aller Altersstufen gesorgt haben, Thoma an der Spitze. Seine Postkarten (Verlag *Scholz,* Mainz) sind mit einfachen Tuschfarben nachzuziehen und doch schöne Proben seines künstlerischen Könnens, seine „Landschaften" sind natürlich schwieriger, aber Kindern von etwa zehn Jahren wohl erreichbar. Viel künstlerischer Humor liegt in dem Büchlein von Hans Probst, „Der Schnellmaler" und „Der junge Künstler" (Verlag *Braun & Schneider,* München), die in der Verwendung der Farbe, wie alle Kinderbücher des gleichen Verlags, etwas Zartes, Diskretes haben, das an die französischen Bilderbücher erinnert. Eine andere Art der Darstellung will das reichhaltige „Anschauungs- und Darstellungsbuch" von Gertrud Caspari (*Hahn,* Leipzig) anregen, das zum Stäbchenlegen, Ausschneiden, Kleben, Bauen und Formen auffordert und Material zum farbig Nachbilden beilegt. Die künstlerische Anlage des Buches ist ebenso vortrefflich wie die psychologische, Gertrud Caspari hat für das frühe Kindesalter wohl in jeder Beziehung das Schönste gebracht.

Eine völlige Neugestaltung einer alten Kinderkunst, des *Modellierbogens,* bedeuten die Bogen des *Teubner*schen Verlages. Es





Merk einmal, was ich vom
Hahn
alles dir erzählen kann.

Der Hahn in seiner Tennen
tut herzhaft einen Schrei,
da kommen alle Hennen
geschwind, geschwind herbei.
Dann nennt er sie bei ihren
Rufnamen allzumal
und führet sie spazieren
hinunter in das Tal.

Und daß auch nicht der Braten
abgehe bei dem Schmaus,
so ist er gleich beraten
und geht aufs Jagen aus.
Ein Käfer kommt gewackelt,
schön dunkelgrün und rot,
da wird nicht lang gefackelt,
Herr Hahn, der schießt ihn tot
und schlachtet mit dem Schnabel
den Käfer wie ein Kalb,
und teilt ihn ohne Gabel
und Messer halb und halb.

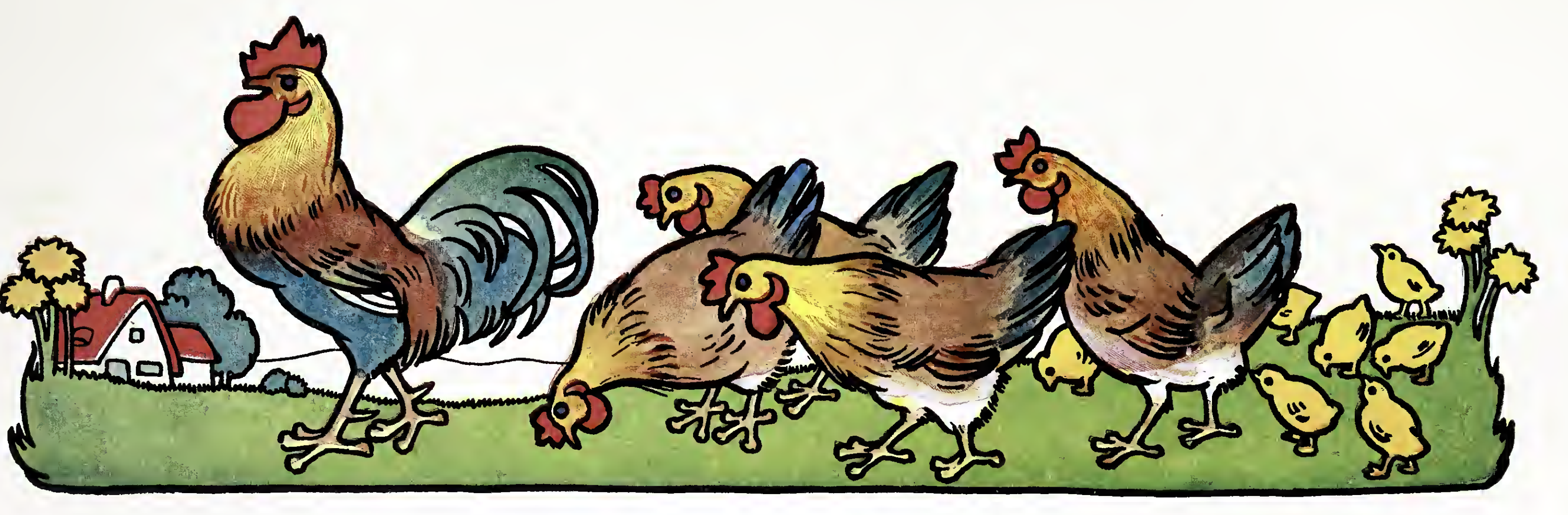
Und nach dem Braten recken
sie den gestreckten Hals
und schlecken ihn und schmecken
ihn ohne Salz und Schmalz.
Und wenn das Schnabulieren
hierauf ein Ende hat,
dann führt er sie mit ihren
Küchlein zur Ruhestatt.
Er aber vor dem Stalle
singt noch sein Kikriki
und rastet nicht, bis alle
auch eingeschlafen hie

Führt sie zu einem frischen
Schlücklein am Wiesenborn,
gibt ihnen aufzutischen
gar manches Gerstenkorn.

Dann ruft er alle Hennen
mit Tucktucktuck zuhauf.
Die wackeln und die rennen
daher im schnellsten Lauf.

Dann legt er auf die Seiten
den zunderroten Kamm,
daß morgen er beizeiten
den Bauern wecken kann.

Güll.



Aus: Kinderhumor für Aug und Ohr von G. Caspari. Verlag A. Hahn, Leipzig.





Aus: Abenteuer der sieben Schwaben, illustriert von M. Wulff. Verlag Jos. Scholz, Mainz.

ist wohl das erstemal eine Reihe von Bogen dargestellt, die, geschickt zusammengefügt, so schöne plastische Gruppen ergeben, daß sie jedes Kinderzimmer zieren und einen dauernden Wert behalten. Billiger ist eine künstlerische Staffage nicht herzustellen — und die Schattenspiele sind ein vortreffliches Mittel, die künstlerische Phantasie in Tätigkeit zu setzen. Dasselbe wird durch die beigegebenen kleinen Bogen erreicht, die der Phantasie Freiheit geben, da die Gruppierung der Zutaten eine freie ist.

Anregung zur Ausübung einer anderen Kunst, des Gesanges, geben die beiden von Zumbusch ausgestatteten, von Volbach für Kinderstimmen gesetzten beiden Bände „Unser Liederbuch", das *Schotts Söhne* in Mainz herausgeben. Der Geist der Bilder verdient gleiches Lob wie die Buchausstattung. Reichhaltig und mit Bildern von E. Liebermann geschmückt sind die vier Bändchen Kindersang-Heimatklang, ein Kinder- und Volksbuch besten Schlages. In den später zu erwähnenden Liederbüchern des *Nister*schen Verlages sind die Noten in einem besonderen Band abgetrennt.

Das eigentliche neue Bilderbuch geht, wie viele sagen, von Kreidolf aus, der besonders in Kreisen der Lehrer großen Anhang hat. Seine Phantasie sticht so wohltuend von der philiströsen Trockenheit ab, die fast alle Bilderbücher vor etwa zehn Jahren zeigten, daß man ihm damals zujubeln mußte. Er ist ein Künstler und ein Mann von Geschmack, ein trefflicher Zeichner

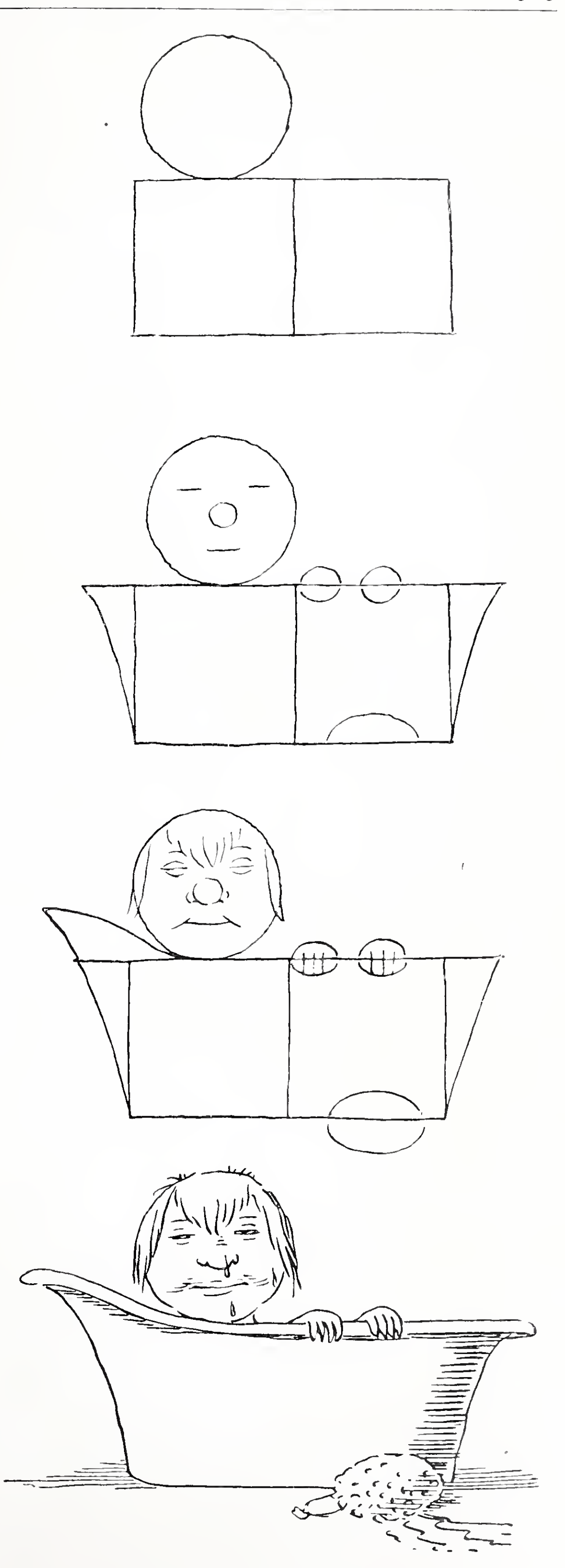
und ein Meister der Farbe, er kennt die Wirkungen des Bildes und die Notwendigkeiten, das Bild dem Drucke und dem Buche anzupassen. Jedes seiner Bücher ist vom Titelblatt und Einsatzpapier an bis zur Farbgebung der Lithographien und zur Drucktype geschmackvoll und tüchtig — kein Wunder, daß er Tausende von Verehrern hat. Unwillkürlich sucht man wohl, ob nicht auf der letzten Seite steht „100 Exemplare wurden auf echt Bütten gedruckt . . .“ Und doch ließe sich an ihm das ganze Problem aufrollen, wie schwer es sei kindliche und erwachsene Phantasie zu vereinen. Die schönste Novelle für Kinder ist wohl Storms „Pole Poppenspäler“ — in ihr gibt es nicht eine phantastische Stelle, nicht eine, die etwas anderes schilderte als volle Wirklichkeit. Die Grimmschen Märchen haben es stets mit Vergrößerungen und Verkleinerungen des Menschlichen, mit Schrecken und Verzückung von Menschen, nie mit phantastischen Veränderungen des inneren Wesens der Wirklichkeit zu tun — darum sie den Kindern stets von neuem munden. Kreidolfs Phantasie ist nicht die Storms oder Grimms, sie ist der Andersens verwandt. Die Dinge werden belebt und zu Menschen, ihr Innerstes schließt sich in der Zeichnung auf, das Leben tritt nach außen und da ist es ganz etwas anderes, als es erwarten ließ. Wie bei Andersen die Laternen und die Küchentöpfe reden, so werden bei Kreidolf die Schmetterlinge zu Schiffen oder zu Spielmännern, der Admiral wird zum Flottenadmiral, der Trauermantel ist ein König, der schwermütig auf seinem Throne sitzt, alle Wesen sind im Bilde selbst verändert, die kindliche Phantasie braucht sie nicht mehr umzuschaffen, sie hat nichts mehr zu tun, sie ruht aus auf Schöpfungen, die die Phantasie eines Erwachsenen ersonnen hat. Das ist eine Zumutung an das Kind, der es nicht folgen kann, und mit Vergnügen nicht folgen mag. Ist der Trauermantel nun ein Schmetterling oder ein König? Wenn das Kind Kutscher spielt, so ist es beleidigt, wenn man es mit seinem wahren Namen benennt, es will *nur* Kutscher sein. Die Andersenschen redenden Laternen sind halb Laternen, halb Menschen und solche Halbheit widerspricht dem Wesen kindlicher Phantasie. Wenn der Schmetterling König ist, verliert er die Flügel, wenn er Schmetterling ist, verliert er die Krone. Das ist mein Bedenken gegen Kreidolfs „Sommervögel“ und seine „Blumenmärchen“; noch mehr gegen seine wundervoll erfundenen phantastischen „schlafenden Bäume“. Am wenigsten spielt diese Phantastik in seinem „Fitzebutze“ hinein, wo er zu den trefflichen Versen Paula und Richard Dehmels zum Teil echt kindliche, direkt an Max und Moritz erinnernde Bilder gemalt hat, die man garnicht genug empfehlen kann. Das kindlichste seiner Werke möchten die trefflichen „Wiesenzwerge“ sein.



Aus: Das Buch von der Frau Holle, illustriert von Franz Stassen. Verlag Fischer & Franke, Berlin.

Der *Schaffstein*sche Verlag hat verstanden,

eine Reihe Künstler von scharfer Eigenart zu sammeln, die sich in dem von Richard Dehmel herausgegebenen „Buntscheck“ alle zeigen, dem Muster eines „modernen“ Bilderbuches. Da treffen wir Gedichte von Dehmel, Scheerbart, Ernst Schur, Gustav Falke, Peter Hille, Detl. v. Liliencron, Musik von Conr. Ansorge, Otto Vrieslander, Fritz Kögel. Wohl findet sich manches verstiegene, und, wie der „Traum“ KarlHofers, häßlich verzeichnete, Übertreibungen, die an den „Jugendstil“ erinnern, sind mehrfach vorhanden, und doch muß man sagen, daß ein starker künstlerischer Wille durch das Buch geht, daß tüchtige Kräfte sich empordrängen, und daß der Verlag gezeigt hat, wie ein gutes Bilderbuch ausgestattet werden muß. Für Verleger ist dieses Buch ein Muster. Freyhold und Hofer haben an Reichtum der Phantasie nicht so viel aufzuweisen wie Kreidolf. Freyhold schließt sich in der Technik gern an die japanischen Farbenholzschnitte an, erreicht aber deren Farbenschönheit selten und hat eine für Kinder zu stilisierte Art der Darstellung. Ich glaube, die Zeit ist vorüber, in der wir den Kindern diese Kunst als Vorlage geben wollten. Hofer arbeitet mit starken Farbenkontrasten, die hart gegeneinander absetzen, mit einer Stilisierung der Menschen, die sie holzpuppenartig erscheinen läßt, so daß für die Kinder nur die schönen Farben Anreize bilden. Der vierte in dieser Reihe ist E. R. Weiß, ein vortrefflicher Zeichner, der über seine Zeichnungen bunte, schillernde Farben gießt. Seine Phantasie ist schlichter als die der anderen, sie atmet die Luft des Schlaraffenlandes, in dem alles üppig und saftig ist — ein Buch von Weiß würde Kinder, Kinder- und Bücherliebhaber in gleicher Weise freuen. Im gleichen Verlage sind zwei Bilderbücher eines unserer anmutigsten Poeten erschienen, Hans v. Volkmanns. Auch hier satte kräftige Farben, aber alles in künstlerischer Abstufung nebeneinandergesetzt, voll innerer Phantasie, ohne unkindliche Phantastik und ein Buch wie „Strabantzerchen“ dürfte nicht häufig in der Bilderbücher-Literatur zu finden sein. Das Kind braucht zu keinem Bilde einen Text, wie auch die Verse von Volkmann nur echte Erklärungen eines Malers sind, die wenig Poesie in sich haben. Auch das zweite der Bücher, „Bruder Lustig“, ist für Kinder jüngeren Alters außerordentlich zu empfehlen. Man darf von den meisten Büchern des Verlages sagen, daß der Wille, Künstlerisches zu leisten, sie geboren hat.



Aus: Der junge Künstler von Hans Probst.
Verlag Braun & Schneider, München.

Am schlechtesten bestellt ist es technisch um Bilderbücher für das jüngste Alter, etwa

bis zum vierten Jahre — für den Bibliophilen ist hier wohl kaum etwas zu holen. Man wendet die Farben meisten so kraß an, — man will das Kind zunächst auf bestimmte Dinge hinweisen und belehren, — daß der ästhetische Gesichtspunkt zurücktritt. Es steht auch noch dahin, ob in den ersten Lebensjahren wirklich eine Beeinflußung oder gar Erziehung des kindlichen Farbensinnes möglich ist. Wir wissen, daß Kinder zunächst nur Gegenstände begehren und kennen lernen, daß sie dann die Tätigkeiten der Dinge verfolgen und zuletzt deren Eigenschaften besonders betrachten. Erst wenn sie das tun, werden die Farben so beachtet werden, daß sie selbst und ihre Verhältnisse gesondert im Gedächtnis bleiben. Trotzdem wird man richtige Wiedergabe von Farben und Formen verlangen müssen, die z. B. das Buch „Für mein Kind“ (*Löwes* Verlag) nicht gibt, das schlechte Farben und falsche Perspektiven zeigt. Wohltuend wirkt da Gertrud Casparis „Lustiges Kleinkinderbuch“ (*Alfred Hahns* Verlag), das im Kunstdruckverfahren viel kräftigere Farben, gute Zeichnungen und verständliche, einfachste Handlungen bringt. Das Packpapierbraun des Grundes wirkt kräftig und treibt die Farben gut heraus. In der Ausstattung vielleicht weniger gut, in den Farben durch die lithographische Wiedergabe und den Ton des Grundes weniger wirksam, in dem Wesen und der Darstellung der Handlungen aber zu loben ist Arpad Schmidhammers „Eio popeio“ (Verlag *Scholz*, Mainz).

Die nächste Stufe, die des Lesenlernens, war früher sehr reich mit illustrierten Alphabeten versehen; heut sind sie seltener geworden, wahrscheinlich weil die Kindergärten das erste Lesenlehren übernommen haben und weil die Schulfibeln selbst durch die Tätigkeit der Kommissionen von Lehrervereinen künstlerisch viel besser geworden sind. Den schönsten Weg hat hier wieder der gute Kinderkenner Dr. Hoffmann beschritten, der in „Bastian der Faulpelz“ die Buchstaben in Aktion treten und dem Kinde lebendig werden läßt, so daß Bilder und Verse dieses schönen Werks bis ins späte Alter hinein im Gedächtnis bleiben. Thomas A-B-C-Buch ist natürlich auch vorzüglich.

Für Kinder, die lesen können, gibt es eine Flut von Bilderbüchern aller Art, so daß eine Einteilung weder nach dem Gehalt noch nach der Ausstattung möglich ist — diese richtet sich in hohem Grade nach dem Verlag, der meistens dem Buche sofort anzusehen ist. Die Bemühungen des Verlages *Schaffstein* in Köln sind oben gewürdigt worden; — von „neudeutscher Kinderkunst“ redet er selbst und verrät Spuren seiner Entstehung aus der Zeit des neuen Symbolismus, während die Technik viel von japanischen Vorbildern guter Zeit gelernt hat. Der Verlag von *Alfred Hahn* zu Leipzig steht an Güte der Ausstattung, an sauberer Technik am nächsten, an Sicherheit der Auswahl von Bildern und Gedichten voran, an Sucht unter allen Umständen Neues zu bringen zurück. Ein guter farbenkräftiger Kunstdruck gibt durch die Übertragung auf die Zinkplatte saftigere, leuchtendere, wenn auch nicht so zarte Farben wie die Lithographie bei *Schaffstein.* Ich glaube, daß die Casparischen Bilderbücher einem sehr sensiblen oder gar überreizten Geschmack weniger bieten, der gesunden Art des Kindes sind sie völlig angepaßt. „Kinderhumor für Auge und Ohr“ verdiente in viel mehr als 30 000 Exemplaren verbreitet zu sein, hier wie an „Kinderland du Zauberland“ sind die Titelworte das einzig Verfehlte, die sentimental für Erwachsene und nicht naiv für Kinder geschrieben sind. „Mit Sang und Klang“ enthält lustige, bewegte Szenen von Volkmann, ein farbenprächtiges Titelblatt und hübsches Vorsatzpapier; in gleichem Stil ist „Kuckuck, Kuckuck rufts aus dem Wald“ gehalten, doch sind hier Vorsatz, Leisten, Umrandungen und Vignetten den großen Bildern überlegen, die oft etwas Steifes, Ungelenkes haben, sowohl in der Farbe wie in der Darstellung der Bewegungen.

Zunehmend Besseres leistet der Verlag von *Scholz* in Mainz. Seine billigen „Deutschen Bilderbücher“ sind durchaus anständig ausgestattet, die Reproduktionen haben nur oft etwas Langweiliges, zumal dann, wenn schon die Originale (z. B. die Ernst Liebermanns) mehr gezeichnet als gemalt sind. Das A-B-C-Buch mit Zeichnungen von Thoma ist als bestes seiner Art schon genannt, „die Himmelfahrt des Heinz Sausebraus“ ist originell in Ausstattung und Idee, die Bilder Schmidhammers werden jedem Kinde gefallen, zumal sogar Zeppelin die Reise zum Himmel ermöglicht. Einem Bedürfnis der Kinder-Bibliophilie genügen die Märchen-

und Volksbücher des Verlages, die sich alle Schulbibliotheken erobern werden (Tendenzen im Inhalt, wie z. B. im 10. Band, müssen freilich vermieden werden). Die „Mainzer Volks- und Jugendbücher“ geben gute Erzählungen von Falke, Ferdinands, Niese auf gutem Papier mit besonders kräftiger Type gedruckt, mit diskreter Buchverzierung von Cissarz und Bildern in guter, alter Holzschnittmanier von Bossert, Schroedter u. a. Daneben erscheinen mit guten bunten Bildern gezierte Märchensammlungen, z. B. „Die sieben Schwaben“, „Frau Holla“ usw. In die Volksbücher könnten mit der Zeit gute Neudrucke älterer Schriften aufgenommen werden, die in schönen Ausgaben fehlen, z. B. sehe ich den Robinson garnicht in neuem Schmuck prangen.



Aus: Die Schildbürger, illustriert von G. Barlösius. Verlag Fischer & Franke, Berlin.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß man hier die Ausgaben der *„Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“* zu Wien nicht vergesse, die etwas weiter zurück liegen, durch die „Bilderbogen für Schule und Haus“ aber eine Verfeinerung des Bilderbogens gebracht haben. Im Stil sind sie nicht einheitlich, bald haben sie das Hypersensible der Wiener Kunst, bald etwas Brutales. Ihren feinsten Niederschlag hat diese Wiener Art in Leflers kostbarer Ausgabe von Andersens „Die Prinzessin und der Schweinehirt“ gefunden, einem Werke großen Formats, das preziös und doch anmutig, voller Eigenart in Schrift und Farbe das einzige „bibliophil“ ausgestattete Märchenbuch ist, das mir bekannt wurde. — Der Verlag der „Fliegenden Blätter“, *Braun & Schneider* in München, ist durch die Bilderbogen von Wilhelm Busch bekannt. Es ist merkwürdig, daß es so viele Eltern gibt, die den Struwwelpeter und Busch für boshaft, für karikaturistisch halten, Erzeugnisse feinsten Sinnes, die stets treffsicher gezeichnet und auch vom moralischen Standpunkte aus einwandfrei sind. Eines der schönsten Bilderbücher überhaupt ist das neue Oberländer-Bilderbuch, in dem die zarten Farben dem sinnig-vergnügten Humor entsprechen. Die anderen Bücher des Verlags („Das lustige Bilderbuch“ und „Wer will lachen?“) sind gut kolorierte Kompilationen aus den „Fliegenden Blättern“.

An Fruchtbarkeit übertrifft kein Verlag den *Löwes* in Stuttgart (*Carl Ferdinand Löwes* Verlag) — leider ist die Qualität der Werke meistens zu tadeln. Früher war da manches besser, jetzt wüßte ich nur das „Pletsch-Bilderbuch“ als wirklich gut zu nennen, das klug jede bunte Reproduktion vermeidet und die geschmackvollen Zeichnungen des Poeten Pletsch, des besten Richter-Nachfolgers, getreu wiedergibt. Wieviel schlechter ergeht es den schönen Fabeln Heys, die in „Hundert Fabeln“ mit 16 Farbendruckbildern „geschmückt“ sind, die an unkünstlerischer und spießbürgerlicher Art der Darstellung ihresgleichen suchen. So schlimm sind die anderen Bücher nicht, aber die furchtbaren „Tonbilder“ sind unerlaubte Bastarde von Zeichnung und Malerei. Auf den Inhalt der Bücher mag ich an dieser Stelle nicht eingehen — möchte er etwas besser sein als das unerfreuliche Äußere.

Erfreulicher sind die beiden — wohl mit einander verknüpften — Nürnberger Verlagsanstalten *Theod. Ströfer* und *E. Nister*. Der *Ströfer*sche Verlag hat eine gute Technik der Reproduktion, und wo er Künstler wie Paul Thumann gewinnt, der gerade den Ton des kindlichen gut trifft, da leistet er in „für Mutter und Kind“ ganz Vortreffliches. Gut sind auch die Steinzeichnungen von Maria Stiefel in „das Dorf“, einzelne Blätter sogar musterhaft. Leider gehen in anderen Büchern des Verlages (z. B. „1001 Nacht“) Farben und Auffassung ins Süß-

liche und Weichliche. Schlimmer ist es noch, daß der Verlag sich in den meisten seiner Publikationen an englische Vorbilder anschließt und von Engländern zeichnen und malen läßt — aber nicht an Walter Crane oder Kate Greenway sondern an den geringen Geschmack der englischen Jahresbücher, die eine Mischung von Roheit und Weichlichkeit auszeichnet. Daher auch der „Jugend-Bücher-Schatz" im Verein mit Fr. T. Stead, Leiter der Review of Reviews, herausgegeben wird — es gereicht ihm das nicht zum Nutzen. Der Verlag würde in Deutschland bessere Kräfte finden, die für deutsche Kinder Brauchbares bringen würden — oder er sollte in England sich die guten Kräfte sichern, die unsere Buchausstattung vorwärts gebracht haben.

Der *Nister*sche Verlag hat einzelnes Schöne herausgegeben, so die Bücher „Schöne alte Kinderlieder", „Allen zur Freude, „Deutsche Kinderlieder seit Goethe" und „Allerliebster Plunder", alle gut ausgestattet, wenn auch etwas nüchtern und gar zu bürgerlich in der Stimmung der Bilder. Wo der Verlag, wie in „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer" einen Künstler wie Horst Schulze malen läßt, ist das Buch zu loben — aber der Verlag, in seinen Verfahren ganz fein empfindend, hat in der Wahl seiner Künstler nicht immer eine sichere Hand. Weder die Phantasie des Kindes, findet bei Künstlern niederen Grades Anregung noch seine ästhetische Erziehung. Neben Horst Schulze steht hier Ernst Liebermann („Im Sommergarten") mit wohltuender Künstlerschaft. Vielleicht entschließt sich der Verlag, einen guten Buchkünstler zu beschäftigen, der schönere, nicht so furchtbar langweilige Vorsatzpapiere anfertigt, für schöne Typen und eine gute Satzverteilung sorgt.

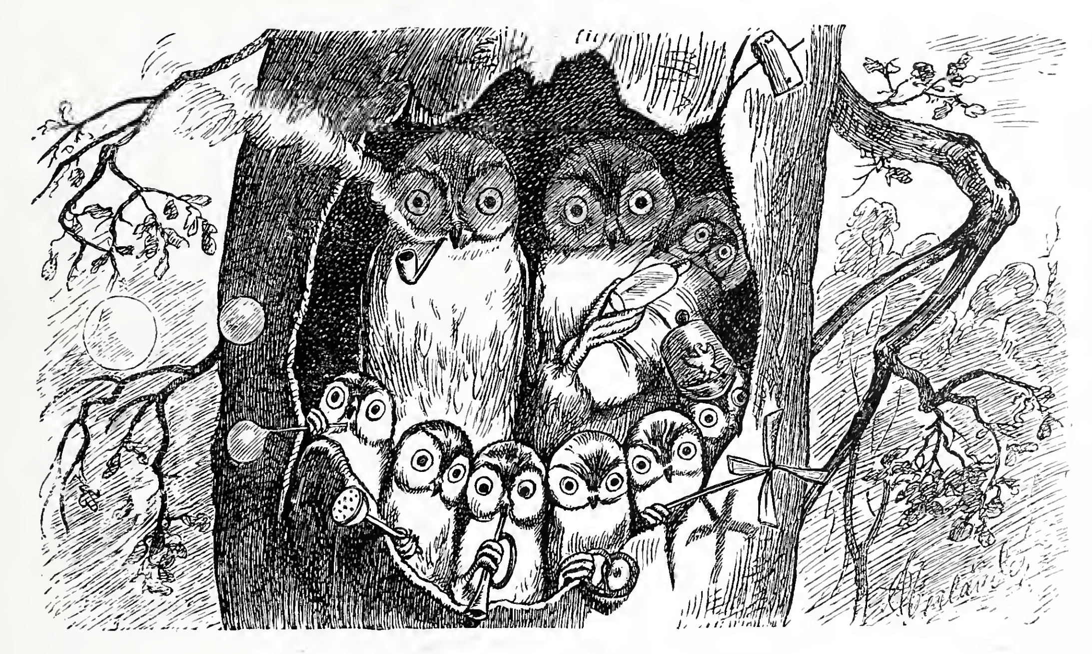
Von dem eigentlichen Bilderbuch mit seinen Verschen und Erzählungen führt das Märchen, die Ballade, die Sage, die Plauderei zu der „Literatur" des Erwachsenden herüber. Der Verlag *Fischer & Franke* hat sich ein Verdienst erworben, da er für billiges Geld gute Auswahlen herausgab, so „Neues Wunderhorn", den „Deutschen Balladenborn", „Lieder und Bilder für Jung und Alt", „Das Buch von Frau Holle" und die musterhafte Ausgabe „Die Schildbürger" mit Bildern von Barlösius. Das sind Bücher, die jedes ältere und manches jüngere Kind anregen und bilden werden wie jeden Erwachsenen auch. Die Ausgaben von Grimm, Andersen, Schwab, Musäus haben gute Einzelheiten, sind aber nicht so einheitlich gut ausgestattet.

Diesen Sammlungen deutscher Märchen stellen sich die des Verlages *B. G. Teubner* an die Seite, die Oskar Dähnhardt als „Deutsches Märchenbuch" herausgegeben hat. Es sind viele schöne, weniger bekannte Märchen, der Preis ist sehr niedrig, freilich die Illustrationen auch des Inhaltes nicht ganz würdig. Hier wie so oft in Bilderbüchern soll als phantasievolle Welt gelten was nur verdorbene Wirklichkeit ist.

Freundlicher sind die tiefsinnigen, „Naturgeschichtlichen Volksmärchen" ausgestattet, die Dähnhardt aus aller Welt mit viel Fleiß und Geschick gesammelt hat, — gerade dieser Inhalt brauchte aber einen schöpferischen, phantasierenden Künstler zur Illustration. Wie ganz anders sind die Abbildungen in Stoll-Lameys: „Die Sagen des klassischen Altertums" und „Die Götter des klassischen Altertums", zwei Werken, die jetzt mehr denn je den Kindern in die Hand gegeben werden sollten, da die Schule immer weniger in das klassische Altertum einführt. Die Bilder sind in beiden Werken, unter dem Beirat des Archäologen Prof. Studniczka, nur den Werken der Griechen und Römer entnommen — und staunend sieht man wie trefflich sie den reiferen Kindern zusagen. Eine gute Ergänzung zu diesen Werken bilden die einfachen Nacherzählungen aus Homers Ilias und Odysse von Paul Lehmann-Schiller, die den antiken und kindlichen Ton gleich gut treffen und durchaus anständig ausgestattet sind.

Diese Wirkung klassischer Bilder auf die Jugend legt die Frage nahe, ob es nicht ein Bilderbuch geben könnte, das nur Bilder unserer ersten Meister enthält und doch Kindern zugänglich, ihren Geschmack bildend, ihre Phantasie anregend wäre. Hier läge eine schöne Aufgabe für einen Verein von Bibliophilen vor, der sich unter Heranziehung geeigneter Kräfte das Verdienst erwerben wollte, ein *Muster* eines Bilderbuchs zu schaffen. Denn so viele Bücher für Kinder wir haben — es ist nicht eines darunter, das man im Schaukasten eines Bibliophilen aufstellen könnte. Es herrschen bei den meisten Übelstände, die abgeschafft werden

sollten. So ist das Format der meisten Bücher zu riesig, für die Kinder kaum zu bändigen und zum zerreißen direkt einladend. Jahreszahl und Auflagen fehlen auf sämtlichen Bilderbüchern. Die Bilder stehen oft an ganz falschen Stellen, in einzelnen Büchern 40—50 Seiten hinter dem Text, zu dem sie gehören. In demselben Werke stehen Bilder aller Verfahren nebeneinander wie in einem Katalog usw. usw. Freilich habe ich nicht alle Bücher zu sehen bekommen, es gibt sicher vereinzelte in anderem Verlage, die ich nicht kenne — vielleicht ist es mir nächstes Jahr zu Weihnachten möglich, eine neue, erweiterte, systematische Übersicht zu geben. Ein erster Versuch, wie der vorliegende, hat zunächst nur zu berichten, und an Literatur über das Bilderbuch fehlt es völlig. Ich wäre für Notizen und Übersendungen dankbar, um im nächsten Jahr meine Aufgabe besser lösen zu können.



Aus: Oberländerbilderbuch. Verlag Braun & Schneider, München.

Vom modernen Bilderbuch.

(Kreidolf, Hofer, Freyhold, Weiß.)

Von

Ernst Schur in Groß-Lichterfelde.

Mit zwei Abbildungen und zwei Tafeln.

Was an moderner Kinderkunst geschaffen ist, das beruht einmal auf einer neuen Anschauung der Welt und des Seins des Kindes, zum zweiten auf der verfeinerten Technik der Reproduktionskünste. Beide zusammen haben dazu beigetragen, das moderne Bilderbuch zu schaffen.

Der Verlag *Hermann* und *Friedrich Schaffstein* in Köln hat diesem Spezialgebiet seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er hat es erreicht, daß das Kinderbuch wieder etwas Künstlerisches geworden ist, etwas, das selbst den Bibliophilen interessiert, und er hat diese Arbeit zugleich für alle die geleistet, die nach ihm kamen. Es eint sich hier so ziemlich alles, was im einzelnen für das Kind angestrebt wird. Die Farbe kommt zu ihrem Recht. Und auch da, wo nur in typographischer Richtung gewirkt wird, wie in den Neudrucken alter Märchen, sind Erfolge erzielt, die mustergültig genannt werden können.

Es ist auch charakteristisch, daß hier die



Aus: Die schlafenden Bäume von E. Kreidolf. Verlag H. und F. Schaffstein, Köln.

drei Künstler tätig sind, die mit diesen ihren Bilderbuch-Schöpfungen zuerst bekannt geworden sind.

Kreidolf ist ein Schweizer. Und es scheint damit übereinzustimmen jene ausgesprochene Vorliebe für das Dekorative, hinter der sich doch ein starkes, sicheres Naturgefühl verbirgt. Dies läßt sich bis ins Äußerliche verfolgen; die Gesichtstypen der Männer und Frauen und Kinder, die noch jenen ländlichen Charakter haben, der dem Großstädter verloren ging. Das Knorrige, Eigenwillige der Männer, das Herbe, Kräftige der Frauen, das Einfachliebe der Kinder, es ist bezeichnend für dieses Typisch-Schweizerische.

Die Phantasie Kreidolfs ist von ganz eigener Art. Sie führt ihn, da er nicht ein robuster, sondern nervöser und sensibler Künstler ist, zu jener ganz eigenen, dekorativen Form, die er erst für sich entdeckt. Es ist in ihm eine Mischung von Primitivität und Grazie. Er kennt das Leben des Alltags und die Festlichkeiten und Schönheiten der Natur, wie die heimlichen Stunden der Kinder. Er hat den Dingen gegenüber beinah eine Art phantastischer Anschauung. Seine Feinfühligkeit könnte ins Krankhafte sich steigern, hätte sie nicht jenen Rückhalt im Volklichen. So bringt er auf diese Weise einen Stil zustande, der voll barocker Einfälle ist, der aber doch natürlich bleibt. Einen Stil, wie ihn ein Reichsdeutscher kaum erfinden könnte.

Neben dem naturharten Realismus steht eine japanische Sensibilität. Seine Kinder sind nicht Puppen, süße und geleckte Fratzen, und gerade daraus quillt die Komik. Sie leben in einer Welt, die Kreidolf eigens für sie schuf, eine Welt, die die unsere ist, aber durch das Auge







Aus: Die Wiesenzwerge von E. Kreidolf. Verlag H. und F. Schaffstein, Köln.





Aus: Der Buntscheck von Richard Dehmel, illustriert von Freyhold. Verlag H. u. F. Schaffstein, Köln.

des Kindes gesehen wird, wo alles Steife lustig wird und lebt, alle Blumen flüstern und der Himmel wie ein unendlicher Dom ist, unter dessen blauer Wölbung all diese lustigen, auch schreckhaften Dinge vor sich gehen. Denn Kreidolf zeigt auch das Schreckhafte, das das Kind liebt, das manchmal beängstigend wirkt, wie ein Spuk. Es ist merkwürdig, daß noch kein Fabrikant darauf gekommen ist, diese Kindertypen nachzuschaffen oder sich von Kreidolf neue Puppentypen zeichnen zu lassen, um damit die Monotonie dieser schon ans Fratzenhafte grenzenden üblichen Puppengesichter endlich zu beseitigen.

Kreidolfs Sensibilität liebt die Andeutung. Wohl gibt er ganze Bilder voll zarter Harmonie, voll Grazie und innerem Leben. Das Vorsetzblatt zu den „Schlafenden Bäumen" gibt solche Phantastik. Vor braunem Grunde grüne Tannen; schwarze Eulen sitzen in den Zweigen, Eichhörnchen jagen durch den Tann. Das ist erlebt, das ist einheitliche Schöpfung. Und die vielverspottete Phantasiekunst der Deutschen, ja sogar das Gemütvolle feiert hier seine Auferstehung.

Dann liebt es Kreidolf, sich in Andeutungen zu ergehen. Er wird da Impressionist. In Linie und Farbe ein unaufhörliches Auf und Ab. In der Farbe immer kräftig, in der Linie fest. Und doch voll Beweglichkeit. Bunt, und doch dekorativ. Ein neuer Versuch, neben dem Bildhaften etwas zu schaffen, das den Text wie ein dekorativer Rahmen erfaßt. Wie fein weiß Kreidolf in den *„Blumenmärchen"* die Pflanzenwelt zu beleben. Das tanzt lustig alles durcheinander, wird umhergewirbelt, und das Kind blickt in eine fremde Welt staunenden Auges hinein. Trotz aller feinen und eingehenden Charakteristik bleibt dennoch die für das Verständnis des Kindes notwendige, einfache Linie gewahrt.

Ebenso zeichnen sich die *„Schätzchen für Kinder"* durch jenes liebevolle Eingehen auf das Empfinden des Kindes aus, das für den Künstler die einzige Gewähr für ein Gelingen ist. Wie die Kinderschar in „Am Bache" über die Brücke neugierig hinüberschiebt, wie die Fischlein im Wasser schwimmen (das eine Kind sieht im Vorbeigehen noch schnell einmal hin), wie die Mücken tanzen, während der alte Mann unterm Strauch sitzt und bedächtig angelt, das ist nicht bloß eine flinke Illustration des Sprüchleins, das ist ein Nachschaffen, ein Erleben, und stilistisch zeigt Kreidolf hier überraschend seine schweizerische Note, indem er Realistik und Phantastik so lebendig vereint. Diese Phantastik ist bei Kreidolf so natürlich, daß das Lebendige, Menschliche nur als Weiterbildung erscheint. So behalten die Blumen vollkommen ihren Charakter; aber gerade ihre natürliche Existenz, dieses Leichte, Blumenhafte, wird als Ausgangspunkt genommen, um ihnen ein höheres Leben zuzueignen, das in seiner einfachen Natürlichkeit gar nicht als fremd erscheint. All die Phantastik, die Kreidolf künstlerisch mit einer an die Freiheit der Japaner erinnernden Zartheit gibt, bleibt durchaus auf der Erde, und so meinen wir nicht der Phantasie eines Einzelnen zu folgen; wir meinen einen Blick in das wahrere Eigenleben dieser Blumen und Tiere zu tun, zu denen der Künstler uns führt.

Durchaus einheitlich sind auch die *„Wiesenzwerge"*. Sie enthüllen ein fremdes Leben mit verblüffender Eindrucksmacht. Wir sehen die „Fahrt zur Hochzeit", den phantastischen „Kampf", das festliche „Essen", den „Heimritt". Wir sehen es nicht; wir erleben es. Das ist gerade, was das Kind will; dieses intime Leben einer verschlossenen, heimlichen Welt. Auch der Erwachsene wird hier gefesselt. Eine reiche, in ihrer Treffsicherheit und Tiefe an Schwind erinnernde Phantasie zaubert aus dem Unsichtbaren das Sichtbare, und es ist geradezu erstaunlich, wie Kreidolf das, was er nie hat sehen können, so sicher und realistisch hinstellt, daß wir nicht zweifeln, sondern glauben.

Auch die *„schlafenden Bäume"* haben diese Lebenskraft und Einheitlichkeit. Hier hat Kreidolf aus der vertieften Naturbetrachtung, Naturempfindung etwas Neues herausgeholt, das so nicht vorhanden war. Eine bildnerische Phantasie von stärkster, elementarer Kraft; ein Künstler von feinster Sensibilität.

Mit den *„Alten Kinderreimen"* kommt Kreidolf wieder zu einfachen, kindlicheren Wirkungen.

Wenn wir manchmal den Stil des Dekorativen als zu weit getrieben finden und meinen, das Karikaturistische sei gestreift, so mögen wir daran denken, daß in Kreidolf jene reiche Phantasie noch andere Werke wirkt. Seine

Art trägt das Gesetz selbst in sich, da er aus dem Ganzen heraus schöpferisch wird. Er streift das Gebiet der großen, dekorativen Kunst, das den Schweizern eigentümlich ist, den Hodler und Buri. Seine Naturstimmungen in diesem großen Sinne rechnen dann auf den Erwachsenen. Und es scheint, daß wir hier noch viel von ihm erwarten können. Auf dem Gebiet des Kinderbuchs gibt es auch kein Schema; hier ist für viele Individualitäten Platz. Wenn man früher zumeist die intime Stimmung betonte, die über dem Ganzen liegt, so muß man bei Kreidolf sagen, daß seine Intimität, sein Mitfühlen eingeht in das Einzelne, das er belebt, das er erschafft. Und so haben wir hier am Ende der Entwickelung einen Künstler, der dem gleich ist, dem wir am Anfang begegnen und den wir als den reichsten ansehen müssen: Moritz von Schwind. Zwischen beiden liegt die ganze Entwickelung. Beide reichen sich über die Entwickelung hin die Hände.

Mit zu der künstlerischen Vollendung des Kreidolfschen Werkes, in dem eigentlich nur der „Fitzebutze“, mit seiner etwas Unharmonischen, zerpflückten Wirkung, dem unkindlichen, der an die Torheiten alberner Mütter erinnernden Kindersprache eine Abirrung bedeutet, trägt wesentlich die Tatsache bei, daß Kreidolf eigentlich Lithograph war. Er kommt vom Handwerk. Und darum weiß er seinen Bildern so sichere Erscheinung zu geben und der Druck kann ihm nichts nehmen, nichts geben. Auch das ist eine Lehre, die zu beherzigen ist.

Der zweite Künstler dieses Verlages ist *Hofer*. Er ist einfacher, nicht so reich, wie Kreidolf. Das Quellende, Neuschöpferische fehlt. Hofer ist bewußter. Die Fülle fehlt hier. Und Hofer streift darum auch noch näher die Karikatur. Aber auch hier spüren wir noch eine neue Welt, die dem Kinde reiche Ernten geben kann. In diesem Stil erscheint alles flächig, gradlinig, eckig, primitiv. Und primitiv, wie die Linien, sind auch die Farben. Gerade das lebendige des Kreidolfschen Wesens, das etwas Primäres ist, fehlt. Dies erscheint wie etwas Sekundäres, Abgeleitetes. Und während Kreidolf ein ganzes Empfinden gestaltet, gibt Hofer einen Ausschnitt. Hofersche Bilder sehen manchmal wie Abziehbilder aus. Aber es bleibt auch ihnen jene künstlerische Erscheinung, die über die Materie Herr wird, die durch die Reproduktionstechnik nicht bezwungen wird. Und es ist ihnen jene abkürzende Handschrift eigen, jene Knappheit, wie sie oft alte Kinderreime haben. Er kommt dadurch zu einem Stil, der von dem körperlichen einer Erscheinung nur den Umriß gibt. So wird dem Kind Spielraum gelassen. Es spürt, daß seinem Geist Genüge getan wird. Die Phantasie wird durch den Stil der Darstellungen geweckt, und was dem einzelnen Kinde hier fehlt, ergänzt es in nachschaffender Weise. So ist hier durch den Stil eine Allgemeinkunst erreicht, die allen gerecht werden kann; wie auch die dekorativen Gemälde Hofers mit ihrer dämmernden Grauheit, aus der schimmernd eine besonders aparte Farbe herausleuchtet, einem allgemeinen Stil zustreben, der in die Phantasie der Beschauer sich einlebt. Und wenn man bedenkt, daß Hofer in dieser Weise nach den höchsten Zielen eines dekorativen Stils strebt und dennoch für die Kinder, vielleicht gerade um dieser resoluten Einfachheit willen, eine Welt schafft, so wird man zugeben, daß hier ein umfassendes Talent sich offenbart. Ein Talent, das auf den allgemein üblichen Wegen der Naturnachahmung nicht wandelt, das andere Wege sucht, das einem großen Stil in Farbe und Linie zustrebt und gerade in diesem Anderssein seine Eigenheit, ja seine Größe zeigt. Kreidolf sieht im kleinen die Fülle, das eigene Leben, und darum gibt er diese Fülle. Hofer sieht das eine, führt es zu einer großen Vereinfachung hinauf und kommt so auf andere Weise zu einem Stil. Was Kreidolf durch Intensität des Eingehens auf die Erscheinungen, durch Einfühlen und Beleben erreicht, das erhöht Hofer aus dem Einzelnen heraus zu einer besonders betonten Erscheinung. Kreidolf beseelt; Hofer gibt große, eindrückliche Form. Was Kreidolf durch Vertiefung erreicht, das erreicht Hofer durch Erhöhung. Kreidolfs Kraft liegt in der Phantasie; Hofers Stärke im Stilistischen. Eines spricht für Hofers Stil: das Kind ist solche Vereinfachung, solche eckigen Bewegungen, solche erstarrten Mienen, die doch Leben zeigen, gewöhnt und zwar vom Kasperletheater her. Es ergänzt hier; es schließt von der äußeren Starrheit auf inneres Wollen. Das ist seine Mitarbeit. Diese puppenartigen, wie an Schnüren

bewegten Gestalten könnten von ihm selbst hingestellt und angetuscht sein. Das Primitive in Linie und Farbe ist zum Stil erhoben, und selbst die ausgeführten Blätter haben nicht das Bildmäßige, wie es Kreidolf liebt, an allen Ecken liebevoll ausgefüllt, sondern das Flächenmäßige, in großen Einzelheiten sich Erschöpfende. Kreidolf will hineinführen in das Bild. Hofer gibt Anschauung.

Als dritter Künstler kommt *Freyhold* in Betracht. Es ist eine selige, ruhige Stimmung in seinen Bildern. Manchmal denkt man an Böcklin, so umschlossen und groß und friedlich erscheint er. Dann wieder sieht es aus, als hätte er die modernen Franzosen gesehen, die dekorativ Primitiven, vor allem Maurice Denis. Etwas Leichtes, Aufgelöstes, Flächiges, dem man aber den Ursprung aus dem Malerischen anmerkt, ist ihm eigen. Gegen Hofer ist er einfach und natürlich. Er ist weich. Er ist lyrisch.

Von *E. R. Weiß* unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht von der Graphik, sondern von der Malerei kommt; er hat dieselbe Farbigkeit, aber die Linien sind lockerer, alles schließt sich loser zusammen. Von Kreidolf unterscheidet ihn, daß er die Vertiefung ins Phantastische vermeidet. Man fühlt nicht bei ihm, wie reich ist dieser Künstler, wie eigen formt er das innere Leben, sondern, wie natürlich und friedlich schaut er die Welt. Er bleibt auf ihr, er sieht nicht dunkle Wege. Er zwingt auch nicht, wie Hofer, das Sein zu gewaltsamem Stil. Er bleibt ein zartes Temperament, dessen Sanftheit sich einprägt. Er hat dieselben Mittel wie Hofer und Kreidolf; aber er bleibt in seinem friedlichen Kreise und das ist sein Verdienst.

Er schafft keine Welt, wie Kreidolf. Er zeigt nur, wie er die reale Welt sieht. Er zwingt die Dinge nicht zu einem bizarren Stil, wie Hofer. Und doch vereinfacht auch er, nicht so flächig, wie Hofer. Er ist nicht so bewußt, wie Weiß. Er strebt nicht das Graphisch-Geordnete, sondern das Malerisch-Freie an. Das ist Freyhold; auch in sich eine eigene Erscheinung. Man sieht, wie auch im dekorativen Vereinfachen, das wir so gern als Einheitstendenz fassen, viele Möglichkeiten offenstehen. Auch hier sprechen die Persönlichkeiten verschieden, wenn auch der allgemeine Stil der gleiche ist. Ein Fingerzeig, daß man sich hüten soll, überflüssigerweise zu verallgemeinern, was meistens gleichbedeutend ist mit: verengern.

Noch stärker findet die Überleitung ins Wirkliche bei *E. R. Weiß* statt. Er hat in der Gestaltung ähnlichen Rhythmus wie Freyhold. Er hat sich in der dekorativen Umwertung der Wirklichkeit zu bewußter Straffheit und Energie erzogen. Aber bei ihm schimmern die Umrisse des Realen noch deutlicher hindurch. Weiß ist nicht so bizarr. Er ist bewußter. Er ist nicht in dem Sinn gestaltender Künstler, er ist ein Lernender. Er weiß, was und warum er es so macht. Darum befindet man sich bei ihm auf einem ganz anderen Boden. Weiß beherrscht die moderne Graphik; er ist zugleich den phantastischen Regungen einer freien Schöpfung zugänglich; in Farbe und Linie übt er Selbstzucht aus und er rettet so die Farbe und Linie eines Hofer in die wirkliche Darstellung hinüber. Er ist so freudig und klar wie Freyhold. Aber er ist bewußter. Man denkt an alte Holzschnitte. Und darum hat er die Vorzüge des frei, künstlerisch Schaffenden, zugleich aber gehorcht er der Gebundenheit der Technik, der Gebundenheit des Zwecks. So wird er, der die frischen Farben, die eigenwilligen Linien hat (wobei er doch überall die tüchtige Arbeit vor der Natur, das wirklich graphische Können hindurchblicken läßt), der beides zu einer geschlossenen Einheit bringt, fähig sein, die Illustration im alten Sinne zur Dekoration im neuen Stil umzubilden und zugleich dem Inhaltlichen sein Recht zu lassen. Er, der mit Bewußtheit dem Zweck folgt, wird auch hier herausfinden, was das Kind und was der Erwachsene liebt. Wenn wir oben Hofer lobten, so liegt in Weiß schon eine Kritik, und neue Wege der Entwicklung bahnen sich an. Die Fülle der Natur und das Innere eines Kreidolf besitzt Weiß nicht. Das ist ein Zeichen, wie allein Kreidolf steht; dagegen ist der Stil eines Hofer, eines Freyhold ausbildungsfähig. Weiß zieht in ganz anderer Weise die Natur in die Darstellung ein. Er arbeitet sie in ganz anderer Weise durch. Er streift in der Tat das Allzuviele ab. Aber nicht, um einem bizarren Stil sklavisch zu folgen, wie Hofer. Sondern Weiß erhöht die Wirklichkeit tatsächlich. Er stört dadurch nicht das Kind.





Zum Geburtstag.

Liebe Mutter! ich kann dir garnichts schenken,
blos mein kleines Herz und alle meine Küsse,
und — eins, zwei, drei, vier, fünf Haselnüsse,
dabei kannst du dir
was Wunderschönes denken.

Du kannst dir denken, jede Nuß
hat ein kleines Herz, noch kleiner als das meine;

lief sie auf dich zu und gab dir einen Kuß,
einen wundervollen, herzhaften Geburtstagskuß!

17

Aus: Fitzebutze von R. Dehmel, illustriert von E. Kreidolf. Verlag H. und F. Schaffstein, Köln



Er gibt die Dinge, die es sehen will. Aber in einer Form, die vergrößert sich dem Kinde zeigt und so die große Anschauung gibt, ohne die Linie des Realen zu stören. Darum liegt die Art eines Weiß auf der Linie Hofer. Auch er strebt zur Vereinfachung, aber zu einer Vereinfachung, die die Natur nicht aus persönlichem Willen zu bizarren Erscheinungen zwingt. Es ist etwas Größeres, Reiferes in Weiß. Das Krampfartige in Hofer löst er. Er gibt die Schönheit, die Größe der Natur in großer Form. Und indem er die Technik, wie den Zweck bedenkt, merkt man die Erziehung, die Weiß durch die Beschäftigung mit dem Problemen der modernen Graphik sich hat angedeihen lassen. Zugleich ist er durch die Schule des Impressionismus hindurchgegangen und rettet auch die Helligkeit der Farben, das Lichte, Luftige, in sein Werk hinüber. Bei ihm ist alles bedacht, und das Ganze bleibt, trotz des Bildcharakters, eine graphische Schöpfung.

Ein Bilderbuch im ganzen hat Weiß noch nicht geschaffen. Nur einzelne Blätter. Vielleicht fehlt es ihm dazu an Reichtum der Phantasie. Er hat etwas von der handwerklichen Art der Alten. Sein Können hat sich auf anderes geworfen und da ist er neuartig: auf die Ausstattung des Buches, den Umschlag, das Vorsatzpapier; und der Verlag Schaffstein hat eine reiche Anzahl solcher Bücher, die das buchkünstlerische Wollen von E. R. Weiß auch auf diesem Gebiet markant zeigen. Das kennzeichnet Weiß. Hofer ist eigenwilliger. Weiß ist praktischer. Er ist das anpassungsfähige Talent.



Festkarten und Besuchskarten.

Von

Dr. Heinrich Pudor in Leipzig.

Im Berliner „Kaufhaus des Westens“ findet jetzt eine sehr reichhaltige Ausstellung künstlerischer Festkarten und Besuchskarten statt, die auch historisch viel des Interessanten bietet. In positiver Hinsicht läßt sie klar erkennen, daß der Farbenholzschnitt für diese typographischen Arbeiten, und zwar von der Einsteckkarte, Klappkarte, Hebezugkarte (auf diesem Gebiete wurde um 1800—1820 sehr Erfreuliches geleistet), Tischkarte, Tanzkarte, Gratulationskarte bis zur Festkarte das geeignete Reproduktionsverfahren ist, dessen Pflege wir uns heute mehr als üblich hingeben sollten, während für Gedenkblätter und Besuchskarten der einfache künstlerische Satz am geeignetsten ist. In negativer Hinsicht aber zeigte die Ausstellung durchgehends, daß der häufigste und gröbste Fehler darin liegt, daß ein Zuviel gegeben wird, daß das Blatt überfüllt wird mit Details, entweder mit rein ornamentalen Details oder mit feuilletonistischen, erzählenden Details: hieran kranken z. B. besonders die Berliner Künstlerkarten 1860—1880, während man im Anfang des Jahrhunderts dafür, daß Einfachheit an und für sich schon Stil bedeutet, ein feineres Gefühl hatte (vergleiche z. B. die famose Karte „Joh. Andr. Boerner wünscht Glück zum Jahre 1807“ darstellend, wie Herr Boerner, die Türe in der Hand, hereintritt). Diesen feuilletonistischen Zug, ins Scherzhafte und Ulkmäßige übertrieben, zeigen dann besonders die Münchener Karten, die auch aus diesem Grunde, daß sie zu stark auftragen, unfein wirken.

Wie könnte aber unser Volk ästhetisch und zwar buchdruck-ästhetisch und typographisch-ästhetisch herangebildet werden, wenn wir die Einladungskarten aller Art, die Glückwunschkarten aller Art, die Tischkarten, Tanzkarten, Menukarten bis zu den Besuchskarten wirklich einfach und geschmackvoll, also auch gediegen und gut in Material und Arbeit herstellen lassen würden und auf den oberflächlichen, gesinnungslosen Effekt etwas weniger sehen, dafür aber mehr Eigenes, Charaktervolles, Persönliches

hineinarbeiten lassen würden! Wenn wir das „Feine“ weniger in dem Kostbaren als in dem Charaktervollen und dabei Gediegenen sehen und das „Chike“ und „Patente“ ausscheiden würden! Die Speisenkarten der kaiserlichen Tafel nach Entwürfen Doeplers d. J., ausgeführt in der Reichsdruckerei, sind mit ihrem fingerbreiten Goldrand protzig fein, aber nicht wirklich aristokratisch fein — sie sind sogar in Satz und Schrift durchaus altmodisch, antiquiert und dazu spießbürgerlich nüchtern. Kostbar, fast protzig, und doch wirklich fein und gediegen ist dagegen die von Poeschel & Trepte ausgeführte Glückwunschkarte der Mitglieder des psychologischen Institutes in Behrens-Schrift.

Zu den Gedenkblättern gehört auch die bayrische „Bauernkirta“ (z. B. für Jubiläen), deren man in der genannten Ausstellung eine große Reihe sehr vorzüglicher sieht, in erster Linie von O. Blümel, der auch in persönlichen Neujahrskarten sehr viel Gutes bietet, dann von J. Taschner, R. Schiestl, J. Reiter, Paul Junghans. Diese Karten sind volkstümlich nicht nur in Entwurf und Darstellung, sondern auch in der technischen Wiedergabe, die sich meist des Farbenholzschnittes bedient. Was Festkarten im übrigen betrifft, so bietet München Vorzügliches, im Stil volkstümlich, in der Reproduktion auf der Höhe. Ein prächtiges Blatt z. B. ist A. Janks Festkarte zur 100. Jahresfeier der Akademie, Kellerfest 12. Mai 1909. Kunstwerke in höherem Sinne sind ferner O. Blümels Festkarten des akademischen Gesangvereins München, Stiftungsfest, Ausflug nach Landshut 1907 und Frühlingskneipe 1907; auf ersterer sehen wir die Stadt Landshut als Kopfleiste, in der Mitte einen übermächtig hohen Kirchturm, auf letzterer kneipende Studenten in einer Rosenlaube, über die Maibäume ihre Wimpel flattern lassen.

Im Gegensatz zu diesem episch-lyrischen Stil zeigt episch-dramatischen Stil die großartige Festkarte Max Klingers zu einer Menzelfeier — in dieser Richtung, also der der Griffelkunst, gehen die Strahlen des Klingerschen Genies, nicht in der der Ölmalerei und weniger auch in der der Plastik.

Für die so notwendige Reform der Glückwunschkarten bieten gute nachahmenswerte Beispiele die Karten Ehmckes, Cissarz, O. Blümels und J. Taschners. Ein Kunstwerk ganz für sich ist die Geburtsanzeige „Iris“ von Frau Heinze, die auch an inniger Empfindung in der Darstellung — zum Teil zwar etwas schwermütig — ihres Gleichen sucht.

Wir kommen nun zu den Besuchskarten, über die wir uns etwas ausführlicher auslassen müssen. Vor kurzem erschien in einem Stuttgarter Verlage aus der Feder des Prof. Dr. Pazaurek, jetzigen Direktors des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, ein reichillustriertes und trefflich ausgestattetes Buch „Biedermeierwünsche“, welches eine große Reihe von Beispielen künstlerischer Besuchskarten aus der deutschen Empire- und Biedermeierzeit vor Augen führte.[1] Das Buch war gedacht als eine Anregung für unsere Zeit, die Besuchskarten weniger schematisch zu behandeln, ihnen vielmehr ein künstlerisches Gesicht zu geben, dadurch, daß von Künstlerhand Entwürfe mit figürlichen und ornamentalen Details, Bezug nehmend auf die Personen und Lebensumstände des Betreffenden, entworfen werden. So im allgemeinen war diese Anregung zweifellos eine dankenswerte und würde, eine große Verbreitung des Buches vorausgesetzt, auf fruchtbaren Boden gefallen sein, wenngleich man sich sagen mußte, daß eine diese Biedermeierkarten nachahmende Gestaltung unserer Besuchskarte unzeitgemäß und deplaziert sein würde.

Von ähnlichen Erwägungen ging wohl nun auch das Preisausschreiben der Leipziger Kgl. Akademie für graphische Künste aus, dessen Ergebnis nunmehr vorliegt. Auch hier sollte die Biedermeierkarte das Vorbild abgeben, und nach den preisgekrönten Entwürfen zu urteilen, haben sich die entwerfenden Künstler, mehr als wünschenswert war, an die Vorbilder der deutschen Empire- und Biedermeierzeit angelehnt. Und wenn man sich diese preisgekrönten Entwürfe ansieht, kann man auf den Gedanken kommen, daß die Preisrichter diejenigen Entwürfe bevorzugt haben, welche eine nähere Anlehnung an die Vorbilder des Biedermeierstiles zeigen, und in der Tat hat sich einer der Preisrichter in dem „Archiv für Buchgewerbe“ eben dahin ausgesprochen und damit zugleich das Urteil des Preisgerichtes als ein aus irrigen Gesichtspunkten heraus erfolgtes hingestellt.

[1] Siehe Heft 1 der Zeitschrift für Bücherfr. 1909/10.

Herr Dr. Erich Willrich, Direktor des Leipziger Buchgewerbemuseums, schreibt nämlich im „Archiv für Buchgewerbe“, Juni 1908: „Ein klarer Antiquasatz, ein Satz aus schöner Fraktur, aus der Behrens-Type oder Kursiv, um vom Modernen das beste zu nennen, auf gutem Papier, alles in den Verhältnissen gut abgewogen, wird eine tadellose Besuchskarte geben. Ich für mein Teil wäre vollständig damit zufrieden. Will man mehr, so mag man sich das Ganze von einem Schreibkünstler schreiben lassen, das heißt natürlich zur Vervielfältigung. Dieser schön geschriebenen Karte, die den Schmuck in sich selber trägt, wird sicherlich die nächste Zukunft gehören“. — Vogeler hat zwei erste Preise und noch dazu einen weiteren erhalten. Nun höre man, wie der erste Preisrichter, der genannte Herr Direktor Willrich selbst darüber urteilt: „Ich glaube nicht, daß irgend einer der Preisrichter ihm die Preise so recht aus vollem Herzen gegeben hat. Ich jedenfalls nur mit sehr gemischten Gefühlen. Denn was ist seine Karte für die Prinzessin Johann Georg schließlich anders als ein kleines Bild, eine freie Radierung, eine Landschaft mit einer Figur, die an einen Hügel gelehnt ist. Im Grunde genommen doch die Karte von 1800 und so und so viel modernisiertes Biedermeiertum, biedermeiertümelnde Moderne usw.“ Diese Ausführungen sprechen wohl für sich selber und gegen das Preisrichterkollegium. . . . .

In der Tat hätte es doch eigentlich darauf ankommen müssen, uns eine zweckmäßige, künstlerisch moderne Besuchskarte zu schaffen. Die Anregung des Biedermeierstiles hätte nur eine ganz allgemeine sein dürfen und man hätte es vermeiden müssen, aus dem Charakter der Biedermeierzeit heraus zu schaffen, welche doch von der unsrigen recht wesentlich verschieden ist. Aber der wichtige Grundsatz des praktischen Gebrauchszweckes wurde außer acht gelassen, denn die meisten dieser preisgekrönten Besuchskarten sind für den in Aussicht genommenen Zweck durchaus nicht geeignet. Man wird doch nicht etwa glauben wollen, daß der Oberforstrat Adolf von Stein bei seinem Besuche diese preisgekrönte Karte abgeben wird, auf welcher vor einem mit Blumen und Ranken ornamentierten Hintergrund ein Hirsch von einem Hunde verfolgt dahinspringt. Wir haben hier wieder die sattsam bekrittelte Salon- und Glasschrankkunst vor uns — eine „angewandte Kunst“, die man nicht anwenden kann. Es liegt im Wesen der Besuchskarte, daß dieselbe so einfach und schlicht als möglich ausgestattet wird, und keinem Menschen von Geschmack und Bildung wird es einfallen, bei seinem Besuche ein kleines Gemälde zum Zwecke der Rekognoszierung seiner Person dem Dienstboten zu übergeben.

Wo blieb denn nun eigentlich die moderne Buchkunst bei diesem Preisausschreiben für künstlerische Besuchskarten? Nach den modernkünstlerischen typographischen Grundsätzen hätten die Besuchskarten entworfen und preisgekrönt werden und der typographische Gesichtspunkt von vornherein in dem Preisausschreiben an erster Stelle betont werden müssen. Eine gut gesetzte Schrift, gewählt nach dem Empfinden und Geschmack des Besitzers und mit einer passenden Umrahmung versehen, in geeignetem Format und auf einem eigenartigen Karton, mehr war nicht nötig, und dies wäre gerade genug gewesen, um moderne typographische Kunst zu zeigen. Aber die wenigsten der preisgekrönten Besuchskarten befriedigen nach eben dieser Richtung hin. Zwei erste Preise erhielt Heinrich Vogeler, Worpswede; einen ersten Preis Hans Volkert, München; einen zweiten Preis Prof. Paul Naumann, Dresden, Karl Kroll, München, Walter Conz, Karlsruhe; einen dritten Preis Bernhard Lorenz in Leipzig, Walter Matthes, Leipzig, Rudolf Koch, Offenbach a. M. (diese drei letztgenannten sind im engeren Sinne typographische Entwürfe und befriedigen verhältnismäßig noch am meisten, erfüllen auch am ersten den Gebrauchszweck), ferner Hans Kurth, Berlin, K. Hollek-Weithmann, Großlichterfelde; einen vierten Preis Ernst Aufsesser in München, Käte Röhler in Leipzig, Heinrich Vogeler in Worpswede und Karl Lange in Dresden.

Zu dem Preisausschreiben selbst ist in typographischer Beziehung zu bemerken, daß der Schriftsatz desselben in ganz ungewöhnlicher Weise die Frakturschrift unmittelbar unter Antiqua verwendet zeigte. Es ist in der Fachpresse viel darüber geschrieben worden; man hat sich zum Teil energisch dagegen gewehrt, zum Teil hat man die Sache beschönigt. Nun ist zu sagen, daß nach dem heutigen Stande der typographischen Kunst, und dieser Stand

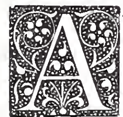
ist schwer genug erkämpft worden, die gleichzeitige Verwendung von Fraktur und Antiqua unter allen Umständen zu verwerfen ist, weil hier nicht nur verschiedene Stile, sondern man kann sagen verschiedene Zeitalter in Widerstreit liegen und eine absolute Disharmonie erzielt wird.[1] Und weiter muß man sagen, daß man, wenn so etwas am grünen Holze geschieht, sich allerdings nicht wundern kann, wenn in den Druckereien gegen die Stilgesetze so häufig und in so unverantwortlicher Weise verstoßen wird. Es sind übrigens in der Ausstellung neben den preisgekrönten Entwürfen auch eine ganze Anzahl sonstiger eingelaufener Entwürfe zur Schau gestellt, unter denen sich solche bedeutender Künstler, wie Hans von Volkmann, Rose Heinecke, Marcus Behmer, Fidus u. a. befinden. Vereinzelt sind auch Entwürfe in der oben von uns vertretenen Richtung zu sehen, wie diejenigen von Rud. Koch, Offenbach. Ein Künstler namens Kertz legt mit Recht den Nachdruck auf echtes Material (echt Japan-Papier, Pergament, Seide) im Sinne des Materialstiles, ohne aber von seiner Seite schon Befriedigendes zu bieten. Als besonders originell dürfen die Karten „Lisl Stein" von Käte Franck und „Dr. Leo Gans" von Wilh. Semel, Leipzig angesprochen werden. Bei der weitaus größten Zahl der Entwürfe handelt es sich um Liebhaberkarten, die im günstigsten Falle die betreffenden Künstler selbst für ihre persönlichen Zwecke gelegentlich in Benutzung nehmen könnten. Das Versäumte soll jedenfalls nachgeholt werden.



Ein ungedruckter Brief von Clemens Brentano.

Mitgeteilt von

Otto E. Richter-Welka in Dresden.

us dem Nachlaß meines Urgroßvaters, des Dr. I. C. B. Mohr, ist mir ein schöner Brief überkommen, den Clemens Brentano vor 100 Jahren an den Verleger Joh. Georg Zimmer, den Gesellschafter meines Urahnen, schrieb. Dieses noch unbekannte Dokument liegt jener Zeit nahe (1808), als „des Knaben Wunderhorn" durch seinen zweiten und dritten Band abgeschlossen worden war und die Literaturwelt begann, neben den Namen Arnim und Brentano auch die Namen ihrer Verleger Mohr und Zimmer dankbar zu nennen.

Das Mohrsche Verlagshaus war zu dieser Zeit ein Mittelpunkt der Heidelberger Geisteswelt. Was der romantische Ort, was die gelehrte Stadt an bedeutenden Männern beherbergte, fand sich in diesem Hause zu planvoller Besprechung oder zu geselligem Beisammensein ein. Dichter, Philosophen, Historiker, Theologen gingen ein und aus, und so treffen wir dort Arnim, Brentano, Görres, auch zuweilen die Gebrüder Schlegel, Tieck, Jean Paul und neben ihnen Creuzer, Daub, Heyse, Schlosser, Thibaut, de Wette und andere.

Mohr selbst widmete sich hauptsächlich der wissenschaftlichen Richtung des Verlages und den Interessen der Universität, während Zimmer mehr das Gebiet der literarisch-dichterischen Produktion übernahm. Zimmer, der später Theologe wurde, war ein Müllerssohn aus Homburg vor der Höhe. Nach seinen buchhändlerischen Lehr- und Wanderjahren in Frankfurt, Göttingen und Hamburg war er schließlich im Jahre 1803 als 26jähriger in Heidelberg gelandet und dort in die Filiale des ihm schon von Hamburg und Frankfurt wohlbekannten Mohr als Teilhaber eingetreten.

Dieser Zimmer war den jungen Heidelberger Dichtersleuten ein kongenialer Kopf, der es vortrefflich verstand, auf ihre Arbeiten und Pläne einzugehen und sie mit seinem guten Geschmack und seinem reifen Urteil zu fördern.

Die Leseabende in seinem Hause, sein gastlicher Tisch und nicht zuletzt seine hilfsbereite Hand in schweren Zeiten trugen ihm bald Liebe und Verehrung zu. Besonders hatte sich zwischen Zimmer und Brentano ein freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Brentano kam zu ihm, wann er wollte, las vor, diskutierte, sang zur Guitarre, trieb Schabernack oder griff wohl auch mit zu und machte Schreibarbeiten, um sich durchzuschlagen. War er aber fern von Zimmer auf Reisen, so schickte er lange Briefe nach Heidelberg, in denen er vor dem Freunde in buntem Durcheinander alles das ausschüttete, was er in Kopf und Herz mit sich herumtrug.

Diesmal schreibt Brentano aus Berlin.

Auf seinem Wege von Heidelberg dorthin hat er verschiedene Male den Postwagen gewechselt, um hier und dort vorzusprechen. In Landshut

[1] Vgl. dagegen F. H. Ehmcke in Heft 8 dieser Zeitschrift, Seite 264. (Die Redaktion.)

ist er bei seinem Schwager, dem Rechtsgelehrten Carl Friedrich von Savigny, zu Gast gewesen und in Jena hat er am 8. August 1809 Goethe besucht. Überall wird er freudig aufgenommen wie kaum ein andrer; doch wer hätte ihn wohl herzlicher empfangen als Goethe, der Jugendfreund seiner Mutter, der geliebten Maxe. Als Brentano unerwartet eintritt, ist man gerade bei Tisch, aber Clemens muß sich mit hinzusetzen und erzählen, erhält ein Glas Wein und der alte Herr macht ihm eigenhändig einen Imbiß zurecht.[1]

Brentano war ja bereits durch manche seiner Arbeiten mit Goethe in Berührung gekommen. Sein Erstlingswerk „Satiren und poetische Spiele“, eine geschickte Parodie des „Gustav Wasa“ von Kotzebue, wurde in Weimar recht willkommen geheißen, sein „Ponce de Leon“ war durch Goethes Hand gegangen und nun zuletzt noch hatte er mit Arnim Seiner Exzellenz dem Geheimrat von Goethe das „Wunderhorn“ gewidmet.

Nun gab es wieder viel Neues zu fragen und zu berichten. Goethe berührt teilnehmend die eingegangene Einsiedlerzeitung, die ebenfalls bei Mohr und Zimmer (1808) erschienen war und zu der er selbst neben Brentano, Arnim, Hölderlin und andern beigetragen hatte, spricht auch lobend von Arnims „Wintergarten“ und läßt den jungen Freund am Ende nicht von sich gehen, ohne ihn für alle seine Bestrebungen kräftig zu ermuntern.

Erfüllt von solchen mannigfachen und erhebenden Eindrücken landet Brentano endlich am 18. September 1809 in Berlin, bei dem Freunde seines Lebens: Arnim. Auch hier gibt es wieder große Tage für ihn.

In unserm Briefe hören wir den Nachklang von langen Diskussionen, die sie mit Georg Reimer, dem Besitzer der Realschulbuchhandlung, und mit dem Verleger Julius Hitzig geführt haben. Gewöhnlich war es Brentanos Art, die ihm mißfallenden Gespräche durch irgend eine groteske Bemerkung abzuschneiden, wenn er es überhaupt so weit kommen ließ, denn gewöhnlich — so schreibt einmal Chamisso — „kam vor seinem Wort und Witzstrom keiner zu Wort und nichts zur Sprache“.

Abends hocken die beiden zusammen wie im „Faulen Pelz“ in Heidelberg und besprechen die Neuerscheinungen der Literatur. Jene listigen Geschosse, welche die Voßklique nach ihnen schleuderte, waren ihnen natürlich besonders interessant. Jens Baggesen, der, wie Georg v. Reinbeck zu Voß hielt, hatte eben den „Karfunkel oder Kling-Klingel-Almanach“ mit dem Untertitel „Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker“ herausgegeben. Von Arnim aber war im gleichen Jahre (1809) die Satire „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ erschienen. Nannte sich nun Baggesen in seinem Almanach „Darnwaller“, so wurde er von Arnim in der Gräfin unter dem Namen „Waller“ arg mitgenommen.

Die heitere Geselligkeit des Freundes tat Brentano gerade jetzt besonders wohl. Die vergangenen Monate hatten ihm viel Sorge gebracht. Seine zweite Ehe war geschieden worden.

Vier Frauengestalten sollten ja für Brentano von entscheidendem Einfluß sein und ihm die Jahreszeiten seines Lebens bringen. Die sonnigen Frühlingstage mit Sophie Mereau hatten seine dichterischen Kräfte zum aufblühen gebracht. Diese Tage waren längst vorüber. Hulda, das Kind aus der ersten Ehe Sophiens mit dem Professor Mereau, war ihm geblieben und seine Adoptivtochter geworden. Der hilfsbereite Zimmer hatte sie fürsorglich bei seiner Freundin, der Jugenderzieherin Caroline Rudolphi untergebracht. Und nun waren auch die schwülen Sommertage voll sinnlicher Verworrenheit mit Auguste Busmann, der Nichte des Bankiers Bethmann in Frankfurt, an ihm vorübergezogen. Es war noch nicht lange her, daß Brentano sich durch Flucht von ihr getrennt hatte und die Scheidung ausgesprochen worden war. Aber nun wußte er sich wieder frei. Eine unfruchtbare Periode lag hinter ihm, und elastisch konnte er nun wieder an neue Arbeiten herantreten. Schon war seine Nacherzählung von Jörg Wickrams „Goldfaden“ (1809) bei Mohr und Zimmer erschienen, ähnliche Neuerscheinungen will er folgen lassen. Eine Sammlung von Kindermärchen beschäftigt ihn und vor allem arbeitet er rüstig an den „Romanzen vom Rosenkranz“ weiter. Die Romanzen bilden in dieser Zeit den eigentlichen Schwerpunkt seines dichterischen Schaffens. Abgeschieden und heimlich arbeitet er an ihnen und nur guten Freunden, wie z. B. dem Philosophen Schubert und Heinrich Steffens liest er sie in weihevollen Stunden vor. Brentano setzte große Hoffnungen auf dieses Werk, und es war ihm daran gelegen, demselben eine würdige, geistesverwandte Ausstattung zu geben. So trat er in Beziehungen zu dem Hamburger Maler Philipp Otto Runge, um von diesem Randzeichnungen, ähnlich denen Dürers im Münchner Gebetbuch, für die Romanzen entwerfen zu lassen.

Trotz dieser Fülle eigener Arbeiten, die er vor Zimmer ausbreitet, vergißt er auch diesmal den Freund Arnim nicht und so hören wir, wie er eingehend und energisch für dessen Trauerspiel „Halle und Jerusalem“ wirbt.

Seinen eigenen Arbeiten aber sollte es nicht so glücklich ergehen wie diesem Arnimschen Stück, das auf seine Fürsprache hin bald darauf bei Zimmer erschien. Die Veröffentlichung seiner Romanzen erlebte er niemals, Runge starb bald darauf und er selbst verfiel nach diesem Wiederaufleben bald mehr und mehr der Krankheit seiner

[1] Die auf Goethe bezügliche Stelle des Briefes steht bereits bei Biedermann, Goethes Gespräche VIII, 308; vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft XIV, 333.

Seele, die ihm jede Kraft nahm, sein schönstes Werk zu vollenden. Seine Märchen aber erschienen erst kurze Zeit nach seinem Tode bei einem fremden Verleger. In dem letzten Brief an den Pastor Zimmer, den er am 11. März 1840 aus München schrieb, erwähnte er sie noch einmal. Er teilt dort seinem alten Freunde, der sie für seinen zweiten Sohn erwerben wollte, mit, daß sie zur Herausgabe bereits vergeben seien. An ihn gewendet aber heißt es dort weiter: „Ihr Andenken ist mir immer lieb und teuer. Ein Buchhändler wie Sie es waren, ist so ehrwürdig, wie eine unschuldige Magd im Wirtshaus. Gott lohne Ihnen in Ihren Kindern, er mache alle seine Gnade an Ihnen voll. .... Adieu, liebste Seele. Ihr Clemens Brentano."

Wer die Tragödie des Künstlers und Menschen Brentano von Herzen verstanden hat, dem wird gerade dieser nun folgende Brief, der noch vom hohen Liede seiner Kunst und seines Lebens das Echo trägt, innig berühren. Noch hält er mit aus im Chore seiner lebensstarken Freunde, die ihm helfen sollen, über dem frohen Ruf des Lebens den schwermütigen Sang des Erlebens zu vergessen, und noch einmal ist es ihm, als könnte er wieder an den hellen Klang der festlichen Welt glauben, bis leise, dann lauter und lauter sein innerster Aufschrei alles übertönt: „Treulieb ist verloren" und er seine letzten Saiten zu den dumpfen Glocken des Ave Maria anstimmt, ehe sie zerreißen.

Berlin den 12. December 1809.

Theuerster Freund!

Ihr Brief vom 15 August ist mir über Landshut endlich hierher gefolgt, wo ich mit Wilhelm Grimm und Arnim biß jezt zusammengewohnt. und recht fröhlich gelebt. Grimm ist seit einigen Tagen wieder nach Cassel. Ich sehe hier Reimer und Hitzig dann und wann, beide ein paar große Verehrer von Ihnen; aber keiner könnte mir auch nur einen Schein von der Liebe und dem Vertrauen einflößen das ich für Sie alter treuer Geliebter in steter Lebendigkeit fühle. Reimer hat sich eine bocksteife philosophische Schwätzerei angewöhnt und ist dabei der tollste Rechthaber, zugleich ist er ein Mensch voll der ungeschicktesten politischen Vaterlandswünschen, und durch das Unterliegen von Oestreich ganz bisarr übellaunig, bei alle dem ein so überstolzer Edelmuthsbuchhändler, daß er es tief unter seiner Würde fühlt, eine Anzeige von irgend einem seiner Werke zu machen, sonst lebt er mit seiner recht liebens würdigen Frau und deren 2 Schwestern gastfrei und wohlthätig, wiewohl sehr einfach und bürgerlich. Er ist ein sehr solider und rechtschaffner Mensch, nur starck eitel, und Staatsgeheimniskrämerisch. Hizzig ist im meisten das Gegentheil, geizzig ins Äußerste, er druckt das meiste ohne Honorar, z. B. Sigurd, seine Almanache. Mögte gern den Prometheus fortsetzen, hat sich an Göthe gewendet, der es ihm abgeschlagen, spricht immer von liberalität, eleganz und Forthelfen der Wissenschaften, und weiß nicht, was er will, als daß es Geld ist, daß ich ihm auch von Herzen wünsche. Merkwürdig ist es, daß hier kein ordentlicher Sortimentshändler ist, der nur ein Drittel ihrer Geschäffte machte. — Gestern Abend habe ich mit Arnim Baggesens KlinkklingelAllmanach durchgesehen, so langweilig, witzlos und recht zum Kotzen giebts nicht viel, besonders da die Niedertracht nicht gespart, diese Esel fechten ein Jahr nachher mit allerlei Feinden, die gar nicht existiren. Ebenso elendiglich steht die lezte Rezension der Reinbekiana in J.[enaischer] L.[iteratur]-Z[eitung].[1] Ich habe keine Freude dabei, als daß der Dreck nicht gekauft wird und wer ihn kauft wird angeführt. Dieses halbduzzend Scheißkerle bedenckt nicht, daß ihr Publickum noch kleiner, als das ihrer eingebildeten Feinde, und daß der Teufel sie selbst nicht mag, weil sie selbst langweilig sind, wenn sie lügen und sauen.

Nun zu unsrer eignen Unterhaltung; ich bleibe den Winter wenigstens hier, daß ich meines infamen Weibes, nach dem sie sich per Comoedia in Landshut privatim und in München publice im Wirthshaus vergiftet hatte, seit 8 Monaten losbin, werden sie wißen, sie scheint mich auch für die Zukunft verschonen zu wollen, denn sie war vor einigen Wochen mit Bethmann hier, ritt in Mannskleidern mit ihm herum, und trieb allerlei Skandal, machte aber dennoch gar keine Efforts mich zu sehen, waß ich sehr befürchtete, obschon sie und er mein Hiersein wusten und auf der Straße und im Theater, wir uns oft begegneten. Gott sei Danck! —

Der Goldfaden macht allen Menschen die ihn lesen ungemeines Vergnügen, aber leider klagen die meisten über zu hohen Preis, das verstehe ich nun nicht, und wünsche allein, sie möchten dabei nicht zu schaden kommen, waß mich sehr kränken würde, vielleicht helfen ihm die Lesebibliothecken fort; Auf die f. 194, die sie mir gütig zugeschrieben, werde ich Mademoiselle Rudolphi f. 200 in Anweisung auf Sie übermachen, die fl. 3. 38 X. porto für Grimm, die sie mir abgezogen, ziehen Sie einem von Grimms Brüdern an Recensionshonorar besser ab, und so blieb ich Ihnen dann 2 fl. 22 Xr. schuldig auf weitere Rechnung. Nun noch folgende Fragen, die ich Sie mir recht bald zu beantworten bitte, wenn sie am Goldfaden zu keinem Schaden gekommen, würden Sie wohl auf Ostern eine ebenso reitzende Geschichte drucken, wir könnten dann Jährlich so lang es gieng, ein Bändchen folgen laßen, und das Ganze würde eine Art Blauer Bibliothek werden, sie können versichert sein, daß ich Ihnen nie etwas langweiliges oder anstößiges geben werde, oder etwas bekanntes, sie könnten dann Ostern schon die beiden Bücher

[1] Vgl. Goethe-Jahrbuch V, 54.

als der Sammlung ersten und zweiten Band, und auch jedes Allein geben. Mit dem Honorar werde ich Sie nie drücken, so lange ich ohngefähr mein Brod habe, und sollte ich das nicht mehr haben, so komme ich nach Heidelberg und esse bei Ihnen und schreibe Ihnen dafür ab. Es ist mir nur ein Trost die 200 fl. ohngefähr zu verdienen für Huldas Pension, weil ich durch den Krieg und meine Geschichte mancherlei Gelitten. Wollten Sie wieder Vignetten dazu, so kann ich abermals besorgen und zwar nach recht guten altdeutschen Zeichnungen, wo nicht ist es auch gut. Sodann erinnere ich Sie an unsre alte Idee von *Kindermärchen*, ich habe seit der Zeit mancherlei dazu gesammelt, und würde mit Freuden in Nebenstunden das ganze recht einfach und tüchtig bearbeiten, nur wünschte ich, daß es zugleich ein recht originelles Bilderbuch mit kräftigen deutlich illuminirten Bildern für Kinder würde, wie wäre es nun, wenn wir es in klein 4° druckten, und aus jedem Märchen ein kräftiges Bild in deutlichem strafirtem Umriß illuminirt beilegten, diese Bilder würde ich meist selbst entwerfen, und dann von Grimm, der bereits ein trefflicher Arbeiter in München geworden, und von andern Freunden corrigiren lassen, sodann könnte sie [Strixner?] in München in Steindruck bringen und das ganze würde nicht zu kostspielig. Ich wünschte, daß das ganze etwas in die Augen springendes kräftiges und Gesundes bekomme, waß bis jezt allen dergleichen Büchern fehlt. Die Geschichten dürften keine länger als der Machandelboom werden, die meisten kürzer, doch alle rund und reitzend. Dies wäre ein Vorschlag für die Zukunft, das heist zu welchem ich mit ihnen einverstanden sein möchte um besonders mit den Bildern zu Werke zu gehen die doch einige Zeit fordern. 4° wählte ich um die Figuren deutlich und lebendig liefern zu können, waß die Bedingungen angeht, sind sie von meiner Seite versichert, daß ich die Kupfer Ihnen so billig als möglich zu verschaffen suchen werde, und mein Honorar soll Ihnen auch keine grauen Haare machen. — Waß meine Romanzen betrifft, deren sie gütig zu gedencken scheinen, so bin ich jezt damit beschäftigt ruhig daran fort zu arbeiten, Verschiedene geistreiche Freunde, der Philosoph Schubert, und mein lieber Steffens haben sie mit ernsthaftem Vergnügen angehört, lezterer ist Runges genauer Freund und hat mir auch gesagt, er zweifle nicht, daß er sich gern mit Zeichnungen befassen würde, Ich will Runge nächstens selbst ausführlich schreiben und ihm einige der Romanzen beilegen, waß mich betrifft ist es die Hoffnung auf Rungens Commentar, die mir die Arbeit in so frecher Zeit allein ein wenig würzt, macht er die Zeichnungen, so drucken sie es gewiß, nicht wahr? waß ich dafür werden wollen, das wird nicht viel sein, ich möchte nur, daß sie das Wenige, waß mir etwa das Stumpfchen guter Geist noch verleiht ohne Schaden drucken können, damit ich mit keinen höhnischen Eseln zusammen komme. — . Nun will ich aufhören von mir zu schwätzen und auf andere kommen. —

Auf meiner Reiße hier her habe ich Göthe in Jena besucht und ein paar Stunden freundlich mit ihm geredet, er hat von der unglücklichen Einsiedler Zeitung mit ungemeiner Achtung gesprochen, es sind seine Worte: daß nie ein so manichfaltiges reiches und Geistreiches Zeitblatt geschrieben sei, und daß es ihm nebst vielen andern Freunden sehr leid sei, daß es durch Zufall, durch Zeitgeist, und durch einige Ungeschicklichkeit in der Manier, die aber von mancher Originalität schwehr zu trennen sei, nicht den vollkomnen Sukceß gehabt, den es verdient, und daß er nie zweifle, es werde noch einst sehr gern und mit Nutzen gelesen werden. — . Von *Arnims Wintergarten* aber sprach er mit ganz ungetheilter Achtung, er versicherte mich, daß er es für eines der am besten geschriebenen deutschen Bücher sei [!], und daß es ihn durchaus erfreut habe. Ich weiß nicht, ob Sie schon die Zeit gefunden etwas drinn zu lesen, dann aber hat es ihnen gewiß Freude gemacht. Arnim hat eine Menge herrlicher Arbeiten liegen, immer wird er klarer, und ich sehe der Zeit entgegen, wo ihn die Leser so lieben werden, wie die Freunde. Er hat seitdem ich hier bin ein Trauerspiel in einem Guße geschrieben, in einer Klarheit, Deutlichkeit, und schnellen lebendigen Folge der Scenen, daß ich versichert bin, die Leser des Rinaldo Rinaldini werden es so gern lesen als die des Götz und Shäckspear. Es ist durchaus in Prosa, und seine 5 Akte zerfallen in zwei Stücke, die ersten 3 Ackte machen durchaus ein Ganzes, sie umfaßen das ganze Studentenleben in *Halle*, und wechslen in ganz einziger Lebendigkeit, zwischen der rührendsten Leidenschaft, Duellen, Ordensgeschichten, Hallorenhochzeiten, Schifferstechen, Maskeraden, Com[m]erschen, ganz herrlichen Judenscenen, durch dies Getümmel geht ein[e] den Helden zertrümmernde Liebe, so schön als die Romeos, auch erscheint hie und da der ewge Jude äüßerst herrlich bedeutend, einige Zauberei, Geister und Kirchhofscenen, ich versichere sie man wird von Unterhaltung, Lust und Mitleid und Trauer, ohne eine Minute uninteressirt zu sein durch dieses erste Stück getragen, welches [in] sich völlig damit geschlossen ist, daß der Held und eine Büßende Sünderin, die ihn liebt nach Jerusalem ziehn. — . Der zweite Theil in zwei Ackten spielt ganz im Orient, er umfaßt die tollsten Scenen auf Schiffen allerlei närrsche Reisende, moderne Catholiken, herzzereißende Scenen in der Wüste, Wunder, die Schlacht von St. Jean d'Acre, Lord Sidney Smith, Chateaubriant, sind handlende Personen, dazwischen wieder hochkomische Serailscenen, und Nonnengeschichten, das Ganze Endet im Tempel zu Jerusalem, worin ein Kampf zwischen Griechen und Armeniern vorkommt, ich weiß nicht bei welchem Theil man mit größerm Vergnügen ver-

weilt, überhaupt ich kenne keine Moderne Arbeit, seit Göthe, worinn ein so lebendiger Tummelplatz der Fantasie, ein so hinreißender Wandel und Strom der Begebenheiten, in ganz verständlicher Menschlicher gesprochener Sprache, und zugleich eine so schöne tiefe poetische Seele erscheint, es giebt noch kein so rasches Spek[t]akelstück, welches zu gleich so wahr in seiner Sprache, so geistreich in seiner Bedeutung, so rührend in seiner eigentlichen Handlung wäre, es muß Jedermann erfreuen, und selbst den boshaftesten Gegner unterhalten, dazu kommt noch, eine aüßerst lustige kurze und ernsthafte Zueignung an die Juden in Prosa, der Titel ist, Halle und Jerusalem zwei Trauerspiele für Juden, ein schön Gestochenes Portrait des ewigen Juden, wovon Arnim die ganz neue nie Abgedruckte Platte besizzt, wird es Zieren. — . Alles waß ich ihnen hier gesagt, werden sie in noch weit höherm Grade wahr finden, aber warum, lieber Zimmer mache ich Ihnen eine so weitläufige Beschreibung? Es ist weil ich wünschte, daß Sie der Verleger würden, in dem ich es ihnen allein gönne, und weil es sie nicht viel kosten wird, und gewiß ein großes Aufsehen machen muß, da es nicht für einen einzelnen Kreiß, sondern für die ganze lesende Welt durchaus erfreulich ist, selbst für die, die keine Trauerspiele, sondern nur Romane lesen, zugleich werden die Juden stark darnach verlangen, die sehr stark drinn ehrvoll und tadelhaft mitspielen, ebenso auch alle Studenten. Gedruckt wie der Wintergarten wird das Ganze höchstens 16 Bogen machen, Arnim giebt Ihnen die Kupferplatte gratis, und das ganze Honorar, waß er fordert beträgt Summa Summarum 12 Carolin, also 142 fl. Er gäbe es Ihnen gern ganz ohnentgeldlich, aber die Augenblickliche Lage des hiesigen Landes ist so, daß er nicht allen Erwerb von sich abweisen kann. Ich kann Ihnen nicht anders, als da zu rathen, denn sie werden gewiß Freude damit haben. Aber nun kömmt ein Punckt, Arnim fühlt, daß es durchaus hier gedruckt werden muß, erstens seiner Aufsicht wegen, zweitens der Heidelberger Voßklique wegen, die das Ganze schon vor der Erscheinung mishandeln würde, drittens der lächerlichen Heidelberger Censur wegen, die Gott weiß waß, drinn finden könnte, wir wißen nicht, waß, aber die Wege der Dummheit sind unermeslich, es ist keine Persönlichkeit, keine Roheit drinn, bei der Schlacht zu Acre werden die Franzosen nur gerühmt und geehrt, vielleicht könnten sie etwas übles finden, das Juden drin vorkommen und Studenten, doch laßen sie sich da durch nicht irre machen, ich dencke selbst an das unwahrscheinliche, um alle Fälle zu dencken. Reimer würde ihnen den Druck gewiß so billig und korreckt besorgen, als seinen eignen. Arnim hat es noch niemand angeboten, und zwar allein, weil ich wünschte, daß sie es druckten, indem ich drauf schwören möchte sie werden Freude und Nutzen davon haben. Sie kennen mich, und wißen, wie ich dencke und wie ich sie liebe, das Ganze ist fertig, wenn sie diesen Brief erhalten, und wir bitten Sie sich *gleich* zu erklären, und im Falle Sie mir trauen, auch Reimer die gehörigen Aufträge zugleich zu geben, damit das Ganze rasch vor sich geht, sobald sie es annehmen, übersenden wir Ihnen die gehörigen Anzeigen. Schreiben Sie ja so gleich.

Nun eine kleine Uebersicht meines ganzen scheinbar projecktvollen Briefs, damit Ihnen der Kopf nicht toll wird, und Ihnen das Antworten leicht. Meine erste Frage war.

1) Getrauen sie sich ein ähnliches Buch dem Goldfaden folgen zu laßen, und darf ich ihnen in dieser Hoffnung etwas Ähnliches gegen Ostern senden meinthalben auch Michälis.

2) Gehen sie in meinen Plan der Kindermärchen ein? für die Zukunft.

3) Die allgemeine Erinnerung an meine Romanzen.

4) Wollen sie *Halle und Jerusalem ein doppeltes Trauerspiel für Juden von L. A. von Arnim mit dem Portrait des ewigen Juden* zu den gemachten Bedingungen, oder zu welchen, oder gar nicht? — Aber das Gar nicht verbittet sich ihr

Clemens Brentano

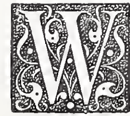
der ihr liebes Weib und ihre Kind—r und alles das ihrige grüßt und in Gottes Obhut empfiehlt. *Antworte gleich Schatz.*



Zu den neuesten Menzel-Funden.

Von

Dr. Leopold Hirschberg in Berlin.



Was Cook recht ist, muß mir billig sein. Ist auch die Entdeckung des Nordpols zweifellos von allgemeinerem Interesse und auch größerer Wichtigkeit als die Auffindung zweier bisher „unbekannter“ Menzel-Illustrationen, so möchte ich mir doch auch diesen kleineren Entdeckerruhm nicht nehmen lassen. Ich hätte darüber geschwiegen, wenn nicht an den verschiedensten Stellen von diesem Ereignis geredet worden wäre.

Erfreulicherweise bin ich in der glücklichen Lage, einwandfreiere Zeugen ins Feld führen zu

können, als die immerhin etwas „windigen" Eskimos, mit denen die armen Polarfahrer operieren müssen. Wenn ich sie hier, ohne erst ihre Erlaubnis einzuholen, mit Namen nenne, so werden sie mir das sicher nicht verübeln. Bekanntlich handelt es sich zunächst um das „*Ahnenkreuz*"[1], eine Erzählung von Ernst Leyde, in dem *Ernst Schulz-Besser* in Leipzig als *erster* eine Menzelsche Zeichnung nachgewiesen haben will. Dazu kommt eben noch (Der Kunstmarkt, 6. Jahrgang, Nr. 39, mit einer Reproduktion des Blattes) die „*Pfarre zu Buchensee*". Beide Büchlein habe ich bereits *vor 2½ Jahren* auf dem Boden einer Leihbibliothek (wo — verrate ich nicht) unter einem Wust von andern Büchern in die Hände bekommen und beim ersten Blick sofort für Menzels angesprochen, trotzdem eine Signatur nicht vorhanden war. Ich zeigte die Bücher, da Dorgerloh nichts über sie verzeichnete, drei Herren: zunächst Herrn *Grohmann*, der sich sehr reserviert verhielt, dann Herrn Professor Dr. *Springer* (Königliches Kupferstichkabinett) und Herrn *Ernesti* (Daheim-Redaktion von Velhagen & Klasing), welch letztere beide sofort meiner Ansicht, daß es sich um Menzel handle, beipflichteten. Ich reihte die beiden Bücher in meine Bibliothek ein und überließ ein „Ahnenkreuz" (da ich ein *zweites*, absolut tadelloses Exemplar im Originalkarton inzwischen aufgefunden hatte) einem guten Freunde, der es entweder noch besitzt oder — was ich für vernünftiger hielte — irgendeinem Menzelomanen teuer verkauft hat. Ich selbst — zu meiner Schande gestehe ich's ein — war habgierig genug, meine Schätze für eine immerhin ganz respektable Summe (wenigstens im Verhältnis zum Einkaufspreis) zu veräußern, indem ich zur Entschuldigung meines Verhaltens vor mir selbst anführte, daß eine auch nur einigermaßen vollständige Menzel-Sammlung für einen normalen Mitteleuropäer heute etwas Unerreichbares ist.

Übrigens besitze ich noch eine Leydesche Erzählung: „Die Heimathlosen. Mit drei colorirten Steindrucken. Berlin, Verlag von George Gropius", in kl. 4°, 60 Seiten und 2 Blatt Verlagsanzeigen (in denen „Ahnenkreuz" und „Pfarre" nicht zitiert sind). Die drei Steindrucke sind so scheußlich von einem namenlosen Stümper verfertigt, daß ich die verehrten Leser mit einer Reproduktion verschone. Ich möchte das Buch gern los werden!

[1] Siehe Zeitschrift für Bücherfreunde, Heft 4 (Juli).

Erwiderung. Ich glaube Herrn Dr. L. Hirschberg auch ohne Zeugen, daß er die beiden Bändchen schon vor 2½ Jahren als Menzel erkannt hat; vielleicht haben andere das noch früher getan. *Aber niemand hat die beiden Zeichnungen vorher publiziert.* Die Autoritäten, denen ich die Blätter vor der Veröffentlichung zeigte, haben mir sämtlich mitgeteilt, daß sie diese Menzel-Zeichnungen zum ersten Male sähen und über die neu aufgefundenen Jugendwerke des Meisters sehr erfreut seien. — Amerika ist wahrscheinlich schon vor Columbus von Europäern betreten und der Nordpol vielleicht schon vor Cook und Peary von Eingebornen erreicht worden. — Freuen wir uns vor allem, daß die beiden reizenden Federzeichnungen nun „Allgemeingut geworden sind". — Daß andere Schriften Ernst Leydes (darunter auch die „Heimatlosen") nur wertlose Lithographien unbekannter Illustratoren enthalten, habe ich bereits in meinem zweiten Artikel mitgeteilt. S. B.



Insekten als Bücherfeinde und ein Vorschlag zu ihrer Bekämpfung.

Von

Paul Hennig in Charlottenburg.



Ein Schrecken der Bibliothekare und Antiquare, nicht minder der Archivare und Bücherfreunde sind die kleinen runden Löcher, die man häufig in alten Büchern bemerkt. Sie durchziehen oft das ganze Buch oder Aktenstück, verschonen weder Textblätter noch Einband und machen nur vor Metallschließen und -Ecken Halt. Selbst die Bücherregale weisen diese kleinen Löcher auf. Vernichtung droht kostbaren Bibliotheksbeständen und Dokumenten, alle Vorkehrungen aber erweisen sich bisher als nutzlos.

Insekten von 2 bis 12 Millimeter Größe, die sich ungemein schnell vermehren und entsetzlich gefräßig sind, haben schon unersetzliche Verluste herbeigeführt. Vertreter der Naturwissenschaften und Chemie wurden berufen, Mittel und Wege zu erforschen, um den Verwüstungen Einhalt zu tun und den Fabrikanten Winke für die Herstellung des Papiers, des Leders und der Leinwand an die Hand zu geben. Einer der Berufensten, Professor C. Houlbert in Rennes, hat allein gegen 50 Arten von derartigen Insekten und Arachniden (spinnenartigen Tieren) studiert, die hauptsächlichsten Eigenschaften der Larven und ausgewachsenen Formen aufgeführt, Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise jeder Art geschildert, sich auch über die in den Büchern angerichteten Schäden

genau unterrichtet und nicht vergessen, bei jeder Art die Parasiten und natürlichen Feinde festzustellen, die auf ihre Kosten leben (s. Professor Prümmer in der Archivalischen Zeitschrift). C. Houlbert hat das Ergebnis seiner eingehenden Studien in einem umfangreichen Werke von 269 Seiten unter dem Titel „Les insectes, ennemies des livres, leurs meurs, moyens de les detruire“, Paris, A. Picard & fils, mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen niedergelegt.

Houlbert sagt, die für die Bücher gefährlichen Insekten seien äußerst verschiedenartig, sie erforderten das Wissen eines vollkommenen Naturforschers, die Erfahrungen eines Papierfachmannes und die Urteilsfähigkeit des Chemikers. Die hauptsächlichsten Brutstätten bilden in den alten Bibliotheken die aus Holz gefertigten Repositorien, besonders wenn diese aus weichem, noch nicht völlig ausgetrockneten Holze, wie von Pappeln und Birken, hergestellt sind. Da legen die Insekten gern ihre Eier ab, und von der Zellulose nähren sich die Larven, wobei sie gewundene Gänge in das Holz bohren. Treffen sie hierbei auf Bücher, so setzen sie ihre Minierarbeit in die Einbände bis in das Innere des Buches fort und richten dadurch ernsten Schaden an. Als vollkommenes Insekt existieren sie nur wenige Wochen zum Zwecke der Fortpflanzung, während die Larven in der ganzen Zeit ihrer mehrjährigen Lebensdauer nichts tun als fressen, ohne Aufhören wachsen und nach jeder Häutung größer werden.

Houlbert beschreibt zunächst die Coleopteren, die Käfer, von denen er zehn Familien als Schädlinge kenntlich macht. Die Anobiiden mit mehr als 200 Arten kommen ziemlich gleichmäßig verteilt in der kalten und gemäßigten Zone beider Hemisphären vor. Die Käfer selbst richten nur wenig Schaden an, umso gefährlicher sind, mit wenigen seltenen Ausnahmen, ihre Larven, die alle mehr oder weniger als Holzfresser angesehen werden müssen. Die einen leben in toten oder kranken Bäumen, die andern durchbohren mit zahlreichen kreisrunden Löchern das Holz unseres Gebälks, unserer Möbel, die Platten der Parkette und die Repositorien der Bibliotheken; andere endlich greifen die Bucheinbände, die alten Pappen, die trockenen Pflanzen in den Herbarien, die Drogen und anderes mehr an.

Die gefährlichsten von diesen gehören zur Gattung Anobium. Die Käfer sind von gelblicher, grauer oder brauner Farbe, ihrer Umgebung bewunderungswürdig angepaßt. Sie haben die Gewohnheit, mit dem Kopfe an die Wand der Gänge zu schlagen, in denen sie leben, anscheinend eine Art von sexuellem Rufen. Das ist das eintönige Klopfen, dem sie den Namen der „Totenuhr“ verdanken. Berührt man sie oder sucht man sie nur aus einem Buche durch Schütteln oder Schlagen zu entfernen, so stellen sie sich tot.

Etwa acht Zehntel aller Wurmschäden an unsern Büchern sind dem Brotkäfer zuzuschreiben (Anobium paniceum oder Sitodrepa panicea), der 1721 zuerst in einem Stück trockenen Brotes nachgewiesen wurde. Er mißt nur 2—3 mm, ist lichtbraun, mit einem feinen, dichten, haarigen Flaum auf den langgestreiften Flügeldecken.

Die Weibchen beschränken sich darauf, ihre Eier auf der Außenseite der Einbände oder dem Schnitt der Bücher abzulegen, indem sie die günstigsten Stellen für die Entwickelung ihrer Nachkommenschaft auswählen, wie einen engen Spalt oder einen Riß. Sobald die Larven ausgeschlüpft sind, was im Sommer nach 5—6 Tagen geschieht, bohren sie sich in das Buch hinein, indem sie immer dem Kleister nachgehen. Ihre Gänge vergrößern sich im Verhältnis mit ihrem Wachstum. Diese Gänge führen sie immer weiter, so lange sich ihnen Nahrung bietet, vor allem stärkehaltige Substanzen wie Mehlkleister, Stärkekleister, geleimtes Papier, Oblaten. Um diese Stoffe zu erreichen, bohren sie sich oft sehr lange Gänge sogar quer durch harte Gegenstände, die für sie nur sehr geringen Nährwert haben. Sie ändern die Richtung nur, wenn sie auf ein unbezwingliches Hindernis, z. B. einen Metallbeschlag, stoßen.

Nach und nach werden ihre Freßwerkzeuge stark genug um auch den Einband durchdringen zu können. Sie nähren sich längere oder kürzere Zeit von der Pappe, dem Leder und dem Holze. Wollen sie sich verpuppen, so nähern sie sich der Außenseite der Bücher. Dort stellen sie, ganz nahe derselben, eine kleine Höhlung her, die etwas breiter als die Gänge angelegt ist und mit einigen Seidenfäden ausgesponnen wird. Hier wandelt sich die Larve zur Puppe und die Puppen in 15—20 Tagen zum Käfer, der, um frei zu werden, nur die dünne Haut zu durchbohren hat, die ihn von der Außenwelt scheidet. Ist dann die Temperatur günstig, so schlüpft er aus. Die auf dem Rücken alter Bücher zuweilen in großer Zahl sichtbaren kreisrunden Löcher sind die Ausgangspforten des Käfers. Dieses Auskriechen der Insekten erfolgt im allgemeinen im Juni oder Juli und zwar gewöhnlich des Abends zwischen 6 und 8 Uhr. Die Weibchen aber bleiben in den Gängen, in denen sich nach Houlbert auch die Paarung vollzieht und die Eier abgelegt werden. Nur dann wenn das Stärkemehl eines Buches erschöpft ist, verlassen die Weibchen ihre Schlupfwinkel und suchen in der Nähe neue Existenzbedingungen für ihre Nachkommenschaft. Das geschieht vom Juni bis Oktober je nach der Witterung und dem Himmelsstrich und zwar meist gegen Sonnenuntergang und an sehr warmen Tagen. Dadurch erklärt es sich auch, daß in ganz zerfressenen und durchlöcherten Büchern zuweilen nichts von den lebenden Insekten oder ihren Larven zu entdecken ist.

Gefährlich sind ferner mehrere zu den Dermestiden gehörige Insekten wie Dermestes, Attagenus,

Anthrenus und Trogoderma. Sie nähren sich fast ausschließlich von getrockneten animalischen Stoffen und einige ihrer Larven, wie die von Attagenus piceus, dem Pelzkäfer, sind durch die Verwüstungen bekannt, die sie in Pelzwerk und in Naturaliensammlungen anrichten. In den Bibliotheken sind sie für die Ledereinbände und die alten Pergamente zu fürchten. Dermestes lardarius, der Speckkäfer, geht dem Leder nach. Er legt seine Eier während der ganzen schönen Jahreszeit an die Innenseite der Einbände. Die Larven sind viel größer als der Käfer und häuten sich vier- bis fünfmal. Sie machen keine regelmäßigen Gänge wie die Anobiiden, aber sie zernagen und zerfressen die Einbände nach allen Richtungen.

Einer der gierigsten Papierfeinde ist der zu den Thysanuren zählende Zuckergast (Lepisma saccharina), er frißt Papier, Etiketten usw., ist silberglänzend, 7—9 mm lang, fischähnlich und hat einen langen dünnen Schwanz.

Was nun die Bekämpfung der Tiere betrifft, so hat man in Posen beim königlichen Staatsarchiv, wie Dr. Prümers meldet, Versuche mit Schwefelkohlenstoff unternommen, aber nach 48 Stunden feststellen müssen, daß wohl keine lebende Larve, aber noch 10 Stück Käfer sich schwerfällig bewegten und später sich erholten. Dies war das Ergebnis von einer Anwendung in größerem Raume bei Gebrauch von 20 Gramm Schwefelkohlenstoff auf den Kubikmeter. Ob die Eier der Zerstörung entgangen sind, ist noch nicht festgestellt.

Schreiber dieser Zeilen gelangte nun zu folgenden Erwägungen:

Man hat festgestellt, daß bei gleichmäßiger Temperatur von 15—20 Grad Wärme die Entwickelung des Käfers vom Ei bis zum vollkommenen Insekt sich in zwei Monaten vollzieht und auch der Winter keinen Einhalt verursacht. Es können daher vier Generationen in einem Jahre zur Entwickelung gelangen. Da nun jedes Weibchen ungefähr 60 Eier legt, so ergibt sich bei der Annahme einer gleichen Anzahl von Männchen und Weibchen für die Zeit eines Jahres die Gesamtzahl von 810000 Weibchen. Glücklicherweise erreichen nicht alle ihre volle Entwickelung, viele gehen schon als Larven an Parasiten zugrunde, oder werden gefressen, andere fallen der Kälte zum Opfer. Trotzdem aber ist ihre Fortpflanzung eine sehr schnelle und nur schwer einzudämmen.

Wie soll man nun die Bücher schützen? Man hat allen Ernstes vorgeschlagen, sie kräftig zu klopfen, Blatt für Blatt umzuschlagen und die Insekten zu entfernen, wenn man sie findet. Man dürfte sie aber oft *nicht* finden, meine ich, und wieviel Diener müßten angestellt werden um Hunderttausende von Bänden der großen Bibliotheken regelmäßig zu klopfen. Wer möchte auch dafür einstehen, daß die Schädlinge dabei totgeklopft würden und die Bücher nicht litten oder die Insekten beim Klopfen nur von einem Buch auf das andere gelangten?

Man hat mit Arsenik, Quecksilber, Benzin, verdünntem Alkohol, Pyrethrumpulver, Pfeffer, Alaun, Borax, in neuerer Zeit besonders mit Naphthalin Versuche gemacht und fand später die Käfer von der Gattung Anthrenus ganz munter in den mit Naphthalin gefüllten Glasbehältern wieder. Dabei sind diese flüchtigen Substanzen sehr feuergefährlich!

Houlbert bezeichnet Schwefelkohlenstoff, überhitzte Luft, Chlorgas und Formaldehyd als wirksame Mittel, besonders das erstere. Er verwendet zur Räucherung kleine Holzkästen mit Metalleinsatz. Wegen der Giftigkeit der Gase muß die Räucherung am besten in freier Luft erfolgen und soll 30—36 Stunden fortgesetzt werden. Der Kasten darf dann nicht bei einer Lampe oder Flamme, selbst nicht bei brennender Zigarre geöffnet werden, weil sich die Dämpfe leicht entzünden, mit Luft gemischt sogar explodieren können.

Alle die bisher angestellten Versuche zur Bekämpfung der Insekten als Papierfeinde sind leider als gescheitert zu betrachten. Die Mittel und ihre rationelle Durchführung, zumal in großen Bibliotheken und Archiven, erfordern zu große Kosten und sind außerdem viel zu gefährlich für die kostbaren Bestände und für die Menschen, so daß man nicht weiß, ob man nicht den Teufel mit Beelzebub vertreiben würde. Die Bibliotheken- und Archivbrände würden sich mindestens in den ersten Jahren nach der Einführung zweifellos vermehren.

Nun geht aber aus den von Professor Houlbert und anderen Gelehrten gegebenen Schilderungen der Lebensweise der gefährlichen Insekten hervor, daß sie der Wärme bedürfen, ihr wenigstens nachgehen, gegen Kälte hingegen empfindlich sind. Die heutige Technik verfügt nun bekanntlich über verschiedene Methoden *künstlicher Kälteerzeugung*. Wir haben unter andern an Kältemischungen, welche Metallgefäße nicht angreifen: feste Kohlensäure und Äther, Salmiak, Salpeter und Glaubersalz, salpetersaures Ammoniak mit Wasser und mit Soda und Wasser, ferner Salmiak, Salpeter, Chlorkalium und Wasser. Ich frage nun: Ist es möglich, unter Fernhaltung jeglicher Feuchtigkeit in größeren Behältnissen, ja in einem hermetisch abgeschlossenen saalartigen Raume eine so niedrige Temperatur zu erzielen, daß die Ertötung aller der gefährlichen Insekten, Larven und Eier mit wirklicher Sicherheit in kurzer Zeit bewirkt wird? Man könnte dann diese Räume groß genug bauen um ganze Regale mit Inhalt auf Rollen hinein- und wieder herauszufahren. Jedes Archiv und jede große Bibliothek müßte solch eine Leichenhalle für die Papierfeinde erhalten, bei Neubauten müßten die Regale sämtlich auf Rollen gestellt werden, was auch für den Fall eines Brandes sich von großem Vorteil für die schnelle Bergung erweisen würde. Fahrstühle sollten alle Etagen

nicht nur berühren, sondern mehrfache Mündungen in jedem Stockwerk haben.

Wenn sich die Meldungen bestätigen, die unlängst über die durch Dr. Onnes in Leiden erfundene Verflüssigung des Heliums bewahrheiten, dann sind wir in der Kälteerzeugung bereits bis zu —269 Grad vorangeschritten. Welche Kältegrade erforderlich sein würden um die Papierfeinde unschädlich zu machen, das festzustellen, würde sorgsamster Ausführung von Experimenten vorbehalten sein. (Auf diesem Gebiete liegen unseres Wissens Vorarbeiten von Bachmetjew u. a. vor.) Der französische Physiker Pictet hat nachgewiesen, daß Fische nur —15 vertragen, Frösche —28, Tausendfüße —50 und Schnecken sogar —120 Grad Celsius. Die niedrigsten Organismen zeigen sich vielfach besonders widerstandsfähig gegenüber der Kälte. Es sind Pestbazillen lebend geblieben, die mehrere Monate lang auf —31 gehalten waren, Diphtheriekeime hielten —60 aus, Tuberkelbazillen behielten Lebensfähigkeit trotz einstündigen Eintauchens in eine Kältemischung von —100 Grad und starben erst bei —160 ab. Eiterkokken blieben bei —220 am Leben und selbst nach Eintauchen in eine Flüssigkeit von —252 Grad behielten einige von ihnen noch Lebensfähigkeit. Die Krankheitserreger in von Kranken benutzten und infizierten Büchern wird man durch Kälte also nicht töten können, vielleicht aber die höheren Organismen der papierfressenden Insekten. Hoffentlich sind nicht Kältegrade erforderlich, die den Büchern und Akten schaden. Möchten unsere Physiker der Erforschung dieser wichtigen Frage ihre Aufmerksamkeit zuwenden



Ein neues Exlibris von Rudolf Schiestl.

Diesmal hat er zur Radiernadel gegriffen und uns ein schönes, in seinem Vorwurf eigenartiges Blatt geschenkt. Wenn man seine letzte große Radierung, das Blatt mit dem lesenden Schäfer kennt, das uns so ganz den Sonntagsfrieden der Landschaft übermittelt, so mußte man auf weitere Schöpfungen dieser Art gespannt sein. Und so ist auch in dem folgenden kleineren Blatte, wie es der Charakter des Exlibris bedingt, eine recht achtenswerte Leistung entstanden. Freilich möchte man beim ersten Anblick die Farben vermissen, wodurch er gerade seinen früheren Bibliothekzeichen einen erhöhten Reiz zu geben vermochte. Doch wußte er auch hier in dem zarteren Instrument der Nadel seine angeboren kräftige Art zu wahren und den Stoff in der kurzen prägnanten Form, wie sie das Exlibris erheischt, zu meistern. Das neue Blatt hat alle Eigenschaften, die es sowohl dem Besitzer, als dem Sammler liebenswert machen. Ein Bergwanderer mit Hakenstock und Ränzel — die Attribute der Hochtouristik sind mit Absicht weggelassen — bückt sich auf frühlingsprossender Alpenmatte nieder, um den Lenzherold des Bergjoches, den herrlich blauen Enzian, zu pflücken. Der intime, echt alpine Landschaftsausschnitt wird durch zwei mächtige, mauerähnliche Felsgebilde wirksam abgeschlossen. Zuhinterst sehen wir einen noch winterlich kahlen Baum, dem eine Gruppe Frühlingsvögel und die lieblichen Kinder Floras weit vorausgeeilt sind.



Mit dieser Auffassung hat er eine hervorstechende Eigenschaft des Besitzers, seinen Hang zum beschaulichen Wandern und seine Freude an der so abwechslungsreichen, lieblichen Flora der Alpen, glücklich getroffen. Erfreulicherweise sind auf dem Gebiete der Radierung gerade in den letzten Jahren mehrere prächtige Exlibris-Schöpfungen namhafter Künstler zu verzeichnen, eine würdige Fortsetzung des alten gediegenen Kupferstichs. Wollen wir auch bei diesem Künstler hoffen, daß dieses eine Blatt noch manch andres im Gefolge habe! M—.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Grunstedterstr. 16. Druck u. Verlag v. *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Älteste deutsche Farbenholzschnitte.

Von

Dr. Walter Gräff in München.

Mit vier Abbildungen und einer Tafel.

Unter Farbenholzschnitten verstehen wir zwei- oder mehrfarbige, von Holzstöcken in der Buchdruckerpresse gedruckte Bilder, zu deren Herstellung ebensoviele Holzstöcke abgedruckt werden müssen, als Farben verwendet werden. Keine Farbendrucke in diesem Sinne sind also die zweifarbigen Lettern, mit denen Fust und Schöffer die Psalterien von 1457 und 1459 und deren spätere Ausgaben geschmückt haben, denn diese sind nicht in der angegebenen Weise hergestellt. Vielmehr entstand das Textbild durch einmaligen gleichzeitigen Abdruck der Schrift und der mehrteiligen Metallinitialen. Letztere wurden auseinandergenommen, auf die einzelnen Teile die verschiedenen Farben aufgetragen, dann die Teile wieder zusammengesetzt, in den Satz eingeschoben und mit diesem zusammen abgedruckt.[1]

Schon wenige Jahre darauf wird der längst bekannte und in Blockbüchern in Verbindung mit dem Worte verwendete Holzschnitt auch mit dem Lettersatz verwandt. Der Holzschnitt war für das ärmere Volk gewissermaßen das, was für die Reichen die Miniatur war. Da aber die große Masse des Volkes, an der farbigen Erscheinung hangend, der abstrakten schwarz-weißen Linienkunst zunächst fremd gegenüberstand, so suchte man ihr durch *Kolorierung* des Bildes das Verständnis des Dargestellten zu erleichtern. Die Art und Weise, in der die Farbe auf die Darstellung gebracht wurde, ist in der Regel leicht zu bestimmen. Am einfachsten geschah es mit dem Pinsel aus freier Hand, indem man den Konturen folgte oder zu folgen sich bestrebte; eine zweite spätere Entwicklungsstufe, die schon mehr fabrikmäßigen Betrieb voraussetzte, ist das Kolorieren mit Schablonen. Dies Verfahren zwang den Illuminierer genauer an die Umrisse, doch kam es bisweilen vor, daß beim Abnehmen der Schablone etwas Farbe über den sonst reinen und scharfen Rand gewischt wurde. Die dritte Stufe endlich ist der Farbenholzschnitt.

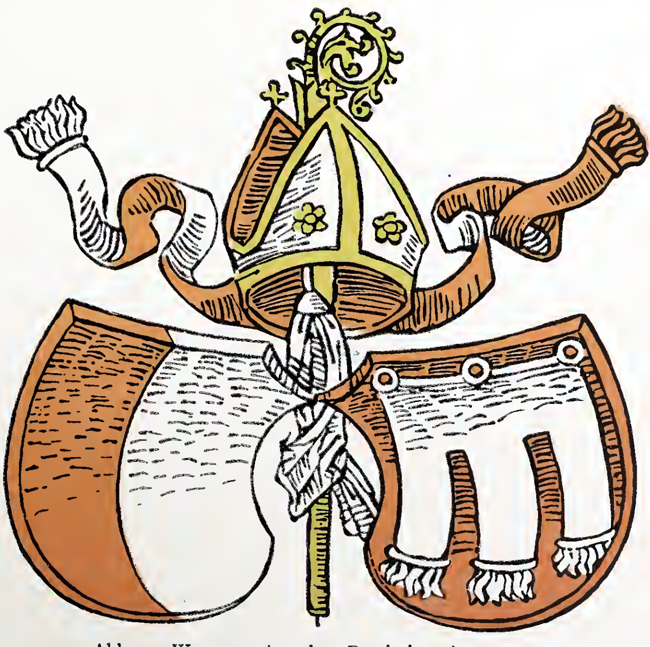


Abb. 1. Wappen. Aus dem Breviarium Augustanum. Venedig 1485. (Originalgröße.)

Eine *technische Vorbedingung* des Farbenholzschnitts war schon früher durch den Buchdruck in zwei Farben gelöst worden,

[1] Über diese technische Frage vgl. Wallau in der Festschrift der Stadt Mainz zur Gutenbergfeier, 1900, S. 261 ff.



Abb. 2. Bischof Friedrich von Hohenzollern. Aus dem Obsequiale Augustanum. Augsburg 1847. Holzschnitt mit drei Farbplatten. 170 : 116 mm.

nämlich *die Punktierung*, d. h. das Verpassen der nebeneinander (bei weiterer Entwicklung eventuell auch übereinander) zu druckenden Farben in der Weise, daß beim Abdruck jede Farbe dahin kommt, wo sie nach der Absicht des Künstlers erscheinen soll.

Den Schritt vom farbigen Buchdruck zum zwei- oder mehrfarbigen Holzschnitt hat ein deutscher Buchdrucker getan, *Erhard Ratdolt aus Augsburg*. Dieser war von 1476—1486 in Venedig tätig, wo er eine Reihe der schönsten Druckwerke herausgegeben hat, die immerdar vorbildlich und ein Ruhmestitel deutscher Meisterschaft sein werden. Seine künstlerisch bedeutendsten Drucke stammen aus der Frühzeit vor 1479, solange er nämlich mit zwei Landsleuten, Bernhart dem Maler und Peter Löslein aus Langenzenn verbunden war. Dem Zusammenarbeiten dieser drei Männer verdanken wir Werke wie das Müllersche Kalendarium, die Appianus-Ausgaben und anderes, Leistungen, die Ratdolt allein in seiner späteren Tätigkeit nicht mehr erreicht, geschweige denn überholt hat.[1]

Im Jahre 1485, gegen Ende seines venetianischen Aufenthalts, erscheinen die ersten Proben des Farbenholzschnittes. Auf diese Tatsache hat schon Redgrave (Seite 16) hingewiesen, doch kannte er nur die ersten, noch unkünstlerischen Versuche des Meisters, die sich in dem *„Sphaericum opusculum“ des Johannes de Sacro Bosco* (Sacrobusto) (H.* 14111) finden sowie ähnliche Arbeiten in der *„Compilatio Leupoldi de astrorum scientia“* (H. C.* 10042) vom 9. Januar 1489.

In der älteren Ausgabe des Sphaericum opusculum von 1482 (H. 14110) hatte Ratdolt die meisten Stöcke bereits verwendet; sie waren mit der Hand koloriert worden. In der neuen Ausgabe wurde diese manuelle Tätigkeit durch den *wirklichen Farbendruck* ersetzt. Die Farbenplatten der geometrischen Figuren waren einfach herzustellen und es kam vor allem auf die Geschicklichkeit des Druckers an. Das erhaltene Resultat war auch für eine solche Erstlingsarbeit recht günstig. Das Buch enthält im ganzen 61 astronomische Zeichnungen; unter diesen sind sechs Holzschnitte mit zwei Farben und einer mit den vier Farben schwarz, rot, orange und dunkel-oliv gedruckt.[2] In der Compilatio Leupoldi sind zwei zweifarbige astronomische Figuren enthalten. Weitere einfache Zweifarbenschnitte finden sich zwischen 1485 und 1490 auf Ratdoltischen Einblattkalendern.

Auf Grund des errungenen technischen Vorteils tat Ratdolt noch in demselben Jahre 1485 den bedeutungsvollen Schritt, der ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der graphischen Künste sichern wird, er ging zur Anwendung des *Farbenholzschnittes* für *künstlerische* Dar-

[1] Über Ratdolts Aufenthalt in Venedig siehe vor allem G. R. Redgrave, Erhard Ratdolt and his work at Venice. London, 1894. Über sein Verhältnis zu Bernhart und Löslein neuestens Dr. Bär in den Monatsheften f. Kunstwissensch. II, 1.

[2] Eine farbige Abbildung des Schnittes auf Fol. 53b des Sphaericum opusculum findet sich bei Redgrave auf Tafel VII.

stellungen über.[1] Der *erste künstlerische Farbenholzschnitt* findet sich auf dem ersten Blatte des *„Breviarium Augustanum“* in 8° (H.* 3792), das Ratdolt *1485* in Venedig gedruckt hat und von dem zwei vollständige Exemplare auf Pergament in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt werden. Die Zeichnung ist einfach; es ist das Wappen des Bischofs von Augsburg, überragt von Mitra und Pedum: links ist der Schild des Bistums, gespalten von rot und silber, der rechte Schild zeigt eine silberne Kirchenfahne auf rotem Grunde: dies ist das Wappen des Bischofs Johann II., eines Grafen von Werdenberg (1469—86). Die Darstellung ist 76 mm hoch, 80 mm breit und, wie die genaue Untersuchung ergibt, mit besonders geschnittenen Holzstöcken in den Farben schwarz, gelb und rot gedruckt. Aus der Schlußschrift (Fol. 585 b) ergibt sich als Datum der Fertigstellung des Buches der 30. April 1485: „Impressum Venetijs arte et impensis Erhardi ratdolt de Augusta Anno salutiferae incarnationis domini, M cccclxxxv pridie kalendas Maij.“

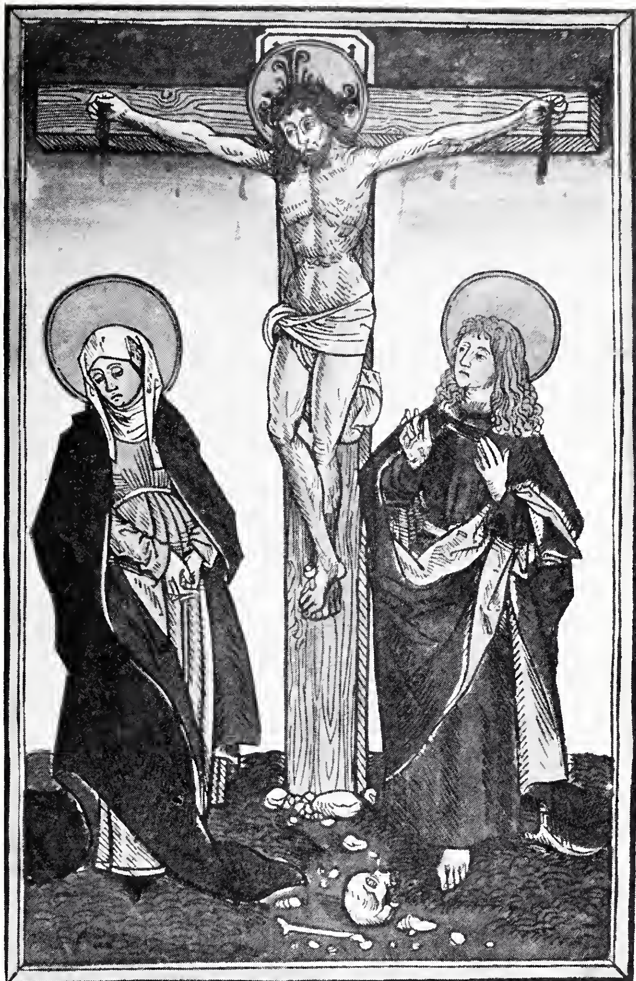


Abb. 4. Kanonblatt. In Ratdoltischen Missalien etwa seit 1494 vorkommend. Holzschnitt mit vier Farbplatten.

Dieses Buch hat dem Bischof Johann, dem Ratdolt schon früher Erzeugnisse seiner Offizin zugesandt hatte, ausgezeichnet gefallen, weshalb der Drucker, der davon Kenntnis erhalten hatte, das nächste Buch, das seine Anstalt verließ, in einer vorgedruckten Zueignungsschrift dem Bischof widmete; es war Halys „Liber de fatis astrorum“ (H.* 8349). So lernte der Bischof die Leistungsfähigkeit des venezianischen Druckers zur Genüge kennen und bemühte sich, ihn wieder der Vaterstadt zurückzugewinnen. Er konnte ihm einen ziemlich sicheren Gewinn in Aussicht stellen, da ja fast sämtliche kirchlichen Bücher, Missalien, Breviarien, Diurnalien usw. für die ganze Diözese neu oder gar zum ersten Male zu drucken waren.

Johann von Werdenberg starb am 10. Januar 1486, noch ehe Ratdolt in Augsburg eingetroffen war. Sein Nachfolger, Friedrich II. von Hohenzollern (1486—1505), nahm die Pläne seines Vorgängers auf und führte sie in dessen Sinne fort. Im Laufe des Jahres 1486 bewerkstelligte Ratdolt seinen Umzug. Er nahm mit

[1] Die Bedeutung Ratdolts für die Geschichte des Farbenholzschnitts hat man bisher wohl geahnt, aber nicht sicher erkannt. Arbeiten, die noch vor die von uns herangezogenen fallen sollen, erwähnt Castellani in der Einleitung zu Onganias „L'art de l'imprimerie pendant la renaissance italienne“, wo er auf S. 9 sagt: „en 1482“ (sortit des presses de Ratdolt) „le Poeticon Astronomicon d'Hygin (Hyginus), où apparurent, pour la première fois peut-être en Italie, des figures polychromes, c'est à-dire des impressions en plusieurs couleurs. Il fut réimprimé par le même Ratdolt en 1485.“ Ich habe in keiner der beiden Ausgaben und ebensowenig Redgrave, dessen Auge doch dafür geschärft war, Farbenholzschnitte gefunden. Sollte sich aber die Angabe Castellanis doch bewahrheiten, dann wäre damit das Geburtsdatum der Erfindung um weitere drei Jahre hinaufgerückt. Lippmann kannte die Farbschnitte in der Compilatio (1489) und von künstlerischen Leistungen das Druckerzeichen. Außerdem beschrieb er in der „Art of wood ingraving“ ein farbig gedrucktes Blatt vom Jahre 1490, das sich in der „Repetitio tituli institutionum De herede“ des Johannes Crispus de Montibus findet (H. 11607). Es ist ebenfalls von einem Deutschen, Johann Hamman gen. Hertzog aus Landau in Venedig gedruckt worden und enthält am Schlusse eine farbige Tafel mit dem Stammbaum der römischen Verwandtschaft. Außer den von Lippmann beschriebenen beiden Zuständen fand ich noch einen dritten, bei dem das Kleid der sitzenden Figur rot gedruckt ist; Zeichnung, Blattumrisse und Baumstämme sind braun, die Schrift schwarz.

sich seinen Vorrat an prachtvollen Schriften und Initialen sowie eine beträchtliche Menge von Holzschnitten, die er in früheren Werken in Venedig verwendet hatte, und die er auch in Zukunft weiter benutzte.

Die Zeit der Übersiedelung kann ich nicht genau bestimmen. Das Datum seines letzten in *Venedig* gedruckten Buches ist der 18. März 1486. Nach dem Kolophon auf dem bekannten, auch bei Redgrave abgedruckten Schriftmusterbogen, müßte er schon sehr bald darauf, am 1. April 1486 in *Augsburg* den Betrieb eröffnet haben. Es bliebe also für den Umzug von Venedig nach Augsburg nur ein halber Monat Zeit übrig, was in Anbetracht der Entfernungen ausgeschlossen erscheint. Dazu kommt, daß wir das erste in Augsburg gedruckte Buch Ratdolts erst im Februar 1487 finden. Sollten ihm bis zu diesem Datum alle Aufträge gefehlt haben? Wahrscheinlich hat der Meister *vor* seiner Abreise von Venedig noch eine Musterkarte drucken lassen, um sich mit ihr in dem neuen Wirkungskreise einzuführen. Bis zum neuen Jahr wird dann der Umzug vollendet gewesen sein und zuerst gingen Einblattkalender mit lateinischen und deutschen Texten aus der Augsburger Presse hervor.

Die erste größere Arbeit in Augsburg, die zugleich auch die *ersten in Deutschland* angefertigten künstlerischen Farbenholzschnitte enthält, ist das am ersten Februar *1487* fertige *Obsequiale Augustanum* (H.* 11925). Von diesem Buche sind uns zwei Ausgaben bekannt, die aber beide in der Schlußschrift dasselbe Datum tragen. Sie unterscheiden sich vor allem dadurch, daß bei der einen Ausgabe — wohl der ersten — der Titelholzschnitt schwarz gedruckt und *handkoloriert* ist, bei der zweiten aber dasselbe Blatt *in Farben gedruckt* erscheint. Außerdem ist auch der ganze Text des Buches neu gesetzt.[1] Auf Fol. 1b ist der Bischof Friedrich von Hohenzollern dargestellt, stehend, den Hirtenstab in der Linken, die Rechte segnend erhoben. Zu seinen Füßen sind drei Wappen: links das des verstorbenen Bischofs von Werdenberg, in der Mitte das des Augsburger Hochstifts und rechts das des regierenden Bischofs von Hohenzollern. Die Darstellung ist von spätgotisch-naturalistischem Geäst eingerahmt. Außer der schwarzen Umrißzeichnung sind Farbplatten in orange, rot und oliv verwendet. Größe 170 mm hoch, 116 mm breit.[2] [3]

In demselben Jahre 1487, das genaue Datum wissen wir nicht, hat Ratdolt ein weiteres Buch, mit einem ähnlichen Farbenholzschnitt geziert, herausgegeben: es ist ein *Breviarium Ratisponense* in 8° (H.* 3884), dessen pars hiemalis das Datum 1487 und dessen pars aestivalis das Datum Januar 1488 trägt. Auf Fol. 1b befindet sich das Bildnis des Regensburger Bischofs Heinrich von Absperg, in ganzer Figur und ähnlicher Stellung, wie das oben erwähnte des Augsburger Fürsten. Zu seinen Füßen sind die Wappen des Hochstifts (rechts) und das seiner Familie (links) angebracht. Der Druck ist wie beim vorigen in drei Farben rot, gelb und oliv ausgeführt, die Umrisse sind schwarz. Die blaue Farbe rechts im Schilde des Bischofs ist mit der Hand angelegte Deckfarbe. Die Schrift lautet aufgelöst: „Hainricus dei et apostolicae sedis gratia episcopus ecclesiae Ratisponensis“.[4] [5]

---

[1] Ich habe beim Vergleichen den Eindruck gehabt, als ob der Satz der Exemplare mit dem Farbenholzschnitt geschickter wäre und auch Nachteile des anderen Satzes vermiede. Eine Entscheidung über die Priorität kann aber *so* kaum gefällt werden, zumal sich in der Ausgabe mit dem Farbenholzschnitt in der Überschrift der Vorrede ein böser Druckfehler findet, „OTTO“ statt „OCCO“, wie es richtig in der anderen Ausgabe heißt. Ebensowenig kann ausschlaggebend sein, daß die schwarze Platte des Farbenholzschnittes den Eindruck größeren Gebrauchs macht, denn direkte Schäden sind noch nicht zu konstatieren. Triftiger erscheint mir die Erwägung, daß, sobald die Farbplatten einmal geschnitten waren, man sie auch zum Abdruck benutzt haben wird.

[2] Schreiber hat das Blatt unter Nr. 2025 beschrieben, doch scheint er kein in Farben gedrucktes Exemplar gekannt zu haben.

[3] Auf Fol. 2aff. ist ein Brief des berühmten Adolph Occo (geboren in Osterhusen in Ostfriesland 1447), der in dieser Zeit in Augsburg als Leibarzt des Bischofs lebte, an Ratdolt abgedruckt. Aus ihm entnahmen wir verschiedene Nachrichten über Ratdolts Verhältnis zu den beiden Bischöfen.

[4] Der Holzschnitt hängt in dem Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek an einem Falz und er ist kleiner als das Format des Buches. Wie aber aus dem Abklatsch der Zeichnung auf Fol. 2a hervorgeht, war das Blatt früher größer und hat immer zum Buche gehört. Das, was uns jetzt als Falz erscheint, ist ursprünglich ein Teil des Blattes selber gewesen. Das Datum 1583 im linken Wappenschild ist natürlich von späterer Hand mit Tinte aufgesetzt.

[5] Dieser Holzschnitt hat auch ein gewisses aktuelles Interesse, da er vor kurzem in der Sammlung Lanna um den



Abb. 3. Kanonblatt. In Ratdoltischen Missalien seit 1491. Holzschnitt mit vier Farbplatten, das Blau des Himmels aufgemalt. Originalgröße.



Aus den nächsten Jahren sind mir keine Farbenholzschnitte Ratdolts bekannt geworden. Vor allem druckte er, wie früher in Venedig, mathematische und astronomische Werke. Hierbei verwendete er meist ältere Holzstöcke aus Venedig, die er bei Gelegenheit auch farbig druckte (s. o. Compilatio Leupoldi 1489). Neue Holzschnitte brachte die ungarische Königschronik des Thurocz, in der aber kein uns interessierender Farbendruck zu finden ist.

Der nächste solche erscheint im *Passauer Breviarium in 8°*, das am 28. April *1490* beendet war. Es sind auf Fol. 1b die Wappen des verstorbenen Bischofs Friedrich, Grafen von Oettingen, das Wappen des Hochstifts Passau und das des regierenden Bischofs Christoph Schachner, von der Mitra überragt. In dem einzigen mir erreichbaren Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek ist der Druck mit Silber, Gold, Rot und Blau übermalt, man sieht aber noch ganz deutlich, daß unter der Malerei die gedruckten Farben gelb und rot stecken. Größe: 78:78 mm.

Dieselben Wappen, aber in größerer Ausführung (178 mm hoch, 166 mm breit), kehren ein halbes Jahr später wieder in dem *Passauer Breviarium in fol.* (H. 11349), das am 27. November 1490 vollendet war. Hier sind aber die ursprünglichen Farben gelb und rot erhalten. Die Umrisse sind schwarz gedruckt, Blau ist aufgemalt. Es scheint, daß dem Drucker die Auffindung einer guten, flüssigen und für seine Zwecke brauchbaren blauen Farbe anfangs schwer gefallen ist, denn Blau tritt von den gebräuchlichen Farben am spätesten auf.

Im Herbste des Jahres 1491 beginnt mit dem *Augsburger Missale* die Reihe der prächtigen holzschnittgeschmückten Meßbücher. In der Regel enthalten diese Foliobände einen Holzschnitt in Blattgröße auf der Rückseite des ersten Blattes, meist die Heiligen des Bistums darstellend, zu ihren Füßen die Wappen des Stifts und des Bischofs. Im Kanon finden wir den Gekreuzigten mit Maria und Johannes, ebenfalls in Blattgröße, und einige Seiten weiter das Lamm Gottes als kleines Medaillon. Der Text ist mit gotischen Buchstaben gedruckt (meist Muster II des Ratdoltischen Musterblattes) und mit schönen Initialen geschmückt, die, zum Teil, noch aus früher Zeit stammend, oftmals den Kern des Buchstaben in Rot zeigen. Die Noten im Kanon sind schwarz gedruckt auf die mit roter Farbe vorgedruckten Linien. Am Schlusse des Bandes befindet sich in der Regel Ratdolts bekanntes Zeichen, der Merkur, in schwarz und rot gedruckt.[1]



Abb. 5. Die Passauer Heiligen. Aus dem Missale Pataviense. Augsburg 1494. Holzschnitt mit vier Farbplatten. 262:177 mm.

Aus vielen Missalien dieser Zeit sind leider die

hohen Preis von 1550 M. versteigert worden ist, obwohl er dort als Einzelblatt erschien und im Katalog weder Alter noch Herkunft angegeben war. Das Exemplar war allerdings unbeschnitten. Es wurde als früher Farbenholzschnitt und „wahrscheinlich Unikum" verkauft (Nr. 366 des Katalogs). Während der Korrektur erhalte ich Kenntnis von der Besprechung dieses Ankaufs des Berliner Kabinetts durch Dr. Glaser im Dezemberheft der amtlichen Berichte aus den kgl. Kunstsammlungen. Da die vorliegende Untersuchung viel umfassender ist, brauche ich nicht näher darauf einzugehen. Es findet sich übrigens dort auf S. 67 eine Abbildung des Berliner Blattes aus dem Regensburger Brevier.

[1] Interessant ist es, den Preis zu erfahren, zu dem die einzelnen Gemeinden verpflichtet waren, diese Missalien zu kaufen; aus dem Einblatt VI, 37 der Hof- u. Staatsbibl. vom 24. Okt. 1491 erfahren wir, daß Bischof Friedrich von

die Bilder herausgeschnitten worden; sie finden sich hier und da als Einzelblätter in Kupferstichsammlungen. Aus welchen Drucken die Blätter stammen, ist dann oft sehr schwer festzustellen, denn bei derselben Auflage eines Missales wurden manchmal, ohne erkennbaren Grund, verschiedene Holzstöcke verwendet. Am meisten trifft dies zu bei dem Crucifixus. Diese Darstellung ist in der Regel mehrfarbig gedruckt, von den Titelholzschnitten sind dagegen nur einzelne in dieser Technik hergestellt. Das Lamm Gottes findet sich in schwarz und koloriert, mit rotem, sowie mit rotem und olivem Druck. Da mir nicht sämtliche Ratdoltische Missalien bekannt geworden sind, kann ich nur allgemein auf dieselben eingehen.

In den *Augsburger Missalien* von *1491*, *1493* und *1496* sind die Heiligenschnitte mit der Hand koloriert; ebenso im *Freisinger Missale* von *1492*. Im *Brixner Missale* von *1493* ist das Wappen des Erzbischofs in schwarz, rot und gelb gedruckt (Berliner Kupferstichkabinett). In den *Passauer Missalien* von *1494* und *1498* sind die Heiligen in Farben gedruckt. Dieser Holzschnitt ist ein prächtiges Blatt von bedeutendem Kunstwert. Dörnhöffer und Kristeller haben ihn schon früher als Farbendruck erkannt. Eines der Kreuzigungsbilder hat Schreiber im Manuel unter Nr. 382 beschrieben, doch ohne anzugeben, daß das Blatt in Farben gedruckt ist. Es findet sich in Exemplaren des Augsburger Missales von 1491 und des Freisinger von 1492. In einem andern Abdruck des Freisinger Missales finden wir eine kolorierte Kreuzigung von einem andern Künstler. Eine dritte Darstellung enthält das Passauer Meßbuch von 1494; wir finden sie in der späteren Ausgabe von 1496 wieder. Sie ist in Farben gedruckt und künstlerisch bedeutender als die beiden vorigen. Bei den farbig gedruckten Kreuzigungen ist der Himmel meist mit blauer Deckfarbe gemalt. In der Kreuzigung des Missale Augustanum von 1491 finden wir zum ersten Male einen besonderen Holzstock für die blaue Farbe verwandt. Die üblichen Farben sind rot, gelb, oliv und blau, dazu kommt die Zeichnung in schwarz. Gegen die Wende des Jahrhunderts verschwinden die Farbenholzschnitte mehr und mehr. Eine Hauptursache davon mag wohl neben der Umständlichkeit des Druckverfahrens der veränderte Geschmack des Publikums gewesen sein, das durch die Holzschnitte Wolgemuts und Dürers sowie die jetzt in größerer Zahl auftretenden Kupferstiche mit ihren neuen Tendenzen dazu erzogen wurde, die reine Liniensprache der Schwarz-Weiß-Kunst zu verstehen.

In den neunziger Jahren druckt Ratdolt übrigens eine Reihe von Holzschnitten nur in schwarz und rot, bei denen gelb oder eine andere noch fehlende Farbe wieder mit dem Pinsel aufgetragen wurde. So in dem *Freisinger Brevier* in 8° von *1491* eine Madonna mit dem Kind, Halbfigur im Strahlenkranz auf der Mondsichel, mit dem Wappen des Stifts und des Bischofs Sixtus Tannberger, ein reizendes Blättchen. Es wurde wieder benutzt im *Freisinger Obsequiale* von *1493* (Schreiber Nr. 2019). Einfache schwarz und rot gedruckte Doppelwappen finden sich im *Diurnale Augustanum* von *1494* und im *Augsburger Brevier* von *1495* in 8°. Ebenfalls rot und schwarz gedruckt ist auch der Titelholzschnitt des *Regensburger Breviers von 1496* in in 4° (H.* 3885), Petrus mit dem Schlüssel darstellend, zu seinen Füßen das Wappen des Bistums Regensburg.

Auf die Frage nach den künstlerischen Urhebern dieser zum Teil bedeutenden Blätter kann hier leider nicht eingegangen werden, da die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Soviel kann jedoch gesagt werden, daß in diesen Schnitten vielfache Beziehungen zur Entwicklungsgeschichte jener Künstler enthalten sind, die in der Frührenaissancemalerei Augsburgs eine Rolle zu spielen berufen waren.

Hohenzollern verordnete, ein Meßbuch auf Papier mit Pergamentkanon „bene corporatum et illigatum" solle 2 3/4 fl. kosten; war der Kanon auf Papier, so war der Preis auf 2 1/2 fl. angesetzt. Für den Fall der Nichtanschaffung wurde den Säumigen mit der Suspensio a divinis gedroht. Das Passauer Missale sollte nach der vorgedruckten Verordnung des Bischofs auf Papier 4 1/2 Rhein. Gulden kosten. Vgl. dazu Wilh. Meyer, Bücheranzeigen des XV. Jahrh. im Zentralblatt für Bibl.-Wesen, 1885.



Fünfundzwanzig Jahre Buchgewerbe.

Zur Jubiläumsausstellung des Deutschen Buchgewerbevereins.

Von

Dr. Heinrich Pudor in Leipzig.

Es ist eine ebenso dankbare, wie dringende Aufgabe, über die Jubiläumsausstellung des Deutschen Buchgewerbevereins ein Wort zu sagen, da diese Ausstellung nicht nur einen lehrreichen Rückblick auf die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des neuen Stils innerhalb des Buchgewerbes gestattet, sondern auch in ihrem Typus Mustergültiges für eine technisch-kunstgewerbliche oder technisch-industrielle Ausstellung bietet. Die Ausstellung führt nämlich, unseres Wissens zum ersten Male,[1] in das Museumswesen ein ganz neues Prinzip ein, das der *Entwicklung* nicht nur in historischer Beziehung (das wäre nichts Neues), sondern auch in sachlicher Beziehung, derart, daß der *Werdegang* eines technischen Verfahrens dargestellt wird. So also bezüglich des Holzschnittes, der Lithographie, der Autotypie, des Kupferstiches und so fort. Bei jedem dieser Reproduktionsverfahren ging man von demselben Original aus und stellte die Kette der aufeinanderfolgenden Arbeitsphasen in Platte und Abdruck dar.[2] Pädagogisch ist dieser Ausstellungsmodus natürlich ungleich wertvoller und wirkungsvoller, als der übliche, nur die Erzeugnisse selbst auszustellen, aus denen der Besucher noch kein Bild gewinnen kann, wie es gemacht wird. In der Tat halten wir diese „genetische“ Art der Museumsausstellung für die einzig richtige, zum mindesten für Industriemuseen und zwar so lange, als wir noch keine lebenden Museen haben, die dieses genetische Prinzip mit dem Arbeitsprinzip verbinden und uns also die Arbeiter selbst, wie sie mit der Herstellung irgend eines Erzeugnisses beschäftigt sind, *arbeitend* vorführen (z. B. Teppichweber, Spitzenklöppler, Metalldreher, Tischler usw.).

In der Ausstellung des Buchgewerbevereins ist das genannte Prinzip nun auf sehr verschiedene technische Verfahren angewendet worden, auch auf die Schriftgießerei, Papierfabrikation, Buchbinderei. In der Buchbinderei sind erstens einmal die verschiedenen Arten des Einbandes (Broschüre, steifer Einband, Pappband mit selbstgemachtem Kleistermarmor überzogen, Halbleinenband, Ganzleinenband, Halblederband, Halbfranzband, Halbpergament, Ganzpergament, Ganzleder wattiert) und Schnittes (gesprengt, Kreideschnitt, Kleisterschnitt, Stärkeschnitt, gemustert, Farbschnitt, Aderschnitt, Steinschnitt, marmoriert, Goldschnitt) dargestellt, und zweitens wiederum der Werdegang eines Bucheinbandes (Halbfranzbandes)[3].

Ferner ist die Entwicklung der Schrift und der Schreibwerkzeuge in einer ebenso anziehenden wie lehrreichen Weise dargestellt, von der nielloartigen Ritzschrift auf geglätteten Palmblättern mit stählernen Ritzern (Palmholz-Federhalter mit Stahlspitze), dem Sanskrit auf gekreideter Birkenrinde, arabischen Eisenblechtafeln, ägyptischen Holztafeln und Schilfrispen bis zu dem Aluminiumfederhalter unserer Zeit. Ein interessantes Licht fällt dabei auf die Ursprungsfrage der *Schriftrichtung*. Bekanntlich schreiben die Perser, Araber, Chinesen, Japaner von rechts nach links, die Siamesen und Hindus von links nach rechts. Mit der Sonne direkt

---

[1] Abgesehen von der Photographischen Ausstellung Dresden 1909, auf der die Firma Dr. Trenkler & Co., Leipzig-Stötteritz auf Anregung des Verfassers den Werdegang einer Illustration — Original (z. B. Kristallvase), Photographie, Autotypie, Abdruck — dargestellt hatte.

[2] Übrigens kommt auch die rein historische Betrachtung in der Ausstellung zu ihrem Rechte. So ist z. B. die Dreifarbenautotypie in ihrer historischen Entwicklung, z. B. mit Hilfe der betreffenden Originale dargestellt, wie es nirgends in der Welt zum zweiten Male gezeigt werden kann — dank der Stiftung der *Freiherr von Weissenbachschen* Sammlungen.

[3] Ein Beispiel eines Bucheinbandes aus jüngster Zeit, wie er nicht sein darf, bieten die Examples of Work done by the Students of the Saint Bride Foundation Practical Printing Classes Session 1908/09. Der dicke Band ist geheftet mit einer dicken, schwarzseidenen Kurbelschnur, die schon in der Farbe von dem weißen Umschlag mit rotgedrucktem Titel grell absticht, während die Löcher, durch die sie hindurchgehen, die Blätter wie mit einer Lochmaschine durchstoßen.

kann also die Ursache der Schriftrichtung nicht zusammenhängen, wohl aber damit, ob vorzugsweise mit der rechten oder vorzugsweise mit der linken Hand geschrieben wird: *da die Hand von innen nach außen sich bewegt, liegt für die linkshändige Schreibart die Richtung von rechts nach links, für die rechtshändige die Richtung von links nach rechts nahe.* Unseres Erachtens sollte daher, ebenso wie es notwendig ist, daß wir die linke Hand, nicht nur die rechte üben, in den Schulen eine der von rechts nach links Richtung nehmenden Schriften als linkshändige Schrift geübt werden.

Eine Gruppe 25 Jahre Papier sucht man allerdings vergeblich — man müßte sie sich denn aus den übrigen Gruppen zusammenstellen. Wohl aber ist die Genesis des Papieres dargestellt. Das Papier als kunstgewerbliches Material beginnen wir ja erst in jüngster Zeit zu begreifen und noch immer werden in dieser Beziehung arge Mißgriffe gemacht. Namentlich beachtet man noch immer zu wenig, ob ein Papier nicht nur an und für sich schön und kostbar, sondern auch zu dem Zwecke, den man im Auge hat, also z. B. Buchdruck, geeignet ist. Man nimmt vielfach rippige Papiere oder gemusterte Papiere, bei denen die Drucklinien von den Rippenlinien des Papieres auseinandergerissen werden und die Farbenflächen des Druckes durch die Rippen des Papieres durchschnitten werden. So z. B. bei dem erwähnten Jahrbuch der Saint Bride Foundation und zwar beim Umschlag (die breiten Goldleisten von den Papierrippen auseinandergerissen) wie im Einzelnen (z. B. Antique Furniture, A Book of Blouses). Es scheint kein Verständnis für Material und Arbeit vorhanden zu sein. Denselben Irrtum finden wir übrigens auch bei uns (vgl. z. B. den Umschlag der Exlibris-Zeitschrift[1] und das Jubiläumsheft November 1909 des Archivs für Buchgewerbe).

Ferner sei erwähnt, daß auch diese Ausstellung klar erkennen läßt, daß wir bezüglich der harmonischen Zusammenstimmung der Druck- und Papierfarben in diesen 25 Jahren kaum irgendwelche Fortschritte gemacht haben. Das Problem als solches ist häufig genug noch nicht einmal ins Bewußtsein getreten.

Was nun die Entwicklung der Schriftgießereien, bezugsweise des Typen- und Akzidenzdruckes und der Drucksachen betrifft, so weist die Entwicklung in dem dargestellten Zeitraum von 1884—1909 einen sehr bemerkenswerten Fortschritt auf. In den ersten Jahren 1884—88 schwelgen die Schriftgießereien (Rühl, Schelter & Giesecke, Flinsch, Woellmer, Genzsch, z. B. Münchener Renaissance-Fraktur nach Zeichnung von Heinrich König) in den Formen der Renaissance und zwar in den Architekturformen dieses Stiles. Diese Richtung hielt bis etwa 1898 — ja, man kann sagen bis 1900 — an, denn die Jugendstil-Blüten auf buchgewerblichem Gebiete, etwa in der Art stilisierter Seerosen oder Mohnbordüren (Wilh. Woellmer) können unmöglich der neuen Kunst schon zugeteilt werden. Wohl aber ging in diesen achtziger und neunziger Jahren neben Renaissance, Rokoko, Japanismus und schließlich Jugendstil eine ausgesprochene Vorliebe für feuilletonistisch-erzählende Darstellungen, wie wir sie im vorigen Jahrhundert auch in der Malerei (vgl. besonders die Düsseldorfer Malerschule) und in den uns hier näher liegenden Buchillustrationen finden. Der Umschwung trat, wie gesagt, erst um das Jahr 1900 ein. Dann erst begann man zu verstehen, daß die Eigenart des Buchdruckes in der äußersten „Flächigkeit" liegt, daß der Druck Linien und Punkte in Flächen legt, daß er dunkle Werte in helle Werte setzt. Übrigens finden sich noch in der Periode von 1899—1903 viele altertümliche Druckbildchen und selbst ein moderner Künstler wie Cissarz wirkt in seinem Schmuck der Monographie zur deutschen Kulturgeschichte (Diederichs, 1899) noch altmodisch. Die Eckmannschrift war gewiß ein Ereignis. Sie war eine Tat, um das vielgebrauchte Wort anzuwenden. Sie ist auch rein buchtechnisch eine Leistung. Wie mit einem Schlage war die neue Zeit auch auf drucktechnischem Gebiete da — just zur Jahrhundertwende. Aber schon an den Initialen, die zu der Schrift gehören, sieht man, wie sehr Eckmann noch zu jenem Sezessionsstil der wilden Linie (Ohrmuschelstil) gehörte: das spricht sich sogar in der vielgepriesenen Sieben der Scherlschen Woche

[1] Am Schluß der Zeitschrift finden wir die Bemerkung „Das Papier lieferte Berth. Siegismund, Berlin." Haben wir denn aber nicht ein größeres Interesse den Namen des Papierfabrikanten zu wissen, als den des Papierhändlers und verdient jener nicht in erster Linie genannt zu werden?

aus, die man in einigen Jahren, wenn man sie überhaupt noch sieht, nicht mehr wird „sehen“ können. Doch genug davon. Der große Vorstoß war gemacht. Und wir wollen es Eckmann Dank wissen.

Wie bekannt, entstanden nun eine ganze Reihe sehr vortrefflicher Schriften, allen voran die Behrensschrift. Bemerkenswert ist dabei, daß auch eine Reihe guter Frakturschriften verlegt wurden (Offenbacher Fraktur, Offenbacher Schwabacher, Rundgotisch, Walthari, Bauersche Fraktur).

Wem daran liegt, ein bestimmtes Datum für den Anfang der neuen Zeit auf buchgewerblichem Gebiet sich einzuprägen, den möchte ich daran erinnern, daß die Rudhardsche Gießerei in ihrem Rundschreiben vom 1. Januar 1900 als erste *den geschlossenen Satz* streng durchführte. Gleich darauf finden wir ihn auch im Katalog der deutschen buchgewerblichen Ausstellung Paris 1900 (bemerkenswert ist auch, daß die Seitenzahlen zu Vignetten ausgebildet sind). Zu Neujahr 1901 wendet ihn Julius Sittenfeld sogar bei seinem Kalender-Ausschreiben an. Die Reichsdruckerei benutzt ihn vom Jahre 1902 an vielfach. Interessant ist nun, daß die Ausstellung für Buchgewerbe und Photographie St. Louis 1904 den geschlossenen Satz nicht mehr anwendet — im Behrensschen Hauptkatalog derselben Ausstellung sind die Zeilen am Eingang und Ausgang der Absätze durch offene Quadrate geschlossen. Bei dem Besuchskarten-Ausschreiben der Akademie, Leipzig vom November 1907 sehen wir den Satz dann wieder wie im Pariser Katalog 1900 geschlossen. Und heute ist diese wichtige Frage praktisch eigentlich noch immer nicht gelöst. Theoretisch ist der geschlossene Satz feststehend.

Eine ebenfalls heute noch offenstehende wichtige Frage ist die des Ausschlusses. Dieselbe gelöst zu haben glaubt allerdings der Herausgeber der Zeitschrift „Liberty“ in New York, Benj. R. Tucker, der zwischen den Worten einer Zeile unter allen Umständen gleiche Zwischenräume eintreten läßt, statt die Zeile auszusperren und dafür den fehlenden Raum am Ende der Zeilen durch kleine Metallstückchen füllt. Die Folge davon ist nun, daß die Wortzwischenräume zwar gleich bleiben,[5] die Zeilenausgänge aber ungleich sind, die Zeilen verschieden lang sind, das Satzbild links in einer senkrechten Linie, rechts in einer Zickzacklinie abschließt. Man muß also wieder darauf zurückkommen, die Zeilen mit Zierstücken zu füllen und zwar mit solchen, welche — dies ist die Schwierigkeit — sich dem Bilde der Buchstabentypen anpassen, im übrigen aber streng gleiche Wortzwischenräume einzuhalten. Doch einstweilen genug von dieser Zukunftsmusik. Näheres und weiteres darüber findet man in meinen Artikeln „Raumlehre im Buchdruck“ (Zeitschrift für Bücherfreunde, April 1909) und „Von der modernen Buchdruckkunst“ (Typographische Jahrbücher, 1909).



Ludwig Tiecks Reise nach London und Paris im Jahre 1817.

Aus Wilhelm von Burgsdorffs Tagebuch

mitgeteilt von

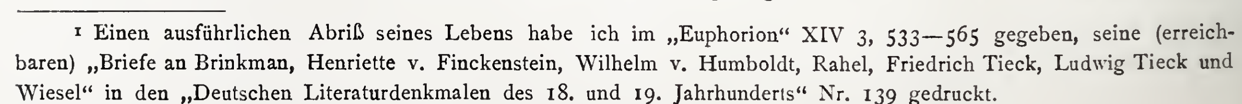
Alfons Fedor Cohn in Grunewald-Berlin.

Ludwig Tieck harrt noch seines Biographen. Köpkes Arbeit von 1855, die vorwiegend auf Tiecks eignen, zumeist mündlichen Mitteilungen während seiner letzten Lebensjahre beruht, ist ein dankenswertes Dokument, das wir um nichts missen mögen. Vor den Anforderungen, die wir heute an eine Lebensbeschreibung des Berliner Romantikers stellen dürfen und müssen, vermag sie nicht mehr standzuhalten. Um eine wesentliche Schwäche anzugeben: sie ermangelt der historischen Perspektive; sie sah den ganzen Tieck so, wie sich der alte Tieck selbst sah. Ihm in allen Lebensaltern und damit in vielen

5 Inkonsequenterweise macht Tucker beim Anfang eines neuen Satzes einen größeren Zwischenraum.

Widersprüchen und vermeintlichen Irrtümern gerecht zu werden, wäre das erste Erfordernis einer neuerlichen Nachprüfung seiner Lebensumstände. Daß die Forschung, die doch seit geraumer Zeit die Domäne der Romantik bis in die letzten Schlupfwinkel abbaut, gerade um den Tieckschen Anteil so scheu herumgeht, ist leicht erklärt. Tiecks Werk war im eminentesten Sinne Literatenwerk. Die Frage nach dem Menschen dahinter erscheint in den seltensten Fällen notwendig oder nur wünschenswert. Der Mensch Tieck und der Dichter Tieck gingen als zwei getrennte Wesen nebeneinander her. Die Kenntnis seines Lebens würde das Verständnis seiner Werke nicht wesentlich fördern, ihren Wert nicht sichtlich verschieben. Und wie das Bedürfnis schweigt, so versagt auch die Möglichkeit, es zu erfüllen, in unerwarteter Weise. Tiecks handschriftlicher Nachlaß auf der Berliner Königlichen Bibliothek bietet dem Biographen eigentlich nur Abfälle und Reste von Schätzen, die, wer weiß wohin über die Welt vergraben oder wahrscheinlicher verzettelt sind. Tieck selbst hielt bekanntlich nur dürftige Ordnung in seinen Papieren. Auf welche Weise man nach seinem Tode oder nach dem Tode seiner nächsten Erben damit verfuhr, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls sind die an Tieck gerichteten Briefe, mit derem teilweisen, ungenauen Abdruck Holtei vier Bände gefüllt hat, in alle Winde zerstoben, würden Tiecks eigne Briefe — aus einem achtzigjährigen Leben —, wenn man die vorhandenen alle zusammensuchte, kaum mehr als einen mäßigen Band füllen. Daß viele Dokumente gerade über Tiecks intimes Privatleben absichtlich vernichtet sind, steht immerhin zu vermuten; die Veröffentlichung von ungedruckten Schriftstücken, die dieses Privatleben betreffen, wäre sonst während der letzten fünfzig Jahre nicht von dieser erschreckenden Dürftigkeit gewesen.

Das nachstehend abgedruckte Tagebuch kann unter den spärlichen Quellen zum Tieckschen Leben eine kleine Lücke füllen, indem es einen mehrwöchentlichen Tageskalender für den vierundvierzigjährigen Dichter notiert. Das Manuskript war nicht absolut unbekannt. Köpke hatte es für seine Biographie benutzt und als Besitzer des Tieckschen handschriftlichen Nachlasses mit diesem an die Berliner Bibliothek testiert. Dort lag es allerdings wohl als Tiecksches Manuskript vergraben; der Katalog verschweigt jedenfalls den wahren Autor, der nicht Tieck selbst, sondern sein langjähriger Freund Wilhelm von Burgsdorff war. Tieck und der ein Jahr ältere Burgsdorff[1] kannten sich seit 1789 von der Prima des Berliner Werderschen Gymnasiums her. Sie wurden später Kommilitonen in Halle und Göttingen, fanden sich dann aber erst nach einigen Jahren der Trennung wieder zu Anfang des neuen Jahrhunderts in Berlin. Burgsdorff hatte nach Beendigung der Studien kurze Zeit bei der kurmärkischen Kammer amtiert, war dann vier Jahre lang auf Reisen gewesen, in Dresden, Wien, Paris, Spanien, London, und wünschte nun von der preußischen Residenz nichts andres, als was ihn sonst bisher in aller Welt gereizt: den Genuß des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens. Tieck hatte seine, in ihren Anfängen von dem Freunde protegierte Dichtung mit den Bestrebungen der Jenaer Romantiker verquickt, hatte dafür alle Ehre und Anerkennung geerntet und sah sich dennoch als Familienoberhaupt vor eine trübe Zukunft gestellt. Hier griff Burgsdorff ein. Er war der Sohn eines begüterten Landedelmannes. Auf seines Vaters Gut Ziebingen bei Frankfurt an der Oder erwirkte er für Tieck zum Winter 1802 ein Asyl, das dieser erst im Jahre 1818 verließ. Das Verhältnis der beiden mag im Verlaufe der Jahre nicht immer von einem restlosen Verständnis und einer glatten Übereinstimmung getragen gewesen sein; aber als freiwillige Haus-



[1] Einen ausführlichen Abriß seines Lebens habe ich im „Euphorion" XIV 3, 533—565 gegeben, seine (erreichbaren) „Briefe an Brinkman, Henriette v. Finckenstein, Wilhelm v. Humboldt, Rahel, Friedrich Tieck, Ludwig Tieck und Wiesel" in den „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts" Nr. 139 gedruckt.

genossen waren sie naturgemäß einander eng Vertraute. Hierfür spricht, daß Burgsdorff, der sein Lebelang seinem Wanderblute folgte, Tieck mehrmals zu seinem Begleiter wählte. So 1803 zu einer Tour durch Böhmen und Süddeutschland, die Tieck später (1834) als „Eine Sommerreise" nacherzählt hat, so 1817 zu einer Fahrt an den Rhein, nach London und Paris, wovon das nachfolgende Journal berichtet. Burgsdorff hatte bereits einmal, im Winter 1799 auf 1800 zehn Monate, auf der britischen Insel und in London geweilt und auf die leeren Blätter seines damals geführten Tagebuches machte er nun auch diesmal seine Eintragungen. Das Buch hat Tieck dann jedenfalls in Händen behalten, da es ihm bei Abfassung seiner Schrift „Über das englische Theater" manchen Anhalt bieten mochte, und es weiter an Köpke überlassen, der den Inhalt für die Biographie benutzte.



Über die nähere Vorgeschichte dieser Reise von 1817 lassen sich einige Angaben machen. Der Plan, der wohl in hervorragender Weise den Tieckschen Shakespeare-Studien galt, dürfte bald nach Beilegung der Kriegsunruhen aufgetaucht und im Laufe der Ausgestaltung noch um andre Punkte vermehrt worden sein. Solger schreibt an Tieck aus Berlin am 5. Januar 1817 (nach der Handschrift): „Aber nun! Was soll ich sagen von Ihrer schönen Aussicht zur Reise in diesem Sommer! Burgsdorff hat mir die Sache mitgetheilt, und selbst die Reiseplane, die Sie wohl nun schon haben werden. Beneiden kann ich Ihnen diese so wenig wie irgend etwas anders. Aber ich sehne mich auch danach. London vorzüglich möchte ich gar zu gern sehen . . ." Ein (ungedruckter) Brief von Tieck aus Ziebingen vom 7. Januar kreuzte sich hiermit, worin es heißt: „Burgsdorf hat Ihnen einen Reiseplan mitgetheilt, ich glaube, er wünschte, daß Sie jetzt noch *niemanden* davon sagen". In seinem Briefe vom 5. fährt Solger aber fort: „Von meiner letzten Reise habe ich Ihnen schon öfter schreiben wollen . . . Die alte niederrheinische Malerei hat mich unglaublich angezogen, und insofern waren mir Heidelberg und Cöln am interessantesten; an letzterem Orte waren wir fast acht Tage. Ich kann wohl sagen, daß keine Art von bildender Kunst so mein innerstes Gefühl trifft, wie das, was ich von Johann von Eyck und Hemmling gesehen habe; der vaterländische, herrlich tiefe Sinn lockt mit zauberischer Gewalt hinein". Tiecks starke Anhängerschaft an die Solgersche Kunstlehre mag sich auch hier von dessen Sympathien haben bestimmen lassen; denn wir sehen Tieck und Burgsdorff später bei tagelangem, eifrigen Studium der niederrheinischen Meister. Die Antwort auf Solgers Schreiben ging am 30. Januar aus Ziebingen ab: „Nur ein eifriger Gelehrter wie Sie kann es fassen, warum ich mich so sehr auf diese englische Reise freue, was mich eigentlich dazu bestimmt hat. Einige Büchelchen nachzulesen, die ich in ganz Deutschland durchaus nicht haben kann und auch in London nicht kann kaufen lassen; so gehe ich nun hin: es ist wie ein etwas umständlicheres Nachschlagen in großen Folianten. Für meinen Shakspeare ist mir die Reise unendlich erwünscht". Einen Monat später stand der Plan in seinen Einzelheiten bereits fest. Die Etappen der Reise scheinen vorher auf den Tag festgelegt worden zu sein. So klagte Creuzer nachher an Görres, nachdem die Reisenden auf dem Rückweg Heidelberg passiert hatten, unterm 17. September: „Tieck . . . war von Burgsdorf sehr gehetzt, und wäre gern länger geblieben, mußte aber nach zwei Tagen wieder fort". Daß der Heidelberger Aufenthalt schon am 28. Februar vorgesehen

war, erweist ein (ungedruckter) Brief Tiecks von diesem Tage an Helmina von Chézy aus Ziebingen: „... Noch erfreulicher wäre mir, Sie persönlich kennen zu lernen, da Ihr Wohlwollen schon seit manchem Jahr mich unsichtbar mit Ihnen verknüpft hat, wenn Sie Ende April noch in Berlin seyn sollten, so habe ich diese erfreuliche Aussicht vor mir, reisen Sie aber ab so sehe ich Sie doch wahrscheinlich im August in Heidelberg, wenn Sie nehmlich dorthin zurück kehren sollten. In Heidelberg würde ich freilich nur etwa 2 Tage seyn können und mich daher unter meinen dortigen vielen und sehr geliebten Freunden teilen müssen ...“ Schließlich veranlaßten aber noch diese Reise und die damit verknüpfte wissenschaftliche Tätigkeit Tiecks einen von den vielen vergeblichen Versuchen, den Dichter aus der privaten Wohltätigkeit, die die Burgsdorffs und die verwandten Finckensteins an ihm übten, in die Fürsorge des Staates gelangen zu lassen. Sein Schwager Steffens wandte sich deshalb am 21. April von Ziebingen aus an Stägemann (Franz Rühl, Aus dem Nachlaß von F. A. v. Stägemann. Leipzig 1900, 2, 157): „Dr. Koreff hat mir versichert, daß bei dem Staatskanzler von Tieck die Rede gewesen ist, und daß der Fürst sich geneigt gezeigt hat für ihn etwas zu tun. Mir scheint es, wenn ich offenherzig sein soll, in der That doch auch die höchste Zeit. Oft sucht man zu einer solchen Unterstützung die schickliche Gelegenheit, und diese ist, glaube ich jetzt da. Denn Tieck wird mit dem Herrn v. Burgsdorf nach England reisen. Nun glaube ich in der That, und Sie werden ohne allen Zweifel meiner Meinung sein, daß die Untersuchungen die Raumer und v. d. Hagen in Italien anstellen, kaum so wichtig sein werden, wie Tiecks in England, wenn man ihn unterstützen will. Wenn er diese Unterstützung als Pension behielt, so könnte er doch ein unabhängiges Dasein einmal erringen.“ Steffens Appell blieb erfolglos. Als Tieck und Burgsdorff im folgenden Jahre infolge Erbstreitigkeiten in der Finckensteinschen Familie, die mittlerweile Ziebingen erworben hatte, das Gut verlassen mußten, fand jener einen Unterhalt in dem Dresdner Dramaturgenposten, von dem ihn erst Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief.

Das Tagebuch kann in bezug auf die Datierungen nicht als absolut zuverlässig angesehen werden, weil die Eintragungen oft für mehrere Tage nachträglich aus dem Gedächtnis gemacht zu sein scheinen. Manchmal kann auch ein Brouillon vorher angefertigt sein. Nachweisliche Irrtümer dieser Art sind in den Anmerkungen kenntlich gemacht. Um im übrigen die Noten nicht durch wörtliche Zitate allzusehr zu überladen, habe ich mich bei den drei Hauptwerken mit dem Hinweis auf die Seitenzahl begnügt. Dabei sind Tiecks Schrift „Über das englische Theater usw.“ in seinen „Dramaturgischen Blättern“, Breslau 1826, Bd. II als „Tieck“, Köpkes Tieck-Biographie (1855) als „Köpke“ und Burgsdorffs „Briefe usw.“ als „Bfe“ bezeichnet.

Der Abdruck des Journals geschieht buchstabengetreu, ohne jede Kürzung, „u.“, „m.“ und „i.“ sind jedesmal ohne weiteres in „und“, „mit“ und „in“ aufgelöst, Textlücken oder zweifelhafte Lesarten in den Fußnoten angegeben und Textergänzungen in eckige Klammern eingeschlossen. Gelegentlich eingefügte Kommata dienen einem leichteren Verständnis.

Die dankenswerte Beigabe der beiden Bildnisse Burgsdorffs, aus dem Besitze eines Enkels, Herrn Rittmeisters a. D. F. v. Oertzen in Rostock, und mit dessen liebenswürdiger Bereitwilligkeit hier wiedergegeben, zeigt den Dargestellten mit 24 Jahren. Die Autorschaft des Porträts ist zwar nicht dokumentarisch verbürgt, läßt sich aber mit annähernder Sicherheit feststellen. Der Druck der B.'schen „Briefe“ enthält das Material. Danach ließ sich B. Ende Oktober 1796 in Dresden „Miniatür mahlen bei Bachmann, der der beste ist, — ein 10 Ducatenmahler“ und ebenda kurz darauf von seinem derzeitigen Protégé und Reisegast, Friedrich Tieck, als Relief porträtieren. Tieck begann damals mit Glück sich in dem Genre zu versuchen; Rahels bekanntes Bildnis stammt aus derselben Zeit, die Köpfe der Brüder Humboldt sind von 1797. B. wurde mit diesem Relief, wie er selbst schreibt, zum zweiten Male porträtiert und zwar hatte Tieck die Absicht, es seltsamerweise als Vorlage oder doch als Anhalt zu einer kleinen Alabasterbüste für Caroline v. Humboldt zu verwenden. Von diesem Relief nun scheinen drei Exemplare (wenigstens) hergestellt worden zu sein: das erste bekam Rahel, das zweite erbat B. Anfang

1797 für seine Mutter nach Ziebingen, ein drittes hat er wenige Monate später seinem schwedischen Freunde K. G. v. Brinkman dediziert. Das vorliegende wäre demnach das zweite, das der Familie gehörige, welches im Laufe der Zeit leider — auf Kosten der nicht allzukräftigen Charakteristik — einmal überweißt worden ist. Herr Dr. Edm. Hildebrandt, dem bei Abfassung seiner grundlegenden Tieck-Monographie (Leipzig 1906) das Burgsdorff-Relief noch nicht zugänglich gewesen war, glaubt das Original bei einer ersten kürzlichen Betrachtung zweifelsohne Friedrich Tieck zuweisen zu müssen.

May 1817.

4. *Sontag.* Wir waren nach 9 Uhr von Berlin abgereist und kamen mit eigenen Pferden um 7 des Morgens in Brandenburg an. Der Regen verhinderte uns auszugehn. Wir fuhren mit den Pferden des Wirths recht gut bis Ziesar und mit andern Miethspferden bis Magdeburg, wo wir nach einer überstandenen großen Gefahr um 7 Uhr in der Nacht ankamen.

5. *M[ontag].* Den Dohm besahn wir bis 8 Uhr. Das ältere Chorgebäude ist besonders merckwürdig, auch von außen. Die Giebelfacade theilt sich in 3 gleiche Theile, wovon 2 die Thürme machen. Das bronzene Monument des Erzbischof Ernst von Fischer[1] aus Nürrenberg im 16ten Jahrhundert ist sehr schön. Die liegenden Figuren auf hohen Sarcophagen können aber keinen Anblick gewähren. Wir kamen um 2 Uhr nach Halberstadt und freuten uns an der Alterthümlichkeit der Stadt. Viele der fast durchgehens hölzernen Häuser sind sehr alt und vollkommen im Stande. Das Vorstehen der Etagen übereinander auf verzierten Balkenköpfen macht sich oft gut. Der Dohmplatz zwischen den beiden Kirchen ist schön und hat Aehnlichkeit mit einem Florentinischen[2]. Der Dohm ist zur selben Zeit mit dem Magdeburger angefangen, ist aber von weit zierlicherer Bauart. Im Chore sind 7 gewirkte Tapeten mit eingesetzten Figuren, die in ihrer Zeichnung an das Aelteste in der Cathedrale zu Venedig ja an die Mexicanischen Zeichnungen, die Humb[oldt][3] mittheilt, erinnern. Sie mögen Bizantinisch seyn. Ein altes Bild in der Kirche ist nicht ohne Werth, vieles mag in der Zeit als die Kirche zum Magazien diente verdorben seyn. Gemalte Scheiben sind auch hier nicht mehr vor den Gassenjungen zu erhalten und waren es wohl nie ohne dichte Drahtfenster. — Wir fuhren noch 4 Postmeilen bis Roc[k]lum, weil es uns über den Harz und sogar über Goslar, Lutter und Seesen zu gehn unrathsam schien[4] da der kürzlich geschmolzene, auf dem Brocken noch liegende Schnee die Wege sehr verdorben haben muß und es gestern den ganzen Tag regnete.

6. *D[ienstag].* Wir fuhren über Wolfenbüttel und Im[m]endorf (2 Meil[en] näher als Braunschw[eig]) jedoch Eine Meile ohne Chaussee im schrecklichstem Wege, über Lutter, Seesen und wären nach Göttingen gekommen, wenn ein Rad uns nicht in Nordheim[5] aufgehalten hätte. Betrug des Schmidtes daselbst.

7. *M[ittwoch].* Um 10 Uhr in Göttingen über Nörten (b. Hardenbergs und den Pleß vorbei). Seit Magdeburg herrlicher Boden auf dem man 10 Korn vom Weitzen als Regel fordert. Im Braunsch[weigischen] vom Morgen 1 Sgr *monatl:* Grundsteuer, früher vor der Westphäl: Zeit 9 Sgr. Dabei die Zehnten und den Herrendienst den im Braunsch[weigischen] manche abgekauft haben. Um Nordheim baut man nur auf dem schlechten Boden Weitzen und auf dem guten Roggen der sich weniger lagert. Die Menschen scheinen mir auch dismal in Hannöverschen zufriedner als sonstwo. Hof[rat] Hugo[6] erzählt als charakteristisch von der milden (aristok.) Regierung, daß sie die Pension des Westphälischen Ordens fortzahle. Die Domainen fanden keine Käufer und niemand glaubte hier an den Bestand des West[phälischen] Wesens. Ein Commendegut hier in Göttingen wurde verkauft und von der Regier[un]g den Käufern bestätigt. Hof[rat] Reus[7]

[1] Peter Vischer's d. Ä. Werk von 1495.

[2] B. scheint um die Wende der Jahre 1810/11 in Italien gewesen zu sein: Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alex. v. Rennenkampf (Berlin 1904), 51.

[3] Wohl in den „Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique" (Paris 1810).

[4] Geschieht dennoch am nächsten Tage. — [5] Northeim.

[6] Gustav H. Hugo (1764—1844), Professor der Rechte zu Göttingen. Vgl. Köpke I 372.

[7] Jeremias David Reuß (1750—1837), Literarhistoriker, Oberbibliothekar in Göttingen.

und Pr[ofessor] Benicke[1]. Die Erweiterung des Bibliothekgeb[äudes]. Einrichtung der Cathaloge.

8. D[onnerstag][2]. Die Erweiterung des Bothanischen Gartens, die neue Sternwarte. Hofrath Heeren[3]. Fiorillo[4]. Die Schadhaftigkeit aller Räder zwingt uns bis Freytag früh zu bleiben.

9te Freytag. Mit einer Rückfuhre bis Cassel. Herrlichkeit des Buchenwaldes von Minden[5] und die Gegend von der Brücke eine der schönsten in Deutschland. Die alte Kirche und ein merkwürdig alter Taufstein von Erz. Anblick von Cassel und schöne Lage der Stadt auf einem Hügel der eine reiche Landschaft beherrscht. Der Wilhelmsstein dahinter. Die Gallerie um *200* Stück beraubt, immer noch reich an niederländischen Stücken. Die Claudes und viele der schönsten Sachen fehlen. Wir verfehlen die guten Wirthshäuser auf dem Königsplatze.[6]

10te Sonb: Wir fahren die Nacht weiter und kommen durch die tiefe Finsterniß in nicht geringe Gefahr. Die Entschlossenheit der vortreflichen Postillione. In ihnen und allen die wir sahen gefielen uns die Hessen durch Höflichkeit, Präcision und Rechtlichkeit. Der blinde Wagenmeister. Wir fuhren sehr gut und kamen doch erst gegen Mittag nach Marburg eine der herrlichst gelegenen Städte. Die Elisabeth Kirche ist außen und innen vortreflich. Ich bestieg den Schloßberg nur sehr eilig, ein Platzregen hielt uns auf. Wir fanden hier und bis Wetzlar die ersten grünen Bäume, und auch diese verschwanden wieder in den Bergen zwischen Wetzlar und Coblenz. Herrlich fruchtbare Gegend bis Wetzlar, ein reiches Getreide und Obstland. Sehr *gutes* Wirthshaus in Wetzlar der Röm: Kaiser.

11. Sontag. Wir fuhren ca. 12 Meilen bis Wetzlar. Herrliche Lage von Braunfels zwischen W[etzlar] und Weilburg, und schöne Lage von Weilburg. Weniger schön bis Limpurg, dis aber romantisch gelegen. Die sehr alte und merckwürdige Kirche. Wetzlar, Braunfels, Limpurg, Montabaur auf schrofen Bergen gelegen. Limpurg ehemals Trierisch und jezt sehr zufrieden mit der Nassauer Regierung. Berühmt durch die Fruchtbarkeit des Weitzbodens. Das kleinste Bauergut, welches mit einem vortreflichen Ochsen beakert wird und weniger als 30 Magdeb[urgische] Morg[en] hält, gilt 20,000 Gulden. Bei Montabauer und bis Coblenz ist die Gegend rauher und ärmer.

12. Montag. Besuch bey Görres[7] der uns den ganzen Tag bey sich festhält. Seine Wohnung ist reitzend durch den Glanz der alten Bilder mit denen er sie seitdem angefült hat. Schöne Adrian *von Mechln* von dem wir nachher wenig sahen. Der Husten den ich beym Nachtfahren und in der kalten Luft bekommen hatte ward hier zuerst sehr böse und war mit Fieber begleitet. Abendgesellschaft in der ich mich an Max. Schenkendorf[8] freute. Ich lasse meinen gelben Wagen der mir durch seine alten Räder viel Noth und Versäumniß gemacht hatte in Coblenz.

13. Dinstag. Wir fahren[9] von Görres,

---

1 Georg Friedrich Benecke (1762—1844), Germanist, Bibliothekar in Göttingen. Vgl. Köpke I 372.

2 Das Datum ist möglicherweise einige Sätze höher anzubringen; die Eintragungen unter dem 7. und 8. betreffen offenbar beide Tage gemeinsam.

3 Arnold Heeren (1760—1842), Professor der Geschichte in Göttingen. Vgl. Köpke I 372.

4 Joh. Dominik Fiorillo (1748—1821), „ihr alter Lehrer": Köpke I 372. — 5 Münden.

6 Steig, Arnim 3, 387f., W. Grimm an Arnim, Cassel, 3. Juli 1817: „Vor einiger Zeit ist Tieck hier gewesen, er hatte uns besucht, aber es war niemand zu Haus gewesen; ich suchte ihn hernach noch im Gasthaus auf, seine gebückte gichtische Haltung macht keinen angenehmen Eindruck, da das Gesicht so fein und schlau ist, meint man, es gehöre von Natur zusammen; ich wunderte mich über die Weltformen, die er so vollständig an sich hatte, wir sprachen darum auch nur über allgemeine Dinge, nur als ich von Vossens Übersetzung des Shakespeare anfing, gab er seinen Unwillen zu erkennen . . . Tieck wollte sich hier nicht aufhalten, er ist mit Görres nach Cölln gefahren, wie ich späterhin hörte; in Göttingen hat er geäußert, es möge immer recht gut sein, was Görres, Arndt gethan, man solle nur nicht davon sprechen, d. h. man solle mehr von ihm reden."

7 Joseph v. Görres (1776—1848). Vgl. a. Görres, Ges. Briefe (München 1874) II 469: B. 1815 durch Clemens Brentano an G. empfohlen.

8 Max[imilian Schenk] v. Schenkendorf (1783— 11. Dez. 1817), seit 1815 Regierungsrat in Koblenz. Vgl. Köpke I 372.

9 Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an Wilhelm (Berlin 1890), 569: „Frankfurt, den 15ten July 1817. Tieck ist mit Burgsdorf nach England und auf dem Wege dahin über Coblenz gegangen; den Rückweg wollen sie über Paris nehmen, Du wirst ihn also wahrscheinlich bald dorten wiedersehen". Vgl. unten S. 360 Anm. 3 und S. 361 Anm. 9.

seiner Frau[1], der kl[einen] achtjährigen Marie[2] begleitet mit einem der deutschesten Kutscher über die Genovefa Capelle[3], Lach[4], Rheinbrohl bis Bonn wo wir spät ankommen. Die Räthsel der kleinen Marie unterwegs.

14. Mittwoch. Die schöne Kirche in Bonn. Die herrliche Terrasse am Rhein. Görres fährt mit bis Cöln. Wir gehn sogleich in die Gereons Kirche die uns als einzig in ihrer orientalischen Art in Erstaunen setzt. Das Achteck, in Form der alten Batisterien uralt, der höher gelegene Theil der Kirche neuer aber vom schönsten Efect. Die Thürme, Giebel etc. (fast maurischen Gallerien von Außen *[gleich]*) bauen sich am Rhein wunderbar übereinander, es ist die hohe Gothische Baukunst wie am Dohm und in Antwerpen. Dann der erste Anblick des Dohms. Abendgesellschaft bey de Grote[5].

15. Donnerstag. Kirchenmusick im Dohm. Prozession, der wüste und traurige Anblick der Stadt mit schön[em] Alterthümlichen gemischt, und mit den herrlichen Kirchen. Die Jesuiten Kirche neu und imposant. Nach dem Mittage bey de Grote wo wir außer den beiden Söhnen wieder den Hachsthausen[6] und den alten Walraf[7] finden, sehn wir im Jesuiten Collegio den von W. zusammengeschlepten Bilderwust worunter sehr merkw[ürdige] nachdem wir schon bei ihm am Morgen die schönsten gesehn hatten. Den Abend sehr vergnügt bei Hachthausen.

16. Freytag. Die Apostelkirche, St. Maria am Capitol. Die *Lieversbergsche*[8] Samlung, gegen Abend bey Fochem[9] die schönen Hemlinge[10] *u. s. w.* Den Abend bey dem Berliener gewes[enen] Advocaten *und* mit dem Präsidenten [v. Meusebach][11].

17. Sonnabend. Mit dem Postwagen im Schrit bis A[a]chen, Engländer im Wagen. Wir gehn noch viel in A[a]chen.

18. Sontag. Bekendorfs herrliche Samlung. Die Hemlinge, das große Bild von H.[12]. Oben auch manche gute Sache aus der Z[ei]t und andere Schulen. Andere Bilderhändler zu besuchen erlaubt die Zeit nicht. Der Dohm mit Bettlern und Andächtigen gefült. Wüster Eindruck des im Innern ganz verdorbenen Dohms. Schönheit der Stadt die gegen Cöln belebt, wohlhabend und neu aussieht. Die Gegend ist schön. Den Nachmittag bis Lüttich.

19. Montag. Lüttich einzig durch seine Lage, Bevölkerung, Betriebsamkeit. Sehr gutes Wirthshaus — und der gefällige ganz franz: Wirth (die deutsche Sprache verläßt uns hier ganz) führt uns in schöne Garten, durch die Stadt, die Springbrunnen, mich nach der schönen Kirche im hohen Theile der Stadt, von wo es die herrlichsten Blicke giebt. Der innere Hof des bischöfl[ichen] Pallasts, jezt Justizhofes sehr merkwürdig. Wir fahren mit einer sehr guten Retour-Kutsche bis Brüssel, und kommen den Aben[d] bis *Tirlemon[t]*.

20. Dinstag. Vormittag in Löwen wo das Rathhaus seinem Ruf, als dem Vollendetsten gothischen Gebäude dieser Art ganz entspricht. In der Kirche und dort einige gute Bilder. In der Abtey aber nichts Erhebliches. Von hier geht ein Canal grade auf Mecheln und Antwerpen. Wir kommen Nachmittag nach Brüssel und erstaunen über die Pracht dieser Stadt, die mir früher so anders vorgekommen war. Denselben Abend eine scheußliche Aufführung der Phedre.

21ste Mittwoch. Wir versäumen Bury[13] der in La[e]ken war. Die merkwürdige St: Gudula Kirche. Die Bilder-Gallerie. Hr. Burtins (des Narren) schöne Samlung: Mein Spaziergang auf dem Wall, von wo man ein[en] sehr schönen Blik auf die Stadt hat. Hôtel de Flandre vortreflich und billig. — Kleine franz[ösische] Opern und Stücke treflich aufgeführt.

---

1 Katharina, geb. v. Lasaulx, verh. seit 1801, gest. 1851.

2 Marie Görres (um 1810—1871) edierte später verschiedenes aus dem Nachlaß ihres Vaters. 1828, was die Allg. Deut. Biographie IX 389 als Geburtsjahr für sie angibt, ist demnach unrichtig.

3 Bei Andernach: Köpke I 372. — 4 Abtei Laach am Laacher See.

5 Ebbo (Eberhard) de Groote (1789—1864), Germanist, seit 1816 Assessor bei der Kölner Regierung. Vgl. Köpke I 372 und Görres Briefe II 457 f. — 6 Werner v. Haxthausen (1780—1842), seit 1815 Regierungsrat in Köln.

7 Ferd. Franz Wallraf (1748—1824), der gelehrte Sammler.

8 Über einige Stücke der Sammlung vgl. Houben, Bibliogr. Repertorium I, Register.

9 Rektor Fochem, Sammler. Vgl. Houben, Bibliogr. Repertorium I.

10 Hans Memling, damals Hemmelink genannt (1430—1494). Vgl. Köpke I 372.

11 Die Ergänzung ist zweifelhaft. Vgl. unten S. 361 Anm. 7. — 12 Textlücke.

13 Friedrich Bury (1763—1823), Porträtmaler. Vgl. Bfe. 181, 19.

22ste *Donnerstag.* Fahr[en] nach Antwerpen mit der Diligence die von hier aus sehr gut ist. Sehr schön bis Mecheln und so auch von dort aus. Mecheln wenig merkwürdig: (Man kann von Lo[e]wen grade nach Mecheln zu Wasser gehn und von Mecheln giebt es auch ein[en] nahen Weg nach Namur, einen wie[1] den herrlichen nach Lüttich.) In Antw[erpen] der Dohm und dessen *Thurm* über meine Erwartung, nicht sowohl durch Größe und Höhe als durch Schönheit villeicht einzig. Die Rubens im Dohm über meine Erwartung. Viele schöne Sachen in den Privathäusern und bei den Bilderhändlern. Sehr hübsches Theater für kl[eine] Franz[ösische] Stücke.

23.) *Freytag* eben so mit Besehen und Theater hingebracht.

24.) *Sonnabend.* Nachmittag schöne Fahrt nach Gent. Die merkwürdig schönen Dörfer oder Städtchen auf dem Wege. Die lustige flandrische Gesellschaft. Der schöne und vornehme Bauersohn im Wagen. Ich hatte in Antwerpen kurz vor der Abfahrt den ersten Brief meiner Frau[2] erhalten.

25. *Pfingst-Sontag.* Einige schöne Bilder in den Kirchen in Gent besonders. Eine schöne Samlung besehn, die andere war des Sontags nicht sichtbar. Auch hier Armuth da die Fabriken leiden, doch nicht so wie in Brüssel. Schönheit der Stadt. Tischgesellschaft Niederländischer Ofiziere von Range die mit Napoleon gedient hatten. Ich schrieb meiner Frau. Wirtshaus —

26. *Montag.* Schöne Fahrt auf der berühmten (vor Jahren den Staaten (Ständen) in Gent gehörigen) Barke in munterer Gesellschaft. Mittagsessen auf der Barke. In Brügge sehn wir im Hospital die herrlichsten Arbeiten Hemlings, an dem Opferkästchen und im Refectorio[3]. Auf dem Rathhause (am merkwürdigen Markte) das von Paris zurückgekommene Bild des[4]. Noch einiges andere in der Kirche.

27ste *Dinstag.* Sahen wir noch am Morgen die herrlichen Hemlinge und Eyks (von Paris zur[üc]kgek[ommen]) auf der Akademie, so daß Brugge für uns zu den merkwürdigsten Städten gehört. Gutes Wirthshaus und fuhren mit einem Cabriolet bey Ostende und Ni[e]uport vorbei, durch die flache und weniger schöne, zum Theil armen Weidegegend, bis [Veurne][4] und von da auf dem Canal nach Dunkircken. Verdruß mit den franz[ösischen] Douaniers und voller Eindruck des franz[ösischen] Wesens in der sonst hübschen Stadt.

28. *Mittw.* Bis Calais in der Diligence mit verständigen Franzosen. Gestiege[ne] Kultur und gest[iegener] Werth des Landes. Hoher Zins. Mangel an Credit. Ein Bonapartischer Mère in Dunk[irchen]. In Calais im zweiten Wirthshause, den Abend um 9 Uhr zu Schif mit schwachem Winde. Merkwürdige Cultur der Dünen.

29ste *Donnerstag.* Am frühen Morgen in Dover. Verdruß im Custom Office wegen der Briefe, Warten, um 11 Uhr mit der Kutsche und einem Theil der Schifsgesellschaft bis Canterbury in ein Paar Stunden. Die sehr merckwürdige Cathedrale, das alte Thor und der Rest des Pallasts dahinter. Hopfenbau und hohe Cultur in der mit Kalck gesegneten Gegend. Die letzte Ernte war schlecht und mancher hatte nur 10 Cent[ner], der Centner gilt aber dis Jahr bis 50 £.[5]

30ste *Freytag.* Um 7 Uhr von Canterbury mit der Kutsche und um 4 Uhr Ankunft in London. Schönheit von Bleckhus[6] bey Greenwich. — Wir gehen in Coven[t]garden Th[eatre] und sehn J. Kembel die Rolle des Posthumus in Cymbeline spielen. Er und alle unter jeder Erwartung in diesem Stücke, Miß Foot am besten.[7]

31. *Son[na]b[end].* Ich suche vergeb[ens] meine Briefe auf d[er] Post und im neuen schönen Custom House. Wir beziehn vorläufig ein Logis No. 6 Suffolk St. Sabloniere zu Mittag. Jul: Caesar in Coven[t]gard[en] mit Kembel um Vieles besser. Joung und C. Kembel als Cassius und Antonius nicht ohne Verdienst.[8]

---

1 Lesung der beiden Worte zweifelhaft.

2 Ernestine, geb. v. Burgsdorff. Vgl. Bfe., Register.

3 Memlings Hauptwerke, ein Triptychon von 1479, die Sibilla Sambeta von 1480 und der Ursula-Schrein im S. Johannishospital. — 4 Beidemal Textlücke. — 5 Wohl irrtümlich statt Shillings. — 6 Blackheath.

7 Tieck 134—143. — John Kemble (1757—1823), Miß Maria Foote (geb. 1798) als Imogen. Vgl. Henry Barton Baker, History of the London Stage. 2. ed. London 1904, 132—6.

8 Tieck 143—146. Charles Kemble (1775—1854), Johns Bruder. Charles Young, vgl. Baker 1, 152. 158. 159. 192. 225. Über Ch. Kembles späteren Besuch bei Tieck in Dresden, Friesen, Tieck, Wien 1871, 1 27f.

Juny 1817.

1. *Son[n]t[ag].* Erste Ansicht der Westminstergebäude und Brücke. Gottesdienst in Westm[inster] Parisch. Wir finden zu Mittag in Brunets hôtel, L. Buch[1] und bleiben den Abend bei ihm zum Thee.

2. *Mont[ag].* Viel Gänge in der Stadt zu Jofroy etc. Ich suche vergeblich mein altes Logis in Oxford St.[2]. Wir beziehen das Logis No. 8 Adams St. Adelphi. — In Cov[ent] Gard[en] Heinrich 8, in welchem J. Kembel den Wolsey, seine Manir abgerechnet, vortreflich spielt. Nachher den Don Juan in elendester Verunstaltung.[3]

3. *Dinstag.* Die Ausstellung der Akademie in der mir nichts merckwürdig war, Tieck aber ein Paar schlafende Kinder von Chantrey[4] bemerkte den er nachher kennen lernte. Das *Britisch In[stitu]t[e]* wohin Particuliers jährlich Bilder senden, im vorigen Jahre alte, in disem Neue, viele von Reinolds etc. Aus Hampton Co[u]rt[5] waren zwey Cartons da, der Ananias und der Zauberer Elimas. — In Cov[entgarden] gab Kembel den Cato wir zogen es aber vor mit Buch zu Astlai zu gehn.[6]

4. *Mittw[och].* Zu Mittag im Prinz of Wales Caffehouse nahe bey Lester Place. Vergeblicher Versuch die Sidons als Lady Macbeth in ihrer letzten Rolle zu sehn.[7] Den schönen Abend mit Buch im Vauxhal[8] über V[aux]h[al] Bri[d]ge an der T[h]emse hin und um 1 Uhr in der Nacht zurück durch Surrey.

5. *Don[n]erstag.* H[yde] Parc. Besuch bey der F[rau] v. Berg.[9] In Coven[t]garden Heinrich 4. Jung als Falstaf, und J. Kembel als Perci.[10]

---

1 Leopold v. Buch (1774—1853), Burgsdorff durch A. v. Humboldt bereits 1797 bekannt. Vgl. auch Bfe. 176, 28.

2 Vom Aufenthalt 1799/1800.

3 Tieck 153—155, (Heinrich VIII.) und 202 (Don Juan). Die „Times" bestätigen das Datum für „Heinrich VIII.", annoncieren jedoch „Don Giovanni" in Kings Theatre am 3, nicht am 2. Juni.

4 Francis Chantrey (1781—1842), engl. Bildhauer. Durch die Gruppe der schlafenden Kinder für die Kathedrale von Lichfield begründete er seinen Ruf. Tieck (vgl. Tieck 169) diniert später bei ihm, den 24. Juni oder einen der folgenden Tage.

5 Sir Joshua Reynolds (1723—1792). — Die Kartons von Raffael zu den Teppichen im Berliner Museum sind jetzt im South Kensington Museum: Der Tod des Ananias und Der Zauberer Elymas wird von Paulus mit Blindheit geschlagen.

6 Tieck 169: „Drei Rollen Kemble's habe ich versäumt. Seinen Cato von Addison, aus launenhaftem Widerwillen gegen das langweilige Stück . . ." — Astleys Theatre, ein Zirkus bei Westminster Bridge, ist wohl auch das von Tieck (202/3) erwähnte „Theater für Seiltänzer und Pferdekünste in Southwark". Vgl. Baker, The London Stage. — Die „Times" annoncieren am 3. Juni: Royal Amphitheatre, Westminsterbridge. S. a. unterm 12. Juni.

7 Tieck 169. Die Siddons feierte ihr letztes Auftreten, in der Rolle der Lady Macbeth, am 5., nicht am 4. Juni.

8 Das Vergnügungsetablissement Vauxhall, von dem B. im Sommer 1800 eine detaillierte Beschreibung notiert hat und das er diesmal ohne Tieck besucht zu haben scheint, annonciert in den „Times" den 4., nicht den 5. Juni. Die B.'schen Eintragungen der beiden Tage sind danach vermutlich zu vertauschen.

9 Karoline Friederike Freifrau v. Berg, geb. Gräfin Häseler, Freundin der Königin Louise, B. seit langem von Berlin bekannt. Vgl. Bfe. 183, 18.

10 Tieck 147—152. — B. hat, als er am 30. Dez. 1799 die Aufführung in Coventgarden zum ersten Male gesehen hatte, folgendes notiert: „— Der erste Theil. So abgekürzt, daß alles außer Falstaf, den Kärnern, dem Francis zu Nebenpersonen wird. Sie sind aber auch von Figuranten gespielt. Hotspur verliert durch die Abkürzungen und den elenden Schauspieler alles Caracteristische, er spielt ihn ganz unleidenschaftlich, nicht einmal hastig. Hauptszenen für diesen Caracter bleiben weg, die andern Rebellen sind ganz Null durch die Abkürzung. Der Schotte ist gut gekleidet. Fleischfarbene Pantalons, Sohlen mit Riemen bis an die Wade. Eine kurze faltige Schürtze von bunter, breit gewürfelter Leinwand. Ein schöner Cüraß und darüber ein Schaal von eben der Leinwand um Leib und Hals geschlungen. Bloße Arme (d. h. Seide), kleine schott: Mütze mit liegenden und stehenden schwarzen Federn, den Degen in der Hand. — Dagegen ist der Prinz elend angezogen. Der schlechte, alte, oft schmutzige Anzug trägt hier vil dazu bei, daß sie wie herumziehende — franz: Wort — aussehen. Dieser Schauspieler macht den Prinzen zum Narren und Hasenfuß. Ein einzig lachendes Gesicht, dasselbe und ganz dasselbe Spiel, was ich in Romeo und Jul. in der Rolle des Tybald von ihm gesehn habe, Lebhaftigkeit in einer ewigen Bewegung der Hände und einer kleinen Badiene gesucht, Ausmahlen durch Nachmachen, wie ich es noch nie so albern gesehn habe. — Indeß man nicht nur die bedeutensten Szenen mit Hotspur wegläßt, zerstöhrt man alles Verhältniß zwischen dem komis[chen] und ernsthaften Theil des Stücks ganz durch das Chargiren und Erweitern der ganz subalternen Farcenrollen. Die Kärnerscene ist in der Aufführung so lang als die längste mit Hotspur, ein stummes Spiel mit dem Ungeziefer dauert zur Freude der Galerien sehr lange. Eben so Francis, der noch zusetzt. In einer bloßen Farce wäre er vortreflich, daß aber hier ein [anderes] Verhältniß beobachtet werden muß, scheint diesen Schauspielern die nur für die Gallerie spielen gar nicht einmal einzufallen. Nicht nur das Ernste, sondern auch das Komische muß dem Burlesquen hier weichen. Die vortrefliche Scene, wo Falstaf und der Prinz den

6. Freytag. In Drurilane T[heatre] das Schauspiel Rugantino[1] etc. Langer Spaziergang mit Buch nach Russel und Bookelsbury Squ.,[2] wo die neuen Monumente von Fox und dem Herz[og] v[on] Bedford stehn. Die in den 18 Jahren neu entstandne Stadt.

7. Son[na]b[end]. War ich in den drey Gerichtshöfen in Westm[inster] und dann im Parlament. Den Abend gehe ich allein in die schlechte Ital[ienische] Oper.[3]

8. Son[n]t[ag]. Erschien Bielfeld.[4] Wir gingen zusammen nach Kinsington durch Gree[n]park. Wir essen in Kinsington.

9. Mont[ag]. Tieck fing an das Museum zu besuchen[5] und fand Freunde, Mr. Green,[6] Lincoln Inn Fields und Mr. Robinson[7], Tempel Jnn. (Collerige[8] den er schon kannte.) Ich sah mit Bielefeld die vortrefliche Privat-Menagerie in der *Banck*. 4- oder 5 Löwen, Neugeborne Löwen, der Elepha[n]t, die Katzen von St. Helena. Gänge nach den bishieher liegen gebliebenen Empfehlungsbriefen, die ich endlich vom Chef der Post erhalte. Gänge in der Citti. Besuch bey'm Vice-Consul Burkhard.[9] Wir aßen im Prinz of Wales Caffeh[ouse] und sahen den Abend den Hamlet von J. Kembel, die Ophelia von der Stavens.[10]

10. Dinst[ag]. Ich mit Bielefeld wohnte der

K[öni]g spielen z. B. ist weggelassen. Falstaf ist allein gut gespielt, d. h. gegen die andern vortreflich, die Galgendiebe und das Gesindel ausgenommen, die immer vortreflich als Caricaturen sind. — Falstafs Costüm ist sehr gut. Er hat eine (zu dick und ekelhaft) Cravatte, die ein ungeheures Unterkinn vorstellt, so daß sein hellrothes Gesicht und der weiße Bart ganz klein in der Mitte dieses Fettes schwimmen. Ganz weiße Haare fein und straubig. — Großenteils ist es nicht das komische Talent des Schauspielers, sondern die Traditionen über diese Rolle, die das Spiel nicht ganz schlecht seyn lassen. So gehörte die vette Stimme einmal zu dieser Rolle."

1 Tieck 199—200. Vgl. Bfe., Register: Zschokke.

2 Die Standbilder des Herzogs Francis Bedford auf Russell Square und von Charles James Fox auf Bloomsbury Square. — 3 Man gab Paers „L'Agnese" (Times).

4 Heinr. Ludw. Jakob Friedr. Frh. v. Bielfeld, preuß. Diplomat und Berliner Jugendfreund B.'s Vgl. Bfe., Register.

5 Köpke 1, 373: Tiecks Unterstützung durch den jüngeren Schlichtegroll. (S. 357, Anm. 5.)

6 Joseph Henry Green (1791—1863), berühmter Anatom. Vgl. a. Solgers nachgel. Schr. u. Bfw. (Lpzg. 1826) 1, 550ff: G. durch T. an Solger empfohlen.

7 Henry Crabb Robinson (ca. 1776—1867), Barrister-at-law, dessen von Thomas Sadler in 2 Bänden herausgegebene „Diary, Reminiscences and Correspondence" (3. ed. London & New York 1872) im folgenden mehrfach angezogen zu werden verdienen.

8 Samuel Taylor Coleridge (1772—1834), vgl. a. Köpke 1 375f. Durch seine Vermittelung wäre Tieck auch mit Robert Southey (1774—1843) und William Goodwin (1756—1836) in Berührung gekommen. Coleridges dem dienendes Schreiben an Southey nach Paris sei hier, gleichzeitig als Spiegelung von Tiecks Wesen in der Augen der Londoner Freunde, aus C.'s „Letters", 2 vol., London 1895, mitgeteilt (2, 670f.):

„Dear Southey, — Mr. Ludwig Tieck has continued to express so anxious a wish to see you, as one man of genius sees another, that he will not lose even the slight chance of possibility that you may not have quitted Paris when he arrives there. I have only therefore (should this letter be delivered to you by Mr. Tieck) to tell you — first, that Mr. Tieck is the gentleman who was so kind to sue at Rome; secondly, that he is a *good* man, emphatically, without taint of moral or religious infedility; thirdly, that as a poet, critic, and moralist, he stands (in *reputation*) next to Goethe (and I believe that this reputation will be *jame*); lastly, it will interest you with Bristol, Keswick, and Grasmere associations, that Mr. Tieck has had to run, and has run, as nearly the same career in Germany as yourself and Wordsworth and (by the spray of being known to be intimate with you)

Yours sincerely, S. T. Coleridge.

R. Southey, Esq.

Honoured by Mr. Ludwig Tieck".

Der Herausgeber der Briefe fügt hinzu, daß ihm außerdem zwei Briefe Tiecks an C. vorliegen. Der erste, ein sehr umfangreicher vom 20. Februar 1818, erörtert die Frage einer englischen Ausgabe von Tiecks Werken, der zweite ist vom 30. April 1834, führt den Maler Vogel v. Vogelstein bei C. ein und wird in englischer Übersetzung wiedergegeben.

9 Der Staatskalender 1818 schreibt den preuß. Vizekonsul in London Bourcard.

10 Tieck 160—163. — Mrs. Kitty Stephens, vgl. Baker 2, 130. — Die Datierung B.'s ist zweifelhaft; nach den „Times" stand am 9. Juni „Caesar" auf dem Programm von Coventgarden. — B. sah Kembles Hamlet am 28. Okt 1799 und bemerkt: „ . . das manierirte Spiel macht mir mit einem male alle Lust am Theater hier vergehn". Und einige Wochen später vergleicht er: „Ich sehe Richard 3 von Kembel mit großem Vergnügen und übertrofener Erwartung (nach dem Hamlet). Das Publicum scheint mehr Antheil am Hamlet zu nehmen und doch ist der weniger für die Menge. Wahrscheinlich Mode es auch hier als Meisterstück der Schauspieler anzusehn". — Schließlich Tieck 182: „Am schlimmsten ist der Auftritt im Zimmer der Mutter, als das Gespenst so treuherzig aus der einen Thür tritt, über die Bühne stolpert, und, weder Hamlet, noch die Mutter sonderlich betrachtend, aus der gegenüber stehenden, die dann hinter

Wahl des Lord Maire zum Parlamentsmitgliede bey. Auftritt mit Hund etc. Ich ging mit Buch den Abend spazieren, nach Cadogan Place etc.

11. Mitw[och]. Die Versamlung aller (6—7000) Kinder aus allen Armenschulen von London in St. Paul. Nachher mit Tieck die herrliche Gallerie des Marquis von Stratford. Wir aßen Goodwin-Hotel — Coven[t]garden. — Drurilane Theat. Kean im Macbeth.[1]

12 Donnerstag. Den Abend bey 'Astlay.[2] Vormittag in Westminster-Hall mit Bielefeld.

13 Freytag. Ich machte mit Buch Vormittag einen großen Spaziergang nach Heigh-Gate und der neuen Brücke daselbst über Spaafulds und Islington. Der New River. Der unvollendete Prinz Regents Canal etc.[3]

14. Sonnabend. Gänge um Empfehlungsbriefe abzugeben. Der Consul Guise[4], Read Lyon Sq[uare]. Der Buchhändler Bothe, Jork St. H[err] Lefort. Ich esse mit disen und Obermann[5] im London Caffe H[ouse] und gehe mit ihnen nach Sadlers-Wels.[6]

15 Sontag. Nachdem es seit unserer Ankunft in London fast täglich mehrmal geregnet hatte folgte sehr schönes Wetter und wir brachten diesen Tag mit Buch in Richmond zu. Star and Garter Tavern. Der verschlossene Garten neben dem ofenen Park. Der Gang hinnunter, die Temse. Die Rückfahrt mit dem Dampfboth, auf dem 14 Tage später der Deckel[7] springt. Gegend von der Brücke, Bren[t]ford, Kiuw[8], gegenüber Sion-House und Park, Hammersmith. Die Windmühle, die sich selbst statt der Flügel dreht. — Hoher Werth der Weiden oder Wergiftpflanzungen. Leases.

16 Mont.

17 Dinst.

18 Mittwoch. Einweihung der Waterlo Bridge.[9] Großer Anblick der Menschenmenge auf und an der Temse von der Mitte an gesehen. Die merkwürdigen Gewölbe unter den Adelphigebäuden. Am Abend die schöne Aufführung des Apostats, Miß *O'Neel* — Charles Kembel, Jung, und der Gouverneur von [Macready][10].

19 Donnerstag. Viele Tage nach einander sehr heißes Wetter. Hr. Guise holte uns ab um uns in die Citty zu begleiten. Im Tempel, in der Bank, in Loyd's Kafehouse, in den London Docks und Tabak Warenhause. Durch eins der Ost-India Waarenhäuser. Ich gehe den Nachmittag mit Bielefeld und Obermann nach Heighgate, um L. Maryfelds Park herrum nach dem noch schöneren Hemstaedt.[11]

20 Freytag. Es war dis der zweite Freitag an dem ich Ernestinen schrieb nachdem ich recht schnell Brief von ihr erhalten hatte. Wir sahen Mieux Brauerey, aßen mit Hr. Guise in der Deutschen Harmonie (mit einem Hamburger der sich bey London angekauft hat.) Hofprediger Guise. Den Abend bey Buch.

21. Sonnabend sahen wir mit Green die

---

ihm zufällt, abfährt, indem Hamlet, ungehörig genug ihm nacheilen will, und nur von der zuschlagenden Thür zurückgehalten wird. Bei dieser Stelle ist es schwer, nicht zu lachen. Ein Freund im Parterre konnte es neulich bei Kemble nicht unterlassen" geht wohl auf B. — [1] Tieck 183—189. Edmund Kean (1787—1833), seit 1814 an Drurilane.

[2] Vgl. S. 351, Anm. 6. — [3] Tieck war an diesem Tage bei Green mit Coleridge und Robinson. Vgl. R. s „Diary", I 294: „1817. June 13th. — I dined at Mr. Green's, No. 22, Lincoln's Jnn Fields. Coleridge and Ludwig Tieck were of the party. It was an afternoon and evening of very high pleasure indeed.

Ludwig Tieck has not a prepossessing exterior. He has a shrewd, clever face, but I should rather have thougt him an able man of the world as a romantic poet. He was not the greatest talker to-day; indeed, the course of the conversation led others to give him information, but what he did say was sensible and judicious. Coleridge was not in his element. His German was not good, and his English was not free. He feared he should not be unterstood if he talked the best. His eloquence was, therefore, constrained.

Tieck's journey to England is undertaken with a view to the study of our old English dramatists, contemporaries of Shakespeare. He incidentally gave opinions of our elder poets more favourable than I exspected. He estimates them highly, as it seems."

[4] 1799/1800 war B. oftmals mit einem „Kaufmann Giese" zusammen. „Giese" schreibt auch der Staatskalender 1818 den preuß. Generalkonsul in London. — [6] Bothe, Lefort und Obermann kann ich nicht identifizieren.

[5] Sadlers Wells, ein Variététheater. Eine „Times"-Annonce findet sich für den Tag nicht.

[7] Schreibfehler für: Kessel. Hier wird es, wie schon auf S. 351, Anm. 4, sichtbar, daß die Eintragungen nicht sofort und täglich gemacht sind. — [8] Kew. — [9] Köpke I 374.

[10] Tieck 174—176. — William Charles Macready gab den Pescara in Shiels „Apostate", Baker 1, 152. Miß O'Neill, ebenda 1, 150. — [11] Hampstead.

Gro[s]venor-Gallerie. In Drurilane Mr. Kean als Richard III.[1]

22 *Sontag* Wir fuhren über 3 Stunden nach Windsor[2] und besahen dort das Castel und Eton College. Strenge Verantwortlichkeit der Cotschman und der Enterprenants.

23 *Montag* King John von Kembel gespielt und die Constantia von der Oneal. Hubert sehr schwach.[3]

24 *Dinstag.*[4]

25 *Mittwoch.* Im Musaeo wo ich die Elginschen Sachen, und die von Figallia[5] zum ersten male genau betrachtete. Dann sah ich (mit B[ie]lf[eld]) zum letzten Male die herrliche Stratford-Gallerie. Am Nachmittag ging ich allein über die Waterlo-Bridge nach Surray und über Blackfraiers B[ridge] zurück.

26. *Donnerstag.* Wir sahen der Ausfahrt

---

1 Tieck 190/191. Tieck hat außerdem, was B. nicht vermerkt, weil er vermutlich nicht dabei war, drei Vorstellungen in Drurilane gesehn (179—182, 196—197, 197—199), darunter den „Hamlet" mit Kean. — Gelegentlich der Lektüre „Richards III", den B. 1799 mit Kemble — s. S. 352, Anm. 10 — sah, bemerkt er: „Sh. ist mir erst von jetzt an ein Schatz für mein ganzes Leben."

2 Robinson, Diary etc. 1, 296: „June 22nd. — I sat at home all the forenoon, in expectation of a call from Tieck. He did not come. . ."

3 Tieck (169) hat Kembles King John versäumt, weil er bei Chantrey war. B. datiert außerdem wieder falsch, während Tieck (163—169) das rechte Datum nennt, wenn er Kembles Abschied von der Bühne als „Coriolan" als am 23. Juni 1817 angibt. „King John" in Coventgarden ist somit auf einen der folgenden Tage zu setzen. — T. sah außerdem, vermutlich wiederum ohne B., in Coventgarden den „Othello" mit Young und „Richard III." mit Booth (Tieck 172—174, 176—178.)

4 Tieck war an diesem Tage in Highgate bei Coleridge, der den Besuch mit folgendem Schreiben an Robinson (abgedruckt in R.'s Diary etc. 1, 295 sowohl wie in C.'s Letters 2, 671) zustande brachte:

„My dear Robinson, — I shall never forgive you if you do not try to make some arrangement to bring Mr. L. Tieck and yourself up to Highgate very soon. The day, the dinner-hour, you may appoint yourself; but what I most wish would be, either that Mr. Tieck would come in the first stage, so as either to walk or to be driven in Mr. Gillman's gig to Caen Wood, and its delicious groves and alleys (the finest in England, a grand cathedral aisle of *giant* lime-trees, Pope's favourite composition walk when with the old Earl, a brother rogue of yours in the law line), or else to come up to dinner (if then return he must) in the afternoon four o' clock stage the day after. I should be most happy to make him and that admirable man, Mr. Frere [John Hookham F., 1769—1846, Übersetzer des Aristophanes, Staatsmann und Diplomat], acquainted — their pursuits have been so similar — and to convince Mr. Tieck that he is *the* man among us in whom taste at its maximum has vitalized itself into productive power. [For] genius, you need only show him the incomparable translation annexed to Southey's „Cid" (which, by the bye, would perhaps give Mr. Tieck the most favourable impression of Southey's own powers); and I would finish the work off by Mr. Frere's „Aristophanes". In *such* GOODNESS, too, as both *my* Mr. Frere (the Right Hon. I. H. Frere), and his brother George (the lawyer in Brunswick Sqare), live, move, and have their being, these is *genius*. . . . . ."

Der Brief ist datiert: „Sunday morning, Highgate", d. i. den 22. Juni; am Dienstag, den 24., war der Besuch worüber Robinson (Diary etc. 1,296) berichtet:

„June 24th. — This was a highly interesting day, of which, however, I have not recollected enough to render this note of any interest. I accompanied Ludwig Tieck and Mr. Green in the stage to Kentish Town, whence we walked to Highgate, where we found Coleridge expecting us. Mr. Gilman joined our party, and the forenoon till four was spent very agreeably indeed. We chatted miscellaneously. Coleridge read some of his own poems, and he and Tieck philosophized. Coleridge talked most. Tieck is a good listener, and is an unobstrusive man. He cannot but know his own worth and excellence, but he has no anxiety to make himself and his own works the subject of conversation. He is by no means a zealous Roman Catholic. On the contrary, he says, „With intolerant persons of either party, I take the opposite side." I ventured to suggest the incompatibility of the Catholic religion with any great improvement. He said it was difficult to decide on questions of national character. Without the Catholic religion, the people in Catholic countries would be worse. He thought the Spaniards owed their deliverance from the French to their religion. At the same time he admitted that England owes all her greatness and excellence to the Reformation; and the existence of the Catholic system as such requires the Existence of Protestantism. This is a very harmless Catholicism.

He spoke with great love of Goethe, yet censured the impious prologue to „Faust", and wished an English translation might be made from the earlier edition written in Goethe's youth. He does not speak kindly of Voss. Of the Schlegels he did not say much. He does not like Flaxman's Lord Mansfield, but appears to entertain a high opinion of him still . . .

Coleridge related anecdotes of himself in Germany very pleasantly indeed."

5 Die Überreste der athenischen Parthenonskulpturen, die 1801/3 von dem britischen Gesandten, Lord Elgin, nach London gebracht waren, hatte 1816 die Regierung erworben. Neben dem Elginsaal im Britischen Museum befindet sich der Phigaliasaal mit den Überresten des Apollotempels bei Phigalia in Arkadien.

der Kutschen zum D[r]awing room der Königin in St. James Parc zu.[1]

27 *Freytag*. Ich frühstücke bey Mr. Robinson im Tempel, besuchte wieder das Musaeum und betrachtete die ältere Samlung (in der ich nichts vom ersten Range entdecken konnte.) Wir aßen um 2 Uhr im Gebäude des Parlaments und gingen dann auf die Gallerie des Unterhauses wo wir 4 Stunden blieben und vor und nach der dritten Lesung der Bill for the formal[2] Suspension of the Habeas Corpus Act viele der bedeuten[d]sten Mitglieder reden hörten.

28. *Sonnabend*. Mit Mr. Robinson in den Kingsbanch-Gerichtshof, wo der Lord Chi[e]f-Justice, Lord Eldon[3] allein (nach Beendigung der Terms) zu Gericht saß. Nachher besahen wir mit Tieck den Tower und aßen dann bey Buch. Die Woche über war das Wetter so warm daß ich Nanquin ohne Unterkleider trug.[4]

29 *Son[n]tag*. Ich erhielt die ersten Briefe von Hause und beantwortete sie. Wir aßen mit Buch.[5]

30 *Montag*. Abreise nach Oxford mit Buch. In 8 Stunden fuhren wir dahin mit der Stage Coach. (Windsor läßt sich sehr gut damit verbinden). Zwey Commons wo noch das wenigste eingezäunt ist. Hübsche Gegend bey —. Regen. Im Engel seltene Grobheit. Magdalens College das schönste von allen und die Wiese am Fluß Isis mit Bielefeld, dann noch weiter Gang mit Buch.

July 1817.

1[te] *Dinstag*. Im Regenwetter die Stadt besehn, in der sich mehr Denkmale des Alterthums nahe beieinander und vollständig erhalten finden als irgendwo. In der Heighstreet, außer dem Magdalennen Collegio, das [Queens][6] College und gegenüber ein anderes[7], dann die Universitäts Kirche. Hinter derselben ein großer Platz von lauter gothischen Gebäuden umgeben, das schöne All Souls College mit zwey Türmen, das Universitäts Gebäude (dem Venetianischen Pallast in Rom ähnlich) und das Bresenose College, zwischen welche man die schlechte Rotunde für die Redklifsche Bibliothek hinneingesetzt hat. Hinter dem All S[ouls] Col[le]g[e] das schöne New College mit der merkwürdigen Kirche und Speisehalle. Auf der andern Seite das herrliche Christ College und dabei das Christ-Corps und das Ordal College mit spitzen Bögen. Wir besuchten vergeblich die Bodleyan Library im Universitäts Gebäude, und bestiegen das Dach der Redklifschen von wo man in die grünen Höfe sieht und ganz von

---

1 Robinson, Diary etc. I, 297:

„1817, June 26th. — This was another idle day. I called on Tieck, and chatted with him about his tour in England, and went to the Westminster Library for books to assist him in travelling. I also conversed with Baron Burgsdorf, a sensible man, who is anxious to obtain information about our English courts of justice."

2 Entzifferung des Wortes unsicher. — 3 John Scott (1751—1838), 1772 Graf v. Eldon, 1799 Lord-Oberrichter.

4 Robinson, Diary etc.: „June 28th. — . . . I went late to Tieck, and chatted some time about the books etc., he had still to buy."

5 Robinson, Diary etc.: „June 29th. — I had more conversation with Tieck this evening than before on general literary subjects. He is well read in the English dramatic literature, having read all the English plays which were accessible in Germany; and he has a decision of opinion which one wonders at in a foreigner. He has no high opinion of Coleridge's critique, but he says he has learned a great deal from Coleridge, who has glorious conceptions about Shakespeare *(herrliche Ideen)*. Coleridge's conversation he very much admires, and thinks it superior to any of his writings. But he says there is much high poetry in „Christabel". He thinks well of the remarks on language in Lord Chedworth's book about Shakespeare, and that Strutt's remarks are acute. Of Ben Jonson he thinks highly. The pieces he distinguished were „Bartolomew-Fair" (perhaps his best piece), „The Devil is an Ass", „The Alchymist", „The Fox", „The Silent Women", etc. He says his work on Shakespeare will be minute as to the language, which, he thinks, underwent changes. Of German literature he does not speak promisingly. The popular writers (such as Fouqué) he despises, and he says that unhappily there have sprung up a number of imitators of himself. He praises Solger's Work [Erwin] very much, and he is the only recent writer whom he mentioned. Of Goethe he spoke with less enthusiasm than I expected, but with as much as he ought, perhaps. The want of religion in Goethe is a great scandal to Tieck, I have no doubt. His later writings, Tieck thinks, are somewhat loquacious."

Bezeichnend genug für Tiecks damaligen religiösen Eifer ist dieses pfäffisch-beschränkte Urteil über Goethes „Mangel an Religion" ebenso wie die allgemeine, bereits 1806 nach Tiecks Rückkehr von Rom in Deutschland aufgetauchte und auch oben (S. 354, Anm. 4) wiederholte Meinung, er sei zum Katholizismus übergetreten. — Im August 1821 hat Robinson dann T. in Dresden mehrfach aufgesucht und ihn auch vorlesen hören (Diary etc. II, 81 f.). Vgl. a. Holtei, Bfe. an Tieck 1, 142: R. für 1843 in Berlin bei T. angekündigt.

6 Textlücke. — 7 Examination Schools.

Zinnen umgeben ist. Das Triniti Col[lege] mit seinem Holländischen Garten.

2. *Mittwoch.* Mit der Kutsche bis Woodstok. Mit einer Post Chaise durch den Park[1] von einem Führer zu Pferde begleitet. Das schönere, den Garten — was wir Park nennen würden, sieht man zu Fuß. Die Kosten betragen etwa $^1/_2$ Guinée. Das Schloß sahn wir nicht weil es erst um 2 Uhr gezeigt wird. Von da mit einer Chaise nach Cheppelhouse. Von da an wird die Gegend noch schöner bis Warwik. Warwick Arms ein sehr guter Gasthof.

3. *Donnerstag.* Das Schloß von Warwik und die Aussicht von dort ist das Schönste was wir sahen. Anblick des Schlosses außerhalb des innern Thores und vom innern Thore aus. Die Bäume daran und im Garten, die mit Epheu bedeckten Wände, 3 Thürme von denen wir zwey bestiegen. Die Gemählde und Rüstkammern.[2] Den Nachmittag mit einer Chase 6 Meilen hin und her nach den Ruinen des aus Elisabeths Zeit berühmten Kenelworth, und dann bis Stratford. — Der Gegend und Kultur in Warwik möchte ich den Vorzug geben vor allem was ich dismal in England sah. Regenwetter in Stratford, — Shakespears Wohnung und Geburtsstätte.

4. *Freytag.* Wir freuten uns an der lieblichen Gegend am Flusse und an der Kirche, dem Kirchhofe, der Brücke, einem Hause dieser gegenüber. — Der weiße Löwe das beste Wirthshaus auf der Reise. — Mit Post Chäsen bis Gloster, über ,[3] wo wir die Ruinen einer alten Abtey sahen. Von da ab ändert sich die Gegend, statt der kleinen Hügel und Felder mehr große Berge, Flächen und Felder. Der Weg geht zwischen höheren Bergzügen rechts und lincks, wie durch einen breiten Paß. Regen und Eil[e] hindern uns die höchst merkw[ürdige] Kirche und den Thurm in Tiuksbury zu besehn an der wir vorbeifuhren.

5. *Sonnabend.* Heslichkeit der Stadt Glocester, Schönheit der Cathedrale, und des Kreutzganges. Durchsicht durch die mehreren auf ein ander folgenden Capellen in die sich die Kirche in der Länge abtheilt. Gallerien um das Schif, und Zierlichkeit des neuern Dachs aus *Heinrich* 7ten Zeit. Viehmarkt. — Wir fuhren mit der Coach bis Roß in wenigen Stunden, hohe ziemlich wüste Berge hinauf, Miß[4] Lodge beym Coachman. Schönheit der Gegend hinter Roß. Mit der Chaise bis Monmuth in der schönsten Gegend. Wir ziehn die Landschaft mit Recht der Wasserfahrt vor. Schöne Lage von Monmuth (welches sich doch nur in gewisser Art nicht zu Wales rechnet.) Gegend an der Brücke bey dem hochgeschwollenen R[iver] Wye.

6te *Sont.* Schöne Fahrt auf dem R[iver] Wye in 4 Stunden bis Chepstown. Wir konnten den Park [3] nicht sehn weil er nur an gewissen Tagen geöffnet ist. Das sehr schöne fast ganz in Ruinen liegende Schloß bei Chepstow mit mehren Höfen. Von da (sehr leicht über den breiten Severn) bis Bristol. Der Bath ein merkwürdig schlechtes Wirthshaus.

7te *Montag.* Heslichkeit und Schönheit der Stadt. 2 alte aber nicht schöne Kirchen. Aussicht vom Dache der [3]. Aussicht von den Quais auf den oben liegen[den] Theil der Stadt. Die Menge der Schife in allen Theilen der von Canälen durchschnittenen Stadt. Gang nach [3], und besondere Schönheit der Gegend. — Fahrt nach Bath in 2 Stunden und herlich cultivierte und schöne Landschaft *oben* von der Kutsche gesehn. Bath überrascht mich von Neuem[5]. Der Anblick des Thals, des Flusses und der Stadt von der Temse (Parade) aus gesehn bleibt doch der schönste. Solidität der so schnell angewachsenen Stadt, Größe der Substructionen. Lehrheit, die Season ist von De[zem]b[e]r bis zum May.

8te *Dinstag* Wir ermüden uns in und an der Gegend durch ewiges Gehn und Steigen. Fahrt bis Kidderminster. Wir geben zwey Parks auf, den von [3].

9te *Mittwoch.* Mit der Chaise über Stonehange nach Salisbury, wo uns die Cathedrale (eben so schön und einsam gelegen als die in Canterbury) entzückt. Nachmittag nach Southampton.

---

1 Blenheim.

2 B. hatte am 21. Juni 1800, an dem er mit Ludwig v. Vincke und Sir Francis d'Ivernois in Warwick gewesen war, notiert: „Vormittag in Warwick, wo uns das Schloß so gefällt, daß wir den Nachmittag und die Nacht bleiben. — Das Castel von Außen und Innen. — Canal und Aquaduct.“ — Vgl. Köpke 1, 376 und Tieck, Schriften 23, 45.

3 Fünfmal Textlücken. — 4 Entzifferung und Sinn des Wortes fraglich; vielleicht: midst.

5 B. war im Januar 1800 dagewesen. Vgl. a. Köpke 1, 377.

10te Donnerstag. Tieck und Bielefeld[1] kehren nach London zurück und ich gehe allein nach der I[nsel] Wight. Unvergeßlicher Morgen in Nethly Abby. Unangenehme Ueberfahrt, und Landfahrt mit dem Gig um die Insel bis Niton.[2]

11te Freytag. Das sehr angenehme einsam gelegene Wirthshaus daselbst in dem ich höchst ermüdet ankam. Von hier aus bis Ried[3] von einem kleinen Park zum andern. Schöne Anlage der Veget[ation]. Reitzende Anlage der Cotages die ich besuchte. Appuldurcombe merckw[ürdig] wegen des Parks und Hauses und der Kunstsachen konnte ich nicht sehn weil ich dazu kein Tiket von Newport mitgebracht hatte. Schöne Lage von Ried. Auch von da bis Coves soll das Ufer sehr schön seyn. Leichte Ueberfahrt nach Porthmoth. — Toller Jahrmarkt daselbst. Schauspiel. Austern. Quebek Tavern sehr gut.

12. Sonn[a]b[end]. Ich habe nur wenig Zeit um im Hafen zwischen den Lienienschifen herum zu fahren und versäume auch *deshalb* die Dokjards zu sehn. Lustige Fahrt nach London in 10 Stunden, obgleich die erste Hälfte fast ganz durch Wüsten (Downs) geht, von denen die südlichen Grafschaften voll sind. Gebrauch der *Plaggen* zur Heitzung. Geringer Werth des Brennholzes in vielen Gegenden. Ich gehe mit Bielfeld noch in das Heymarket-Theater[4] und freue mich an Mathews und anderer gutem Spiel.

13. Son[n]tag. Ziemlich müßig in London. Der Mittag mit Buch.

14. Montag Gang in den Tempel, nach der Citty, Heymarker Theater, Regenwetter.

15. Dinstag Mit Bielefeld in die Oper. Titus. Regenwetter.

16. Mitw[och]. Alien office. Ich gehe bis an das Ende der City um einiges wohlfeiler einzukaufen.

17. Donnerstag. Wasserfahrt mit Bielefeld nach Gree[n]wich. Schönheit des Anblicks vom Gasthofe von der Terasse des prächtigen Gebäudes. Gang durch den Park nach Blakhuth[5] zu, und auf die Point wo man eine der größesten Aussichten auf die Temse und Londner Gegend hat. Ich gebe Buch ein Mittagsessen im Prince of Wales Coffe H[ouse]. Ti[e]ck bringt Schlichtegroll[6] mit.

18te Freytag Lakington. Ich esse mit dem Landstallmeister Burgsdorf.[7] Abend bey Buch.

19te Sonnabend Unangenehmer letzter Tag.

20ste Son[n]tag. Schöne Fahrt bis Dover von 8½ bis 7 Uhr. Wir haben nicht die Zeit in Canterbury die Cathedrale noch einmal zu besuchen.

21ste Montag. Ueberfahrt in 4 Stunden nach Calais, wo wir die Plätze auf den Diligence für morgen genommen finden.

22 Dinstag. Wir müssen uns mit dem langen Gange zum Meere hin und mit dem Theater die Zeit vertreiben. Les deux Philiberts.

23ste Mitwoch. Des Morgens um 8 Uhr fahren wir mit der neuen auf englische Weise eingerichteten Diligence ab und essen 9 Lieux davon in Boulogne zu Mittag. Die Picardie erscheint von der Straße aus weder als ein schönes noch als ein sehr cultiviertes Land. Auch auf den besten Feldern stand das Getreide kurz und ungleich mit dem Englischen verglichen. Um Mitternacht aßen wir in A[b]beville. Die Stadt scheint gros, der Marcktplatz ist ansehnlich. Die bedeutende Cathedrale sah ich im Dunkeln und im Fluge.

24ste Donnerstag. Genauer sah ich die in B[e]auvois zwischen dem Mittagsessen. Sie ist höchst merckwürdig und im Style des Kölner Dohms, nur das Chor ist fertig geworden. Ausgebaut hätte sie auch an Größe Nôtre Dame übertrofen, so wie sie sie an Schönheit bei weitem übertrift. Schon vor B[e]auvois, ungefähr mit der Gränze des alten Isle de France wird die Gegend schöner und reicher bebaut. Man sieht Schlösser und Parks. In der Nähe von Paris vermehren sich diese und das Condesche Schloß hat eine schöne Lage.

[1] Es ist nicht ersichtlich, wo Buch (vgl. 30. Mai) geblieben ist. — [2] Newton. — [3] Ryde.

[4] Nach den „Times" gab das Haymarket Theatre am 12. Juli: „The Foundling of the Forest" und „Killing no Murder", den 14.: „The Merchant of Venice". — Tieck ist auch öfter in Haymarket gewesen, das wohl jetzt erst eröffnet wurde, spricht aber nur (201—202) von Sheridans „The Critic", das demnach an einem andern Tage gegeben wurde, und nennt keinen Schauspieler namentlich. — [5] Blackheath.

[6] Nathanael v. Schlichtegroll (1794—1859), später bayrischer Archivrat. Vgl. Köpke 1, 373.

[7] Wilhelm (Karl Friedrich) v. Burgsdorff (1775—1849), Landstallmeister zu Trakehnen, ein entfernter Verwandter des Tagebuchschreibers.

— Heslichkeit und Schmutz der letzten Orte um Paris, St. Denis. Hesliche Einfahrt in Paris am Montmarter vorbei, wir nehmen eine Wohnung im Hôtel d'Angleterre a 6 fr. den Tag.

25ste Freytag. Mit Tieck[1] im Palais royal, die Tuillerien, ich bade, wir essen am Boulevard und sehn Brunet und Potein in unbedeutenden Stücken. Beide ergötzen uns sehr in den deux précepteurs.[2]

26steSonnabend. Wir besuchen den Gr[afen] Golz,[3] Humboldt[4] den wir nicht finden, und Sch[l]aberndorf[5]! Bei ihm Oelsner[6]. Wir essen im Palais r[oya]l. Bielfeld mit T[ieck] zu Franconi[7], ich in die Italiän. Oper wo Figaro[8] mittelmäßig [ge]geb[en] w[ird].

27ste Son[n]tag. Wir sahn das Musée in der rue des Pet[its] Augustins, und dann zum ersten male die Gemählde in der großen Gallerie. Mittagsessen bei Golz mit Humboldt und Schöl[l].[9]

28ste Mont[ag]. Die Gemähldeausstellung und Gallerie. Auf jener Gerards großes Bild [„Der Einzug Heinrichs IV."][10], eins von Abel Pajold die Steinigung des H. Stephan vorstellend, auf dieser die schwachen Raphaels, die Vincins, Montegnas ...[11]. Nachher zu Humboldt der uns seine Wercke zeigt und die Kupfer erklärt. Dann mit ihm in die Academie de Sciences. Den Abend sehe ich (allein) in dem Théatre des varietés wieder die Montagnes francoises und dabei die herrlichste Prügel und Gensd'armen-Scene. Nachher den Ci-devant jeune homme von Pôtier[12].

29ste Dinstag. Ich schreibe Briefe. Zu

---

[1] Vom 25., nicht vom 26. Juli 1817 wäre demnach Tiecks Brief aus Paris an Solger (Solgers nachgel. Schr. u. Bfw. 1, 550—554) zu datieren, worin es (553) heißt: „Gestern spät bin ich erst hier angekommen". Falls nicht Tieck auch hier wieder, wie am 23. Juni, gegen B. der zuverlässigere ist. Der Brief, der um der erwähnten eindringlichen Empfehlung Greens an Solger (vgl. S. 352, Anm. 6) willen geschrieben ist, gibt einen Rückblick auf die Tage in England: „England hat mir in mancher Hinsicht gefallen, in anderer nicht, und London hat mir im Ganzen mißfallen. Wie glücklich sind wir, mein Freund, daß wir als Deutsche geboren sind und in Deutschland leben: der wahre Geist, Freiheit und Gemüth ist nur bei uns zu finden, und ist das Höchste bei uns auch selten, so ist doch die Möglichkeit dafür da, und hierin sind wir einzig glücklich, was die Meisten völlig verkennen. — . . . Ich bin in London im Lesen recht fleißig gewesen, und glaube überhaupt auf der Reise die Zeit genutzt zu haben. Auch über die alte deutsche Kunst wünsche ich mit Ihnen zu reden, und ich hätte sehr gern Ihre Bemerkungen darüber mit den meinigen vereinigt. Über Shakspeare sind meine Vermuthungen und Überzeugungen bestätigt; aber freilich geht die Sache nun auch weiter als vorher; auch über andere Autoren jener Zeit habe ich Ansicht gewonnen. Die Theater habe ich fleißig und aufmerksam besucht; Kemble besonders ist merkwürdig. Die Manier hat überall die Kunst und Natur verdrängt; doch ist die Manier zu loben."

[2] Jean-Baptiste Mira gen. Brunet (1766—1851) und Charles Potier (1775—1838). — Das Théatre des Variétés gab an diesem Tage: „La Famille mélomane", „Le Combat des Montagnes ou la Folie Beaujon" von Scribe und Dupin, und „Les deux Précepteurs". — Vgl. noch Köpke 1, 378 über die Aufmerksamkeit, die in Paris Tiecks angebliche Ähnlichkeit mit Napoleon erregte und der er im Theater wie an anderen öffentlichen Plätzen ausgesetzt war.

[3] Karl Heinr. Friedr. Gf. v. d. Goltz starb 1827 als preuß. Gesandter zu Paris.

[4] Alexander v. Humboldt. Über seine bis 1796/7 zurückdatierenden Beziehungen zu B. vgl. Bfe., Register, und Köpke 1, 379.

[5] Gustaf Gf. v. Schlabrendorf (1750—1824). Vgl. über ihn Varnhagen, Denkw. u. verm. Schr.² 4, 422—471; H. Steffens, Was ich erlebte 5, 203. 8, 120—123; Bfw. W. u. C. v. Humboldt mit Schweighaeuser (1893) XIX. 56. 98. 125. 134. 154; Leitzmann, Bfw. Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen, Register; ders., Neue Bfe. v. Karoline v. Humboldt 29; Caroline v. Wolzogen, Literar. Nachlaß (Lpzg. 1849) 2, 74—105; Karoline v. Humboldts Bfe. an Alex. v. Rennenkampf; Im Neuen Reich (1878) 2, 507. 543. 544. 548; Köpke 1, 377—378. — B. kannte bereits von seinem ersten Pariser Aufenthalt 1798/9 her S. und erhielt damals von ihm Assignationen und Empfehlungen für London.

[6] Konrad Engelbert v. Oelsner (1764—1828), Diplomat und Publizist. Vgl. Bfe. 152, 36.

[7] Cirque Olympique de MM. Franconi fils: Le Cheval Gastronome, Macbeth (vermutlich eine Parodie, wie sie das Théatre du Vaudeville auf Hamlet gab), Exercices d'Equitation etc. bildeten das Programm (Moniteur).

[8] „Le Nozze di Figaro" im Théatre Royal Italien.

[9] Friedr. Maximilian Samson Schöll, preuß. Legationsrat in Paris, übersetzte Wilhelm Schlegels „Mariae Krönung" ins Französische (Holtei, 300 Bfe., 3, 100).

[10] François Pascal Baron v. Gérard (1770—1837). Vgl. Holtei, 300 Bfe., 3, 99, A. W. Schlegel an Friedrich Tieck, Paris 11. XI. 1817: „Gerard, der durch sein großes Gemählde vom Einzuge Heinrichs des Vierten auf den Gipfel des Ruhmes und der Gunst gelangt ist . . ." — [11] Textlücke.

[12] Man gab den, am 28. Mai 1812 zum ersten Male aufgeführten Einakter von Merle und Brazier „Le ci-devant Jeune Homme", worin Potier den M. de Bois-Sec verkörperte. „Le Combat des Montagues" (vgl. oben Anm. 2) der erst seit dem 12. Juli ds. Js. auf dem Zettel stand und die militärnärrischen Kaufmannsdiener verhöhnte, gab in der ersten Zeit steten Anlaß zu großen Theaterskandalen. Das dritte Stück des Abends war „Le Tyran délicat".

Mittag mit Humb[oldt] und Haase[1] im Pal[ais] roy[a]l.

30ste Mittw[och]. Zu Golz wo ich nur den Leg. R. Schöl[l] finde. Die Antiquen im Musee. Tieck von jetzt an tägl[ich] auf der Biblioth[ek]. Wir sehn die Carav[ane] du Caire von Gretri und das große Ballet Scefir et Flore. Es scheint mir gesunken[2].

31ste Donnerstag. Zum letzten Male das Musee, da es morgen mit dem Schlusse der Ausstellung auf einige Zeit geschlossen wird. Bei den Antiquen war mir besonders merckwürdig...[3]. Ich sah flüchtig die Ausstellung der neuern Bildhauer. Mit Bielf[eld] und Tieck über den Pontneuf, auf die Polizey-Präfectur, in das palais de Justice, Nôtre Dame, l'Isle de-St. Louis, zu Fuß bis in den jardin des plantes. Das neue Wein-Magazin, nach Art der Magaziene in den Docks. Der grenier d'Abondance. Tieck ins Theater Veaudeville[4] und ich mit Bielfeld gehn über die Boulevards zurück. Der Platz der Bastille, place royale, die kleinen Theater, zwey erleuchtete Gärten. Die neue sehr schöne Fontaine auf dem Boulevard du Temple, die Stadt Ansicht bei der porte St. [Martin].

August 1817.

1te Freytag. Unglücklicher Versuch T[ieck] in den pót de chambre zu bringen. Ich fahre mit Bielef[eld] nach St. Cloud und finde die Gegend, — bei der Hügelreihe wo lincks Jssy anfängt, dann Meudon folgt, dann Bellevue und gleich darunter Sév[r]e[s], über dem sich und bis St. Cloud der schöne, auch frische Wald zieht, St. Cloud im Amphitheatre, dann der Mont Calvaire, Nanteul, zulezt Montmoranci, weit schöner als ich es mir dachte. Der Blick von der hohen Tairasse wo die Lanterne[5] steht ist sehr schön, und auch vom Ufer der Seine unten macht sich die neue Brücke von Seve mit der von St. Cloud, und der Bogen des Flusses und drüber Wald, die Alleen vortrefflich. Ich sehe noch im Théat[re] Faydeau die journée aux aventures[6] sehr hübsch gespielt.

2. *Son[na]b[end].* Langweilige Bücherjagd auf den Quais, schlechtes Diner bey Beauvillers. Im Theat[re] fr[ançais] d[er] vieux Celibataire und von Col[l]ot d'Herbois ein neues elendes Stück welches nicht ausgespielt werden konnte[7].

3. *Sont[ag].* Ich schlage das Staatsdiner bey Golz aus und fahre mit Tieck zur Leuchsnering, wo wir [die] zwey armen Verrückten[8] beisammen finden. Sie zeigt uns ihre Bilder. Von da mit dem Célérifere nach St. Cloud. Wir besehen das Schloß, und erfreuen uns an der Schönheit der Wasserkunst die zwischen den herlichen Bäumen den schönsten Anblick gewährten. Den Abend auf den Montagnes françoises oder folie de Beaujan. Ueber 80 F[u]ß hoch. Schönheit des Anblicks von oben. Der frivole Bau *soll* Eine halbe Million Franken kosten.

4te Montag. Ich besuche mit Tieck Sch[l]aberndorf zum zweiten und letzten male. Wir sehn im Theat[re] fr[ançais] den Etourdi von Mol[ière]. Monrose treflich als Masscaril. Die beiden Batiste[9].

5te Dinstag. Mit dem Celerifere nach Versailles. Das leere Schloß. Der wüste Garten. Das kleine Trianon ein mittelmäßiger und hier doch erfreulicher englischer Garten mit einem Schlößchen und kleinen hameaux. Das große Trianon auch nicht viel mehr als Schloß. Um 6 Uhr (in 7/4 Stunden) zurück in Paris. Nach dem Mittagsessen in das Theater.

6te Mitwoch. Ich hole Tieck von der Bibliothek ab und sehe die Handschriften mehrerer Könige und Maitressen.

---

1 Carl Benedict Hase (1780—1864), seit 1801 in Paris, seit 1816 daselbst Professor für griechische Paläographie und Neugriechisch an der Schule für orientalische Sprachen.

2 Académie royale de la Musique (Große Oper): „La Caravane du Caire", Oper in 3 Akten v. Morel de Chédeville, Musik v. Grétry (1784), „Flore et Zéphire", Ballett in 2 Akten von Didelot, Hus-Desforges und Vénua (1816).

3 Textlücke.

4 Das Programm des Tages bestand aus: „Pour la Clôture", „L'Intendant", „Encore un Pourceaugnac".

5 La Lanterne de Diogène, die 1870 zerstörte Nachbildung des Lysikratesdenkmals.

6 Das Théâtre Feydeau, die spätere Opéra-Comique, jetzt an andrer Stelle.

7 „Le vieux Célibataire" von Collin und „Adrienne Lecouvreur ou La Jeunesse du Comte de Saxe".

8 Franz Michael Leuchsenring (1746—1827), das Urbild von Goethes Pater Brey, seit 1792 aus Preußen ausgewiesen und mit seiner Frau Sophie, geb. Freiin v. Bielfeld († 1825) in Paris. Vgl. Bfe. Register.

9 Das Repertoire des Tages war: „L'Etourdi" und „L'Aveugle clairvoyant".

Wir fahren zu Golz, zum Dome des Invalides der wüster aussieht als vor 18 Jahren. St. Sulpice ebenso wüst. In der Sorbonne sehen wir die beiden großen Bilder Davids, die unterbrochene Sabiner-Schlacht und den Pass von Termopile, der Augenblick vor dem Angrif[1]. Das Hôtel Clugny ist merckwürdig durch seine alte Bauart, und durch römische Reste. Das Pantheon (mit seinen revolutionären Spuren) sieht noch am besten aus. Diner auf dem Boulevard.

7te Don[n]erstag. Der Simetiaire du Père Lachèse. Das wohlerhaltene hier ist wüst gegen das gewöhnliche in England. Ziererey der Monumente, schöne Aussicht auf Paris und Vincennes. Ich gehe mit Bielf[eld] zu Rugeri, der Saut du Niagara und ein Feuerwerk, weniger schön als sonst Tivoli[2] war.

8te Freytag. Tieck besucht noch einmal Schlaberndorf, ich Humb[oldt]. Unerquickliche politische Gespräche. Er begleitet mich zu Bryet wo eine gute — von ihm allein verfertigte Repetiruhr nicht unter 1000—1200 Fr. zu haben ist (bey Le Roy 500 Fr.). Dann mit ihm in Gerards schönes Atelier. Die Skitzen und Kupfer aller seiner Bilder und Zeichnungen. Die Lage und Gemüthsstimmung des Mannes. Ich versäume die Spanischen Raphaels und Titians zu sehn, und plage mich auch hier zu spät mit Einkauf.

9te Son[na]b[end]. Abreise[3] um 12 Uhr mit der Diligence, wohin uns Humb[oldt] und Bielfeld begleiten. Der Petersburger Journalist, Herausgeber des Sohns des Vaterlandes (d. h. des Patrioten) tolle Scenen mit dem betrunkenen Holzhändler, der schweigende Gensd'armerie Capit[ain] aus Chalon[4]. Abendessen in Meaux. Nachtfahrt.

10te Son[n]tag. Bis Chalon wo wir übernachten. Der Capitain ist gesprächig geworden und zeigt sich als ein Mann von Erziehung und Caracter. Seine und der Nebenfiguren franz[ösische] Gesinnungen und Meinungen. Der Conducteur. Bey Chateau Thiery wird die (Marne) Gegend schön, und bleibt es. Der Boden fruchtbar und von frischem Ansehn. Die besten Champagner Weinberge über und auf den Seiten des Dorfes *Ai* bey Epernai scheinen keine Stunde lang. Schlechter Champ[agner] in Epernai a 5 Francs. Theater in Chalon, die Stadt, Einnahme derselben durch Chernichef. Ecole des Arts et Metiers, auch für Fremde.

11te Montag bis Verdun. Schlechter Mittag im schlechten Städtchen St. Menehou[l]d. Dahinter fängt Loteringen an und mit ihm eine andere Landes und Bauart. Waldiger und recht hübsch. Die flachen Dächer, deutschere Dörfer, jedoch von Stein oder doch Ziegeldach (auf denen die Ziegel lose liegen, mit Steinen beschwert und jährlich 1—2 mal zurecht gelegt werden müssen.) Die besseren und deutscheren Gesichter sind auffallend in Verdun. Einer der Orte wo B[onapar]t[e] die englischen Reisenden gefangen hielt. Hübsche Lage des bischöflichen Pallastes auf dem Berge, Aussicht auf das Maasthal.

12te Dinstag Eine sehr kleine Tagereise bis Metz. Der Metzer Dohmherr und sein Nefe. Seine Emigration. Die Dohmpächter wurden gegen ihren Willen Aquereurs und versprachen die Restitut[ion]. Zustand der Sitte und Religion. Herrliche Aussicht auf der Höhe von Metz, rechts der römische Aqueduct in der Ferne. Schöne Aussicht von der Esplanade. Schauspiel. Schlechter Gasthof, statt des Hôtel du Nord.

13te Mit[t]w[och]. Wir nehmen die Diligence bis Luxenburg verlassen sie aber vor T[h]ionville da Tieck sie nicht ertragen kann und gehn zu Wasser. Gewitter, Hagel und Regen, lustige Scene. Gegen Abend kommen wir zwischen

---

1 Beide jetzt im Louvre.

2 Jardin Ruggieri, rue S. Lazare No. 20, (Tivoli): Fête extraordinaire, Saut du Niagara, feu d'artifice, ascension, etc., Bal champêtre.

3 Oelsner an Varnhagen (Bfw. Stuttgart 1865, 1, 124), Paris, 9. Aug. 1817: „Aus London trafen vor ungefähr 3 Wochen die Herren v. Burgsdorf und Tieck in Paris ein. Heute morgen haben sie ihre Rückreise nach Berlin angetreten . . ." — Wilhelm Schlegel an Friedrich Tieck (Holtei, 300 Bfe., 3, 99f.), Paris, 11. Sept. 1817: „Deinen Bruder habe ich verfehlt, er ist gerade während meiner Abwesenheit, und auf sehr kurze Zeit hier gewesen. So recht genaue Nachrichten von ihm habe ich mir nicht verschaffen können. Er soll durch die Folgen der Gicht und rheumatischen Plagen ganz schief geworden seyn, in England und hier alles getadelt haben. Er mag in der langen Einsamkeit, von Menschen umgeben, die auf seine Worte schwören, ein wunderlicher Kauz geworden seyn."

4 Châlons-sur-Marne.

die höheren Ufer und bei Wasserbillig, wo wir übernachten ist die Gegend sehr schön. Früh von Metz zu Wasser weggefahren hätten wir (25—30 Stunden zu Wasser) den Abend in Trier seyn können, und bei hohem Wasser noch schneller.

14te Donnerstag. Eine Stunde vor Wasserbillig liegt Igel[1] wo der höchst merckwürdige römische Stein. In zwey Stunden von Wass[er]b[il]lig nach Trier zwischen den sehr schönen Ufern. Trier unter meiner Erwartung. Der Dohm (wahrsch[einlich] auf dem Fundament des Constantinischen Pallastes) unbedeutend. Eine ungeheure Granitseule ward dort ausgegraben und 12 dergleichen sollen gestanden haben. Trier höchst wichtig wegen der Antiquitaeten u[m] die sich die Pr[eußische] Reg[ierung] so verdient macht. Die sehr schöne Frauenkirche (ähnlich in den Säulen der von Salisbury) einzig in gothischer Zierlichkeit und Vollendung, musterhaft für kleine Kirchen. Der Kurfürstliche Pallast, an dem viel römisches Mauerwerck. Die Bäder, das Amphitheater außerhalb der jetzigen Stadt, wohinter noch eine Naumachie und ein Circus verschüttet liegen soll. Das römische Schloß oder Thor. — Pr[eußische] Offiziere. Abendessen in Zürlauben am Fluß. Schlechter Gasthof.

15te Freytag Zu Wasser bis Coblenz für 40—45 Francs, bey hohem Wasser in Einem oder 1½ Tagen. Die Abtei Pfalzel nahe bey Trier. Recht schön wird die Gegend bei Berncastel wo wir zu Mittag essen. Ich gehe über den hohen und steilen Berg bis *Trarbach* in 1 Stunde (der Nachen braucht 4 St.) Gegenüber lag die franz[ösische] Festung *Montreal*[2]. In Zell zu Nacht, späte Ankunft.

16te Son[na]b[en]d. Schöne Gegend bey Zell (wo der Wirth 200 Malter Haselnüsse erntete, und der Ort für 7000 Thaler verkauft). Lage der Klosterruine *Frauenburg*[3] um welches sich die Mosel in einem 3 Stunden langen Bogen windet. Zu Mittag schlecht, aber in besonders schöner Gegend in Cochem. Dahin war ich von Erle zu Fuß über den Berg gegangen und hatte mich mit einem Becker treflich und belehrend unterhalten. Von Cochem nahm ich den Friedensrichter Schum[4] aus Berncastel mit in den Kahn und hörte auch von ihm sehr vil. Spät und erkältet kam ich nach Coblenz.

17te Son[n]tag bey Görres. Neue Freude an ihm, seiner Familie und seinen Bildern. Ein großes Flügelbild von A. v. Mecheln, zwey in Hemlings Art, ein großes bizantinisches Bild etc. ein Spaziergang mit dem Minister Schuckmann.[5] Zu Abend der O[berst]L[ieutenant] Scharnhorst.[6] Ich werde durch Freundlichkeit und mit Gewalt gezwungen den folgenden Tag zu bleiben.

18. Montag. Den Mitttag brachten wir bey Görres zu und den Abend mit ihm bei dem Präsidenten v. Meisebach[7] mit Max Schenkendorf, dem OL Scharrenhorst und einem — Madeweis.[8] Der Mangel aller Form und Sitte in diesem Zirkel ist auch dem Gespräche hinderlich.

19te Dinstag. Wir fuhren auf dem linken Rheinufer bis Bingen, setzten dort über den Rhein und kamen spät in Wisbaden an. Abstechende Heslichkeit und Armseeligkeit der Städtchen auf dem rechten Ufer gegen die des Rheingaus. Von Bingen nach Wisbaden 1¾ Post. Prellerey des Darmstädter Postmeisters und freche Grobheit des Postillons der der Reisende noch immer preisgegeben bleibt.

20ste Mittw[och]. Wir langten zur table d'hote in Fr[an]kf[urt] im Weidenhofe an. Des deutschen Renom[m]irens und Zierens waren wir entwöhnt und fanden es hier wieder. Ich plagte mich mit Einkaufen. Den Abend waren wir bei Fr. Schlegel.[9]

21ste Donnerstag. Den Vormittag sahn wir bey — Brentano[10] eine große Anzahl sehr

---

[1] Tatsächlich dahinter.. — [2] Monreal an der Elz? — [3] Marienburg.

[4] Schumm, Landrat des Kreises Wittlich der Trierer Regierung.

[5] Kaspar Friedr. v. Schuckmann (1755—1834), preuß. Minister des Innern.

[6] Wilhelm v. Scharnhorst (1786—1854) war 1816 zum Generalstab nach Koblenz gekommen.

[7] Karl Hartwig Gregor v. Meusebach (1781—1847), Vorsitzender beim provisorischen Kassationshof zu Koblenz. Vgl. Köpke 1, 379. — Ob er oben S. 349, Anm. 11 gemeint, ist zweifelhaft.

[8] Mir ist nur ein Königsberger Beamter v. Madeweis feststellbar, der dort seit 1818 Geheimrat und Hofpostdirektor war. Vgl. auch Rühl, A. d. Franzosenzeit, Register.

[9] Vgl. Bfe., Register, und Köpke 1, 379. — Friedrich Schlegel an Wilhelm (Walzel 573), Frankfurt, 23. Sept. 1817: „Tieck war auf der Rückreise von England hier; sein körperlicher Zustand ist sehr traurig, sonst wenn er lebhaft wird im Gespräche, ist er noch so ziemlich der alte . . .“ — [10] Vermutlich Christian Brentano (1784—1851).

schöner Miniaturen, biebl[ische] Gegenstände wahrscheinlich aus neuerer Zeit und aus der französischen Schule, die man aber nicht darin erkennt. Wahrscheinlich ist der oft angebrachte Name des Maitre Etienne Chevalier der des Mahlers. — Nochmals Ladenbesuche, und einer bey'm Grafen Golz.[1] Dann bey Schlegel zu Mittag mit einem jungen Oest[erreichischen] Diplomaten v. Buchholz[2] aus Westphalen. Klagen (gerechte und einseitige) gegen das Benehmen Preußens auf dem Bundestage. — Wir verlassen den Weidenhof zufrieden. — Schlegel und Buchholz begleiten uns bis Darmstadt, wo wir den Abend froh mit ihnen zubringen.

22ste Freytag. Wir sehn die Gemählde der andern Samlungen auf dem Schlosse. Der alte Grosherz[og] hat sehr viel gesamlet und seine Bibliothek verdiente längere Betrachtung. Stadt und Gegend vom Schlosse aus gesehn machen sich sehr gut. Besuch bey dem H. v. Otterstaedt[3] den ich nie wiederholen will. Eben so ist der theure Darmstädter Hof zu vermeiden. Wetter und Licht, das herrliche Grün dieses Jahres war uns auf der Bergstraße sehr günstig. Wir waren um 11—12 Uhr abgefahren und kamen vor Abendessenszeit nach Heidelberg, wo Tieck zufällig Jean Paul[4] mit vielen andern Freunden zusammenfand. Jener reiste am andern Morgen ab.

23sten Son[na]b[end]. Ich besuchte das Schloß und die Anlagen allein, und war dann mit Tieck bey den Boisserets[5]: Hemlings herrliches Bild die sieben Freuden der Maria und zwar in der Hauptgruppe die Anbetung der Könige darstellend war mir neu. Eben so der Schrein von v[an] Eyck, im Hauptbilde die Anbetung der Könige und auf den Flügeln die Verkündigung und die Beschneidung darstellend. Der H. Christoph mit dem Kinde Jesu von Hemling — der H. Lucas von J. v[an] Eyk und die sterbende Maria angeblich von Schorel.

Wir aßen in unserm Gasthofe (dem Hecht) mit den Professoren Daub[6], Kreutzer[7], [Nägele, Hegel,][8] dem Schulrector Kaiser[9], Sulp: Boisseret, Kirchenrath Schwarz[10]. Nach Tische sahn wir noch einige Bilder bey Boisseret.

24ste Son[n]tag Immer schönes Wetter. Ich bestieg den Berg jenseit der Brücke und ging den s. g. Philosophengang, holte dann Tieck von Boisseret. Wir verliessen den Hecht, zufrieden mit dem Preise, nicht so mit dem Essen. Der Weg bis Carlsruhe nicht sehr schön, das Mindere der Bergstraße. Dort in der Post sehr gut. Ich suchte mühsam die Varnhagen[11] in den uniformen Straßen und fand sie im Weinbrennerschen Schauspielhause mit ihrer ganzen Berl[iner] Familie[12] und der Schlaberndorf[13]. Elende Oper, und nachher Thee bei ihr.

25. Montag. Ich besah früh zwey Weinbrennersche Kirchen und mehrere seiner Facaden. Ueber E[t]tlingen und Rastadt (des Badenschen Paßzwanges wegen) kamen wir zu Mittag nach Baden[14] und ich konnte noch vor Tisch den herrlichen Gang im Thale nach dem Kloster machen. Den Nachmittag bestieg ich das neuere Schloß und die Schloßruine. Spät am Abend noch fuhren wir nach dem Forsthause von dem aus man den Straßburger Münster sieht. Mit dem besten Wirthshause und der besten Gesellschaft (beide waren schlecht) ist dies freilich ein herrlicher Aufenthalt.

---

1 Aug. Friedr. Ferd. Gf. v. d. Goltz (1765—1832), preuß. Gesandter am Bundestage in Frankfurt 1816—24.

2 Franz Bernh. v. Bucholz (1790—1838). Vgl. Görres, Bfe. 1, 357. 361. 364. 365. 3, 665; Walzel, Bfw. Fr. v. Schlegels mit Wilhelm 649; Klette, A. W. Schlegels Bf.-Verz. No. 211.

3 Frhr. v. Otterstedt, preuß. bevollm. Minister in Darmstadt. — 4 Köpke 1, 379.

5 Sulpiz (1783—1854) und Melchior Boisserée (1786—1851). Vgl. Köpke 1, 379.

6 Karl Daub (1765—1836), Professor der Theologie. Vgl. Köpke 1, 379.

7 Friedrich Creuzer (1771—1858). Vgl. Köpke 1, 379 sowie Görres, Bfe. 2, 539, Fr. Creuzer an Görres, Heidelberg, 17. Sept. 1817: „Tieck hat mir einen schönen Gruß von Ihnen gebracht. Er war von Burgsdorf sehr gehetzt, und wäre gern länger geblieben, mußte aber nach zwei Tagen wieder fort".

8 Die Textlücke nach Köpke 1, 379 gefüllt. Nägele war Mediziner.

9 Karl Philipp Kayser, Schulrektor in Darmstadt.

10 F. H. C. Schwarz starb 1838 als Theologieprofessor.

11 Rahel. Vgl. besonders B.'s Bfe. von denen 40 Stück an R. gerichtet sind. Varnhagen war damals preuß. Ministerresident in Karlsruhe. — 12 Vgl. Rahel, ein Buch des Andenkens 2, 474.

13 Gfn. Karoline v. Schlabrendorf, geb. Gfn. v. Kalckreuth. Vgl. Bfe. 185, 9.

14 Baden-Baden. Vgl. Köpke 1, 379.

26. Dinstag. Mit großer Schwierigkeit bekamen wir Pferde nach Gernsbach im Murchthale. Der Gebürgsweg dahin ist herrlich, die Aussicht von dem nahen Eberstein Schloß gehört zu den Schönsten, doch war uns das Wetter ungünstig. Wir fuhren mit Lohnfuhre nach Eslingen, konnten aber dort keine andere direct bis Pforzheim bekommen und fuhren über Durlach dahin, wo wir die beste Aufnahme im Posthause fanden.

27 Mittwoch zu Mittag trafen wir mit Post in Stutgard ein und geriethen in den Kö[ni]g von England (der Kö[ni]g von Wirtenberg scheint besser.) Ich bestieg die nahen Weinberge, besuchte das gut gebaute, elend gespielte Schauspiel. Esler[1] hätt ich gern gesehn der jezt zu den besten Tragikern in Deutschland gehören soll.

28ste Donnerst[ag]. Ich war den Morgen über beym Dr. (Consulenten, Ständischen Präsidenten) Weishaar[2], den ich von Paris her nicht wieder kannte, und der sich eben so frey über die Ständische Angelegenheit äußerte als Mittags bey Cotta[3] die Gegenwärtig[en], er Griesinger[4] und der Minister Wangenheim[5] selbst. Gegen Abend ging ich bis an das Nekarufer wo Stutgard liegen sollte und wo die Aussicht auf den Strohm, die hohen Ufer das alte Stammschloß, die Wirtenberger Alp zu den schönsten gehört. — Sulp[ice] Boisser[e]t war schon gestern angekommen und immer mit uns gewesen. Vormitag hatten wir Schicks[6] Apollo unter den Hirten gesehn. Den Abend brachte ich bey Weishaar in ständischer Gesellschaft zu, fand diese Häupter unter meiner Erwartung, und versäumte darüber Dannekers[7] Bekanntschaft zu machen.

29ste Freytag, über Ludwigslust nach Heilbron, wo wir den schönen Gasthof auch nicht wieder fanden. Wir erreichten das im tiefen Bergkessel schön gelegene Kinzelsau und übernachteten dort sehr gut.

30ste Sonnab[end], über Mergentheim (von wo man den weit näheren Weg nach Würzburg bauen will) und Bischofsheim nach Würzburg. Dort zwey Stunden. Das Schloß und die Terasse dahinter fielen mir wieder als sehr vorzüglich auf, jenes durch das schöne Material, den wohlerhaltenen Zustand und auch durch die Architectur die zu den besten des 17 oder 18ten Jh. gehört. Wir kamen um 11 Uhr nach Werneck, aßen dort zu Nacht und fuhren diese hindurch sehr rasch.

31ste Son[n]tag am Morgen kamen wir durch die hübsch gelegenen Städtchen an der kleinen Saale, konnten aber die merkwürdige Ruine die Salzburg vor dem Nebel nicht sehn. Den Mittag in dem geringen Meiningen. Wir hatten zur Nacht bis Gotha und wenigstens bis Schmalkalden kommen wollen, gaben aber auch das letztere auf um besseren Weg zu gewinnen und gingen nach Liebenstein, welches seit diesem Wiedersehen an Reitz für mich verlohren hat.

September 1817.

1te Montag. Die Fahrt von da nach Wilhelmsthal ist bis zur Vollendung der Chausse gefährlich. Die Gegend von Wilhelmsthal eine der aller schönsten Waldgegenden Deutschlands. Gegen Mittag in Eisenach. In Gotha aßen wir spät zu Mittag und genossen der Gesellschaft des Pr[ofessors] Jacobs[8]. Um Mitternacht in Weimar.

2te Din[s]tag. Ich besuchte den Park und die Kirche worin die drey merckwürdigen L. Cranachs und schöne Familiendenkmahle der Herzoge. Tieck war lange bey Göthe[9] den ich so früh und eilig nicht mit besuchen wollte. Ich gab es auf von Nauenburg aus Freyburg zu besuchen und wir kamen bis Weissenfels wo wir bis Mitternacht mit Dr. Millner[10] zubrachten.

3. Mittw[och] um 11 Uhr in Leipzig, im Hôtel de Saxe sehr gut (die Zimmer hinten

[1] Ferdinand Esslair war 1815—1820 Regisseur in Stuttgart.

[2] B. sah Weishaar 1798 in Paris. Vgl. ferner Charl. v. Schiller u. ihre Freunde 3, 23; Bfw. W. v. Humboldt u. Chr. G. Körner 103. — [3] Joh. Fr. Cotta (1764—1832).

[4] Ludw. Friedr. Griesinger (1767—1845), Jurist, Mitglied der würtemberg. Ständeversammlung.

[5] Karl August Frhr. v. Wangenheim (1773—1850), würtemberg. Kultusminister.

[6] Gottlieb Schick (1779—1812) war, als Studiengenosse Friedrich Tiecks 1798 in Paris, B. jedenfalls bekannt gewesen. Das Bild (1809) in der Stuttgarter Galerie. — [7] Der Bildhauer Joh. Heinr. v. Dannecker (1758—1841).

[8] Friedrich Jacobs (1764—1847), der Gothaer Philologe.

[9] Über B.'s persönliche Begegnungen mit Goethe, vgl. Bfe. Zu Tiecks Besuch vgl. Goethes Tagebücher.

[10] Adolph Müllner (1774—1829). Vgl. Köpke 1, 379.

herraus viel angenehmer.) Der Schauspieler Wurm[1] und die übrige Tischgesellschaft. Unnützer Einkauf nach Tisch, wir suchen Adam Müller[2] in — auf und er bringt die halbe Nacht mit uns im Hôtel de Saxe zu.

Der 4te Donnerstag. Wir kamen von 8 bis 7 Uhr Abends nach Wittenberg, ruthen dort einige Stunden, aßen recht gut und billig zu Mittag im Hôtel de Rôme zu Potsdam wo ich meine Frau zu finden erwartete, und fuhren von da gradenwegs nach Charlottenburg[3].



Ein Räuber als Verfasser eines Sprachlehrbuchs.

Von

Ernst Arnold in Stuttgart.



Zu den absonderlichsten aller jemals geschriebenen und gedruckten Bücher darf man wohl auch jenes Heftchen rechnen, das sich im verflossenen Sommer bei der Anfertigung des Generalkatalogs in der Königlichen Landesbibliothek zu Stuttgart in der Abteilung „Neuere Philologie" vorfand und den Titel führt: „Wahrhafte Entdeckung der Jauner- oder Jenischen-Sprache, von dem ehemals berüchtigten Jauner Kostanzer Hansz. — — Auf Begehren von Ihme selbst aufgesezt und zum Druck befördert. Sulz am Neccar 1791".

Wer war dieser Kostanzer — oder nach neuerer Schreibung: Konstanzer — Hans, der sichs sicherlich nicht hat träumen lassen, daß etwa 120 Jahre nach Erscheinen jenes Büchleins diese Frage auftauchen, und das Heft selber schon lange Zeit pietätvolle Aufbewahrung und wissenschaftliche Behandlung gefunden haben würde, ehe seine Auffindung in einer Sammelkapsel eine Nachforschung nach dem Verfasser veranlaßte? Und wer mag ihn wohl zur Abfassung dieses Schriftchens angeregt, wer von „Ihme" begehrt haben, er möchte durch die Aufsetzung dieses Sprachlehr- und Wörterbuchs unter die Philologen gehen, die wohl bislang von diesem Kollegen auch nichts gewußt haben?

Das Vorwort des Hefts vermochte auf beide Fragen, deren erste zumal schon für die Katalogisierung wichtig war, nicht erschöpfende Auskunft zu geben. Daher griff man zur Geschichte des Gaunertums in Schwaben, mit der sich der Verfasser dieser Skizze gerade seit einiger Zeit be-

[1] 1810 war in Berlin ein Schauspieler Wurm: Kleists „Berl. Abendblätter" vom 5. Okt. 1810.

[2] Adam Heinr. Müller (1779—1829), damals österr. Generalkonsul in Leipzig. Vgl. Köpke 1, 380.

[3] Über den nun folgenden kurzen Aufenthalt in Berlin vgl. Solgers nachgel. Schr. u. Bfw. 1, 570, Solger an den Regierungsdirektor Kessler in Münster, Berlin 8. Nov. 1817: „Im Anfange Septembers haben wir hier recht angenehme Tage gehabt. Unsere reisenden Freunde kehrten aus verschiedenen Weltgegenden zurück, Hagen und Raumer aus Italien, Tieck und Burgsdorf aus England. Zu derselben Zeit traf auch Oehlenschläger hier ein; doch war er weniger in unserer Gesellschaft. Wir waren sehr vergnügt miteinander, wie Du Dir vorstellen kannst. Tieck hat in England manches Wichtige für sein Werk über den Shakspeare gefunden." Und am 15. November an Abeken (573 f.) etwas abweichend: „In diesem Herbst hatte ich hier eine sehr angenehme und interessante Periode: Tieck und Burgsdorf kamen aus England . . . . . Tieck hat wohl eben nicht viel Neues über den Shakspeare in England entdeckt, aber doch eine Menge Bestätigungen seiner schon gefaßten Ansicht. Es läßt sich in der Kürze nur wenig darüber sagen. Er schreibt dem Shakspeare alle bisher bezweifelten Stücke und noch manche andere zu; er stellt sein Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, Marlowe, Ben-Johnson, Decker u. s. w. fest und zieht daraus höchst wichtige Resultate. Von dieser Kritik halte ich allerdings sehr viel; aber noch wichtiger ist mir die Anordnung der uns bekannten Hauptwerke nach der Zeitfolge, in der sich drei Hauptperioden deutlich unterscheiden. In die höchste Blüthe fallen die wichtigsten historischen Stücke (doch ist Heinrich VI. aus der ersten Periode), und die gebildetsten romantischen, unter welchen Love's labour lost die Hauptstelle einnimmt, welches ich von jeher als die reifste Frucht dieses großen Geistes angesehen habe. — Tieck geht nun fleißig an die Ausarbeitung, und ich hoffe und wünsche, daß er bald fertig werden wird. Ich habe ihn oft ermahnt, sich nur den Shakspeare erst aus dem Leibe zu schreiben, um selbst wieder an größere Compositionen gehen zu können." Tiecks Buch über Shakespeare ist bekanntlich nie über Fragmente und Entwürfe hinausgediehen. — Am 4. Oktober 1817 schrieb Solger an Tieck (ungedruckt): „Durch Hr. v. Burgsdorf habe ich wenigstens erfahren, daß Ihnen die Reise im Ganzen gut bekommen ist, und das hat mich sehr gefreut." Tieck war also damals schon lange wieder in Ziebingen; er hatte ursprünglich (Solger, Bfw. 1, 553) auch nur die Absicht gehabt, 8 Tage in Berlin zu bleiben.

schäftigte, und fand, daß der Kostanzer Hans selber einen Biographen und außerdem einen Gönner in zwei um die Bekämpfung der schweren Gaunerplage Süddeutschlands zur Zeit der französischen Revolutionskriege und der Napoleonischen Feldzüge sehr verdienten Männern, einem Theoretiker und einem Praktiker, gefunden hat, die beide in Büchern von ihm schreiben.

An diesen, seinen Gönner, richtet sich der Kostanzer selber mit Dank und Verehrung im Vorworte des Leitfadens der Jenischen Sprache; jener, sein Biograph, findet darin keine Erwähnung; möglicherweise hat ihn Hans gar nicht als Autor seiner Biographie kennen gelernt. Uns nämlich und seinen Zeitgenossen wohl auch bereits war die Feststellung des Autors dieses Buchs nur auf Umwegen möglich. Es erschien 1789, also zwei Jahre vor dem Heft über die Gaunersprache, bei Erhard und Löflund zu Stuttgart 34 Bogen Kleinoktav stark unter dem Titel: „Kostanzer Hansz eine Schwäbische Jauners-Geschichte aus zuverläszigen Quellen geschöpft und pragmatisch bearbeitet“; das Titelblatt trägt außerdem in einem lorbeerumkränzten Medaillon eine Silhouette des Kostanzer Hans. Vier Jahre darauf, 1793, kam im gleichen Verlage ein anderes, 48 Bogen gleichen Formats starkes Buch mit dem Titel heraus: „Abrisz des Jauner und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und andern sichern Quellen von dem Verfasser des Kostanzer Hansz“. Für dieses zweite Werk bezeugt der Herausgeber der 1800 zu Karlsruhe erschienenen „General-Jauner-Liste“, der badische Oberamtmann und Hofrat Friedrich August Roth zu Emmendingen, die Autorschaft des Waisenhauspfarrers Schöll zu Ludwigsburg, indem er den „Vorbericht“ seiner Liste mit den Worten einleitet: „Der würdige Herr Waisenhaus Pfarrer Schöll zu Ludwigsburg, welchem wir eine gedruckte fürtreffliche Abhandlung über das schwäbische Jauner- und Bettelwesen zu verdanken haben“ usw. Mithin ist Schöll auch der Autor der Biographie des Kostanzer Hans, als deren Verfasser er sich ja selber auf dem Titelblatte des „Abrisz“ bezeichnet.

Nach seiner Angabe war der Kostanzer Hans im August 1759 auf einem Hofe unweit Oppenau im badischen Schwarzwalde als Sohn eines vagierenden Schusters geboren und hieß mit seinem rechten Namen Johann Baptist Herrenberger. Den Bei- oder Spitznamen Kostanzer Hans erhielt er im Verkehr mit anderen Vaganten und Gaunern deshalb, weil sein Vater aus Konstanz stammte. Nach Angaben des Gönners von Herrenberger, des württembergischen Oberamtmanns Georg Jakob Schaeffer zu Sulz am Neckar, in seiner Diebs- und „Jauner“-Liste von 1784, war Hans am 31. August 1759 zu Oppenau selber geboren.

Der schon in seinen Knabenjahren vernachlässigte Jüngling ward bald ein Erzgauner, der einige Jahre hindurch ganz Oberschwaben, vom Rhein bis an die Donau nebst angrenzenden Landstrichen mit verschiedenen Spießgesellen als Räuber und Dieb durchstreifte und brandschatzte, wobei er mehrfach als Bandenführer auftrat. Im Jahre 1782 gelang dem schon genannten Oberamtmanne Schaeffer, der wegen seiner Verdienste um die Bekämpfung der Gaunerplage noch heutigen Tags in ganz Oberschwaben volkstümlich ist, die Festnahme des Herrenberger. Schaeffer verstand es, seinen Häftling durch geschickte Behandlung zu „einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft“ umzumodeln; er vermochte nämlich den geistig sehr geweckten und ehrgeizigen jungen Mann, der in anderer Umgebung zweifellos Gutes und Tüchtiges gelernt und geleistet haben würde, durch gütliches und gemütliches Entgegenkommen als einen gefügigen und nützlichen Gehilfen der Kriminalpolizei im Kampfe gegen das Gaunertum zu gebrauchen. Ja, er brachte dies seiner Mitteilung nach sogar verhältnismäßig leicht und rasch zuwege.

Bereits 1784 konnte Schaeffer auf Grund von Angaben Herrenbergers und der durch diesen zum Sprechen gebrachten Diebsbrüder die schon angeführte „Jauner“-Liste herausgeben, die nach Hans' Bekundungen allein nicht weniger als 500 Namen und Beschreibungen noch vagierender Gauner, im ganzen etwa 1000 Nummern neben 89 Hehlern und Diebsbeherbergern, aufführte und den Polizei- und Gerichtsbehörden ganz Süddeutschlands wie auch vieler österreichischer Kreise und schweizerischer Kantone von großem Nutzen ward.

Wegen solcher guter Dienste empfahl und erreichte Schaeffer bei der herzoglichen Regierung die Begnadigung Herrenbergers vom Galgen. Sein Schützling fand nun Aufnahme im Ludwigsburger Zuchthause und wegen dortiger vorzüglicher Führung bald darauf im „freiwilligen“ Armenhause zu Ludwigsburg. Dort hat ihn Schöll kennen gelernt und sich durch Befragen die Kenntnis seiner Lebensgeschichte verschafft, die er dann unter Hinzunahme ihm durch Schaeffer zur Verfügung gestellten Aktenmaterials in seiner anonymen Biographie des Hans niederlegte.

Herzog Karl Eugen ließ übrigens den Herrenberger in der Zeit zwischen 1784 und 1793 noch mehrfach, anfangs unter Bedeckung, später ohne Begleitung nach Sulz zu Schaeffer reisen, wo Hans dann jedesmal monatelang verweilte und dem Oberamtmanne in der Überführung eingefangener Gauner, wie u. a. namentlich des berüchtigten Zigeuners Hanickel, oder bei Ermittlung weiterer Spießgesellen an die Hand ging.

Schaeffer gewann immer mehr Vertrauen zu Herrenberger und wollte ihn geradezu als Hartschier anstellen, womit die Regierung auch einverstanden war; doch zerschlug sich dieser Plan durch Hans' Kränklichkeit, einer Folge seines unstäten und liederlichen Lebens von früher Jugend auf. Er nennt Herrenberger noch nach dessen Ableben zweimal, je in seinen weiteren Diebslisten von 1801 und 1811/13, geradezu „den verdienstvollen Kon-

stanzer Hansz" und teilt mit, daß dieser am 3. September 1793 im Ludwigsburger „freiwilligen" Armenhause verstorben sei.

Der Oberamtmann hatte frühzeitig erkannt, welchen Wert für den Kriminalpolizisten und Strafrichter behufs wirksamer Bekämpfung des Gaunertums die Kenntnis von dessen Geheimsprache, des „Jenischen", haben müßte. Er selbst gab in seiner nach Hanickels Festnahme und Hinrichtung 1787 herausgegebenen „Zigeuner-Liste", die er gleich der „Jauner"-Liste von 1784 beim Hof- und Kanzleibuchdrucker Christoph Friedrich Cotta, dem Bruder des berühmten Verlegers, zu Stuttgart drucken ließ, und zwar in der dem Verzeichnis voraufgeschickten „Kurzen Schilderung von dem National-Karakter der in Teutschland sich noch aufhaltenden Zigeuner und Jauner" unter § XXIV auf reichlich einer Folioseite eine Anzahl Proben aus der Zigeunersprache unter Gegenüberstellung der Gaunersprache nebst deutscher Übersetzung, um die Unterschiede zwischen Zigeunerisch und Jenisch vor Augen zu führen. Daher kann es auch nicht verwunderlich erscheinen, daß er es war, der seinen brauchbaren und „verdienstvollen" Schützling, den Herrenberger alias Kostanzer Hans, zur Ausarbeitung eines grammatischen Leitfadens der jenischen Sprache nebst Vokabular veranlaßte, das er dann zwei Jahre vor Herrenbergers Tode zum Druck beförderte.

Das auf dem Titelblatte eigentümlicherweise mit einer Vignette: Lorbeerzweige, Laute und Flöte geschmückte Schriftchen ist nächst der Tatsache, daß es einen „ehemals berüchtigten Jauner" zum Verfasser hat und als solchen nennt, besonders noch durch Herrenbergers Vorrede bemerkenswert. Darin spricht dieser zunächst von seiner Reue wegen seines früheren verfehlten Lebens, die ihn dazu bringe, sich möglichst „guter, rechtschaffener Handlungen" zu befleißigen. Solche „große Pflicht" suche er auch durch vorliegende Veröffentlichung zu erfüllen. Weiter erinnert Herrenberger, ohne „der Bescheidenheit . . . . . zu nahe zu tretten", an das, was er bei Schaeffer schon geleistet habe, rühmt sich auch, wie durch seine Angaben und Ermittlungen manche unschuldig verdächtigte Personen „Ehre und guten Namen" wiedererlangt haben, und bemerkt im allgemeinen, daß durch „Beyfahung und Geständniszbringung manches hartnäckigen Leügners schon manches Gute gestiftet worden seye". In den Schlußworten der Einleitung kommt er nochmals auf den schon eingangs geäußerten Wunsch, durch seine Schrift möge „hie und da bey Inquisitionen, bey verdächtigen Gesprächen in Wirths-Häusern oder auf der Straße, oder sonst bey Gelegenheiten ein Nuzen daraus entstehen oder Böses verhütet werden", mit dem Satze zurück: „Solte nun durch diese Jauner sprach Entdeckung ebenfalls Nuzen geschaffet werden, würde mich diesz herzlich freuen, und ich würde mich für die damit gehabte Mühe reichlich belohnt halten. Diesz wünschet von Herzen der Verfasser".

Inwieweit die Erwartungen Schaeffers, die zweifellos aus dieser Vorrede sprechen, eingetroffen sein mögen, und ob das Heft wohl als Taschenbuch für „Streifer" und Häscher Verwendung gefunden hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Leider hat überhaupt niemand in der einschlägigen Literatur überliefert, ob und welchen Gebrauch etwa Polizei und Gericht von der „Ferienarbeit" des „verdienstvollen" Gauners gemacht haben. Gewissen Wert hat Herrenbergers Heftchen aber an sich zweifellos besessen, wie man aus der Bemerkung Schölls im „Abriß" schließen darf: „Sie (die jenische Sprache) ist auch mehr als andere Sprachen, Veränderungen unterworfen. Es werden immer viele neue Wörter in dieselbige aufgenommen, und andere kommen dafür in Abgang. So bald nemlich eines oder das andere unter den Bürgern zu bekannt ist; so wird es nicht weiter oder höchst selten gebraucht, und statt desselben ein anderes geschaffen. So kamen zur Zeit des *Kostanzer Hansz* mehrere neue Wörter auf, welche bey den älteren Jaunern nicht gewöhnlich waren: und deszwegen ist die Jaunersprache, selbst in den verschiedenen Bezirken Schwabens, sich nicht durchaus gleich. Ueberhaupt giebt es in Teutschland verschiedene Abartungen derselben."

Im allgemeinen wird man indessen wohl annehmen dürfen, daß die meisten Zeitgenossen Herrenbergers das Büchlein des Gauner-Philologen und Räuber-Lexikographen nur als eine Kuriosität angesehen haben, wie wir es tun, nachdem wir gerade 150 Jahre nach seiner Geburt seine einzige und einzigartige schriftstellerische Leistung kennen gelernt haben.



Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Grunstedterstr. 16. Druck u. Verlag v. *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

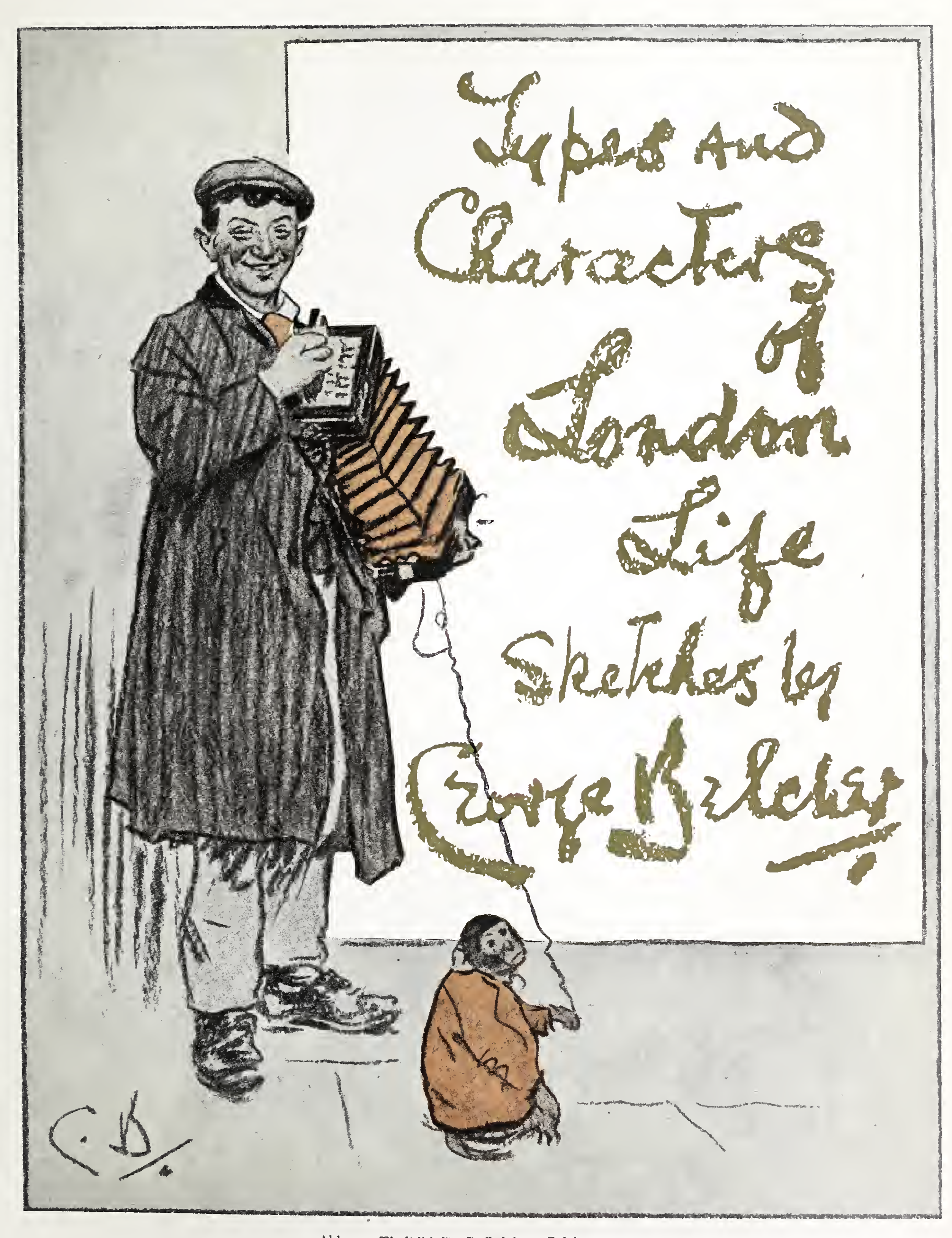


Abb. 1. Titelbild für G. Belchers Zeichenmappe.
Printed and published by „The Sphere" and „The Tattler". Great New Street. Fetter Lane, London, England.
Price 1 £, 1 sh. (10 plates). Copyright.



George Belcher und die englisch-humoristische Illustration.

Von

Professor Freih. Otto von Schleinitz in London.

Mit vier Abbildungen und einer Tafel.

Die ersten illustrierten Zeitschriften wurden in England, das „Penny Magazine" im Jahre 1832, die „Illustrated London News" 1842 begründet. Diese sind dann in der Folgezeit die Vorbilder für die beiden Hauptklassen aller illustrierten Blätter geworden! Wenngleich die zunehmende Seltenheit wirklich interessanter, eigenartiger, geistvoller und künstlerisch durchgebildeter Illustratoren, wie sie P. Westheim an dieser Stelle (Heft 4 der „Z. f. B.") nicht nur beklagt, sondern auch durch die mehr und mehr die Oberherrschaft gewinnende Photographie erklärt, kaum geleugnet werden kann, so hat sich doch in England eine lebensfähige und gute Tradition in gedachter Beziehung fortentwickelt. Trotz des diamanthell, schön in hundertfach glänzenden Facetten geschliffenen und scharf treffenden Wortschatzes, gelingt es diesem heutzutage nicht so schnell und positiv, weder zu überzeugen, noch so vollkommen unsere Empfindungen auszulösen, wie den graphischen Künsten. Früher hieß es: was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen, und man meinte hiermit das geschriebene Wort. Unsere Epoche glaubt vor allem, was sie dargestellt sieht. Um so mehr der Photographie, weil sie die Augenblicksszene im Moment, zwar geistig arm und ohne Individualität, aber nackt wahr wiedergibt. Sie entspricht im allgemeinen einer skeptisch-kritischen, ideallosen Zeit, der die Elektrizität nicht mehr rasch genug arbeitet, und deren Signatur eben die ist: keine Zeit zu haben. Allein den höheren Anforderungen an einen feineren Kunstgenuß und gewähltere Unterhaltung genügt doch nur eine Abbildung, in der auch die Psyche, menschliche Zutat im Gegensatz zu maschineller Hauptarbeit, die persönliche Auffassung des Schaffenden, kurzum seine Eigenart, und bis zu gewissen Grenzen selbst die Phantasie zum Ausdruck kommt. Ja, ein auf entwickelterer Stufe stehender Beschauer verlangt Anregung zum Urteil, gerade so wie der Schöpfer eines Werkes die Abgabe desselben erwartet, denn ohne eine bezügliche Wechselwirkung vermag keine Förderung irgend einer Kunstbetätigung zu bestehen.

Als den Vater der englischen humoristischen Karikatur muß man Hogarth ansehen. Im engeren Sinne beginnt die politische Karikatur 1721 unter dem Ministerium Robert Walpole, während die eigentliche Humoristik Hogarths erst 1733 mit seiner „Humours of Southwark Fair" anhebt und sich hauptsächlich gegen den Minister Pitt wendet. Für diesen tritt der Satiriker und Karikaturist James Sayce ein. Hogarth gehört ganz dem Volk; er tadelt das Schlechte, aber er erkennt auch das Gute an. In der Technik seiner Darstellung besitzt er nur mäßige Verdienste, obgleich die Behandlung seines Stoffes geistreich ist. Seine Größe liegt im Gedanken, im Empfinden und in der Charakteristik. Hogarth ist nicht als Künstler, sondern als Erfinder berühmt geworden. Selbst seine moralisierenden Gestalten streifen an die Karikatur und liegen zum Teil außerhalb der Kunst, indessen lebt in ihnen ein ganz bedeutendes Stück Kulturgeschichte fort.

Als ein Meister in seinem Fache, voll treffenden Witzes, zu dessen Zielscheibe er die Franzosen und Napoleon, aber auch die englischen

Minister machte, ist der leidenschaftlich kraftvolle James Gillray zu nennen. Nicht minder wie diesem bewahrt die englische Nation dem Illustrator von Fielding's „Tom Jones“, dem Zeichner und Kupferstecher Thomas Rowlandson, ein treues Andenken. In seinen Arbeiten spricht sich Heiterkeit, Formvollendung und große mit Fruchtbarkeit verbundene Phantasie aus. Sein Talent verfügte über eine leichte Hand, über einen bedeutenden Umfang hinsichtlich der Sujets und über die „Komödie des Lebens“. Wenn er ein Maler geworden wäre, hätte er sich wahrscheinlich mit den ersten Porträtisten, so namentlich mit Reynolds, Gainsborough und Romney messen können. Die Frauengestalten des Künstlers sind meistens anziehend. Rowlandson hat ferner Zeichnungen anderer Meister in Kupfer gestochen, aber stets in seinem eignen Stil, so daß, wenn die Unterschrift des Originalverfertigers nicht unter dem Werke stände, man glauben könnte, ersterer habe es hergestellt. So hat Rowlandson namentlich Entwürfe des Karikaturisten Bunbury gestochen, die nichts mehr von dessen Eigentümlichkeit erkennen lassen. Bunburys Arbeiten haftet ein fröhlicher, lustiger, aristokratischer, jedoch etwas unkünstlerischer, amateurartiger Zug an.

Der eigentliche Reformator der politischen modernen Karikatur war John Doyle (1868), der Vater von Dicky Doyle, dem Illustrator von Thackerays „Newcomes“ und dem Zeichner des Titelblattes von „Punch“.

Thackeray selbst hat komische Illustrationen zu seinen eignen Werken und für „Punch“ geliefert. Sowohl Form und Inhalt seiner Schriften, als auch die Illustration sichern ihm eine bleibende hohe Stellung unter den englischen Humoristen, da er an Schärfe Swift nicht nachsteht, aber zugleich durch seine Gemütlichkeit an Fielding erinnert. Während man über Doyles Witze nur lächelt, vermag man über die seinigen zu lachen.

Der letzte Repräsentant der großen älteren Karikaturschule ist G. Cruikshank. Er besaß am meisten den Geist Hogarths. Zu seinen besten Arbeiten gehören „Life in Paris“, „Comic Almanac“ und die Illustration von Dickens Werken. Diese sind bizarr und drollig, obwohl karikiert, doch der Natur mit großer Treue abgelauscht. Leider führt sein Hang zur äußersten Realistik ihn gelegentlich zum Fratzenhaften. Wir kommen nunmehr zur modernen Schule, und hiermit ganz besonders zu den Mitarbeitern des „Punch“. Unter diesen erwähne ich vor allem: John Leech, einen harmlosen Satiriker (soweit dies überhaupt möglich ist), dann Du Maurier, der auch Romane von Thackeray illustrierte, ferner Charles Keene, Birket Foster, Tenniel, Bernard Partridge, Linley Sambourne, Raven-Hill, E. T. Reed und Phil May. Letzterem folgt in gerader Linie, jedoch mit selbständiger Eigenart *George Belcher*, ein noch sehr junger Künstler, der sich mit einem Schlage zu den besten humoristischen Illustratoren Englands emporgeschwungen hat. Seine Humoristik äußert sich leicht, gefällig, ohne gewaltsame Übertreibungen, und kann man sogar behaupten, daß sich in seinen Arbeiten ein Zug von Mitleid für die ihm zum Opfer gefallenen Typen vorfindet. Außer für „Punch“, „Sketch“ (Skizze), „Graphic“, den „Bystander“ (Zuschauer) erscheinen seine Illustrationen hauptsächlich und regelmäßig für die Zeitschrift *„The Tattler“* (der Plauderer).

Die allgemeine Aufmerksamkeit des größeren, hier in Betracht kommenden englischen Publikums, wurde auf George Belcher durch die in der „Leicester-Gallery“ stattgehabte Ausstellung seiner Werke gelenkt, nachdem dort kurz zuvor die Originalzeichnungen für „Punch“ zur Ansicht geboten worden waren. Für den Nichtkenner englischer, und speziell Londoner Lokalverhältnisse, mag der Hinweis willkommen sein, daß in hiesigen Künstlerkreisen die Aufnahme von Werken, in der von Mr. Ernest Brown & Phillips geleiteten „Leicester-Gallery“ in Leicester Square, überhaupt als eine vorzügliche Auszeichnung gilt. Ganz leicht ist mitunter der Text, namentlich da, wo es sich um sogenannte Wortwitze handelt, selbst manchem Engländer nicht ohne weiteres verständlich, da derselbe entweder im englischen, schottischen oder irischen Volksidiom abgefaßt ist, indessen helfen die bezüglichen Illustrationen zur Erklärung wunderbar nach. In seiner *Mappe der „Londoner Typen“* (Abb. 1) hat G. Belcher den Charakter einer bestimmten Klasse von herumziehenden Musikanten mit großem Humor dargestellt. Es wurde ihm insofern erleichtert, als gerade dieser Typus von Menschen selbst wirklichen Humor besitzt. Im allgemeinen sieht man sonst selten eine lachende Person in einer Londoner Straße!



Abb. 2. Die Kunst kann sich irren, nicht die Natur.
Printed and published by „The Sphere“ and „The Tattler“. Great New Street. Fetter Lane, London. England.
Price 1 £, 1 sh. (10 plates). Copyright.





Abb. 3. Der Bildhauer.

Printed and published by „The Sphere“ and „The Tattler“. Great New Street. Fetter Lane, London. England.





Abb. 4. Es giebt kein Entrinnen!
Printed and published by „The Sphere“ and „The Tattler“. Great New Street Fetter Lane, London England.
Price 1 £, 1 sh. (10 plates). Copyright.



Als Beispiele des Wortwitzes führe ich unter anderen aus dem Katalog Nr. 16 und Nr. 71 an, und zwar zunächst in englischer Sprache, und dann, soweit es nötig erscheint, mit Erläuterungen in deutsch:

„*Visitor:* „Er—are you an official here, my man?“ „Wull, zur, first Parson'ee called me Beadle. The next'ee called me Virgin. The third'ee called me Sextant — now you calls me Fischul oi dunna what oi be.“

Zu deutsch:

Der Besucher (einer Kirche): „Ach — sind Sie hier der Beamte, lieber Mann?“ „Nun wohl (Wull, statt Well) zur (statt Sir) mein Herr, der frühere Geistliche nannte mich Büttel (Kirchendiener), der nächste nannte mich Kirchenaufseher (Virgin-Jungfrau, statt Verger gesagt). Der Dritte nannte mich Sextant (statt Sexton = Küster). Nun nennen Sie mich Fishul (Fischchen), ich weiß wirklich nicht woran ich bin!“ (Official und Fishul sind fast identisch in der Aussprache.)

Eine andere Illustration trägt die Titelunterschrift: „Brennende Frage“. Dort besichtigt ein Mieter eine ihm angebotene Wohnung, und das ihn herumführende Mädchen sagt zum Schluß: „Im Falle einer Feuersgefahr können Sie sehr bequem durch dies Fenster entkommen!“ Der hier zum Besten gegebene Witz bildet die Zwischenstufe vom Wortwitz zum eigentlichen Witz. Jener ist der gewöhnlichste, am wenigsten geistvolle. Im früheren Sprachgebrauch hatte das Wort „Witz“ eine weitere Bedeutung, die sich aber noch am reinsten in den englischen Worten „Whit“ (Geist) und z. B. in „Whitsunday“ (Pfingsten) erhalten hat. Als Rest ist uns der „Mutterwitz“ geblieben!

Daß in einem wirklichen und guten Witz die Pointe leicht und ungesucht ins Auge fallen, sowie nicht stumpf sein muß, bedarf kaum der Erwähnung. Die Formen des Witzes in seinem inneren Aufbau sind so verschiedenartig, daß man staunt, wenn man den feineren Nüancen nachspürt, die Belcher in Wort, Gedanken und Zeichnung wiedergibt. Das Talent zwischen zwei scheinbar völlig fremden und weit entlegenen Vorstellungen unvermutet Ähnlichkeiten zu entdecken, im Gegensatz zu Scharfsinn, welcher zwischen Gleichem oder Ähnlichem das Unähnliche findet, scheint Mr. Belcher angeboren zu sein. Das Frappante und Pikante unvermutet zusammentreffen zu lassen, drückt der Künstler bildlich mit der größten Virtuosität aus. In Nr. 6 des Katalogs entspinnt sich zwischen der kleinen Enkelin und dem Großvater folgender Dialog: „Was ist das hier für ein Kopf Großpapa?“ „Das ist eine Büste mein Kind!“ „Was ist eine Büste Großpapa?“ „Mein liebes Kind, das ist deine Großmama, als sie noch ein junges Mädchen war!“ „Wer ist es jetzt Großpapa?“

Halb Satire, halb Karikatur, aber immer mit Humor gemischt, ist die mit dem Titel *„Die Kunst kann sich irren, nicht die Natur“*, bezeichnete Illustration (Abb. 2). Die männliche Figur gibt uns das Selbstbildnis des Künstlers, der auf der Suche nach einem „Typus“ begriffen ist und an das Modell die Frage richtet, ob es zu einer Sitzung zu haben sei. Er erhält die Antwort: „O ja, ich will Ihnen jederzeit sitzen; es ist mir ganz gleich, ob Sie eine Karikatur aus mir machen!“ Das Blatt weist zwar einen gewissen Sarkasmus auf, allein der bittere Hohn, der beißende Spott fehlt. Die Lust zum Schmähen und Lästern liegt dem Künstler gänzlich fern!

Die indirekte, die lachende Satire, die sich auf der Höhe heiterer Ironie, des rein Komischen und Humoristischen hält, führt uns Belcher z. B. sehr gelungen vor in dem Blatt *„Der Bildhauer“* (Abb. 3). Die Szene spielt sich im Text folgendermaßen ab: Der Bildhauer: „Es würde mir lieb sein, wenn Sie recht vorsichtig beim Heben der Figur wären. Es ist vielleicht besser, wenn ich mit Hand anlege!“ Hierauf antwortet ihm einer der Männer in denkbar schlechtestem Dialekt und in fehlerhaftester Satzkonstruktion: „Ich und der andere „gentleman“ werden schon damit fertig werden!“ Wie dumm schauen die beiden „gentlemen“ drein, und wie unübertrefflich fein-ironisch ist das leise Lächeln des Bildhauers dargestellt! Die ganze Gestalt des letzteren atmet und bezeugt nebenher einen echt tief humoristischen Geist der Auffassung. Es muß Belcher zum außerordentlichen Verdienst angerechnet werden, daß er die komische Wirkung seiner Figuren nicht durch gleichsam im Hohlspiegel aufgefangene Zerrbilder, durch eine lächerliche Entstellung der Körper- und Gesichtsbildung, sondern durch einen individuellen geistigen, charakteristischen Ausdruck des Gesichtes zu erreichen sucht.

Einen humoristisch-moralisierenden Zug entwickelt der Künstler in seiner Komposition

„Es gibt kein Entrinnen“. Die Szene zwischen dem Stadtmissionar und einem Gewohnheitstrinker entwickelt sich vor einem sogenannten „Public House“, das eine Stätte des Ruins für Tausende ist, und hier mit großer Leichtigkeit durch seine Details von jedem Einheimischen erkannt wird (Abb. 4). Der Missionar: „Mein Freund, wenn du dies Leben fortsetzt, so kommst du dereinst an den Ort, wo Heulen und Zähneklappern sein wird!“

Der Trinker: „Ich habe keine Zähne mehr!“

Der Missionar: „Mein Freund, die werden geliefert!“

Endlich gibt die hier beigefügte Illustration *„Im Café Royal“* (Abb. 5) uns ein hübsches Beispiel von Belchers reinem Humor. Es ist Sitte, daß der Kellner in einem englischen Restaurant beim Einschenken die Frage stellt: „Say when“, und damit sagen will, der Gast möge angeben, wenn es genug ist. In dem vorliegenden Bilde hier tritt die Umkehrung ein. Der seine Rechnung begleichende Gast fragt den Kellner, wie er beim Trinkgeld angekommen ist: „Sagen Sie Kellner, wenn es genug wäre!“ „Say when!“

Daß George Belcher trotz seiner Jugend es bereits zu einem Illustrator ersten Ranges gebracht hat, davon zeugen seine Werke mit all ihren Eigentümlichkeiten. Die Realität seiner Gestalten, die er stets unmittelbar dem Leben entnimmt, leuchtet sofort ein. Weniger bekannt dürfte es sein, daß er „self-made man“ und zwar im besten Sinne des Wortes ist! Er arbeitet im übrigen so schnell, daß, wenn eine Konkurrenz mit der Photographie möglich sein kann, er der rechte Mann dazu ist. Außerdem besitzt Belcher den Vorzug, Autor und Illustrator in einer Person zu sein!



Die Druckerei der Hohen Karlsschule.

Von

Archivrat Dr. Rudolf Krauß in Stuttgart.

Die Stuttgarter Karlsschule, die merkwürdigste und großartigste pädagogische Schöpfung im Deutschland des XVIII. Jahrhunderts, hat sich durch eine weder vorher noch nachher je wieder irgendwo erreichte Universalität hervorgetan. Sie war Elementar-, Mittel- und Hochschule zugleich, verband damit den Charakter von Kadettenhaus und Kriegsschule; sie umfaßte alle üblichen Fakultäten der deutschen Universitäten außer der theologischen, erweiterte durch Militärwissenschaft, Handelslehre, Gartenbaukunde den Kreis ihrer Lehrfächer und zog alle erlernbaren Künste in ihren Bereich, so daß ihr eine Akademie für bildende Künste, eine Musik-, Theater- und Ballettschule angegliedert war. Durch eine Anzahl wissenschaftlich-künstlerischer Hilfsanstalten suchte sie jedes Bedürfnis von sich aus zu befriedigen. So entstand 1776 die mit dem hochangesehenen Namen Gotthard Müllers eng verknüpfte Kupferstecherei. Das Gedeihen dieses industriellen Nebenbetriebs mußte den Gedanken nahe legen, ein ähnliches Institut auch für den Buch- und Notendruck zu errichten. Schon die Bedürfnisse der Karlsschule selbst erforderten eine Fülle von Druckarbeiten, die man in eigener Regie am billigsten herstellen zu können hoffte. Den Anstoß zur Verwirklichung des Planes gab jedoch die Musik. Das alleinige Verfügungsrecht über die zahlreichen Opern, die der gefeierte württembergische Oberhofkapellmeister Niccolo Jommelli für Stuttgart komponiert hatte, stand dem Herzog Karl Eugen zu, und diese Schätze waren noch niemals durch Vervielfältigung den Musikliebhabern zugänglich gemacht worden. Überdies wollte man auch gerne den in der Akademie selbst herangebildeten jungen Tonkünstlern Gelegenheit geben, ihre Schöpfungen dem Publikum vorzulegen.

Im Frühjahr 1783 wurde die Druckerei im ersten Stockwerk des Hauptflügelbaus der Akademie eingerichtet. Die technische Leitung des Unternehmens wurde in die Hände des einer

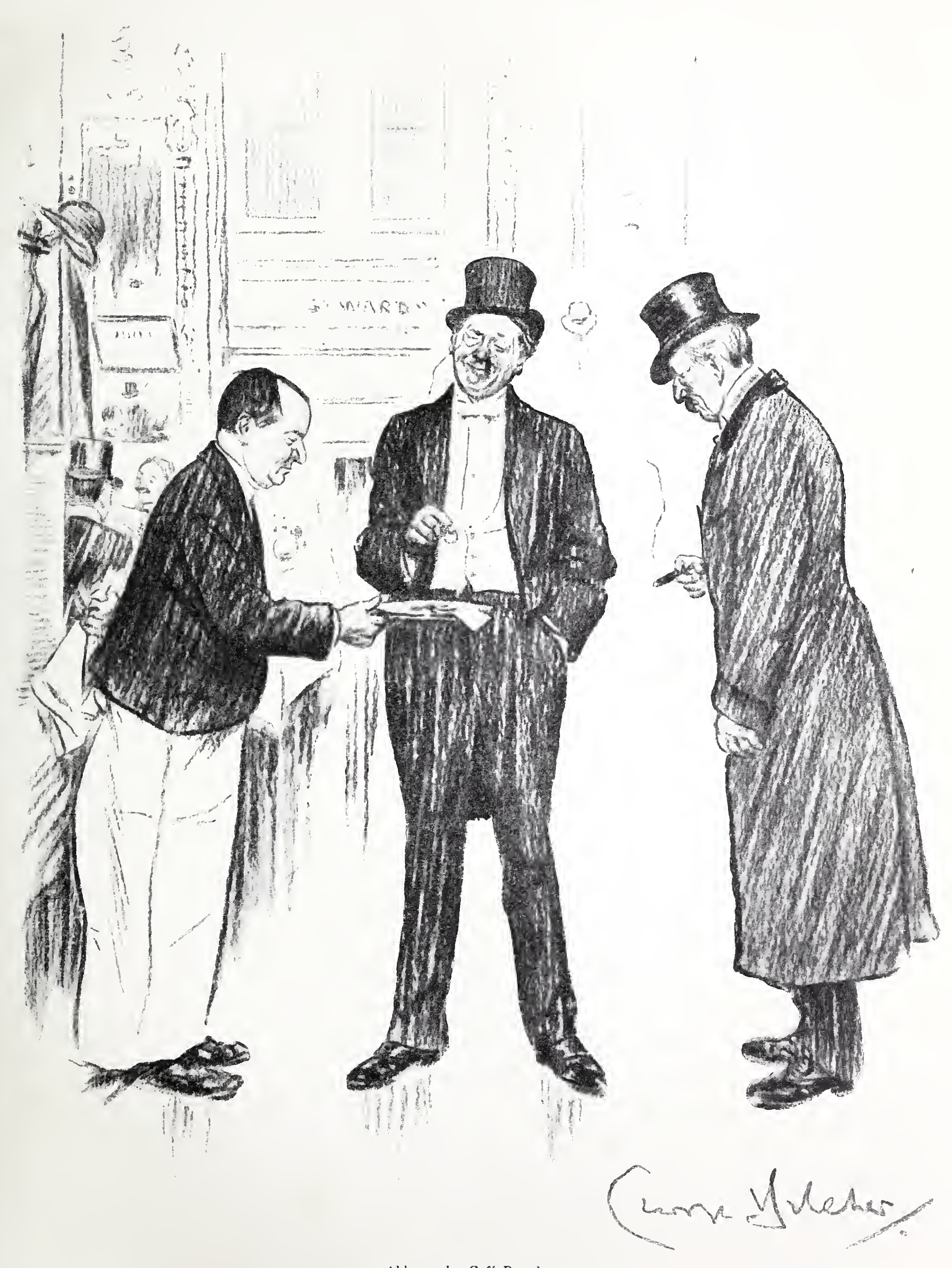


Abb. 5. Im Café Royal.

Printed and published by „The Sphere" and „The Tattler". Great New Street. Fetter Lane, London. England.
Price 1 £, 1 sh. (10 plates). Copyright.



Ulmer Familie entsprossenen Gottfried Friederich gelegt, der bis dahin an einem großem typographischen Institut in Kehl angestellt gewesen war. Man stürzte sich zunächst mit Feuereifer auf die musikalischen Publikationen. Im September 1783 wurde eine Subskription auf die Jommellischen Opern eröffnet. Nicht weniger als 15 große oder seriöse, 3 komische und 5 Pastorale stellte der Prospekt in Aussicht. Man kam jedoch über die „Olympiade“, mit deren Druck sofort begonnen wurde, nicht hinaus. Vielleicht hätte das groß angelegte Unternehmen ein Jahrzehnt früher besseren Erfolg gehabt. Jetzt hatte bereits Mozarts Musik ihren Siegeslauf begonnen und der Jommellische Geschmack war überholt. Überdies war der Subskriptionspreis mit drei Dukaten oder 15 fl. Reichsgeld viel zu hoch gestellt. Schon nach einem Jahr mußte man auf 6 fl. herabgehen, und trotzdem konnte von der „Olympiade“ die Auflage noch nicht einmal zur Hälfte abgesetzt werden. Nur wenig besser erging es der gleichzeitig ins Leben gerufenen „Musikalischen Monatschrift für Gesang und Klavier“, deren erster Jahrgang (1784) vollständig in fünf Heften erschien, während es der zweite (1785) nur auf zwei Hefte brachte. In diesem Musikjournal, in dem auch Schubart, der Gefangene vom Hohenasperg, und etliche Anhänger der italienischen Musik, wie Boroni und Jommellis begabter Schüler Deller, vertreten waren, tummelte sich das emporstrebende einheimische Musikergeschlecht: Eidenbenz, Abeille, Dieter und hauptsächlich Zumsteeg.

Das finanzielle Fiasko dieser beiden Unternehmungen der Notendruckerei trug begreiflicherweise nicht dazu bei, das Ansehen ihres Leiters Friederich zu heben. Im September 1784 entwich er unter Kontraktbruch aus Stuttgart. Fortan trat die Notendruckerei in den Hintergrund. Um so glücklicher entfaltete sich die Buchdruckerei, deren Rentabilität sich auch von Jahr zu Jahr steigerte. Ihre Leitung übernahm der tüchtige Faktor Philipp Heerbrandt, unter dem eine nach den Bedürfnissen wechselnde Anzahl von Setzer- und Druckergesellen (zuletzt 3, bez. 7) und etliche Famuli genannte Lehr- und Laufjungen arbeiteten. Anfangs 1787 wurde eine eigene Schriftgießerei errichtet, für die Joh. Heinr. Kutscher, bisher Schriftgießergeselle in der Cottaschen Hof- und Kanzleibuchdruckerei, gewonnen wurde. Was er selbst an Lettern nicht herstellen konnte, wurde von der Firma Breitkopf in Leipzig bezogen. Ebenso wurde für die akademische Druckerei ein eigener Universitätsbuchbinder angestellt.

Allmählich entwickelte sie eine ungemein rege Tätigkeit. Die Karlsschule selbst benötigte für Unterricht, Verwaltung, Repräsentation eine Unmenge von Drucksachen, der gegenüber die Klagen über die papierne Sintflut von heutzutage fast verstummen müssen. Formulare, Verzeichnisse, Listen, Tabellen, Rapporte aller Art mußten angefertigt werden. Dazu kamen Statuten, Reglements, Vorlesungsverzeichnisse, Adreßbücher, Matrikel, Doktor- und andre Diplome, Einladungsschriften, Jahrtagsbeschreibungen, Programme, Disputationen, Dissertationen, Festreden, Festgedichte usw. Ebenso wurden in der Karlsschule die Formularien für die übrigen württembergischen Behörden und Beamtungen gedruckt. Da wurden, um ein paar beliebige Beispiele herauszugreifen, die Komödienavertissements für das Hoftheater, die Scheine und Quittungen für das Stuttgarter (gelegentlich auch für das Augsburger) Reichspostamt, die Beichtzettel für die katholische Hofkapelle, die Rapporte für die Regimenter hergestellt. Die französische Gesandtschaft bestellte Pässe; Handlungshäuser, Gastwirte und sonstige Gewerbetreibende bezogen Kopfbogen, Rechnungsformulare, Frachtbriefe, Preiskurants und dergleichen. Für Privatleute wurden Visitenkarten, Trauerbriefe, Leichenreden und Kasualgedichte, die ja damals in besonderer Blüte standen, geliefert.

Der eigentliche Buchdruck blieb dahinter nicht zurück. Das berühmteste Werk, das aus der akademischen Buchdruckerei hervorgegangen ist, sind Schubarts Gedichte in zwei Bänden (1785/6) denen sich drei Hefte „Musikalische Rhapsodien“ (1786) und eine Anzahl Einzeldrucke von ihm, darunter der Aufsehen erregende Obelisk auf „Friedrich den Einzigen“ (1786), anreihten. Die Autoren, die ihre Erzeugnisse in der Karlsschule vervielfältigen ließen, mußten entweder den Vertrieb selbst besorgen, was z. B. Schubart tat, oder sie in Kommission geben. Manchmal arbeitete die akademische Druckerei auch für fremde Verleger, so für Jakob Friedrich Heerbrandt in Tübingen (den Bruder des Faktors) oder für die Cottasche Buchhandlung ebenda. Noch

gewinnreicher als der Druck von Büchern erwies sich der von Zeitschriften und Zeitungen. Die Unternehmer solcher wurden durch das Lockmittel der Zensurfreiheit herbeigezogen. So hielt man es mit Schubarts „Vaterländischer Chronik", die alsbald nach der Erlösung des Dichters von seinem „Jammerberg" wieder auflebte. Anfang Juli 1787 erschien das erste Stück. Das Journal, dessen Vertrieb das Stuttgarter Reichspostamt besorgte, erfreute sich zunehmender Beliebtheit und erreichte im zweiten Semester 1791 mit einer Auflage von nahezu 4000 seinen höchsten Stand. Nach Schubarts Tod zugunsten seiner Hinterbliebenen durch den aus Schillers Jugendgeschichte bekannten Dichter Gotthold Stäudlin fortgeführt, ging es unaufhaltsam zurück, bis es im April 1793 verboten wurde. Die akademische Druckerei, die bei einem halben Oktavbogen für das erste Tausend 8 fl., für jedes weitere Hundert 36 Kreuzer berechnete, machte mit der Schubartschen Chronik glänzende Geschäfte, und dies war auch der Grund, weshalb der Herzog trotz aller Reklamationen auswärtiger Regierungen dem temperamentvoll-unvorsichtigen Verfasser den Spaß nicht verdarb. Ebenso wurden der „Schwäbische Merkur" und die damit verbundene „Schwäbische Chronik", noch heute die angesehenste politische Zeitung des Königreichs Württemberg, in der Karlsschule gedruckt. Kurz, man übernahm Arbeiten jeder Art, woher man nur immer damit beauftragt wurde. Erst das Umsichgreifen der französischen Revolution nötigte zu größerer Vorsicht, und eine herzogliche Ordre vom 28. Januar 1792 schärfte auch der akademischen Druckerei ein, „keine an das Volk gerichteten aufrührerischen Schriften oder wider die Religion, guten Sitten und den Staat geschriebenen Bücher" zu vervielfältigen.

Auch eigene Verlagsgeschäfte machte die Anstalt. Insbesondere zog sie die Privilegien für sämtliche Kalender und für einige weitverbreitete Schul- und Religionsbücher an sich. Von dem volkstümlichen Quartkalender, der wieder in einen Stadt- und Hauskalender und in einen Land- und Bauernkalender zerfiel, wurden jährlich zwischen 50- und 60000 Exemplaren abgesetzt. Dann gab es noch einen Almanach- oder Schreibkalender, einen genealogischen Taschenkalender und den vornehmen, gediegene literarische Artikel enthaltenden und mit Kupfern geschmückten Hofkalender. Um den gesamten Kalenderhandel zu monopolisieren, vermittelte die akademische Druckerei auch den Verkauf von beliebten auswärtigen Kalendern. Dazu gesellten sich als fünf weitere besonders großen Nutzen abwerfende Verlagsartikel das ABC-Büchlein, dem nur die rechtswidrige Konkurrenz der Reutlinger Hausierer Abbruch tat, das Spruchbuch, die Kinderlehre, das Konfirmationsbüchlein und das Kommunikantenbüchlein. Ebenso wurden ähnliche Schriften für die wenigen katholischen Untertanen des katholischen Herzogs und Werkmeisters neues Gesangbuch für die Hofkapelle verlegt. Ferner eine Anzahl in der Karlsschule eingeführter Lehrbücher, eine von Professor Batz verfaßte Geschichte der Anstalt in deutscher und französischer Sprache, Einzelausgaben von Schauspielen, die damals auf dem Spielplane des herzoglichen Hoftheaters standen, und ähnliches. Diese Verlagswerke wurden entweder durch Vermittlung einheimischer Buchhändler und Buchbinder verkauft oder angesehenen auswärtigen Firmen, wie der de la Gardschen Buchhandlung in Berlin oder der Jägerschen in Frankfurt, in Kommission gegeben; doch konnten auch einzelne Exemplare direkt von der Druckerei bezogen werden. Der Mangel einer förmlichen akademischen Buchhandlung machte sich unangenehm fühlbar. Dennoch nahm man die Restauflagen mancher anderwärts vor Begründung der akademischen Druckerei hergestellten Werke zu den eigenen in Vertrieb.

Der Karlsschulintendant Oberst von Seeger, bewährte auch bei diesem Unternehmen seine finanzmännische Begabung. In den drei ersten Jahren ergab sich zwar ein Defizit, das sich unter Einrechnung der ersten Einrichtungskosten auf rund 4200 fl. belief. Das vierte Rechenjahr (1787/8) brachte dagegen schon einen Reingewinn von 704 fl., der sich bis zum letzten (1794/5) auf 6657 fl. steigerte. In den acht Jahren 1787/95 wurden rund 23800 fl. verdient, so daß nach Abzug des Defizits der drei ersten Jahre ein Überschuß von nahezu 20000 fl. blieb. Dabei wurden alle von der Karlsschule selbst benötigten Drucksachen umsonst geliefert. Überdies mußte die akademische Druckerei für die Kalender- und sonstigen Privilegien beträchtliche Summen an die Generalkasse abliefern.

Man kann sich den Neid und die Eifersucht

der übrigen Stuttgarter Buchdruckereien, Buchhandlungen und Buchbindereien auf das blühende herzogliche Konkurrenzgeschäft ungefähr vorstellen. Insbesondere der Entzug der Privilegien für die einen Massenabsatz verbürgenden Artikel schädigte die betroffenen Firmen schwer. Es fehlte auch sonst nicht an Reibungen verschiedener Art; namentlich machte es böses Blut, daß der Faktor Heerbrandt den anderen Druckereien die tüchtigen Gesellen wegfing. Die Eingaben und Beschwerden nahmen kein Ende, blieben indessen begreiflicherweise ohne jeglichen Erfolg. Ein Aufatmen ging durch die württembergische Buchdrucker- und Buchhändlerwelt, als nach Herzog Karl Eugens Tod die Aufhebung der Hohen Karlsschule auch die Auflösung der damit verbundenen Druckerei nach sich zog. Zwar wurde beschlossen, das rentable Unternehmen bis auf weiteres noch im alten Lokale fortzuführen; aber wie die Seele der Karlsschule selbst mit dem Leben ihres Schöpfers und Lenkers notwendig erlöschen mußte, so hatten nach ihrem Untergang auch die ihr dienstbar gewesenen Hilfsanstalten die Existenzberechtigung verloren. Schon im Spätjahr 1794 hörte die akademische Druckerei auf. Ihre Erbin wurde die Stuttgarter Firma Cotta, die gleichzeitig mit dem schon einmal früher von ihr besessenen Kalenderprivileg als Meistbietende um 3500 fl. die ganzen Einrichtungen und Vorräte überlassen erhielt. Das bei Aufhebung der Karlsschule im Frühjahr 1794 errichtete Inventar weist noch sehr bedeutende Restbestände von akademischen Verlagsschriften auf. Was mag mit den Hunderten von Büchern, Operntexten, Kalendern, die heute im Handel teuer bezahlt würden, geschehen sein? Was mit den Partituren der „Olympiade", mit den übrigen musikalischen Publikationen? Sie sind ohne Frage um einen Spottpreis losgeschlagen und das meiste als Makulatur behandelt worden. Von vielen dieser Drucksachen haben sich nur wenige Exemplare bei einzelnen Bibliotheken erhalten, und auch die Stuttgarter Landesbibliothek nennt die Verlagsartikel der Karlsschule keineswegs in der erwünschten Vollständigkeit ihr eigen. Manches, wie der zweite Jahrgang der „Musikalischen Monatschrift", scheint überhaupt gänzlich verschollen zu sein. Nicht besser ist es übrigens den noch wertvolleren Vorräten der Kupferstecherei ergangen, die damals ebenfalls verschleudert worden sind.

Was noch heute an Erzeugnissen der akademischen Noten- und Buchdruckerei vorliegt, nötigt uns vor ihrer Leistungsfähigkeit Achtung ab. Wohl hören wir von einer Beschwerde der württembergischen evangelischen Synode von 1787; auf dieser Versammlung beanstandete man den blassen Druck und das schlechte Papier des Spruchbuchs, das keine lange Dauer verspreche. Das kann indessen nur ein vereinzelter Fall gewesen sein. Im allgemeinen erhält man von den in der Karlsschule hergestellten Erzeugnissen den Eindruck der Gediegenheit und Haltbarkeit. Ausführung und Ausstattung stehen durchaus auf der Höhe des Zeitgeschmacks. Hervorragendes bot die Anstalt da, wo sie sich mit der Kupferstichdruckerei zusammentat. So in den Hofkalendern oder in einigen mit vorzüglich gelungenen Bildertafeln geschmückten botanischen Prachtwerken, wie Johann Simon Kerners „Abbildung aller ökonomischen Pflanzen" oder Joseph Gärtners „De fructibus et seminibus plantarum". Jedenfalls legt dieser akademische Industriezweig, der elf Jahre lang geblüht hat, von den gewaltigen Kulturfortschritten des lange rückständig gebliebenen Württemberger Landes unter dem viel und nicht immer ohne Grund geschmähten Schiller-Herzog schönes Zeugnis ab.



Deutsche Dichtungen ohne den Buchstaben R.

Von

Ernst Schulz-Besser in Leipzig.

Mit vier Abbildungen.

Lipogrammatische Dichtungen, das heißt Schriften mit Vermeidung gewisser Buchstaben, sind schon im Altertum verfaßt worden; Pindar und der griechische Lyriker Lasos aus Hermione (um 508 v. Chr.) haben Oden und Hymnen gedichtet, in denen bestimmte Konsonanten fehlten. Im III. Jahrhundert n. Chr. schrieb dann Nestor von Laranda seine Ilias in 24 Gesängen, in denen je ein Buchstabe des Alphabetes fehlte, im ersten α, im zweiten β u. s. f. In späterer Zeit sind es besonders zwei, heute ungemein seltene italienische Drucke, die Beachtung verdienen. Im Jahre 1614 erschien in Neapel in Quartformat ein Werk „L' R sbandita, sopra la potenza d'amore nella quale composizione non vi era nessuna R", das einen Mönch namens Giovanni Nicola Ciminello Cardone zum Verfasser hatte. Dieser Cardone stammte aus Atessa in der Provinz Abruzzo citeriore, er beschäftigte sich vielfach mit solchen Sprachspielereien.[1] Die genannte Dichtung ist ein umfangreiches Werk von mehreren tausend Versen, sämtlich ohne R. Der Beifall, den es fand, war die Veranlassung für Vincenzo Cardone, wie er eigentlich hieß, zur Herausgabe eines anderen Sprachkuriosums. Dies war eine Sammlung von Reden, von denen jede einen anderen Buchstaben vermied. Er nannte es deshalb L'Alfabeto distrutto. Im Begriffe, die Sammlung dem Herzoge von Savoyen zu überbringen, dem sie gewidmet war, starb der Autor auf der Reise, noch nicht 25 Jahre alt. Neunzehn Jahre später erschien in Turin eine Dichtung mit ganz ähnlichem Titel und Inhalt, als deren Urheber Orazio Fidele gilt: „L' R sbandita, sopra la potenza d' amore, nella quale si leggone nulle e setto versi senza la lettera R (Torino 1633, 12°)". Man könnte geneigt sein, dies Opus für eine Nachahmung des Cardone zu halten, wenn der Drucker nicht ausdrücklich versichern würde, daß es sich um eine ganz neue Schöpfung handele. Zweifellos hat der Dichter aber die frühere Arbeit gekannt. Orazio Fideles Dichtung zeichnet sich weniger durch poetische Schönheiten, als durch die peinliche Mühe aus, mit der in den über 1500 Versen das R vermieden worden ist.

Im XVII. Jahrhundert waren lipogrammatische Reden eine beliebte Übung der Kanzel- und Kathederredner. In des Magisters und Rektors Erdmann Uhsens wohlinformiertem Redner ist eine Weihnachtspredigt ohne R abgedruckt.

In Deutschland ist der Dichtersonderling *Gottlob Wilhelm Burmann* eine der interessantesten Erscheinungen, die mit lipogrammatischen Dichtungen hervortraten, ein Mann, der als Dichter wie als Mensch ein Original war. Heute ist er fast vergessen, in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hat er, namentlich in Berlin, zwar keine bedeutende Rolle gespielt, aber doch jahrzehntelang die Gemüter beschäftigt. Er war 1737 in Lauban in der Oberlausitz geboren und hatte in Löwenberg und Hirschberg die Schulen besucht. Seiner guten Kenntnisse im Lateinischen halber redete ihn der damalige Prorektor Leuschner statt Bormann (wie er ursprünglich hieß) im Vergleich mit den beiden großen holländischen Philologen Peter Burmann dem älteren und jüngeren stets mit dem Namen dieser Gelehrten an. Dies schmeichelte den Jungen so, daß er sich fürderhin nur noch Burmann nannte. In Frankfurt a. O. studierte er Jurisprudenz. Aber von Hause aus überaus selbstbewußt, widerstrebte es ihm, die vorgeschriebenen Wege zu wandern oder sich um ein Amt zu bewerben. Er zog nach Berlin und lebte dort als Privatgelehrter, oft in sehr dürftigen Umständen. Lange Jahre war er Redakteur der Spenerschen Zeitung, in der unter anderen Gedichte auf die Geburtstage Friedrichs des Großen und der verwitweten Königin von ihm erschienen. Seine Märchen und Lieder für die Jugend, die er größtenteils mit eigener Musik herausgab, waren seinerzeit weit verbreitet und wurden mehrfach aufgelegt. In Campes Kinderbibliothek und andere Kinderschriften wurden sie aufgenommen. In Gesangbüchern und in den zahlreichen Musenalmanachen der damaligen Zeit finden sich seine Verse. Heute sind sie fast vergessen; nur das „Preislied auf den Bauernstand" wird auch jetzt noch gesungen („Ein Bauer ist ein Ehrenmann, denn er baut mir das Feld"). Es steht auch im Mildheimer Liederbuch 1799, Nr. 371. — Der kleine, hagere und hinkende, ungestaltete Mann hatte ein warmes Herz für alles Schöne, aber seine Absonderlichkeiten ließen ihn nie zu einem vollen Erfolge gelangen. Ohne je einen Lehrer gehabt zu haben, war er einer der ausgezeichnetsten und gern gehörten Klavierspieler in Berlin; dabei hatte er an der linken Hand nur vier Finger. Er erfand für diese Verkrüppelung eine eigene Applikatur, die ihn in den Stand setzte, mehr als andere Virtuosen zu leisten.[2] Eine besondere Fähigkeit be-

[1] Vgl. Biographie universelle VII, 128; XIV, 500; Ersch u. Gruber, Encyklopädie Ser. 1, Band 44.

[2] Authentische Nachrichten über Burmann finden sich in den Schriften seines Landmanns K. H. Jördens (Etwas über den Dichter Burmann. Schulschrift. Lauban 1805; Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Band I. Lpz. 1806; Denkwürdigkeiten usw. Band I. Lpz. 1812).

saß er, den Stil anderer Komponisten, wie Bach, Haydn, Händel zu kopieren. Berühmt war seine Gewandtheit im Improvisieren; er konnte stundenlang in Versen reden. Als einst Mathias Claudius nach Berlin kam, suchte er auch den Sonderling auf, um ihn persönlich kennen zu lernen. Er klopft. Burmann öffnet und fragt „Wer sind Sie?“ — „Ich bin der Wandsbecker Bote,“ erwidert Claudius. Burmann gerät vor Freude über den berühmten Besuch so außer sich, daß er sich auf die Erde wirft und fortgesetzt um den Tisch herumwälzt. Claudius will bei solchem Empfange auch nicht kühl bleiben, er wirft sich zu ihm und kollert mit um den Tisch. Endlich sinken sich die beiden gerührt in die Arme. Nach Tiecks Erzählung hätte sich diese Wälzerei zwischen Burmann und Goethe abgespielt; als letzterer auf seiner Berliner Reise 1778 die Karschin und Chodowiecki in Berlin aufsuchte, wäre er auch zu Burmann gekommen und da hätte sich die Szene ereignet. Doch will diese Nachricht auf Goethe im Jahre 1778 sehr übel passen.[1]

Ein solcher Sonderling mußte diese abnormen Eigenschaften natürlich auch in seinen Werken zum Ausdruck bringen. Nachdem schon vorher einige r-lose Gedichte von ihm zerstreut erschienen waren, gab er im Jahre 1788 einen ganzen Band davon heraus:

Gedichte ohne den Buchstaben R von Gottlob Wilhelm Burmann. (Vign.) *Berlin 1788 bei Joh. Andreas Kunze* (IV, 58 u. II S.). (Siehe Abb. 1.)

Die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ (Band 95) besprach diese Sammlung so abfällig wie möglich, nannte die Gedichte eine geistlose Spielerei, sprach von Mangel an poetischen Gedanken und Empfindungen und warf ihm Unbescheidenheit vor, daß er sich anmaße, die deutsche Sprache verbessern zu wollen. Die Kritiker dieser Zeitschrift waren ihm aber nie sehr gewogen gewesen, denn bereits sein Erstlingswerk, die 1764 noch in Hirschberg erschienenen „Etlichen Gedichte“ waren in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (Band I) heruntergerissen worden. „Solche schlechten Gedichte können auch die Nachsicht der gütigsten Leser sehr leicht ermüden. Diese Betrachtung wird ihn hoffentlich abhalten, wieder Gedichte drucken zu lassen ....“ Das Publikum dachte anders. Ihm gefielen diese Scherze und nach einigen Jahren kam es zu einer neuen Auflage, die noch um weitere Stücke vermehrt wurde:

Einige Gedichte ohne den Buchstaben R von Gottlob Wilhelm Burmann. Neuste, nochmals genau durchgesehene und mit einigen neuen Stücken vermehrte Ausgabe. Berlin. Bey Georg Decker. 1796. (XIV, 64 S.)

Die erste Auflage enthielt 23 Stücke, von denen hier eine Probe folgen möge:

An die Tonkunst.

Göttin, die vom Himmel steigt,
Und das Weh des Lebens beugt,
Allgewalt ist deine Macht,
Wo du hintönst, flieht die Nacht!

Stets bist du ein Gilead,
Welches Lebensbalsam hat,
Und den matten Seelenlauf
Helfen deine Schwingen auf.

Könige machst du entzückt,
Wenn dein Himmel sie beglückt;
Und des Landmanns Flötenspiel
Weyhest du zum Festgefühl.

Kettende Melancholie
Bleibt in deinen Seelen nie,
Jedes Wölkchen Dunkelheit
Flieht, so bald dein Wink gebeut.

Göttin, die vom Himmel stammt,
Wonne schaffen, ist dein Amt;
O besieg in Welt und Zeit
Menschenelend, Menschenleid!

Wenn er auch selber diese Gedichte in der Vorrede als undankbare Tändeleien bezeichnet, so

Gedichte
ohne den Buchstaben
R.
von
Gottlob Wilhelm Burmann.



Berlin 1788.
bei Joh. Andreas Kunze.

Abb. 1.
Titelblatt der ersten Ausgabe von G. W. Burmanns Gedichten ohne R.

[1] Vgl. Goedeke, Grundriß. 2. Aufl. Band IV, S. 480.

Die

Zwillinge.

Ein Versuch,

aus sechzig aufgegebenen Worten

einen

Roman ohne R

zu schreiben.

Von

Dr. Franz Rittler.

Leipzig, 1813,

bey A. F. Böhme.

Abb. 2. Titelblatt der ersten Ausgabe von Franz Rittlers r-losem Roman „Die Zwillinge".

wollte er doch gleichzeitig zeigen, „die deutsche Sprache in einem ganz weichen Dialekt kennen zu lernen, weil sie sich wirklich ganz anders ohne r als mit r macht. Ich befürchte keine Nachahmer, denn die Sache ist so ganz leicht nicht, auch muß man wegen dieser Buchstabengrille manchen guten Gedanken töten, ein Umstand, der allein schon hinreichend ist, keine Bände r-loser Gedichte Mode zu machen . . ."

Er wollte also gerade das Gegenteil erzielen von dem, was beispielsweise Voß in dem Verse seiner Homerübersetzung beabsichtigt, dem bekannten Schulbeispiel der Onomatopöie

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor

oder Bürger, wenn er wortmalend dichtet

Hurre, hurre, hurre, schnurre Rädchen, schnurre.

Es muß hier noch eines anderen Gedichtes Burmanns gedacht werden, des r-losen

An den Mond.

Sanfte Luna, gut und milde,
Wie ein Engelsantlitz schön!
Ach ich kann an deinem Bilde,
Niemals, niemals satt mich sehn!

(folgen fünf weitere Verse und der Schluß):

Und so oft mich Unmuth plaget,
Seh ich in dein sanft Gesicht,
Bis mein Dankgefühle saget:
Gottes schöne Welt ist licht!

Dies Gedicht scheint eine r-lose Umarbeitung eines zur damaligen Zeit viel gesungenen, larmoyanten Liebesliedes zu sein:

Guter Mond, du gehst so stille
In den Abendwolken hin,
Bist so ruhig, und ich fühle,
Daß ich ohne Ruhe bin.

Die unpoetische Kost, ein unschöner Liebesjammer, hat sich vollständig noch bis heute in den meisten Taschenliederbüchern erhalten. Später hat dann Karl Enslin (1819—1875) den oft apostrophierten Mond wieder angesungen:

Guter Mond, du gehst so stille,
Durch die Abendwolken hin,
Deines Schöpfers weiser Wille,
Hieß auf jener Bahn dich ziehn.
— — — — — — — — — —
Guter Mond, so sanft und milde,
Glänzest du im Sternenmeer, usw.

Ihm scheint außer dem alten Liede, dessen Verfasser nicht bekannt ist, auch das Burmannsche vorgeschwebt zu haben.

Burmann hat noch ein weiteres lipogrammatisches Werk verfaßt:

Badinagen oder Beweise der Flexibilität der deutschen Sprache. Berlin, Schropp, 1794,

eine Sammlung kleiner Erzählungen ohne bestimmte Buchstaben. Er starb 1805 in den ärmlichsten Umständen. Zu stolz, um Unterstützungen von seinen Freunden anzunehmen, hatte er sich ganz zurückgezogen; die meisten hielten ihn für tot. Am 5. Januar 1805 brachte die Zeitung ein kleines Gedicht von ihm, worin er seine traurige Lage und sich sterbend schilderte. Sogleich eilten einige seiner Freunde zu ihm, er war aber schon am Morgen verschieden. In Kotzebues „Freimüthigem" von 1805 erschien als Nekrolog eine Schilderung seines Charakters und Werkes unter dem Titel „Der Dichter Burmann oder wohin führt Bizarrerie?"

Das schönste Beispiel für die Wortmalerei mit und ohne R findet sich bei dem Hamburger Dichter *Barthold Heinrich Brockes* (1680—1747) in seinem bekannten „Wälzer", dem vielbändigen Werke

„Irdisches Vergnügen in Gott bestehend in Physikalisch- und Moralischen Gedichten. Von B. H. Brockes. Hamburg 1721—48."

Im ersten Bande der großen Ausgabe (die ersten Bände sind mehrfach aufgelegt worden), sowie in dem einbändigen „Auszug" steht ein Gedicht „Die auf ein starckes Ungewitter erfolgte Stille" von 185 Verszeilen (in der 7. Auflage). Es beginnt mit der Schilderung „eines schönen angenehmen Wetters", wobei, um Ruhe und Unbewegtheit auszudrücken, das R gänzlich vermieden wird:

Nachdem die Sonne jüngst, seit zweymal funfzehn Tagen,
Die neu-beblühmte Welt beständig angelacht;
Schwamm alles, was man sah, in Wollust und Behagen.

usw.

Nun aber zieht infolge der Schwüle ein Gewitter auf und je mehr das Unwetter tobt und je häufiger die Donner rollen, um so häufiger wird auch das rollende R verwendet:

Ein steter Wolcken-Bruch stürtzt eine dicke Fluth,
Mit brausendem Geräusch, von oben durch die Gluth,
Daß beydes rauscht und zischt, beströmt das trockne Feld,
Verschluckte das Getraid: ein all-erschütternd Krachen
Brach allenthalben aus; es zitterte die Welt;
Die Berge wanckten recht; es riß die schwartze Luft
Die düstern Pforten auf;

— — — — — — — — — — — — — — — — —

(Vers 121):

Der Donner rollte noch mit gräßlichem Gebrülle.

Und nun, nachdem das Gewitter mit Vers 121 sein Ende erreicht hat, fährt er bis zum Schluß des Gedichtes ohne R fort:

(Vers 122)

Allein im Augenblick nahm eine sanfte Stille
Die fast betäubte Welt gemach von neuen ein:
Die Wolcken theilten sich; so Duft als Nebel schwand;
Das holde Sonnen-Licht, des weissen Tages Quelle,
Goß eine See von Glantz auf das benetzte Land,
Und macht im Augenblick so Welt als Himmel helle.

u. s. f.

Es sollte durch das Gedicht „der Einwurf sattsam gehoben werden, als wenn sich die Teutsche Sprache zur Music nicht schicke".

Aber was wollen diese r-losen Gedichte besagen gegenüber langen, aus zehntausenden von Worten bestehenden Romanen, die den siebzehnten Buchstaben des Alphabetes vermissen lassen! Der Ruhm, dies Kunststück fertig gebracht zu haben, gebührt Dr. *Franz Rittler*, der in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts schriftstellerisch tätig war. Rittler, zu Brieg in Schlesien geboren, hatte unter anderem auch in Leipzig studiert und dort privatisiert. Er ist der Verfasser einer größeren Anzahl von Erzählungen und Lehrbüchern. Im Jahre 1813 kam ihm der Gedanke, ob es nicht möglich sei, einen Roman ohne R zu verfassen. „Das Streben nach Originalität", sagt er in der Vorrede zur ersten Ausgabe, „war unsern bessern Schriftstellern von jeher eigen, der große Haufen sucht mit mehr oder minderm Glück zu copiren. Zu bescheiden, um nur auf den letzten Rang unter den erstern Anspruch zu machen, aber auch zu stolz, mich dem nachlallenden Troß der Übrigen anzuschließen, wagte ich es, bey einem bis jetzt noch ganz obscuren Namen, durch etwas Ungewöhnliches Profeß bey der ehrwürdigen Zunft der Belletristen zu thun, und erwarte nun demüthig das Urtheil, das mein kleines Machwerk erhalten wird". Berücksichtigt man, daß das R neben S und N der häufigste Konsonant im Deutschen ist, daß durchschnittlich jedes zweite Wort mindestens ein

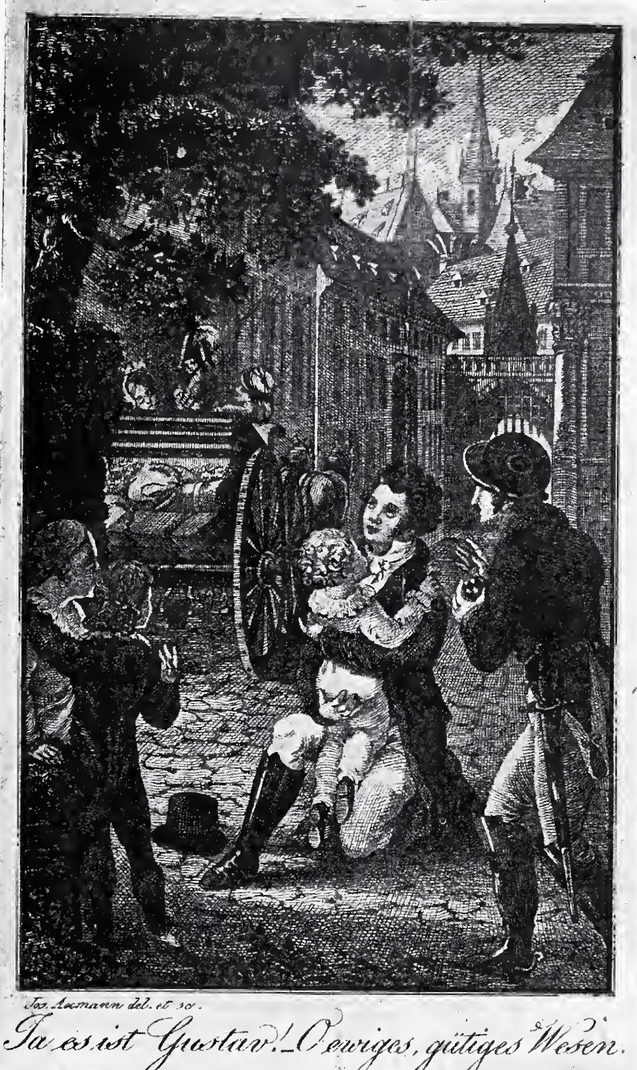


Abb. 3. Titelkupfer der zweiten Auflage von Franz Rittlers Roman „Die Zwillinge". Wien 1815.

R enthält und daß beispielsweise alle männlichen Pronomina (er, der, dieser, jener, welcher usw.) vermieden werden müssen, so werden die Schwierigkeiten klar, die die Abfassung einer r-losen Geschichte mit sich bringt. Rittlers Hauptwerk ist eine romantische Erzählung unter dem Titel

Die Zwillinge. Ein Versuch, aus sechzig aufgegebenen Worten einen Roman ohne R zu schreiben. Von Dr. Franz Rittler. Leipzig, 1813, bey A. F. Böhme. (XIV, 118 S.) (Siehe Abb. 2.)

Der Roman schildert das Schicksal der beiden Brüder Adolf und Emil von Falkenau, die sich als Zwillinge in das väterliche Erbe teilen müssen. Der vermutlich ältere der beiden Zwillinge, Adolf, die Kanaille der Erzählung, will den jungen Sohn seines Bruders aus der Welt schaffen, um seinen eigenen Nachkommen den Besitz der gesamten Güter zu sichern. Während einer Abwesenheit des Bruders und seiner Gemahlin, übergibt er seinen Neffen Gustav einer Zigeunerbande, wäh-

rend er dem heimkehrenden Bruder erzählt, der Knabe sei an den Pocken gestorben, zu welchem Zwecke er sich ein anderes an dieser Krankheit gestorbenes Kind, das dadurch bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, verschafft hat. Aber das Schicksal rächt diese Untat. Sein eigener Sohn verunglückt und seine Frau stirbt im Wochenbett, in dem sie einer Tochter, die Emma genannt wird, das Leben schenkt. Adolf wird darüber wahnsinnig, er erschießt sich, nachdem er vorher seinem Bruder das Geheimnis enthüllt hat. Emil von Falkenau begibt sich auf die Suche nach seinem Sohn, den er kaum noch lebend zu finden hofft, er trifft ihn aber, nachdem der Zufall die nötige Rolle gespielt, in der liebevollen Obhut des Schultheissen Ewald aus Buchenthal, der das Kind einer Zigeunerin abgenommen hat und im Begriff steht, mit Hilfe der Gerichte die Herkunft des ihm bereits ans Herz gewachsenen munteren Knaben festzustellen. Hier möge als Probe des Textes eine Stelle aus dem Romane folgen, die zugleich kulturhistorisch interessant ist, weil sie zeigt, wie man damals den Kaffee bewertete:

> Die muthigen Apfelschimmel stampften schon ungeduldig im Hofe den Boden. Gustav stak geschwind mit Ewalds Hülfe in dem ganz passenden Anzug, und glich einem jungen Liebesgott. Indeß die Gattin des Schultheißen alle die kleinen häuslichen Angelegenheiten und die Geschäfte des Tages an die Gesinde austheilte, ihm nochmals Achtsamkeit und Fleiß empfahl, genoß Gustav eine wohlschmeckende Milchsuppe, denn Caffee kam selten, bloß bey ganz ausnehmenden Fällen, in Ewalds Haus, weil diese Leute einen gewissen edlen Stolz im Entsagen alles dessen, was das Ausland zeugte, suchten, und sich genügsam an das, was auf heimathlichem Boden wuchs, hielten. Auch kannte Ewald lebende Beyspiele genug, daß Neigung und Geschmack an dem, das Blut in Wallung setzenden — und, schlecht gekocht, den Magen schlaff machenden — Caffee, sich beym weiblichen Geschlecht so leicht in Leidenschaft umwandle, als beym männlichen die Liebe zum Schnapps. Seine eigene Familie zählte einige unglückliche Beweise dieses Satzes, die dem wohlwollenden Manne eine unumstößliche Apathie gegen diese Schote einflößten, obschon seine ökonomische Lage ihn auch heutiges Tages, wo Caffee so ungemein gestiegen ist, daß man ihn kaum bezahlen kann — gestattet hätte, denselben ohne deutsche Mengsel und sonstige Hülfsmittel, die Caffee heißen, ohne es zu seyn, zweymal täglich zu genießen.

Rittler hat sich übrigens, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, die Aufgabe dadurch noch besonders schwer gemacht, daß er sechzig, ihm aufgegebene Worte, im Text verarbeiten mußte. Diese waren absichtlich möglichst schwierig gewählt worden. Es gehörten dazu beispielsweise Stockhaus, Mennonit, Golkonda, Schafsgesicht, Hagebusch, Hyäne, Melancholie, Chaos, Maulaffe, Salmiak. Man muß ihm zugeben, daß er sie geschickt verwertet hat. Eine ähnliche Aufgabe hatte sich auch schon Kotzebue gestellt, ohne aber ein lipogrammatisches Sprachdenkmal zu schaffen. In seinen „Kleinen gesammelten Schriften. Band 3. Reval und Leipzig, Paul Gotth. Kummer, 1789" steht auf Seite 131—292 „Die Geschichte meines Vaters oder wie es zuging, daß ich gebohren wurde".[1] Zwölf Worte müssen benutzt werden: Feuerspeiender Berg, Priester, Käfer, Strauß, Gewitter usw. Kotzebue bemerkt dazu: „So viel scheint mir indessen gewiß, daß diese Beschäftigung des Witzes jungen, angehenden Schriftstellern sehr nützlich werden könnte, denn sie lehrt Ideen aneinander knüpfen, Verbindungen, Wahrscheinlichkeiten erschaffen, und Dinge zusammenfügen, die beym ersten Anblick durch Berge und Thäler von einander getrennt schienen". Wie viel schwieriger war also Rittlers Arbeit, der außerdem noch die r-Losigkeit in seinem Romane durchführen mußte! Nach Erscheinen der „Zwillinge" machte Rittler die Freiheitskriege mit, und ließ sich nach deren Beendigung in Wien als Privatgelehrter nieder. Der Roman hatte inzwischen trotz des Feldzuges seinen Weg gemacht und war viel gelesen worden, so daß sich Rittler zu einer zweiten Auflage entschloß. Diese erschien, da er sich mit seinem Leipziger Verleger überworfen hatte, in Wien:

Die Zwillinge. Ein Versuch, aus sechzig aufgegebenen Worten einen Roman ohne R zu schreiben. Von Dr. Franz Rittler. Zweyte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage. (Mit e. Titelkpfr., Jos. Axmann del. et sc.) *Wien 1815, gedruckt bey Anton Strauss.* (XVI, 109 S.) (Siehe Abb. 3.)

Diese zweite Auflage weist mancherlei stilistische Verbesserungen auf, sie ist außerdem durch einen Nachtrag vermehrt, der ebenfalls ohne r verfaßt ist. Er erzählt darin vom Schicksal der ersten Auflage u. a.:

> Als ich mich in Leipzig befand . . . befielen mich heftige Wehen, die gewöhnlich uns Musensöhne heimsuchen, wenns am Gelde fehlt; ich sehe mich von Zwillingen entbunden, als ich eben den unumstößlichen Entschluß gefaßt habe, mit ins Feld zu ziehen, wohin ein Kind mitzunehmen schon zu viel ist, geschweige denn Zwillinge. Was sollte ich thun? — Uns Musensöhnen ist die nicht genug zu tadelnde Fühllosigkeit eigen, mit kaltem Blut, nicht selten um wenige Gulden, ein Kind an die geitzige Hebamme abzulassen (gemeint ist der Verleger) . . . meine Hebamme beschwindelte mich jedoch beynahe um die Hälfte des in diesen Zeiten ohnehin ziemlich knapp fallenden Kaufschillings . . .

Durch den Erfolg ermutigt stellt er eine Fortsetzung in Aussicht. Zehn Worte sind ihm schon wieder aufgegeben. „Es fehlen demnach noch fünfzig, zu denen ich fünf Individuen, als künftige Abonnenten höflichst einlade." Dieser Aufforderung wurde bei dem Interesse, das der Roman auch in Wien fand, bereitwillig Folge geleistet,

[1] Ich verdanke die Bekanntschaft mit dieser interessanten Novelle Herrn Prof. Dr. Georg Witkowski. — Bei dieser Gelegenheit sei auch den Herren Dr. jur. G. A. E. Bogeng in Berlin, Buchhändler Berthold Betcke in Hannover und Herrn Walther List in Leipzig für wertvolle Hinweise freundlichst gedankt.

und unter anderen beteiligte sich auch der bekannte Wiener Dichter Ignaz Franz Castelli an der Auswahl der Worte. Die Fortsetzung der Zwillinge wurde 1819 vollendet, sie schildert die weiteren Schicksale von Emma und Gustav von Falkenau, die sich nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten endlich in Liebe finden. Der Titel lautet:

Emma und Gustav von Falkenau. Eine Fortsetzung des Versuchs, aus sechszig aufgegebenen Worten einen kleinen Roman ohne R zu schreiben. Zweiter Theil der Zwillinge von Dr. Franz Rittler.

Sie wurde gleichzeitig mit der dritten Auflage des ersten Teiles ausgegeben als

Die Zwillinge. Ein Versuch aus sechszig aufgegebenen Worten einen Roman ohne R zu schreiben. Von Dr. Franz Rittler. Dritte rechtmäßige, verbesserte und mit einem zweiten Theil vermehrte Auflage. Wien, 1820. Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung. Gedruckt bei Franz Ludwig. (234 S. u. 2 Bll., S. 95 u. ff. bilden den zweiten Teil.)

Die Verbesserungen der dritten Auflage bestanden hauptsächlich in der möglichsten Vermeidung aller Fremdwörter und in weiteren stilistischen Feinheiten.

Die Zwillinge sind nicht der einzige Roman ohne R, den Rittler verfaßt hat, 1813 war noch ein ähnliches Werk von ihm erschienen:

Lisette und Wilhelm. Eine Erzählung oder Versuch aus 44 aufgegebenen Worten eine zusammenhängende Geschichte mit Vermeidung des Buchstabens R zu schreiben. Von Franz Rittler. Frankfurt am Main, 1813.

Er hatte auch die Absicht, noch weitere lipogrammatische Romane zu schreiben. Am Schluß der dritten Auflage der „Zwillinge" lädt er zur Subskription ein auf eine Geschichte „Ottilie von Riesenstein, oder Hinterlist stürzt zuletzt in ihre eigenen Netze". Der Roman sollte gleich drei Buchstaben ausschließen, nämlich A, B und C, also auch ch und ck. Zur Abfassung des Buches ist er aber nicht gekommen.

Vorher aber hatten die „Zwillinge" eine Nachahmung gefunden. Angeregt durch das Interesse, das das Publikum an dem Rittlerschen Romane fand, hatte ein Herr *Leopold Kolbe* eine r-lose Geschichte verfaßt:

Keine Liebe ohne Qualen. Eine kleine Geschichte, einfach und doch künstlich von Leopold Kolbe. (M. Titelkpfr. Joh. Bap. Pfitzer sc.) *Pesth 1816. In J. Müller's Buchhandlung.* (176 S.) (Siehe Abb. 4.)

Der Autor führt sich sehr bescheiden ein: „ich glaube selbst keinen Augenblick, daß dieses Seitenstück, so gut als die Zwillinge sey", sein Buch ist indessen eine — trotz des fehlenden r — flott geschriebene und spannende Liebesgeschichte. Rittler selber bezeichnete Kolbes Roman als einen solchen, der seine eigenen Versuche bei weitem überträfe. Die Geschichte spielt in Sachsen. Die Tochter des nicht mit Glücksgütern gesegneten Amtmanns Sundheim ist ein streng häuslich erzogenes Mädchen, „sie mahlte und zeichnete nicht, hatte noch kein Schauspiel, noch kein Ballet gesehen, wußte nicht einmahl, daß es eine Madame de Stael-Holstein, einen August Wilhelm Schlegel gäbe". In diese verliebt sich Wilhelm Steinhof, der Neffe einer reichen Tante, deren Vermögen er eines Tages erhalten soll, die aber der Heirat widerstrebt. Ein Mißverständnis schafft der Liebe weitere Qualen; Wilhelm glaubt seine Geliebte in den Armen eines anderen Mannes zu sehen, in Wirklichkeit ist es aber die ihr ähnlich sehende jungverheiratete Cousine, die ihren Mann liebkost. Steinhof hält sich für betrogen und verläßt das Städtchen. Die Amtmannstochter, die sich sein Fernbleiben nicht erklären kann, verfällt in eine schwere Krankheit. Schließlich findet aber alles seine Aufklärung und einen guten Ausgang und die Liebenden treffen sich in Leipzig wieder. Hier möge als Probe eine Schilderung folgen, die der Verfasser von der unbefriedigten Liebe entwirft (S. 44):

Keine

Liebe ohne Qualen.

Eine

kleine Geschichte, einfach und doch künstlich

von

Leopold Kolbe.

Pesth, 1816.

In J. Müller's Buchhandlung.

Abb. 4. Titelblatt von Leopold Kolbe's r-losem Roman.

Ich will wohl zugeben, daß das Kosen mit einem weiblichen Wesen, das man innig liebt, ungemein viel Süßes haben mag, daß Liebende, in stummem Empfinden, blos mit Seufzen und seelenvollen Blicken, ohne den Mund dabei aufzuthun, schon in Seligkeiten schwimmen können; unmöglich läßt sich indeß glauben, daß dies zwecklose Spiel einem gebildeten Mann lange behagen solle, seinem Geist ekelt am Ende diese lose Speise eben so gewiß, als seine nach und nach entflammte Sinnlichkeit an, diese fängt an, die Küsse ungenügend zu finden, und den Geist quält die Sehnsucht nach intellektuellen Mitteilungen.

Auch in neuester Zeit sind lipogrammatische Scherze nicht ausgestorben. Vor ungefähr zwanzig Jahren machte eine Erzählung ohne e die Runde durch die Tageszeitungen, die dem berühmten „Arizona Kicker" entnommen war, nebenbei gesagt, einem Blatte, das nie existiert hat, sondern von der amerikanischen Presse als Selbstpersiflage ihrer journalistischen Auswüchse frei erfunden worden ist. Die Gründe, die der Arizona Kicker für diesen seltsamen Artikel angab, waren ungefähr die folgenden. Er schreibt: „Gestern beehrte uns Jim Jack in unserer Offizin mit seinem Besuche und verlangte Geld von uns, da ihm sein Kugelvorrat ausgegangen war und er neuen kaufen wollte. Wir mußten sein Ansinnen ablehnen, worauf er grob wurde und schließlich mit einem Setzerkasten, der einen für uns sehr notwendigen Buchstaben enthält, das Weite suchte. Wir hoffen, daß unsere geschätzten Leser die Schwierigkeiten, die dieses Ereignis für den Druck unseres Blattes mit sich bringt, zu schätzen wissen werden. Wir bitten alle Gentlemen, die von Jim angeschossen werden, das Geschoß sorgfältig aus ihrem Körper zu ziehen und uns zuzustellen, damit wir unser Blatt wieder in der gewohnten Weise drucken lassen können."

Eine besondere Freude an solchen Sprachscherzen hatte der vor einigen Jahren verstorbene, liebenswürdige Humorist *Paul von Schönthan*, der Bruder des erfolgreichen Lustspieldichters. Er schrieb unter anderen eine Ostergeschichte, bei der in jedem Wort ein ei enthalten ist. Sie steht in seiner humoristischen Novelettensammlung „O dieser Meier". Auch eine „Delice für Sprachpuristen" besitzen wir von ihm, eine nur aus Fremdwörtern bestehende „Boudoirscene", die von einer Komtesse Alice handelt, einer mondänen Dame entre deux ages und dem Vizekonsul einer Duodezrepublik, einem eleganten Viveur und kommerziellen Aventurier, der die Ambition hat, sich als Kavalier zu gerieren und für den munifizenten Mäzen und diskreten Protektor talentierter Konservatoristinnen und minorenner Kunstnovizen aus der choreographischen Sphäre posiert.

Aber auch Geschichten ohne R hat Paul von Schönthan geschrieben; die eine ist enthalten in

Kleine Humoresken von Franz von Schönthan und Paul von Schönthan. Erstes Bändchen. Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. (in der „Universalbibliothek")

und führt den Titel „Eine eigenthümliche Geschichte". Der Leser wird erst am Schluß der Novelette darauf aufmerksam gemacht, daß das r darin fehlt. Die sehr witzige Erzählung hat eine Dame zur Heldin, die einen Namen führt — sie heißt Barbara — dessen Besitz sie unglücklich macht. Sie haßt diesen „unmelodischen plebejischen Namen, den kein Mund nennen kann, ohne den bei musikalischen Menschen höchst sensiblen Sinn zu beleidigen", er klingt ihr wie das Geräusch einer Sägemühle. Bei besagter Heldin bildet sich infolgedessen ein wütender Haß gegen den Konsonanten R aus und sie verspricht dem Erzähler, der sie glühend verehrt, ihm nur dann die Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen, wenn er imstande ist, das R gänzlich zu meiden. Als Aufgabe wird ihm die Abfassung eines r-losen Feuilletons gestellt. Nach vielen Mühen gelingt dem Anbeter die Lösung der Aufgabe; diese Lösung ist in der Erzählung selber gegeben, die in den schätzungsweise 3000 Wörtern, aus denen sie besteht, kein einziges R enthält. Es braucht bei einem so gewandten Schriftsteller, wie Paul von Schönthan war, nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß die Novelette ein kleines stilistisches Meisterstück ist.

Die andere r-lose Geschichte Schönthans steht in dem reizend ausgestatteten

Deutschen Kinderkalender auf das Jahr 1883. Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Exped. d. „Deutschen Kinder-Kalenders" (A. B. Auerbach) Berlin W., Krausenstr. 67. (158 S. u. Anh.)

Diese außerordentlich geschickt abgefaßte Erzählung führt den Titel „Wie die Goldfische entstanden sind. Eine Geschichte mit einem Haken". Der Erzähler schildert in der Einleitung, wie er als Junge das R nie habe aussprechen können, wie er trotz aller Mühe statt Groschen immer nur Goschen, statt Kreuz Keuz, statt Kraut Kaut sagen konnte und so dem Gespötte der Mitschüler verfiel. Nun war es in der Klasse Brauch, daß jeder seine Aufsätze vorlesen mußte und das war dann, sobald er an die Reihe kam, für alle andern Jungen stets ein Grund, fortgesetzt in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Eines Tages wird das Thema gestellt, ein Märchen zu erzählen, er wählt „Wie die Goldfische entstanden sind". Als der Erzähler der Geschichte seinen Aufsatz vorliest, ist man höchst erstaunt, daß alles ohne Sprachfehler vor sich geht — er hat nämlich das R völlig gemieden. Dies die Umkleidung des hübschen, illustrierten Märchens ohne R, das in dem Kalender enthalten ist.

Durch die beiden zuletzt genannten Erzählungen drängt sich von selbst die Frage auf: Was hat alle diese Autoren veranlaßt, gerade das R zu meiden, gerade Geschichten und Gedichte ohne diesen Konsanten zu verfassen? — Schönthan gibt uns ja triftige Erklärungen. Das erstemal ist es der Haß gegen besagten Buchstaben, eine Art Idiosynkrasie, das anderemal die Unfähigkeit, ihn

auszusprechen. Die letztere Ursache könnte möglicherweise bei den kürzeren Gedichten, die für einen öffentlichen Vortrag in Betracht kommen, stichhaltig sein. Man hätte also Personen, die mit solchen Sprachfehlern behaftet sind, Gelegenheit geben wollen, sich nicht zu blamieren. Im Ernst kann aber dieser Grund nicht gelten. Bei all den Verfassern ist es vielmehr die Freude, etwas wirklich Originelles geschaffen zu haben, die zur Abfassung ihrer r-losen Werke führte und die Genugtuung, die sie darüber empfinden, daß es ihnen gelungen ist, auch längere Dichtungen unter gänzlicher Vermeidung eines außerordentlich wichtigen Konsonanten fertig gebracht zu haben, dessen Weglassung fast unmöglich erscheint. Und deshalb verdienen alle die Drucke nicht nur wegen ihrer meist großen Seltenheit, sondern vor allem auch als Sprachkuriosa infolge der peinlichen Sorgfalt und der ungewöhnlichen Mühe, die bei der Abfassung obgewaltet haben, unsere Beachtung und unser Sammlerinteresse.



Schicksale eines Buches auf der Leipziger Buchhändlerbörse.

Von

Dr. Maximilian Kohn in Hamburg.



Bekannt ist, wie auf dem Wartburgsfeste, wo das dreifache Fest der Reformation, des Sieges bei Leipzig und der ersten freudigen Zusammenkunft deutscher Burschen begangen wurde, auf den Höhen des Wartenberges[1] in die mächtigen Gluten des Oktoberfeuers zur Nachahmung von Luthers Verbrennung der Bannbulle 28 Bücher geschleudert wurden, „als Kundgebung des grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Vaterlande". Kotzebues „Deutsche Geschichte", des Herrn von Kamptz „Codex der Gensdarmerie", Schmalzens verhaßte „Denunciation" und andere mehr flogen in den lodernden Holzstoß. Weniger bekannt und ohne weitere Folgen geblieben ist die Vernichtung eines Buches auf der Leipziger Buchhändlerbörse im Jahre 1827. Es ist das eine possierliche Geschichte, die wiederzuerzählen wohl nicht ohne Interesse ist.

Bei Beginn der Messe des gedachten Jahres gab sich eine ungewohnte, sonderbare Aufregung kund: es waren nämlich kurz zuvor *Christ. Althings*[2] kleine Erzählungen, gedruckt zu Schleiz 1827 bei Reizenstein, von *Ernst Klein* in Leipzig verlegt und versandt worden. Die beiden Bändchen Erzählungen waren ihres Inhalts wegen in Preußen, Sachsen und einigen anderen Ländern verboten worden. Die Zweideutigkeiten, die einzelne Erzählungen, wie das Jägermädchen, Geschichte eines Kammermädchens, Geständnisse einer Witwe, enthielten, waren bedenklicher Natur. So stieg die Aufregung, je länger die Messe währte, zumal die Buchhändler *Frommann*, *I. Campe*, *B. Fr. Voigt* und *Fr. Perthes*, die die Aufregung hervorgerufen, sie auch weiter trugen. Der Meßsonntag kam heran. Nach Erledigung des Allernotwendigsten stellten die obengenannten Herrn den förmlichen Antrag, die Althingschen Erzählungen auszurotten und zum Zeichen dessen ein Exemplar, das zugegen, in aller Anwesenheit zu vernichten. Man wollte den Regierungen zu Gemüte führen, daß der deutsche Buchhandel die Unsittlichkeit nicht fördere, sondern verbannen wolle.

Das Tun der Herren Frommann und Perthes war sicherlich eine Ungehörigkeit und ein Übergriff, da Althings Erzählungen nicht schlimmer und nicht besser als Casanovas Memoiren waren, die nicht lange zuvor die hochstehende Firma Brockhaus verlegt hatte, während Ernst Klein seiner vielfachen Streitigkeiten wegen recht unbeliebt war. Wie oft mag wohl Perthes, als er noch Sortimenter in Hamburg gewesen, den Casanova an den Mann gebracht haben! Warum also die Härte Althing gegenüber? Vielleicht fühlte er sich als ehemaliges Mitglied des Tugendbundes zur Überstrenge verpflichtet und suchte in diesem Sinne seine Geschäftsgenossen zu beeinflussen. Die Szene selbst hat der Schriftsteller *Karl Herloßson*,[3] dessen hunderjähriger Geburtstag vor kurzem in den Tagesblättern vermerkt worden, mit drastischer Ironie geschildert. Mag er selbst nun das Wort ergreifen:

„Horch! Es ertönt ein gewichtiger Schlag, und ein neuer Redner besteigt die Bühne. Es ist Perthes aus Hamburg, ein kleines, blasses Männlein mit eingefallenen Wangen und durchdringender Stimme. Seine Rede begleitet er gar komisch mit den weißen Händen, deren Finger stets in schnippender Bewegung sind. Man sieht ihm den Redner an; er hat eine auffallende Ähnlichkeit mit *William Pitt*. Er spricht, nachdem er dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes über die andächtige Versammlung gemacht:

[1] Der Wartburg gegenüber. — [2] Pseudonym für *Chr. Aug. Fischer*.

[3] Verfasser des Liedes: Wenn die Schwalben heimwärts ziehen.

‚Ehrwürdige Versammlung! Würdige Preßherren! Geachtete Sortimenter! Es hat sich begeben, daß unsere Literatur sich seither, wenige schlechte Beispiele ausgenommen, von allem unmoralischen Aussatz, von allem Schmutzigen, Schlüpfrigen und Verderblichen enthalten hat. Nun sind mir aber durch Herrn *Ernst Klein* aus Leipzig vor kurzem einige Bändchen sogenannter „nachgelassene Schriften von Althing“ übersendet worden, die des niedrigen, schlechtesten Giftes auf jeder Seite vollauf enthalten. Wenn die Pakete in unseren Handlungen anlangen, werden sie von unseren Söhnen, von unseren jungen Kommis, von unsern Lehrknaben geöffnet; begierig forscht jeder nach den Neuigkeiten, die unerfahrene Jugend faßt Althings Erzählungen und schlürft und atmet die verderbliche Blausäure ein. — Ferner! Sollen wir uns erniedrigen zu Mittelspersonen, die solche verderbliche Schriften, zum Verderben und Ärgernis der Welt verbreiten? Ist der dabei herauskommende Rabatt nicht ein Sündengeld, das jedem wie geschmolzen Gold an der Seele haften muß? — Darum, meine Herren, um ein großes Exempel zu statuieren, trage ich darauf an, daß zur Warnung von Mit- und Nachwelt die von mir erhaltenen Exemplare der bezogenen Erzählungen hier öffentlich an der schwarzen Tafel vernichtet werden von uns allen, daß der Fluch der Verachtung ausgesprochen werde über solche Unternehmungen; daß die Fragmente der Leichen nicht in geweihter Erde, sondern im Kehricht ihre Ruhestatt finden sollen, daß endlich in unsern Annalen solches verzeichnet werde für die Nachwelt. Punktum! Sind Sie derselben Meinung, verehrte Versammelte?‘

Und ein allgemeines Gebrüll ertönt, und ein lautes, einstimmiges ‚Ja‘ folgt wie ein Donnerruf, daß das Gewölbe erdröhnt und die Säulen krachen.

Siehe! Da macht, wie Möros in Schillers Bürgschaft, sich einer mit den Ellenbogen durchs Gedränge Platz, erfaßt der Tribüne Rand und ist oben im kühnen Sprunge. Es ist ein bildschöner, junger Mann mit blondem Lockenbart, bescheiden gehüllt in einen papageigrünen Frack. Doch die Angst hat seine Züge entstellt; er ist bleich und die Verwirrung spricht aus seinen Zügen. Er will sprechen, fleht, bittet — das laute Mißfallen übertäubt seine Worte; endlich gelingt es seinen Tränen. O! Tränen haben selbst wilde Tiere bezwungen, warum sollten nicht Buchhändler durch Tränen gerührt werden können? — Und er spricht, anfangs bebend und zitternd, dann im raschern Flug seiner Beredsamkeit, wie folgt:

‚At qui ergo! Ich habe das Imprimatur für jenes Werk erhalten, habe dasselbe nicht in jener schlechten Tendenz aufstellen und es gerade der lieben Jugend zum Erbauungsbuch in die Hände spielen wollen. Das reifere Alter, meinte ich, wo die Phantasie schon abgekühlt, könne sich an diesem und jenem ergötzen; ja, das sündige Verlangen könne, wenn es einmal erregt, durch die Lektüre dieses Buchs früher abgekühlt und abgewendet werden, wenn es vielleicht im Begriffe stehe, in der Wirklichkeit sich zu verzehren. Ich habe selbst im Buche mehrere moralische Tendenzen ganz aufgedeckt und ich fordere, weil ‚Quivis praesumitur bonus, donec probetur contrarium‘, daß Sie, meine Herren, ein jeder für sich mit *Aufmerksamkeit das Buch durchlesen*, dann erst Ihre Meinung abgeben, nicht aber gleich jetzt auf des ehrenwerten Herrn Perthes ersten Vorschlag, der aus einer allzufrommen Ansicht hier geurteilt haben kann. At qui — ergo. — Bestehen Sie darauf, so muß ich gleichfalls auf die Vernichtung der im Verlag der F. A. Brockhaus'schen Firma erschienenen *Memoiren des Casanova*, als gleichfalls in die angeschuldigte Kategorie gehörend, antragen. Dixi et salvavi animam meam.‘

Dumpfes Gemurmel, Schreien, Durcheinanderreden in der Versammlung. Der schlanke, junge Mann mit Reitgerte und Sporen, die er während der Rede unter dem öfteren Ausrufe Goddam! aneinandergeschlagen, ist *Julius Baumgärtner*, zwar kein großer Freund von Brockhaus, doch ein Freund des Wahren und Billigen.

Einer nennt mit schnarrendem Nasalton *Klein* geradezu den Verfasser der Schriften, vermag jedoch mit piepender Stimme nicht durchzudringen. Man verargt ihm sein Reden und heißt ihn schweigen. Da bittet nach lärmender Pause ein junger, hübscher, bebrillter Mann mit geistreichem Gesicht ums Wort. Es ist *Brockhaus* selbst, und er verteidigt kurz und bündig sein angefochtenes Verlagswerk wie folgt:

‚Meine Herren! Ich leugne nicht, daß Casanovas Memoiren manches Schlüpfrige bergen, weiß aber auch, daß es Ihnen *allen bekannt*, wie sie dabei viel Moral, einen Schatz von Lebensphilosophie, Weltansichten und Erfahrungssätzen, sowie die Notizen über die namhaftesten Männer einer großen Zeit enthalten, wodurch das angeblich Schädliche hundertfach überwogen wird. Casanova schildert wohl die Sünde, schildert sie reizend, verschweigt aber nie ihre Erbärmlichkeit. Er nennt sie nie anders als Laster, leugnet nie seine Reue und das Weh, worin er geraten. Kurz, er schildert sie, wie eine *bunte Schlange*, an der er auch den *Sitz des Giftes* zeigt.‘

Zeichen von Beifall, Widerspruch, Gemurmel, Geschrei. *Ernst Klein* fährt gleich einem kalekutischen Hahn auf und ist wie mit Blut übergossen. Seine Entgegnung wird Gekreisch und er wird übertäubt.

Da winkt *Perthes*, der bisher schweigend mit blitzenden Augen die Versammlung überflogen, Ruhe. Und er spricht: ‚Meine Herren, halten Sie *Ernst Kleins* Schriften für ein verderbliches, sittenloses, des öffentlichen Vernichtens schuldiges Werk?‘

Allgemeines, donnerndes ‚Ja!‘

‚Halten Sie die Memoiren des Venetianers Casanovas für ein gleich verwerfliches Opus?‘

Allgemeines, noch lauteres ‚Nein!‘

‚Halten Sie es für gerecht und billig, die

Schriften des Herrn Ernst Klein hier schimpflich zu vernichten?‘

Allgemeines und lautestes ‚Ja!‘

Alles ist mäuschenstill. Klein schleicht bang in eine Ecke und legt nachdenklich die Hand an den Backenbart.

Die Rhadamanthe aber treten an die schwarze Tafel und binnen wenigen Minuten sind die Bändchen in hunderttausend Stücke zerrissen, allen vier Winden und dem Kehricht preisgegeben. Die Versammlung bricht auf. Das Vaterland war gerettet.“

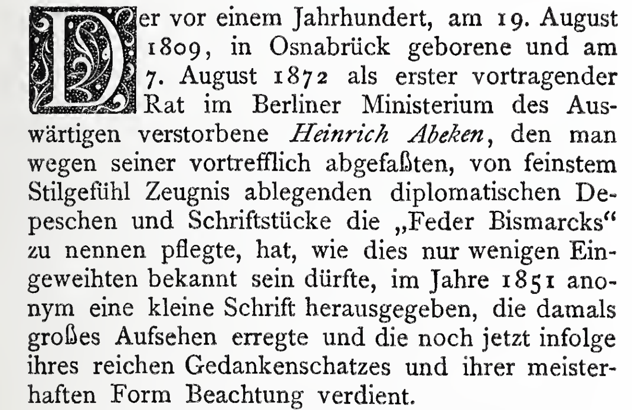
Es ist wohl überflüssig, der beredten Schilderung noch ein Wort hinzuzufügen.



Eine anonyme Schrift Heinrich Abekens gegen die Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Von

Dr. Adolf Kohut in Schöneberg.



Der vor einem Jahrhundert, am 19. August 1809, in Osnabrück geborene und am 7. August 1872 als erster vortragender Rat im Berliner Ministerium des Auswärtigen verstorbene *Heinrich Abeken*, den man wegen seiner vortrefflich abgefaßten, von feinstem Stilgefühl Zeugnis ablegenden diplomatischen Depeschen und Schriftstücke die „Feder Bismarcks“ zu nennen pflegte, hat, wie dies nur wenigen Eingeweihten bekannt sein dürfte, im Jahre 1851 anonym eine kleine Schrift herausgegeben, die damals großes Aufsehen erregte und die noch jetzt infolge ihres reichen Gedankenschatzes und ihrer meisterhaften Form Beachtung verdient.

Dieses Büchlein betitelt sich: „*Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin 1851. Verlag von Wilhelm Hertz* (*Bessersche Buchhandlung*“).

Das 158 Seiten in Kleinoktav umfassende Werkchen, geschrieben im August 1851, charakterisiert sich als eine überaus geistreiche und schlagfertige Entgegnung auf eine Schrift, die die bekannte frömmelnde Romanschriftstellerin *Ida Gräfin Hahn-Hahn* kurz vorher unter dem Titel „*Von Babylon nach Jerusalem*“ in Mainz herausgegeben hatte. Nach dem Tode ihres Busenfreundes, des Herrn von Bistram, war die Gräfin vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten und wirkte als echte Konvertitin mit fanatischem Eifer für diese. Um ihren Schritt zu rechtfertigen, ließ sie die genannte Schrift vom Stapel laufen, zugleich die Gelegenheit benutzend, um den neu angenommenen Glauben zu verherrlichen und ihre alte Konfession zu verunglimpfen. Das ging dem Legationsrat Heinrich Abeken, der zwei Jahre vorher in das Auswärtige Amt eingetreten war und nicht nur in der Politik, sondern auch als Schriftsteller über theologische und sonstige Fragen eine spitze Feder führte und über die Gaben des Humors, der Ironie und der Satire mit souveräner Macht verfügte, denn doch über den Spaß. Seine Gegenschrift „Babylon und Jerusalem“ gab in geradezu köstlicher Weise das Machwerk der gräflichen Verfasserin der Lächerlichkeit preis, der blaublütigen Dichterin manche bittere Wahrheit sagend, ohne jedoch dabei den vornehmen, fein gebildeten und taktvollen Mann zu verleugnen. Das Sendschreiben des späteren intimsten Mitarbeiters Bismarcks wirbelte seinerzeit viel Staub auf und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. *Ludwig Tieck*, der auf seine Bitte vom Verleger den Namen des Verfassers erfahren hatte, wünschte die Bekanntschaft dieses „edlen“ Menschen zu machen.

„In meiner Einsamkeit und bei meinem Leiden war mir der Umgang mit einem so glänzenden Geiste immer sehr ermunternd und unterrichtend,“ so schrieb er an die Bessersche Buchhandlung. In der Tat übte das Sendschreiben Abekens die von diesem beabsichtigte Wirkung aus, indem in den literarischen Kreisen der schriftstellerische Glorienschein, mit dem sich die famose Gräfin bis dahin zu umgeben beliebte, erbarmungslos zerstört wurde. Abeken hielt fürchterliche Musterung, und die unschönen Eigenschaften der Belletristin, als da waren: ihre Eigenliebe, ihre Eitelkeit, ihr oberflächlicher Sinn und ihre rückständigen Anschauungen wurden aller Welt klar.

Sehen wir uns „Babylon und Jerusalem“ etwas genauer an.

In der Ansprache an die „gnädige Gräfin“, womit das Sendschreiben beginnt, zitiert der Verfasser eine allerliebste Erzählung Goethes.[1] Dort gibt der deutsche Dichterfürst eine merkwürdige Prüfungsgeschichte zum besten. Dem heiligen Vater war von dem heiligen Philippus Neri angekündigt worden, daß in einem Kloster auf dem Lande eine wunderwirkende Nonne sich hervortue. Infolgedessen erhielt der Betreffende

[1] Goethe, zweiter Aufenthalt in Rom, Werke, Band XXIV, S. 188—89.

den Auftrag des Papstes, eine für die Kirche so wichtige Angelegenheit näher zu untersuchen. Der Sendling setzte sich nun auf ein Maultier, um seines Auftrages sich zu entledigen, kam aber unerwartet schnell zurück. Der Verwunderung seines geistlichen Gebieters begegnete Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater! Diese tut kein Wunder, denn es fehlt ihr an der ersten christlichen Tugend, der Demut. Ich komme durch schlimmen Weg und Wetter, übel zugerichtet, im Kloster an, ich lasse sie in Eurem Namen vor mich fordern. Sie erscheint und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung, sie sollte mir ihn ausziehen. Entsetzt fährt sie zurück und mit Schelten und Zorn erwidert sie mein Ansinnen. Für was ich sie halte? rief sie aus. Die Magd des Herrn sei sie, aber nicht eines jeden, der daherkomme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhob mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Tier, stehe wieder vor Euch und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nötig finden." Lächelnd habe es der Papst dabei gelassen und wahrscheinlich werde ihr das fernere Wundertun untersagt werden. An diese reizende Geschichte anknüpfend fragt Abeken die Gräfin, ob sie, wenn St. Filippo zu ihr gekommen wäre, während sie an ihrem Büchlein „Von Babylon nach Jerusalem" gearbeitet, und hätte ihr das fast vollendete Manuskript aus den Händen genommen und ins Feuer geworfen, im Gegensatz zu der angeführten Nonne die Prüfung bestanden hätte? Er, Abeken, glaubt, es würde sie eine gewaltige, schwere Überwindung gekostet hahen. Ihr Herz hätte gemurrt, vielleicht recht bitter gemurrt, aber als fromme Dame hätte sie gewiß gehorcht, ja, sie wäre sogar imstande gewesen, wenn es von ihr gefordert worden wäre, ihr Manuskript mit eigener Hand ins Feuer zu werfen. Leider habe sich jedoch kein Filippo Neri oder ein anderer treuer und frommer Diener der Kirche gefunden, der solches Ansinnen an sie gestellt hätte. Ein jeder, dem es um das eigene Seelenheil der Gräfin und nicht darum zu tun gewesen wäre, sie lediglich als ein Werkzeug, als ein Mittel zum Effekt und zur Einwirkung auf andere zu gebrauchen, hätte zu ihr hintreten müssen und ihr, bevor sie das Manuskript dem Drucker übergeben, ins Gewissen reden müssen mit den Worten: „Liebe Tochter, du hast nun lange genug öffentlich vor allem Volk dagestanden und ihm dein Irren und dein Suchen dahingegeben. Jetzt aber sollst du deinen Fund und deine Erkenntnis für dich behalten. Du sollst dir versagen nicht allein die kleine Genugtuung, dich zu rechtfertigen vor ihm über deinen Schritt, woran dir nicht viel liegen kann, sondern auch das selige Glück ihm mitzuteilen und zu verkünden, das dir zuteil geworden, denn dessen bist du noch nicht würdig. Du sollst vielmehr nun aus dem öffentlichen Leben ganz zurücktreten in die Stille, sollst schweigen eine lange Weile und dich üben, nicht in großen Entsagungen, Opfern oder Arbeiten, sondern in den allerunscheinbarsten Werken der Demut und Liebe. Und erst wenn du darin dich bewährt, wenn du dadurch deinen neuen Schatz dir fest und sicher zu eigen gemacht hast, dann, nach Jahren, magst du der Welt erzählen, wie und auf welchem Wege du zu diesem Schatz gekommen bist."

Nachdem Heinrich Abeken in bald ernster, bald witziger Weise die extravaganten Behauptungen und konfessionellen Verunglimpfungen der Gräfin in seiner Schrift widerlegt hat, schließt er seine Ausführungen mit einer Apostrophe an die Konvertitin, daß sie Duldung und wahre Nächsten- und Christenliebe üben solle. Sie möge in ihr Kämmerlein gehen, um dort still zu beten. Der Herr werde sie schon wieder aus dem Kämmerlein rufen und ihr die Augen öffnen über die verborgenen Quellen in der Wüste neben den Dürstenden. Er werde ihr die Augen öffnen über die unzähligen Brüder und Schwestern, die sie jetzt noch verleugnet, damit sie auch da Jerusalem finde, wo sie früher nur Babylon sah, damit auch sie einträglich bauen helfe an dem Jerusalem, welches das freie sei und das alle Tage da sei und doch alle Tage von neuem kommen müsse und komme. Er sagt dann schließlich wörtlich:

„Ich möchte Ihnen gern die Bruderhand reichen in diesem Jerusalem. Werden Sie sie von sich stoßen? Können Sie sie nicht ergreifen — wohl, ich werde Ihnen nicht zürnen. Wir sind alle noch lange nicht frei, d. h. noch lange nicht liebevoll genug. Da müssen wir unseren Weg fortgehen und harren und warten und hoffen und glauben wie wir es eben können, verstehen!'

Eine sehr interessante Zugabe des Sendschreibens „Babylon und Jerusalem" ist eine, einen Monat später verfaßte Nachschrift des Verfassers, und zwar schon aus dem Grunde, weil er die Gräfin auf ihrem eigenen Gebiete, wo sie Großes zu leisten sich einbildete, schlägt, nämlich auf dem der Frauenemanzipation. In höchst belustigender Weise verspottet er die übertriebenen Emanzipationsbestrebungen der gräflichen Romanschriftstellerin, namentlich ihre absurde Behauptung zurückweisend, daß in protestantischen Ländern die Ehe nicht so heilig sei und gehalten werde wie in katholischen. Auch macht er auf den Widerspruch aufmerksam, der zwischen den Anschauungen der Gräfin Ida Hahn-Hahn in bezug auf Ehe und Liebe in ihren Romanen und ihrem jetzigen Pamphlet herrsche. In all ihren Schilderungen zeige sich, daß sie keinen Begriff von dem wahren Wesen der Ehe als einer sittlich-religiösen Gemeinschaft, von ihrer wirklichen Bedeutung und ihrem höchsten Segen habe. Durch ihre ganze Darstellung ziehe sich die Anschauung hindurch, daß das Weib sich wie eine Art Opfertier zur Ehe resignieren müsse, daß der Mann vor ihr ein- für allemal im Vorteil sei, daß der Mensch seine höchste Stufe eigentlich nur außer der Ehe erreichen könne, daß die reinsten und edelsten Ge-

müter nicht für die Ehe geschaffen seien, sondern für das Kloster. Wenn sie früher die Ehe nur zu einem Anhang der Leidenschaft gemacht habe, so trenne sie sie jetzt viel zu sehr auch von der Liebe. Darum entgehe ihr die rechte und wahrhaftige Gleichstellung des Mannes und Weibes nicht in geistiger Kraft und Intelligenz, nicht im äußeren Wirken, sondern im Gewissen, in der sittlichen Verantwortlichkeit vor Gott. Diese Gleichheit, die in der bloßen Leidenschaft immer wieder verkehrt werde, diese wahre Befreiung und Emanzipation des Weibes finde nur in der Ehe statt als einer sittlichen Gemeinschaft der Tat, des Handelns und des Lebens.

„Babylon und Jerusalem" endigt mit den Worten: „Ihnen, meine liebe Gräfin, sage ich noch einmal ein herzliches Lebewohl und möchte Ihnen zum Schluß nur noch das schöne Wort eines tiefsinnigen Mannes zurufen: ‚Unter jedem Worte, das zu etwas gut ist, liegt ein Schweigen, welches besser ist.'"



Rahmen deutscher Buchtitel des XVI. Jahrhunderts.

Von

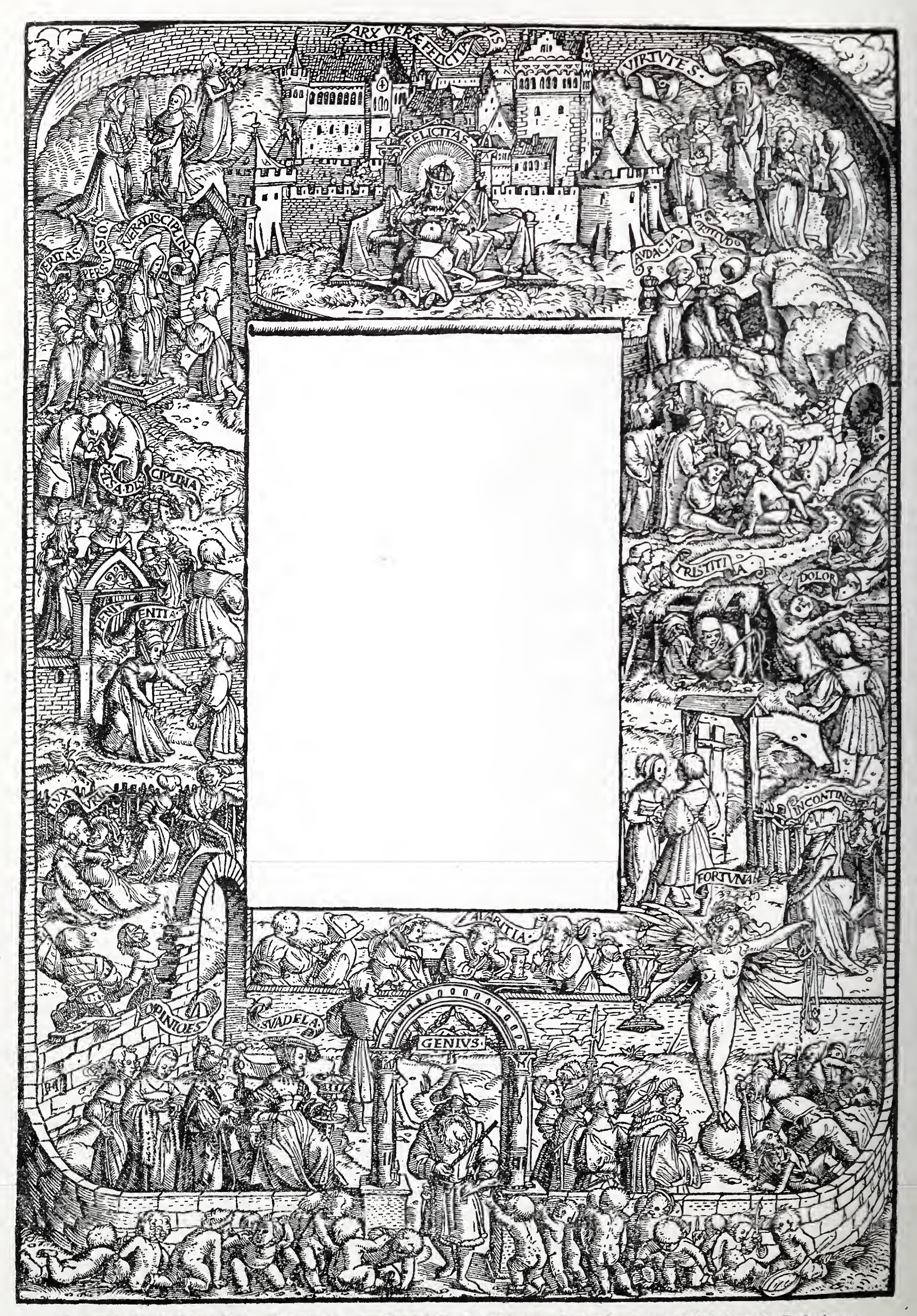
Fr. J. Kleemeier in Leipzig.

Mit drei Abbildungen.



Es ist für den Bücherliebhaber von hohem Reize, zu sehen, wie eifrige fleißige Schürfer in den vielverschlungenen Gängen des Bücherwerkes immer neues Erz entdecken. So hat *Harold Bayley* in seinem kürzlich erschienenen Werke: „*A new Light on the Renaissance*" die Wasserzeichen im Papier einem eingehenden Studium unterzogen und kommt dadurch zu ganz neuen bemerkenswerten Schlußfolgerungen für die Bedeutung der Renaissance, die allerdings hie und da etwas skeptisch aufgenommen werden dürften. Die Schlußfolgerungen Bayleys sind kurz folgende: 1. Die merkwürdigen, in Form von Wasserzeichen in das Papier eingelassenen Zeichen bilden von ihrem ersten Erscheinen (um 1282) an bis in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts eine fortlaufende, ununterbrochene Kette von Emblemen; 2. diese Embleme sind sinnbildliche Darstellungen von Ideen, Bestrebungen und Überlieferungen der im mittelalterlichen Europa weit verbreiteten mystischen und puritanischen Sekten; 3. die Wasserzeichen sind somit historische Dokumente von höchster Wichtigkeit, da sie nicht nur die Entwicklung des europäischen Denkens und Forschens, sondern auch manches dunkle Problem der älteren Vergangenheit in ein neues Licht rücken; 4. aus den Wasserzeichen geht hervor, daß, nachdem das Papiermachen in Europa eingeführt war, das Papiermachergewerbe in erster Linie von den protestantischen Sekten der Vorreformation gepflegt wurde, in Frankreich von den Albigensern und Waldensern, in Italien von den Katharern und Patarenern; 5. diese Häretiker haben, obgleich von der römischen Kirche maßlos und ununterbrochen verfolgt, doch im geheimen noch viele Jahrhunderte existiert, nachdem sie als Gesamtheit bereits vernichtet und von der Oberfläche der Geschichte verschwunden waren; 6. die bei den Druckern gebräuchlichen Ornamente und Verzierungen sind ebenfalls auf die Embleme der Papiermacher zurückzuführen, da ihnen eine ähnliche Denkweise zugrunde liegt und sie eine ähnliche Auffassung verraten; 7. das bekannte Erwachen der Renaissance ist das direkte Resultat eines wohlüberlegten, überlieferten Einflusses durch die Papiermacher, Drucker und anderer Berufsklassen; 8. somit ist der eigentliche Nährboden der Renaissance und der mit ihr auf das engste verbundenen Reformation nicht, wie bisher angenommen, Italien, sondern die provenzalischen Distrikte Frankreichs, die Heimat der unter dem gemeinschaftlichen Namen Albigenser (von der Stadt Albi) zusammengefaßten vorreformatorischen Sekten (siehe Dr. E. Rentsch im Börsenblatt für d. Dtsch. Buchh. Nr. 118, 1909).

Auch Professor Dr. *J. v. Pflugk-Harttung* hat sich mit der Renaissance befaßt und die Aufgabe gestellt, die Renaissance in einer bisher wenig beachteten und doch recht beachtenswerten Äußerung volkstümlich zu machen. Er beabsichtigt nämlich die Buchrahmen, die Einfassungen von Titelblättern in seinem Werke: „*Kunstgewerbe der Renaissance*" vorzuführen, von dem soeben der erste Band: „*Rahmen deutscher Buchtitel im XVI. Jahrhundert*", 102 Nachbildungen deutscher Buchtitel mit Einleitung (32 S.) im Verlage von *Fritz Lehmann in Stuttgart* (in Mappe 10 M.) erschienen ist. Diese Titeleinfassungen bilden ein nicht unwichtiges Glied in der Entwicklung der Kunstbefreiung aus gotischen Banden. Sie wurden für so wichtig erachtet, daß ein Dürer, Holbein, Burgkmair und viele andere Künstler ihre Zeit und Kraft in ausgedehntem Maße darauf verwendeten. Dadurch entstand eine Fülle des Schönen, die noch bis auf den heutigen Tag fruchtbringend ist. Es dürfte deshalb nicht zuviel



(c. 1525.) Basel, Johann Froben (Cebestafel). Aus Pflugk-Harttung. Kunstgewerbe der Renaissance Bd. I Deutsche Buchrahmen.

gesagt sein, wenn Pflugk-Harttung meint, daß seine Sammlung von Titeleinfassungen den kunsthistorischen Seminaren und dem gesamten Kunstgewerbe, besonders den Verlegern, Druckern, Baumeistern, Möbeltischlern, Bilderrahmenfabrikanten, Metallarbeitern, Malern, Bildhauern usw. nützliche Dienste leisten wird. Es ist anzunehmen, daß auch die Bücherfreunde die Sammlung mit Freuden begrüßen werden. Pflugk-Harttung beabsichtigt, dem vorliegenden ersten Bande noch andere Bände folgen zu lassen, die Buchrahmen der späteren deutschen Renaissance, sowie der italienischen, französischen, holländischen, englischen und spanischen in selbständigen, einzeln käuflichen Werken bringen sollen. Hoffentlich findet das Unternehmen genügend Käufer, damit die Durchführung nicht gefährdet ist.

Im Vorwort zu seinen deutschen Buchtiteleinfassungen meint Professor v. Pflugk-Harttung, daß auch Gesellen oder Fabrikarbeiter dieselben erwerben könnten. Außerdem spricht er daselbst die Ansicht aus, daß diese Sammlung durchweg in die Hände von Nichtfachgelehrten kommen dürfte und deshalb mit einer Einleitung in das Wesen des beginnenden Buchdrucks und Buchschmucks versehen wurde. Diese Einleitung ist sehr ansprechend und sehr erwünscht, beschäftigt sich aber eigentlich gar nicht mit den einzelnen Titeleinfassungen, bei denen dem Benützer der Sammlung so manches unverständlich sein wird.

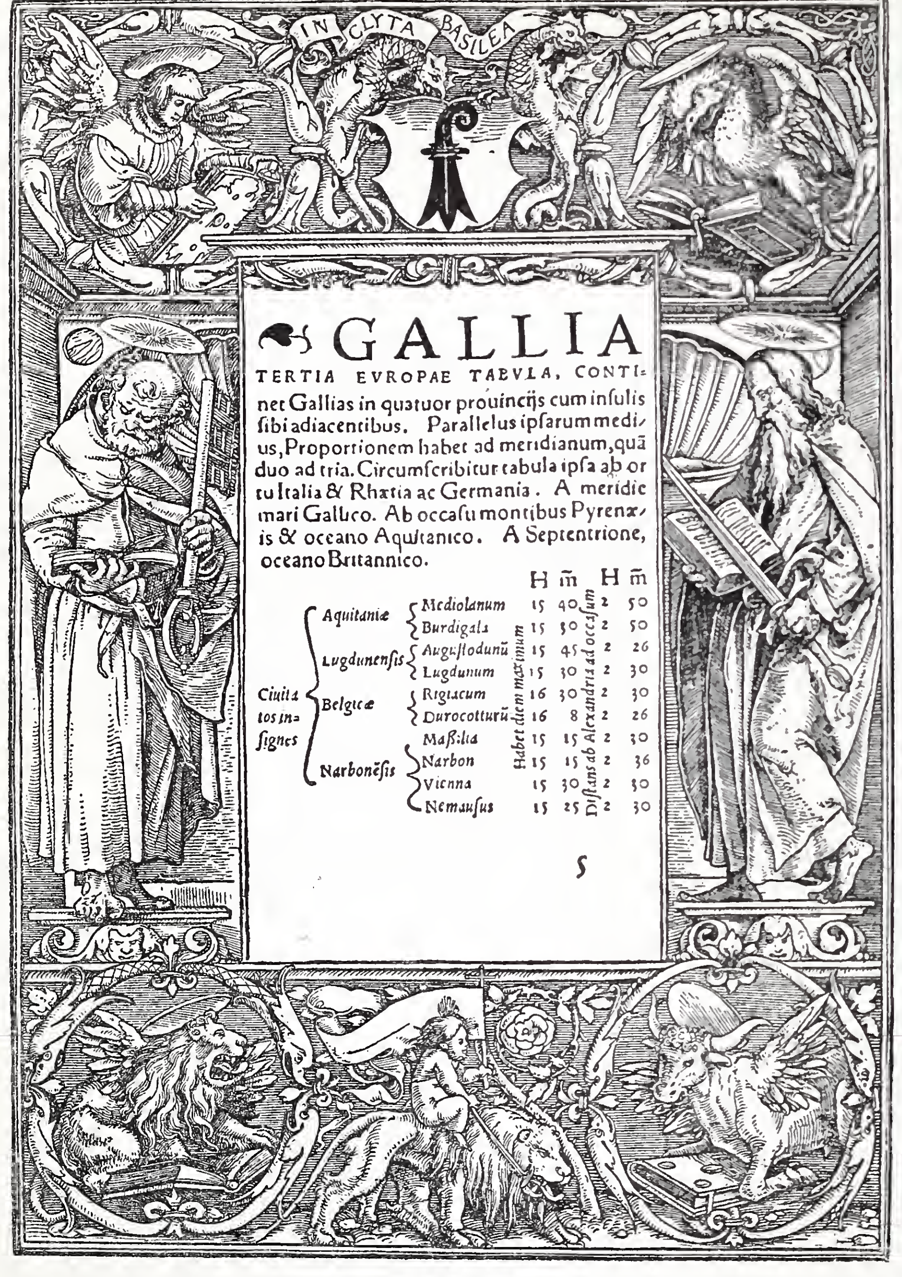
Wenn der gewöhnliche Mann zu den Titelrahmen keine kurze Erklärung findet, weiß er aus den Allegorien, Sinnbildern, Sinnsprüchen, die so zahlreich auf den alten Titeln vorkommen, nichts rechtes zu machen. Diese Liebhaberei für Allegorien, Embleme usw., die schon von den ältesten Zeiten an in wechselndem Grade für Kunst und Literatur mehr oder weniger charakteristisch gewesen ist, kam auch auf den Titelrahmen zum Ausdruck und führte sogar zu förmlichen Sammlungen von Sinnbildern in Buchform, deren bekannteste die „Emblemata“ des Andrea Alciati sind, die zuerst 1522 in Mailand erschienen und ein ganzes Jahrhundert lang an verschiedenen Orten immer wieder gedruckt worden sind. Die illustrierten Ausgaben des Alciat sind sehr geschätzt. Von Alciat sagt Henry Green in seinem Buche: „Shakespeare and the Emblem-Writers“ u. a.: „Er befestigte, um nicht zu sagen, gründete einen neuen Stil der Sinnbilderliteratur, den klassischen, an Stelle des einfach grotesken und humoristischen oder des heraldischen und mystischen“.

Eine 1551 von Bonhomme in Lyon gedruckte und 1881 von der Holbein Society reproduzierte Alciatausgabe enthält figürliche Darstellungen, die man für Arbeiten von Salomon Bernard anspricht. Die Zeichnungen sind umgeben von prächtigen schweren Leisten im Stile der Spätrenaissance von einer anderen Hand. Einige davon tragen das Monogramm P. V., vermutlich Pierino del Vaga, ein Schüler Raffaels, oder Pierre de Vingles, der Lyoner Drucker.

Aus der Vorrede einer der Ausgaben entnehmen wir, daß diese Zierleisten allen möglichen Handwerkern als Vorlagen dienen sollten: „Denn ich sage dies über ihre Anwendung, daß, so oft jemand wünscht, leeren Dingen Gehalt zu geben, einfache zu zieren, stummen Gegenständen Sprache zu verleihen und vernunftlosen Geist, so kann er aus diesem kleinen Buch der Sinnbilder, wie aus einem vorzüglichen, wohl vorbereiteten Handbuch entnehmen, was er anbringen mag auf den Mauern der Häuser, auf Tapeten, Vorhängen, Tafeln, auf Vasen und Schildern, auf Glasfenstern, Siegeln, Kleidern, auf Tisch und Bett, Wappen, Waffen und Geräten aller Art.“

Alles was dem Zeichner und Verfasser von Sinnbildern und Sinnsprüchen zum Zweck diente, war ihm willkommen: Hieroglyphen, Heraldik, Fabel, Mythologie, die alten Ägypter, Homer, das alte Griechenland und Rom, Christentum und heidnische Philosophie, alles kam an die Reihe, um auf eine Moral hinzuweisen oder eine Erzählung zu schmücken (W. Crane, dekorative Illustration des Buches).

Für derartige bildliche Darstellungen, die auf alten Titeleinfassungen häufig vorkommen, muß also dem Mann aus dem Volke, der sich nicht mit kunstgeschichtlichen Studien abgeben kann, eine kurze Erklärung gegeben werden. Ohne eine solche wird der gewöhnliche Mann z. B. dem berühmten Titelholzschnitt von Hans Holbein d. J., der sogenannten Cebestafel, unbedingt nur ein sehr geringes Verständnis, von der künstlerischen Seite abgesehen, abringen können. Der übrigens als unecht bestrittene Dialog „Pinax“ (d. i. das Gemälde) des von Plato im „Phaedon“ erwähnten Thebaners Kebes, der beim Hinscheiden des Sokrates zugegen war, über den Weg zur wahren Glückseligkeit (Cebetis tabula) gab Holbein den Stoff zu einer figurenreichen Titeleinfassung, die seit 1521 auf den Titeln verschiedener Baseler Druckwerke wiederkehrt. Zuerst erschien sie (Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnitts — Knackfuß, Holbein d. J.) als Verzierung der 1521 von Froben herausgegebenen Werke des Tertullian, wurde jedoch im folgenden Jahre für denselben Verleger von Holbein umgearbeitet (s. Vögelin im Repertor. für Kunstwissenschaft, V, 202). Bei Pflugk-Harttung ist die Cebestafel reproduziert nach dem Titelblatte der 1523 bei Valentin Curio in Basel erschienenen Kommentare zu Strabos Geographie. Der antike Philosoph schildert den Weg zur Glückseligkeit in der Form eines Gemäldes, das er im Tempel des Chronos erblickt zu haben erklärt und dessen Darstellungen ihm dort von einem Greise ausgelegt wurden. Holbein übersetzt das Bild in die Anschauungsweise und in das Kostüm seiner Zeit und verleiht dadurch der philosophischen Abstraktion lebendige Wirklichkeit. Holbein schildert



GALLIA

TERTIA EVROPAE TABVLA, CONTINET Gallias in quatuor prouincijs cum insulis sibi adiacentibus. Parallelus ipsarum medius, Proportionem habet ad meridianum, quã duo ad tria. Circumscribitur tabula ipsa ab ortu Italia & Rhætia ac Germania. A meridie mari Gallico. Ab occasu montibus Pyrenæis & oceano Aquitanico. A Septentrione, oceano Britannico.

			Habet diem maximum H	m̃	Distans ab Alexandria ad occasum H	m̃
Ciuitatos insignes	Aquitaniæ	Mediolanum	15	40	2	50
		Burdigala	15	30	2	50
	Lugdunensis	Augustodunũ	15	45	2	26
		Lugdunum	15	30	2	30
	Belgicæ	Rigiacum	16	30	2	30
		Durocotturũ	16	8	2	26
	Narbonẽsis	Maßilia	15	15	2	30
		Narbon	15	15	2	36
		Vienna	15	30	2	30
		Nemausus	15	25	2	30

S

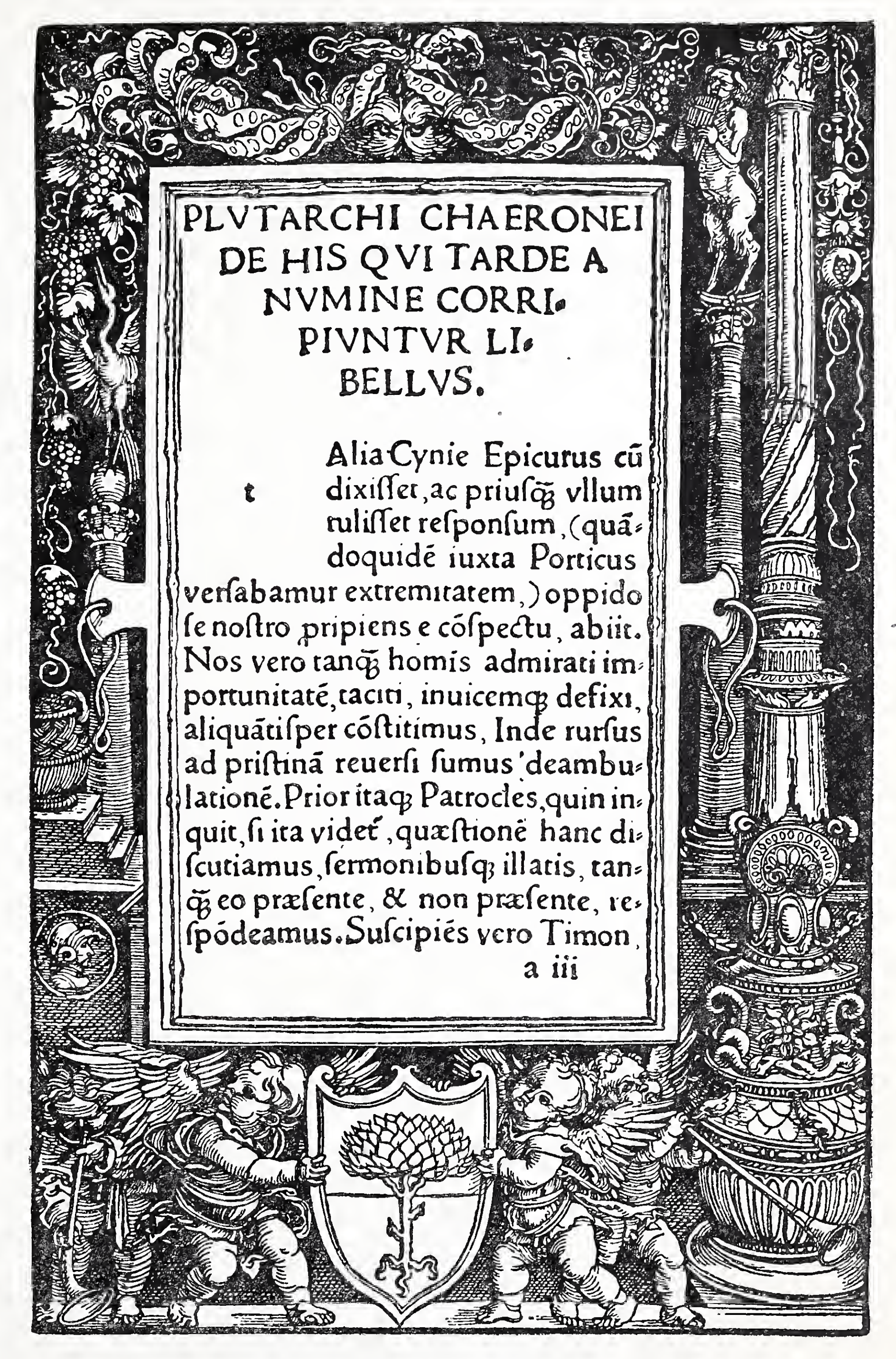
(Ulm 1524.) Basel, Adam Petri.
Aus Pflugk-Harttung, Kunstgewerbe der Renaissance Bd. I Deutsche Buchrahmen.

Den ins Leben Eintretenden empfängt an der Pforte der „Genius“, der Schutzgeist, ein würdevoller Greis mit Stab und Schriftrolle, der dem angehenden Lebenswanderer gute Lehren auf den Weg mitgibt. Der erste Lebenskreis ist durch eine Mauer abgeschlossen, die ganz links das Monogramm Holbeins (kleineres in einem größeren H) trägt. Gleich nach dem Eintritt in denselben stößt der Wanderer auf die Mächte der Verführung. Links thront die Überredungskunst (Suadela) mit einem prächtigen Pokal in der Hand, der den Trank des Irrtums enthält; ihr zur Seite drei Frauengestalten, die trügerischen Vorstellungen (Opiniones). Zur Rechten steht Fortuna auf rollender Kugel, in der rechten Hand ein Prunkgefäß für ihre Günstlinge, in der linken den Zaum für die Unglücklichen. Aus diesem ersten Lebenskreise tritt der nun als Jüngling auftretende Mensch in das Reich der Ausschweifungen, der Habgier und Unbeständigkeit. Nach dem Verlassen dieses Bereiches durch eine Tür rechts harren des Menschen der Schmerz und die Traurigkeit. Beim Verlassen dieses dritten Abschnittes durch eine Pforte links wird der Mensch von der Reue mit ausgebreiteten Armen in Empfang genommen. Dann treten dem Menschen in

in seiner Darstellung all die Hindernisse, die den Sterblichen auf dem steilen von unten auf die Bergeshöhe zur „Burg der wahren Glückseligkeit“ führenden Pfade erwarten. Um die Darstellung läuft eine Mauer, die das Gebiet des menschlichen Lebens bezeichnet und unten einen von einem Torbogen überhöhten Eingang hat. Links und rechts vor diesem Eingang befindet sich eine Schar spielender und miteinander raufender nackter Kinder. Dies sind die Seelen der noch nicht ins Leben eingetretenen Menschen; die Verbildlichung der Seele durch eine Kindergestalt war eine im Mittelalter allgemein gebräuchliche und auch der Zeit Holbeins noch geläufige Darstellungsform.

einem vierten Lebenskreise die als geputzte Dame dargestellte „falsche Belehrung“ mit zwei anderen Frauengestalten in den Weg. Zahlreiche Menschen, die hier ihr Lebensziel gefunden zu haben glauben, sind in diesem Gebiete mit vielfacher Tätigkeit eifrig beschäftigt. Der Lebenswanderer schreitet aber auf dem schmalen Wege weiter, gelangt durch eine schmale Pforte rechts in steiler Felswand zu den beiden Helferinnen Entschlossenheit und Stärke, welch letztere ihm die Hände reicht und ihn durch die enge Felsschlucht, in der sich der Weg verliert, emporzieht. Jetzt ist er im Gebiet der wahren Belehrung angekommen. Diese steht wie ein Madonnenstandbild auf einem Stein-

sockel. Die Überzeugung und Wahrheit sind ihre Begleiterinnen. Der Lebenswanderer kniet anbetend vor ihr nieder. Nichts trennt ihn nun mehr vom Eingang zur Burg der wahren Glückseligkeit, auf deren Gebiet die verschiedenen durch weibliche Gestalten vertretenen Tugenden auf ihn warten, während in der Mitte vor der Burg die Glückseligkeit im Glorienscheine mit Krone und Zepter den vor ihr knienden Wanderer krönt, der allen Versuchungen zum Trotz den mühevollen Weg zur Tugend gefunden hat.



PLVTARCHI CHAERONEI
DE HIS QVI TARDE A
NVMINE CORRI-
PIVNTVR LI-
BELLVS.

Alia Cynie Epicurus cũ
dixiſſet, ac priuſq̃ vllum
tuliſſet reſponſum, (quã-
doquidẽ iuxta Porticus
verſabamur extremitatem,) oppido
ſe noſtro ꝑripiens e cõſpectu, abiit.
Nos vero tanq̃ homĩs admirati im-
portunitatẽ, taciti, inuicemq; defixi,
aliquãtiſper cõſtitimus, Inde rurſus
ad priſtinã reuerſi ſumus deambu-
lationẽ. Prior itaq; Patrocles, quin in-
quit, ſi ita videt', quæſtionẽ hanc di-
ſcutiamus, ſermonibuſq; illatis, tan-
q̃ eo præſente, & non præſente, re-
ſpõdeamus. Suſcipiẽs vero Timon,
a iii

1513. Nürnberg, Friedrich Peypus.
Aus Pflugk-Hartung, Kunstgewerbe der Renaissance Bd. I Deutsche Buchrahmen.

Eine ganze Anzahl der von Pflugk-Harttung mitgeteilten Buchtitelrahmen ist aus vier und mehr Stücken zusammengesetzt (Nr. 67 aus 6, Nr. 89 gar aus 12 Stücken), ein Beweis dafür, daß man schon früh anfing, die Leichtigkeit der Druckwiederholung derartiger Leisten vorteilhaft zu benützen und schon bei der Herstellung derselben darauf Rücksicht zu nehmen. Dieselbe Bordüre wurde zu verschiedenen Werken benützt, oder aus verschiedenen selbständigen Stücken, wie Kopfleiste, Seitenstücken und Schlußstück zusammengesetzt, was eine mannigfaltige Wirkung erzielen ließ, die künstlerisch manchmal allerdings nicht gerade sehr befriedigend ist. Manche derartige Titeleinfassungen bestehen aus den sonderbarsten Zusammensetzungen, denen nachzugehen sehr interessant sein dürfte. Ein vor kurzem erschienenes Werk von P. Heitz in Straßburg und Dr. E. Major in Basel: „Wie man vor Hohenküngspurg gezogen ist und wie es gewunnen wart“ (Straßburg, J. H. Ed. Heitz), das sich gegen die der Hohkönigsburg von Bodo Ebhardt gegebene Gestalt wendet, hat eine Titeleinfassung, deren einzelne Teile folgenden Ursprungs sind: Obere Leiste aus Petrarca, Griseldis. Straßburg 1842, H. Knoblochtzer; untere Leiste von einem Holzschnitt von 1440—50 aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg; linke Seitenleiste aus einem französischen Gebetbuch um 1480 in der Baseler Kunstsammlung; rechte Seitenleiste aus einem „Heures a lusaige de Rouan“. Paris 1508, Simon Vostre; die vier Eckstücke stammen von einer Holzschnittumrahmung aus einem 1490 in Florenz erschienenen Werke: „Laude devote di diversi autori“.

Die Nummern 10 und 12 bei Pflugk-Harttung

sind Wiederholungen derselben Umrahmung in verschiedener Größe. Der Liebhaber würde es überhaupt gern gesehen haben, wenn den einzelnen Blättern die Höhe und Breite des Originals in Millimetern beigedruckt worden wäre und wenn der Verwendung derselben Bordüre für verschiedene Werke ein wenig nachgegangen worden wäre — allerdings eine mühevolle aber interessante Arbeit. Daß man den einzelnen Blättern oder dem Texte eine Notiz beigefügt hätte, in welchen größeren deutschen Bibliotheken (außer Berlin, Wittenberg) die Originale anzutreffen sind, ist wohl nicht gut zu verlangen. Da einige Blätter (Nr. 46, 49, 55) aber von sehr abgenutzten Originalen abgenommen sind, könnte man vielleicht mit Hilfe solcher Nachweise, ohne sich erst an die Berliner Auskunftsstelle wenden zu müssen, erfahren, in welcher nächstgelegenen Bibliothek etwa bessere Abdrucke der Originale einzusehen sind.

Mit Bedauern dürfte übrigens mancher Liebhaber bei der Pflugk-Harttungschen Sammlung vermissen, daß bei einzelnen Blättern nicht von dem Urheber derselben die Rede ist, obwohl verschiedene Zeichnungen Monogramme tragen und als Werke bestimmter Künstler bekannt sind. Einige Beispiele: Nr. 2 von Dürer? Nr. 5 von Urs Graf? Man bemerke die große Ähnlichkeit zwischen 2 und 5. Nr. 13: am Stamme rechts hängt eine Tafel, offenbar mit den Initialen des Künstlers? Nr. 15: Buchstabe D auf dem Leibe des Fischweibes? Nr. 30 wohl Hans Holbein d. J.? Nr. 31: HF? Nr. 41: HS, der heilige Sebastian, Hans Schäuffelin? Nr. 53 ist der Nachschnitt einer Umrahmung von Hans Wächtlin, die auf einem 1513 von Matthias Schürer in Straßburg gedruckten Werke: „Sequentiarum luculenta interpretatio" usw. vorkommt? Nr. 56: FB und die Jahreszahl 1520 auf der Einfassung? Nr. 73 die bekannte Knotenbordüre von Dürer? Nr. 81 von H. Holbein? Nr. 83: IF an einem Säulensockel rechts? Nr. 84: das Zeichen HH von Hans Holbein an der Mauer unten links am Eingang? Nr. 87: AW an der mittleren Säule in der obersten Abteilung? Die Nachweise, wo die einem Künstler sicher zuzuschreibenden Blätter verzeichnet sind (z. B. Woltmann, Holbein), dürften ebenfalls manchen Liebhaber interessieren.



Die Schriftproben der Gießereien.

Von

Paul Westheim in Berlin.

Die neue kunstgewerbliche Bewegung hat sich erfolgreich durchzusetzen vermocht, weil sie sich bemühte, den Geschmack und das künstlerische Empfinden des Publikums, der Kaufenden abzuklären. Eine *gewaltige Erziehungsarbeit* ist von Männern wie Muthesius, Jessen oder Lichtwark geleistet worden — mit dem Ergebnis, daß schon jetzt breite Schichten charaktervolle Leistungen verlangen, daß so mancher Hersteller nicht mehr gezwungen ist, mit dem jammerbarsten Schund seine Geschäfte zu machen. *Qualitätsarbeit ist möglich geworden, weil sie nun verstanden, als Wert geschätzt und bevorzugt wird.* Die prächtigen buchgewerblichen Erscheinungen der letzten Jahre, die das Entzücken aller Bücher- und Drucksachenfreunde ausmachen, wären *nie denkbar gewesen*, *ohne jene mühevolle, langjährige und zielbewußte Aufklärungsarbeit*, denn welcher Verleger, welcher Kaufmann oder wer sonst wird dem Drucker kostbare Aufträge erteilen, wenn das künstlerische Wollen weder verstanden noch gewürdigt wird.

Ein großer Anteil an dieser Werbearbeit ist unbedingt den *vornehmen Probeheften der Schriftgießereien* zuzuschreiben. Nachdem die neuen Künstlertypen von den Fachleuten ursprünglich schroff abgelehnt oder mit frostiger Zurückhaltung aufgenommen worden waren, blieb den Künstlern wie dem Gießer nichts anderes übrig als zu zeigen, welche Wirkungen mit jenen Formen erzielt werden könnten. Die von dem Schriftzeichner gegebenen Satzbeispiele sollten dem Mann der Werkstatt Anregungen geben, ihm als vorbildliche Muster dienen und zum selbständigen Gestalten den Weg weisen. Den Bestellern und Liebhabern aber galt es Beispiele wahrhaft gediegener Druckerleistungen vorzuführen, damit ihr Urteil schärfer, ihr Verlangen entschiedener, ihre Opferwilligkeit eine größere würde. Diese Absichten sind damit auch zum guten Teil erreicht worden. Viele unserer tüchtigsten Akzidenzsetzer erklären mit Genugtuung, wie viel Gutes und Nützliches sie diesen Proben verdanken. Und die Anderen haben nicht selten ihrer Freude in Wort und Schrift Ausdruck gegeben; sie haben vor allem — was nicht abzustreiten ist — Druckerarbeit achten und schätzen gelernt. Man braucht nur einmal die ausgezeichneten Hefte der führenden Schriftgießereien durchzublättern, um den kräftigen Impuls, den sie der deutschen Buchkunst geben mußten, zu verspüren.

Seltsamerweise wenden sich neuerdings einzelne

Stimmen mißvergnügter Buchdrucker gegen diese Typenproben. Jener Einfluß auf das Qualitätsniveau wird keineswegs bestritten. Im Gegenteil. Sie sind verstimmt darüber, daß das Verlangen nach ausgezeichneten Druckerleistungen so energisch gestellt wird, daß das Publikum sich schon soviel Verständnis angeeignet hat und nicht mehr jede beliebige Setzerarbeit hinnehmen will. Sie merken, daß die Tüchtigen und Geschmackvollen immer mehr vorgezogen werden, und da sie sich von der bewährten Methode des gemächlichen Schemas nicht losreisen wollen oder können, fühlen sie sich dadurch beeinträchtigt, daß ihre Abnehmer nicht gleichgültig gegen die Form, die Wahl der Schriften und die Aufmachung der Druckerzeugnisse sind. Sie möchten jede weitere Erziehung der Nichtfachleute unterdrücken, möchten den Gießereien untersagen, ihre Proben an Nichtbuchdrucker abzugeben und dem Unerfahrenen vorsetzen, was ihnen paßt. Sie verdanken es den Warenhäusern, daß deren gute Annoncen bereits manche Zeitung veranlaßt haben, auch den übrigen Inseraten erhöhte Sorgfalt zu widmen. Die fortschrittlichen Drucker halten sich natürlich fern von solcher Don Quichotterie. Sicherlich werden sie ihren so wenig weitblickenden Kollegen vorhalten, welchen Vorteil sie davon haben, wenn die Leistungen ihres Gewerbes in immer weiteren Kreisen Anteilnahme finden. Statt sich abzusperren, sollten sie sich freuen, daß das Publikum in buchgewerblichen Dingen mehr eigene Meinung bekommen hat. Was ist denn ihre ganze Arbeit ohne die Anerkennung der Volksschichten, die Gedrucktes lesen und erwerben?! Die Buchkunst ist doch keine Privatangelegenheit der Drucker, wovon die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden könnte. Und man kann es auch nicht als eine geschäftliche Unsitte bezeichnen, wenn der Geschmack und das Verständnis dieser Öffentlichkeit auf jede Weise zu heben versucht wird. Es wäre übrigens interessant zu hören, wie jene Mißgestimmten es eigentlich verhindern wollen, daß Schriftneuheiten oder gute Druckarbeiten den Nichtfachleuten vor die Augen kommen. Die Proben allein zu unterdrücken genügt wohl nicht. Gibt es nicht auch eine Fachpresse, nicht Anzeigen, Besprechungen, Vorträge, Ausstellungen, endlich ausgeführte Arbeiten, die außergewöhnlich gut hergestellt sind?! Wie kann man es einem Schriftsteller verbieten über buchgewerbliche Erscheinungen zu schreiben; wie einem Schriftzeichner zumuten, sein Werk verborgen zu halten. Kann man es einem Schriftmacher verargen, wenn er den Verleger, dessen Berater er ist, bestimmt, die von ihm entworfenen Typen zu verwenden? Kann man einem Geschäftsmann, der sich die wirksamste Schrift für seine Anzeigen auswählen möchte, die Orientierungsmöglichkeit unterbinden wollen? Oder was ist zu tun, wenn gar ein Warenhaus, wie das Kaufhaus des Westens in Berlin, einen Typenzeichner wie August Haiduck anstellt? Darf Haiduck als Warenhausberater und Nichtbuchdrucker seine eigene Probe erhalten? Und darf er seine eigene Schrift für seine Inserate fordern oder muß er benutzen, was ihm der Setzer gnädigst auftischt? Ich meine, man braucht nicht nicht einmal diese Konsequenzen zu ziehen, um das Groteske einer solchen Abschließungsidee zu zeigen. Die Erziehung zu selbständigem Urteil hat noch keinem Gewerbe geschadet. *Die Zukunft gehört sicherlich nicht denen, die alle Machtmittel aufwenden wollen, um Mittelmäßiges oder Geschmackloses zu erzeugen, um die vornehme, künstlerisch wertvolle Arbeit niederzuhalten.* Es ist gar kein Zweifel, daß der rege Anteil, den Bücherfreunde, feinsinnige Verleger, verständnisvolle Auftraggeber, Künstler und Kunstfreunde heute an allen buchgewerblichen Leistungen nehmen, auch für die Gesamtheit der Drucker von hohem Nutzen war. Wie auf allen anderen gewerblichen Gebieten gibt es auch unter ihnen Leute, die sich durch den Fortschritt und die Kraftanstrengungen ihrer zeitgemäßeren Kollegen überflügelt sehen. An anderer Stelle haben sie sich bereits zu Fachverbänden zusammengeschlossen, halten Kongresse ab, stilisieren Petitionen, damit ja alles beim Alten bleibe, damit nur ja keine neuen Anstrengungen nötig werden. Das deutsche Buchgewerbe war bis jetzt zu stolz und zukunftsgewiß, um irgendwelche Engherzigkeiten in seinem Bereich zu dulden. Es wird auch weiterhin eine gründliche Geschmackserziehung der Massen zu nutzen wissen und sich nicht beirren lassen von einem kleinen Häuflein, das bei ruhigerer Überlegung und besserer Einsicht auch nicht abseits bleiben dürfte.



Handschriftlich hergestellte Bücher.

Eine Selbstanzeige von Rudolf Koch in Offenbach a. M.

Mit einer Tafel.

Die handschriftliche Herstellung von Büchern ist heute für uns keine Frage mehr von praktischer Bedeutung. Vor Gutenberg konnte man nur durch die Handschrift Bücher anfertigen, denn auch die Blockbücher sind durch den Holzschnitt vervielfältigte Handschriften. Mit Einführung der beweglichen Satzbuchstaben hat dann aber jede andere Art der Buchherstellung bald aufgehört; als Albrecht Dürer seine Randverzierungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuch zeichnete, verwendete er für den Text schon den Buchdruck. Die hundert Jahre früher in höchster Blüte stehende Schreibkunst war also wahrscheinlich

zu seiner Zeit schon stark in Verfall geraten. Es wurden wohl noch Titelblätter vom Künstler geschrieben und vom Holzstock gedruckt, aber auch das geschah mit der Zeit immer seltener. Der handschriftliche Charakter der Buchseiten wurde bekanntlich von Gutenberg noch vollkommen eingehalten, fast könnte man sagen, nachgeahmt; mit der Zeit aber wandelte sich der ganze Stil des Buches durch die neue Satztechnik. Daß das aber nur ganz allmählich geschah, beweist der schöne Druck des Theuerdank, bei dem durch lebhaft bewegte Schnörkel noch sehr an die Leistungen der Schönschreiber erinnert wird. Mit der Zeit verloren sich aber diese Anklänge vollständig.

In unseren Tagen, in denen die Schreibkunst wieder aufblüht, scheint ganz neuerdings auch der Buchdruck Anregungen von dieser Seite aufzunehmen, und gewiß zu seinem Vorteil, denn die einfachen, schönen Ziermittel wie Schwünge, kühne Anstriche, freie Federzüge usw. sind technisch und künstlerisch keine Unwahrheit; sie sollen nicht nachahmen, sondern nur anklingen an die Handschrift, sie sind wesensverwandt mit der Schrift und schließen sich dieser enger und natürlicher an als andere Ornamente.

Im XIX. Jahrhundert gab es wieder eine ganze Anzahl Künstler, die den großen Reiz der Handschriften wohl empfanden und auf ihre Art etwas Ähnliches zu erreichen suchten. Es waren ausnahmslos Illustratoren, die durch Mitzeichnen der Schrift ihren Büchern einen einheitlichen Charakter geben zu müssen glaubten; sie behandelten aber dabei die Schrift immer nebensächlich und oft sehr nachlässig.

Die Herstellung solcher Bücher wurde ermöglicht durch die verschiedenen zum Teil wieder zu Ehren gekommenen, zum Teil ganz neuen Vervielfältigungsverfahren: den Holzschnitt, die Lithographie, die Hochätzung und die Photolithographie.

Bekannt sind, um einige Beispiele zu nennen, William Blakes Arbeiten aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts, und aus neuerer Zeit Bücher von Walter Crane; auch einige Franzosen schufen auf diese Art eine Anzahl zartfarbiger Werke. Von den Deutschen ist Heinrich Vogeler-Worpswede mit seiner Gedichtsammlung „Dir“ vertreten.

Alle diese Bücher haben einen gewissen malerischen Reiz durch die große Übereinstimmung zwischen Bild und Schrift, und doch können wir sie nach unserer heutigen Auffassung nicht ganz ernst nehmen, in einer Zeit, in der man das handwerklich Tüchtige als die Vorbedingung für das Vollendete erklärt.

Es blieb unseren Tagen vorbehalten, die Schrift als selbständiges und sich selbst genügendes künstlerisches Ausdrucksmittel wieder neu zu entdecken. Die in den Jahrhunderten der vollkommenen Verarmung unserer Schreibkunst verloren gegangenen Gesetze, unter welchen das geschriebene Buch steht, mußten wieder neu entwickelt werden, unsere Künstler mußten wieder schreiben und geschriebene Schrift anwenden lernen. Und sie haben gelernt, die Schrift nicht mehr als Nebensache zu betrachten, sie haben sich an den alten Handschriften gebildet und sich wieder gute Schreibwerkzeuge verschafft, kurz: es gibt wieder eine Schreibkunst. So hat ein Engländer, Graily Hewitt, für den Inselverlag in einer etwas altertümlich wirkenden Unziale die Bergpredigt geschrieben. Das Buch, dem inzwischen andere folgten, ist das erste seit sehr langer Zeit, das keinen anderen Schmuck als die gut geschriebene Schrift hat.

Mit seinem Erscheinen tritt eine Frage von größter Bedeutung in den Vordergrund. Haben Blockbücher in unserer Zeit überhaupt eine Berechtigung? Heißt es nicht, das Rad der Weltgeschichte rückwärts drehen, wenn man scheinbar aus Übermut die herrliche Erfindung Gutenbergs ausschaltet und Bücher herstellt, wie die mönchischen Schreiber? — Da unsere Vervielfältigungsverfahren eine billige Wiedergabe der Handschrift in beliebig hoher Auflage erlauben, das geschriebene Buch also nicht wesentlich teuerer als das gesetzte zu sein braucht, so ist die Frage in erster Linie ästhetischer Natur. Und da zeigt es sich nun, daß das geschriebene Buch eine ganz andere, für uns neue Art von Schönheit enthalten kann, als das gedruckte. Es wäre sogar denkbar, daß ein geschriebenes Buch vermöge seines künstlerischen Wertes den entschiedenen Vorzug vor dem gedruckten verdiente. Die Wechselbeziehungen der Buchstaben und der Zeilen untereinander, die vom Setzer fast gar nicht berücksichtigt werden können, muß der Schreiber aufs Sorgfältigste beobachten; er kann seine Buchstaben zusammenfließen lassen, wenn es ihm nötig erscheint, er setzt mit einem freien Anstrich ein und schließt mit einem zarten Ausläufer, er weiß mit Geschmack immer neue Seitenbilder zu schaffen, er kann auf allen besonderen Schmuck verzichten, denn seine zart und sorgfältig gezogenen Buchstaben schmücken sich selbst und schmücken das ganze Buch besser als irgendetwas anderes. — Gelingen uns auf diese Weise wieder gut geschriebene Bücher, so sind zweifellos neue künstlerische Werte geschaffen, die so gut wie etwas anderes zur Verschönerung und Veredelung unseres Lebens beitragen können.

Bei Eugen Diederichs in Jena ist ein neues in deutscher Schrift geschriebenes Buch erschienen: „Die Lieder des heiligen Franziskus von Assisi“, geschrieben von Rudolf Koch in Offenbach a. M. Der Schreiber hat in der oben angedeuten Weise seine Aufgabe zu lösen gesucht. Das größte Gewicht wurde auf gute handwerkliche Herstellung gelegt, bei der Ausführung durch Friedr. Schoembs in Offenbach erwies sich das Flachdruckverfahren zur Wiedergabe geschriebener Schrift als sehr günstig. Das Buch ist in rote japanische Seide sorgfältig gebunden und mit einem Pergament-Schutzkasten versehen. So verwendete man in jeder Hinsicht die größte Sorgfalt auf die Herstellung dieses Buches, das die Lieder des unsterblichen Sängers in würdigem Kleide unseren Zeitgenossen überliefern soll.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Grunstedterstr. 16. Druck u. Verlag v. *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

Textprobe aus „Die Lieder des heiligen Franziskus“ geschrieben von Rudolf Koch in Offenbach a. M. * Eugen Diederichs Verlag in Jena.





Die Lieder des heiligen Franziskus von Assisi · Ins Deutsche übertragen von J. F. H. Schlosser

2.

Gepriesen seist du Gott mein Herr mit allen deinen Geschöpfen, vornehmlich mit dem edlen Bruder Sonne:
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht:
Und schön ist er und strahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.







Die notwendigsten Bibliophilen.

Von

Otto Julius Bierbaum in Dresden.[1]

Die Deutschen sind ihrer besten Anlage nach kein eigentlich ästhetisches Volk, weil sie den aufs Innere gerichteten Blick haben. In diesem Sinne hat Goethe vom „gestaltlosen" Deutschland gesprochen im Gegensatze zu den romanischen Völkern, die sich den genießenden Blick für das schöne Äußere nicht durch das Interesse für innerliche Qualitäten zerstreuen lassen.

Es wäre ein vergebliches und törichtes Bemühen, dies von Grund aus ändern zu wollen, und es hat auch keinen Zweck, es groß zu beklagen. Denn hier handelt es sich um eine Grundanlage und um einen Mangel, der die Folge eines Vorzugs ist. Aber es wäre auch nicht minder töricht, den Mangel selbst zur Tugend zu erheben und zu sagen: „Wir sind es der deutschen Seele schuldig, sie vor ästhetischen Einflüsterungen zu bewahren". Nein, so schwach ist diese Seele nicht. Wenn ihre höchsten Triumphe auch auf anderem Gebiete liegen, so ist sie doch auch kräftig genug, fremde Tugenden sich wenigstens soweit zu eigen zu machen, als zu ihrer Kultur nötig ist. In den freiesten deutschen Geistern ist die Sehnsucht nach dem Ästhetischen immer ein bewegender Trieb gewesen, und in ihren mächtigsten Vertretern, Goethe voran, ist das Größte gerade dadurch zum Ereignis geworden, daß sie es vermocht haben, zugleich tief deutsch und ästhetisch bedeutend zu sein. So haben wir zwar keine das ganze Volksleben durchdringende ästhetische Kultur, aber es hat stets eine ästhetische Elite bei uns gegeben, und diese hat es auf Zeiten sogar vermocht, den mittleren Geschmack in eine ästhetische Richtung zu wenden.

Es scheint, daß wir wieder einmal am Anfang einer solchen Zeitspanne stehen, und der kräftig erwachende Sinn für das schöne Buch ist ein verheißungsvolles Anzeichen dafür. Aber man darf nicht im Unklaren darüber sein, daß diese schöne Bewegung nur sehr kleine Kreise treffen, also nicht im großen Sinne kulturfördernd wirken wird, wenn es nicht gelingt, Sinn für die Ästhetik des Buches bei denen zu wecken, die von Berufs wegen eigentlich Bibliophilen sein müßten, in Wahrheit aber fast ausnahmslos das Gegenteil sind: bei den deutschen Buchverlegern.

Weil ich von diesen, den notwendigsten Bibliophilen, hier handeln will, habe ich mit den allgemeinen Bemerkungen, die diese Zeilen einleiten, begonnen. Denn das ist es ja, worauf der deutsche Verleger, wenn man ihm zumutet, bei Herausgabe eines Buches auch ästhetisch zu denken, immer hinweist: „Die Deutschen *wollen* keine geschmackvollen Bücher; sie gehen nur auf den Inhalt; ja, sie stoßen sich sogar daran, wenn ein Buch in seiner Äußerlichkeit zu sehr vom Hergebrachten abweicht. Wozu sich also in Unkosten stürzen? Wozu mehr bieten, als verlangt wird? Es kommt nicht wieder ein."

Ich glaube, diese Herren denken zu niedrig von ihrem Berufe. Sie setzen sich selbst herab,

[1] Diese Ausführungen unseres so plötzlich abgerufenen Freundes sind bereits vor Jahren niedergeschrieben und durch die schnelle Entwicklung des deutschen Buchgewerbes in mancher Hinsicht überholt. Dennoch werden sie unsern Lesern willkommen sein als frische Anregungen eines Pfadfinders, der im „Pan" und in der „Insel" unsrer neuen Buchkunst die Wege gebahnt und noch kurz vor seinem Tode in der demnächst erscheinenden Prachtausgabe seines „schönen Mädchens von Pao" (München, bei Georg Müller) ein Muster eigener Prägung aufgestellt hat. C. S.

wie jene Redakteure, die als unsichtbaren Chefredakteur immer das mittlere Maß der Intelligenz ihres Publikums über sich fühlen. Statt zu versuchen, den Geschmack des Publikums zu erhöhen, beugen sie sich auf das Niveau herab, das sie bei ihrem Publikum voraussetzen. Und, da sie immer auf eine möglichst große Menge spekulieren, beugen sie sich meist viel niedriger, als es selbst bei solchen Grundsätzen nötig wäre. Aber diese Grundsätze selbst sind der Bedeutung dieses Berufes wahrhaftig nicht ganz würdig. Ein Verleger ist zweifellos mehr als ein Handelsmann mit Literatur. Die Geschäftstüchtigkeit in Sachen des Vertriebs ist zwar ein wesentlicher Bestandteil seiner Tätigkeit, aber vorher ist der Verleger etwas Wichtigeres: er hat die Verantwortung der Wahl, in seinen Händen liegt sehr viel mitbestimmende Entscheidung für den Gang der literarischen Kultur seines Volkes. Ein Mann aber, der für diese Kultur mit wesentlich ist, *muß* geradezu den Ehrgeiz haben, auch ästhetisch mehr als ein blinder Sklave der Menge zu sein. Und dies um so mehr, als hier für seine persönliche Tätigkeit ein ungleich größeres Feld ist. Seine literarische Bedeutung liegt lediglich in der Auswahl dessen, was er dem Publikum vermitteln will oder nicht. In der äußeren Herstellung des Buches aber kann er sich selber als Förderer des Geschmackes betätigen.

Aber gerade hier liegt, glaube ich, der Grund dafür verborgen, daß wir von solcher verlegerischer Tätigkeit in Deutschland so wenig spüren. Die deutschen Verleger haben, mit sehr wenigen Ausnahmen, keinen Geschmack. Sie stehen selbst auf dem Niveau des Publikums, auf das sie sich mit scheinbarem Bedauern berufen. Ja, sie haben nicht einmal die Sehnsucht, sich darüber zu erheben. Sie finden das Unästhetische nicht bloß bequem, sondern auch „schön genug“. Alles, was anders ist als die kahle Nüchternheit ihrer Schablone, finden sie überspannt und überflüssig. Es fehlt ihnen direkt der Sinn dafür, wenn man ihnen vom ausdrucksvollen Schnitt einer Letter, von der wünschenswerten Übereinstimmung des Typographischen mit dem Inhaltlichen, von der Unmöglichkeit jener handwerksmäßigen Buchdruckerklischees und dergleichen mehr spricht, um nur das Fundamentalste zu nennen. Denn es fehlen ihnen geradezu die Elementarkenntnisse dessen, was zur ästhetischen Herstellung eines Buches nötig ist.

Nun ist Geschmack ja eine Sache der Begabung, und schöpferischer Geschmack läßt sich selbst beim besten Willen nicht erlernen. Aber: wo nur der Sinn, der Instinkt für das Schöne da ist, und wo er sich mit der Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit und damit der Notwendigkeit, Rat anzunehmen, verbindet, da läßt sich schon viel erreichen. Indessen: auch daran gebricht es.

Es mehren sich jetzt auch in Deutschland die Fälle, wo Autoren bestrebt sind, ihren Werken eine künstlerische Ausstattung, sei es nur typographisch oder in Verbindung mit eigens von Künstlern hergestellten Zierstücken, angedeihen zu lassen. Man sollte meinen, daß sich die Verleger darüber freuten. Aber mit nichten. Die guten Absichten der Autoren sind nur in ganz seltenen Fällen durchzusetzen, weil sich der Verleger dagegen sträubt. Plötzlich fühlt er sich gekränkt, zum bloßen Vertriebsmann erniedrigt. Seine persönliche Tätigkeit würde sich freilich darauf beschränken, das Buch bei einer möglichst billigen Offizin in Druck zu geben und nun die Sache laufen zu lassen, wie sie läuft, aber diese Tätigkeit gewinnt in seinen Augen sofort eine ungemeine Bedeutung, wenn sich der Verdacht regt, der Autor könne etwas zustande bringen, das außerhalb der billigen Schablone liegt.

Das Richtige wäre freilich, daß der Verleger, ausgestattet mit sicherer Kenntnis aller typographischen Möglichkeiten, herangebildet an guten Mustern des künstlerischen Druckes, wohlbeschlagen im gesamten Gebiete der künstlerischen Buchausschmückung und gut versehen mit Beziehungen zu modernen, für die Buchverzierung geeigneten Künstlern, es vermöchte, jedem Buche nach der ihm innewohnenden Eigenart eine entsprechende Ausstattung zu geben. Wo dies aber nicht der Fall ist, wird er gut tun, die Intentionen des Autors frei walten zu lassen. Vielleicht, daß es dann Bücher gibt, die seinem eigenen Geschmacke nicht völlig entsprechen, aber es werden Bücher von wahrhaft individuellem Gepräge sein, deren Äußeres mit dem Inneren harmonisch zusammenklingt.

Indessen: dieses starke Interesse des Autors für eine eingehende Durchbildung alles Äußeren

an seinem Werke ist immer noch ein Ausnahmefall in Deutschland, und die Hauptsache bleibt, daß sich die Verleger mit jenen eben genannten Eigenschaften ausrüsten, ohne die es unmöglich ist, schöne Bücher herzustellen. Vor allem sollten sie bestrebt sein, Beziehungen mit guten Vertretern der modernen Griffelkunst zu finden. Sie sollten ein- für allemal Verzicht leisten auf den Klischeehausrat der gewöhnlichen Druckereien, diese fürchterlichen Vignetten, diese lächerlichen Leisten, diese kindischen Initialen, die von Schülern einer niedrigsten Zeichenklasse erfunden worden zu sein scheinen. Sie sollten sich aber, außer in Ausnahmefällen, auch nicht damit begnügen, die Schätze unserer kostbaren Renaissance-Buch-Meister zu plündern, denn das Holbeinsche Totentanzalphabet paßt schließlich zu modernen Texten doch nicht immer. In der Verbindung mit Künstlern wie Eckmann, Peter Behrens, Sattler, J. Dietz, Th. Th. Heine, um nur Deutsche, und nur ein paar, zu nennen, würden sie bald zu einem Grundstock von Zierstücken gelangen, die allein schon ihren Büchern einen künstlerischen Anstrich geben würden. Aus dem Anstrich würde ein Charakter werden, wenn sie dann, was freilich nötig ist, darauf bedacht wären, nur Typen von künstlerischem Schnitt zu wählen. Hier müßten sie, da, außer einigen englischen und amerikanischen Schnitten, nichts gutes Modernes vorhanden ist, auf die Hinterlassenschaft der Vergangenheit zurückgreifen, aber er ist kaum eine Frage, daß, wenn der Sinn für schöne Typen weitere Kreise berührt und wenn sich Nachfrage bemerkbar macht, auch das künstlerische Angebot nicht fehlen wird. Ein Künstler wie Stuck zum Beispiel, der, wie kein andrer heutiger, Sinn für die ästhetische Verwendung der Antiquatype hat, und von dem wir vereinzelte moderne Buchstaben von geradezu klassischer Vollendung besitzen, wäre wahrscheinlich imstande, ein typographisch verwendbares Alphabet zu entwerfen. An produktiven Künstlern auf dem Gebiete jeglicher Buchtechnik fehlt es überhaupt nicht, aber es fehlen noch die Verleger, die sich diese Begabungen zunutze machen.

Aber die Prachtausgaben? Beweisen unsere Verleger mit ihnen nicht, daß sie künstlerische Ideale und für buchdekorative Zwecke auch den Mut des Geldausgebens haben?

Das ist ein zu düsteres Thema, als daß ich an ihm nicht gerne schnell vorüberginge. Denn in den deutschen Prachtwerken offenbart sich der Mangel an ästhetischem Sinn am krassesten. In ihnen feiert der Geschmack des Parvenüs, des Prachtprotzen, seine schauderhaftesten Orgien. Sie sind der eigentliche Hexensabbat des Ungeschmacks. Wie bei schlechten Ausstattungsstücken der Theaterschneider über die Poesie, so triumphiert bei ihnen der Buchbinder über die Kunst. Im Material wird gewüstet, alles, was rohen Augen ein Effekt ist, wird nebeneinander gestapelt, eine Überladung herrscht wie in der guten Stube eines Millionenbauern, aber von dem Walten einer Künstlerhand, vom persönlichen Gepräge eines starken Geschmackes, von irgendeiner Stilharmonie ist keine Spur. Dabei natürlich Talmi jeder Art: imitiertes Elfenbein, imitiertes Porzellan, imitiertes Leder, imitiertes Pergament, — es ist ein Grauen.

Und nun zu denken, was mit den dafür aufgewandten Mitteln an wirklich Schönem zu leisten wäre! Künstlerischer Druck, obwohl er freilich teurer ist als Zeitungsdruck, künstlerische Zeichnungen, anständiges Papier, alles das erfordert unendlich weniger, als diese Monstrositäten und ergibt unendlich Schöneres als diese. Ist es nicht ein Zeichen von Barbarei, sich so zu entscheiden?

Die Verleger, die ihren gewöhnlichen Büchern alles Schmückende fernhalten, um sich in ihren „Prachtwerken" einer gewaltsamen und buntscheckigen Pompentfaltung hinzugeben, kommen mir wie jene Leute vor, die sich gewöhnt haben, an den Werkeltagen auf alles Schöne zu verzichten, weil sie Sonntags in den vergoldeten Stucksälen eines Varietétheaters der „Kunst" ihren Tribut darbringen. Vornehm wird man das nicht finden können. Ein vornehmer Verleger sollte zu jedem seiner Verlagswerke, insofern dessen Inhalt Anspruch auf literarische Wertung macht, die Zuneigung des Bibliophilen haben. Dann wären jene Varietétheater-Effekte der „Prachtwerke" ihm unmöglich, und wenn es ihn treibt, auch noch Besonderes zu leisten, so wird er keine Buchbinderausgaben veranstalten, sondern *Künstler*ausgaben. Es gibt da Perspektiven in eine kunstfördernde Tätigkeit des Verlegers, die ich hier nur andeuten kann.

Da ist zuerst das Gebiet der graphischen Künste. In einem Luxusbuch dürften die rein mechanischen Reproduktionstechniken keinen

Platz haben, am wenigsten die überhaupt ästhetisch bedenkliche Netzätzung, die im Text fast immer unkünstlerisch wirkt. Dafür ist hier der Platz für die Radierung, für den Holzschnitt, für die Steinzeichnung. Es fehlt uns dafür weder an Künstlern noch an Liebhabern. Zumal der farbige Holzschnitt und die farbige Lithographie warten geradezu auf Verleger, die bereit sind, sie in den Dienst des Luxusbuchschmucks zu stellen. Dann die künstlerischen Buchdeckeltechniken, wie sie Meier-Graefe nach französischen und belgischen Mustern im „Studio" geschildert hat, ohne daß damit alle künstlerischen Möglichkeiten bereits erschöpft wären. Dann die Arbeiten einzelner Künstler wie Otto Eckmann und Franz Naager für künstlerische Ausstattung der Vorsatzpapiere. Ja bis auf die Lesezeichen wird sich der künstlerische Sinn eines Verlegers von Luxusbüchern zu erstrecken haben. Auch in den kleinsten Einzelheiten wird er bemüht sein müssen, nach künstlerischen Gesichtspunkten zu handeln.

Ich habe nur angedeutet und ich weiß, daß ich Bibliophilen nichts Neues gesagt habe, außer eben jenen notwendigsten, denen ich zum Schluß nur noch eine Perspektive andeuten möchte, die verlockendste für sie: je mehr sie selber Bibliophilen werden, umsomehr Bibliophilen werden sie im Publikum erwecken. Und — Bibliophilen sind keine Kunden der Leihbibliotheken.



Dr. Markus zum Lamm und sein Thesaurus Picturarum.

Von

Dr. Eduard Otto in Darmstadt.

Der „Thesaurus Picturarum" gehört zu den ältesten Beständen der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt. Das Sammelwerk umfaßte ursprünglich 39 Bände, wovon jetzt noch 32 vorhanden sind, und wurde dem Landgrafen Georg II. im Jahre 1644 von Eberhard Wolf von Todtenwart geschenkt; dessen Vater Johann Jakob Wolf von Todtenwart hatte die Sammlung (wahrscheinlich von der Familie des Sammlers) erworben. Die Schenkung war veranlaßt durch die Mitteilung, daß die hochgebildete und für Kunst und Literatur sehr empfängliche Gemahlin Georgs II., die Landgräfin Sophie Eleonore, das Werk zu besitzen wünsche. Der Thesaurus Picturarum ist denn auch des Interesses der hohen Frau würdig gewesen.[1]

Das Werk enthält, wie sein Titel besagt, eine Menge von Bildern (Holzschnitten, Kupferstichen, Federzeichnungen, Aquarellen usw.). Besonders zahlreich sind die Bildnisse von Fürsten und berühmten Gelehrten, sowie die Darstellungen fürstlicher Totenbahren mit feinausgeführten Wappen. Interessant wie die Sammlung ist auch die Persönlichkeit des Sammlers, des weiland kurpfälzischen Kirchenrats Dr. der Rechte Markus zum Lamm in Heidelberg, der um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts gelebt hat.[2]

Das Werk selbst gibt uns ein deutliches Bild vom Charakter seines Urhebers. Es bezeugt vor allem den überaus großen Eifer, die Opferwilligkeit und den Geschmack des Liebhabers. Wie eifrig er sammelte, erhellt aus einer Notiz über einen Goldmacher, den die Venetianer seinerzeit begangener Betrügereien

[1] Weitere Angaben über seinen reichen Inhalt finden sich in dem Buche von Walther, Beiträge zur näheren Kenntnis der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt, Darmstadt 1867, S. 144 ff.

[2] Dr. Markus zum Lamb war 1544 in Speyer geboren und studierte zu Poitiers. Aus seiner Studienzeit stammt sein Porträt in Öl (Brustbild), das sich jetzt in der Heidelberger städtischen Kunst- und Altertümersammlung befindet (Nr. 354). Ein Einwohnerverzeichnis der Stadt Heidelberg aus dem Jahre 1588 nennt als in der „Haspelgaß" wohnhaft „Dr. Marx zum Lamb, Kirchenraht, mit Weib, 2 Kindern, 3 Magden, Mutter und 1 Megdlin". Gestorben ist Markus im Jahre 1606 in Heidelberg. Er liegt in der dortigen Peterskirche begraben, und sein Grabstein trägt als Inschrift folgenden wahrscheinlich von ihm selbst ausgewählten Spruch des Tertullian: „Nihil nostra refert in hoc aevo nisi de eo quam celeriter excedere et cum domino vivere". Adamus 39. S. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz. Bd. 1. 1890. S. 112 u. 114.

wegen gehenkt haben: „Desselbigen Contrefaict aber hab ich vff vilfaltigeß nachforschen vndt in etlichen vnderschiedlichen Frankfurter Messen Nachfragen vndt deswegen vleißig beschehener erkundigung nit bekommen können, dieweil daß kupferblatt, darauf es gestochen, nit mher vorhanden ist.“ Man sieht, der Mann hat keine Mühe gespart, um seine Sammlung von Bildnissen merkwürdiger Zeitgenossen zu vervollständigen. Nahestehende Personen, die seine Liebhaberei kannten, haben ihn bei der Sammlung von Bildern und Zeichnungen nach Kräften unterstützt. So trägt die Darstellung einer fürstlichen Totenbahre die Aufschrift: Hab Ich, Elisabett Helwigin (des Markus Frau?!) Meynem herrn Docttor Marxen zum Lamb disse churfürstliche leicht hinein mahln lossen zum newen jor des 1584 jars.“ Diese Bereicherung seiner Sammlung ist also vermutlich eine Neujahrsgabe seiner Frau. Eine Anzahl von Frankfurter Trachtenbildern stellt sich als ein Geschenk zweier Freunde, Markus Philipp Scheidt und Konrad Weis dar. — Die Bilder sind natürlich von ungleichem Werte. Markus übte die Zeichen- und Malkunst nicht selber, und die verschiedenen Zeichner und Maler, die er mit der Ausführung von Bildern beauftragte, haben die Technik nicht alle in dem gleichen Maße beherrscht. Das zeigt namentlich ein Blick in das Trachtenbuch. Markus hat die damals an Höfen und in bedeutenderen Städten Deutschlands herrschende Kleidertracht durch Maler, die an den betreffenden Orten ansässig waren,[1] aufnehmen lassen. Der Band „Trachten“ enthält Darstellungen aus den Städten: Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Heidelberg, Worms, Mainz, Köln, Frankfurt a. M. und Amberg. Diese Trachtenbilder sind je nach der Fertigkeit der betreffenden Maler sehr verschieden ausgefallen. Manche zeigen eine außerordentliche Feinheit und Zartheit der Ausführung, andere bezeugen eine derb realistische Auffassung und sind mehr flott hingeworfen als sorgfältig ausgeführt. Das letztere gilt namentlich von den Bauernbildnissen, die sich (leider in geringer Anzahl) unter die Darstellungen städtischer Kleidermoden verirrt haben.[2] — Man wird den Geschmack des Sammlers nicht darum ungünstig beurteilen dürfen, weil er als echtes Kind seiner Zeit u. a. Szenen hat darstellen lassen, die auf unser Empfinden abstoßend wirken. Wenn er uns die Verbrecher am Galgen, auf dem Rade, am Spieß schauen läßt, so spricht sich darin das außerordentliche Interesse der alten Zeit an kriminalistischen Dingen, vorzüglich an der Vollstreckung von Bluturteilen aus. Auch wäre es ein Trugschluß, wollte man aus solchem Interesse auf die Herzenshärte des Sammlers und seiner Zeitgenossen schließen. Mochten sie auch jene grausigen Leibesstrafen, gegen die sich das moderne Gefühl sträubt, das Zwicken mit glühenden Zangen, das Handabhauen, Blenden, Rädern, Spießen, Vierteilen, Schinden, Verbrennen, Lebendigbegraben und Pfählen als nützlich und notwendig betrachten, an warmem Mitgefühl für die „armen Sünder“ hat es diesen Leuten wahrlich nicht gefehlt. Das bezeugt schon die Benennung des Verbrechers als „armen Sünders“. „Gott wölle“, schreibt unser Dr. Markus einmal von einem solchen, „daß er seine Sünden erkannt, bekannt, Gott hertzlich abgebetten vndt im warmem Vertrauen vndt gewisser zuuersicht uff den verdienst vndt Blutvergießen Christi abgeschieden sey“. Man sieht, das blutige und doch so trostreiche Bild des reuigen Schächers am Kreuz zu Golgatha hat diesen Leuten lebhaft vor Augen gestanden, wenn sie den armen Sünder richten sahen. Und wehe dem Scharfrichter, der einen solchen Verbrecher „unrecht richtete“, d. h. der das Haupt des Verurteilten nicht mit einem Streich vom Rumpfe trennte! Er lief Gefahr, von den empörten Zuschauern gesteinigt zu werden. Um solche Volkjustiz zu verhüten, hat der Nürnberger Rat einstmals angeordnet, daß der Scharfrichter bei der Rückkehr vom Rabensteine zwischen den beiden Geistlichen gehen solle, die den armen Sünder auf seinem letzten Gange begleitet hatten. Den Geistlichen fiel also die sonderbare Aufgabe zu, den Henker, wenn er „unrecht gerichtet“ hatte, vor den Steinwürfen der erregten Volksmenge zu sichern. Auch die Scharfrichter jener Zeit sind nicht durchweg die alles menschlichen Mitgefühls baren, rohen Naturen gewesen, für

[1] So sind z. B. die Frankfurter Trachtenbilder ausgeführt durch Henricum Lautensack pictorem et aurifabrum Francofortensem haud incelebrem (1565).

[2] Interessant ist namentlich die Darstellung eines ländlichen Brautpaares sowie die eines Bauern und einer Bäuerin aus der Marburger Gegend.

die man sie gewöhnlich hält. In dem Tagebuch „Meister Frantzen, Nachrichters in Nürnberg“ [1] findet sich gar manche Bemerkung, die für sein Mitgefühl, kaum eine, die für Herzensroheit spricht.

Abgesehen von solchen Darstellungen grausamer Leibesstrafen zeugen die meisten der von Dr. Markus gesammelten Bilder von entschiedenem Geschmack, und haben zum Teil wenigstens relativen künstlerischen Wert. Für den Kulturhistoriker sind sie fast alle höchst lehrreich und interessant, auch dann, wenn sie das ästhetische Bedürfnis nicht befriedigen.

Deutlicher noch als aus seinen Bildern tritt uns die Persönlichkeit des Dr. Marcus aus den zahlreichen Aufzeichnungen entgegen, womit er sie begleitet hat. Wiewohl er seine Liebhaberei an der „Malkunst“ geflissentlich betont, und dabei nicht verschweigt, daß sie ihn manch schönes Stück Geld gekostet habe, so geht doch aus der überaus reichhaltigen Sammlung von Zeitungen, Flugblättern und dergleichen sowie aus zahlreichen Auszügen und Ausschnitten aus gelehrten Werken und schließlich nicht zum mindesten aus den von ihm selbst verfaßten und großenteils eigenhändig niedergeschriebenen Berichten über bedeutsame oder ihm bedeutsam erscheinende Zeitereignisse genugsam hervor, daß er mit seiner Bildersammlung eine Art von Chronik seiner Zeit hat verbinden wollen, wie denn die umfangreichsten seiner Aufzeichnungen (über die Geschichte der Pfalz, Badens usw.) ganz das Gepräge einer Chronik tragen.

Bei der Sammlung von Notizen für die Geschichte seiner Zeit wird überall das Streben ersichtlich, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Sehr häufig sind berichtigende Nachträge unter der Überschrift „Nota“ oder „Correctio“ beigefügt. Markus übt also an seinen Quellen eine gewisse Kritik, und wenn auch diese Kritik schwerlich immer den richtigen Sachverhalt an den Tag bringt, so ist doch schon die Aneinanderreihung der verschiedenen Versionen verdienstlich. Auch bei der Darstellung der Ereignisse, die sich in seiner engeren Heimat, namentlich am Heidelberger Hofe, abgespielt haben, tritt dieses Streben nach Ermittelung der historischen Wahrheit vorteilhaft hervor. Nicht als ob er leidenschaftslos schriebe, er ist überzeugter Kalvinist, und als solcher unduldsam gegen Andersgläubige, gegen Papisten und zumal gegen die Lutherischen. Wenn er z. B. des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden treffliche Eigenschaften voll anerkennt und von ihm sagt, daß er „ein herrliches Exempel eines rechten fürstlichen Heldenglaubens, standthafftiger bekandtniß der göttlichen Wahrheitt, rechtschaffener Gottseligkeit, vnbeweglicher Hoffnung, großer gedult vnd vngeferbter liebe“ hinterlassen habe, so kann er ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, daß er seinen kalvinistischen Glauben, „ob er es schon wohl gekhöndt hette, nicht mitt so gar großem Fleiß, eifer und ernst, wie er schuldig gewesen vnd billich thuen sollen, propagirt vnd vortgepflantzt“ habe. Der Bruder und Nachfolger dieses Fürsten aber, Georg Friedrich, ist ihm völlig zuwider, weil er „ein steiffer Lutheraner, Ja vndt halber Papist ist, Auch viel papistische Rhäte vnnd sonnst greuliche Clamanten vmb vnd bey sich hatt“. Von ihm fürchtet er, daß „durch ihn das angefangene Christliche Reformationswerkh selbiger Orth wider gentzlich in hauffen gestoßen“ werde. — Des Kalvinisten konfessioneller Eifer spricht sich oft so schroff aus, daß die hochgebildete Landgräfin Sophie Eleonore manchmal scharfe Randglossen nötig fand wie: „graves calumniae“ oder: „Dießes obgemelde hat derjenige erlogen wie ein Schelm“. Einmal findet sich die ärgerliche Bemerkung „ἀχάλινον στόμα“ („ungezähmtes Maul“), die aber wahrscheinlich nicht von der Landgräfin herrührt.

Ebensowenig wie Markus in seinen Aufzeichnungen seinem konfessionellen Empfinden irgendwie Gewalt antut, ebensowenig nimmt er Anstand, Gesinnungen und Taten seiner Landesfürsten, namentlich Friedrichs III., bei dem er doch in hoher Gunst stand, bei aller Loyalität freimütig zu tadeln. In einem der Bände, die er „Palatina“ betitelt, findet sich folgende bezeichnende Auslassung: „Außtrückliche Protestatio, da wider verhoffen in den Tomis historiae palatinae sich ettwas befinden solte, das scheinen möchte, als ob es dem durchleuchtigsten hochgeborenen Churfürsten, herrn Friederichen pfaltzgraven des Nhamens dem IV, In etwas zuwider oder wenig reputirlich sein solte, daß ein solches, was und wie es avch immer

[1] I. M. F. von Endter, Meister Frantzen Nachrichter alhier in Nürnberg all sein Richten am Leben etc. Nürnberg 1801.

sein Mag, dieselb meinvng ganzs vndt gar nit habe". In dieser Bemerkung, die er wahrscheinlich später, nachdem er dem Kurfürsten näher getreten war, nachgetragen hat, verwahrt er sich also aufs entschiedenste gegen den etwaigen Vorwurf mangelnder Loyalität, es fällt ihm darum aber nicht ein, seine freimütigen Äußerungen zu streichen oder abzuschwächen. Er preist seinen jugendlichen Herrn, Friedrich IV., als Gönner der reinen Religion, als Hort des Rechts, als für sein Alter genugsam weise, aber er fügt mit tiefem Schmerze dessen Ausspruch hinzu: „Ich bin der Doctor und Schreiber Feind und der Edelleuthe Freundt".[1] In lateinischer Sprache fährt er fort: „Daher hat er denn auch die Gelehrten offenkundig wenig in Ehren gehalten, den Adeligen hingegen viel verwilligt". Nachdem er jedoch selbst vom Kurfürsten deutliche Beweise der Wertschätzung und Gnade empfangen, gibt er wiederum der Wahrheit die Ehre, indem er den Zusatz niederschreibt: „Wenigstens im Anfang, später jedoch, als er reifer geworden, hat er die Gelehrten hochgeehrt und geschätzt und sie mit Belohnungen ausgezeichnet, um die Edelleute hingegen sich weniger zu kümmern angefangen".

Über die Auszeichnungen, die ihm von seiten Friedrichs IV. zuteil geworden sind, berichtet Dr. Markus ausführlich und umständlich. Die darauf bezüglichen Schilderungen und Berichte sind für die Persönlichkeit des Fürsten wie des Dieners und für die Verhältnisse jener Zeit so bezeichnend, daß es sich wohl verlohnt, einiges daraus mitzuteilen.

Zu Anfang des Jahres 1600, als Friedrich im Begriffe stand, eine größere Reise an verschiedene deutsche Höfe zu unternehmen, gab er seinem Hofmaler Barthel Braun aus Köln,[2] der vorher sieben Jahre lang des Herzogs von Lothringen Contrefaictor gewesen war, den Auftrag, ihn zu malen und das Bild möglichst bald fertig zu stellen. Während der Abwesenheit des Fürsten bekam Dr. Markus bei Gelegenheit eines Ganges nach dem Schloß („auf dem Laden vor dem Hause, darinnen zuvor ein welscher Goldtschmitt gewohnt") das angefangene Brustbild zu Gesicht. Dieses gefiel ihm dermaßen, daß er den ihm bis jetzt unbekannten Hofmaler um eine Kopie anging. Braun aber schlug ihm die Bitte mit der Bemerkung ab, sein Herr habe ihm eingeschärft, das Bild „niemand nachgemalt mitzuteilen" außer einem gewissen Dr. Markus zum Lamm. Durch diese Eröffnung freudig überrascht, gibt sich Marcus zu erkennen und verlangt vom Maler das Versprechen, ihm eine Kopie zu besorgen. Trotz vielfältigem Mahnens aber bringt es Markus nicht dahin, daß Braun die Kopie bis zur Rückkehr des Kurfürsten fertigstellt. Als dieser am 12. April in Heidelberg wieder eintrifft, richtet unser Doktor an ihn ein Schreiben, worin er ihn zur Rückkehr von seiner „langwierigen Reise" beglückwünscht, und zugleich für die Erlaubnis, des Kurfürsten Bild für sich nachmalen zu lassen, seinen untertänigsten Dank ausdrückt. Bald darauf spricht Friedrich im Vorbeireiten bei Braun vor und befiehlt ihm, die von Markus bestellte Kopie bis Pfingsten fertig zu stellen. Er versteht sich sogar dazu, dem Maler noch zweimal zu sitzen. Am Pfingstabend läßt er durch seinen Kammersekretär Valentin Dürr dem Doktor sagen, er solle das bestellte Bild nicht bezahlen, sondern ihm die Bezahlung überlassen. Durch denselben Sekretär läßt er dem Hofmaler befehlen, von Dr. Markus keine Bezahlung anzunehmen, da er, der Kurfürst, längst Willens gewesen sei, dem Doktor sein „Contrefaict in Gold" (also eine goldne Medaille mit seinem Bilde) zu verehren, daß er aber wohl wüßte, daß ihm als einem „sonderlichen Liebhaber der Malkunst" das Gemälde mehr Freude machen würde, als das goldene Bild. So wird denn das bis aufs „Fürnissen" fertiggestellte Bild dem Fürsten vorgestellt. Hierbei äußert er die Absicht, es dem Dr. Markus eigenhändig zu überreichen, denn er habe daraus, daß dieser „etwas Namhaftes" auf sein Bild habe verwenden wollen, ersehen, wie lieb und wert diesem Manne sein Kurfürst sei, und diese Gesinnung müsse entsprechend geehrt werden. Er läßt hierauf das Porträt bei der Tafel herumreichen und namentlich seiner Gemahlin zur Begutachtung vorlegen.

[1] Diese Gegenüberstellung von (juristischen!) Doktoren und Schreibern einerseits und Edelleuten andrerseits ist für die Zeit des Überganges aus dem mittelalterlichen Feudalstaat in den modernen Beamtenstaat höchst bezeichnend. Derselbe Gegensatz wird uns weiter unten begegnen, wo von der Entlassung eines pfälzischen Kanzlers die Rede ist.

[2] Es ist dies offenbar der bekannte kölnische Meister Barthel Bruyn der Jüngere. Vgl. Janitscheck, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890. S. 524.

Alle stimmen darin überein, daß Friedrich auf dieser Kopie besser getroffen sei, als auf dem ersten Bilde. Besonders zufrieden äußert sich die Kurfürstin. Nun übergibt Friedrich das Bild dem Braun zum Firnissen. Am 15. Mai endlich wird Dr. Markus zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags „eilig gen Hof erfordert“ und in das neue kurfürstliche Zimmer beschieden, „so eine ziemlich große stub, mitt schönen Illuminierten Bildern von geschnittenem Kalk geziert vndt über die 1500 gülden zu machen gekostet“, um hier auf Ihre Kurfürstl. Gnaden zu warten bis Sie „zur Taffel zum Nacht Imbs gehen würden“, da Sie etwas Sonderliches mit ihm zu reden hätten. Auch der Maler Braun war zu Hofe beschieden worden. Das Folgende mag der Doktor selbst erzählen: „Alda dan Ihre Churf. gnaden, als sie vast vmb 7 vhrn auß irem gemach zur Taffel durch das gemelte Zimmer gangen vndt mich daselbst vfwartent von ferren ansichtig worden, freuntlich gelacht vndt das vilgemelt Contrefaict, so Sie in einer Schachtel ihnen nachtragen lassen, selbs persönlich mit eigner handt mit Nachvolgenden verbis formalibus, so der vmbstandt alle gehört, gnedigst präsentiert: Doctor Marx, hiemit verehre ich Euch Meine schlechte Contrefaict, dazv Ir, wie ich wol weiß, sonderlich Lust vnd gefallen habt, nitt als ein köstlichs Präsent, sonder vilmher zu anzeig Meines geneigten Freundtlichen hertzen vndt guten willens gegen Euch. Wollet daselbe also von Meiner wegen annemen vndt in Ever Kabinetgen vffschlagen· Da ich auch euch sonsten etwas guts vndt angenehmes erzeigen kan, wil ichs iederzeit thun. Daß solt Ir Euch gewiß zu mir versehen“. Undt haben zugleich auch ire Churf. g. von mir begert, daß ich solch ir Contrefaict, welches ausserhalb mir sie sonsten keinem geben, Niemants Communiciren oder Nachmachen lassen wolte, dieweil man ire Churf. g. dabeuor so schandtlich gemalt habe, daß sie fast einem Affen ähnlicher weren vndt gleicher sehen als einem Menschen; aber der Maler Braun müßte iren Churf. g. auch eines wie dieses machen, dasselb wolten sie einem guten kupfersticher zuschicken lassen, daß es eigentlich nachgestochen würde vndt besser ausgehen möchte dann bis anhero geschehen.“ Unser Doktor gibt das verlangte Versprechen und flicht schlagfertig die für Fürst und Künstler gleich schmeichelhafte Bemerkung ein, Seine Kurfürstliche Gnaden hielten es mit dem großen Alexander, der nur von des Apelles Meisterhand habe gemalt sein wollen. Er bedankt sich untertänigst und verspricht zu versuchen, so hoher Gnade sich einigermaßen würdig zu erweisen, sofern sein zunehmendes Alter und seine „zunehmende Leibsblödigkeit“ dies zulasse, jedenfalls aber fleißig zu Gott beten, daß er den Herrn und sein Haus gesund erhalte. Hierauf erwidert der Kurfürst: „Tut das, es ist mir das Allerangenehmste und Liebste, was Ihr mir tun könnt“. In Gegenwart des glücklichen Markus heißt er hierauf dem Hofmaler 10 Sonnenkronen[1] für das Bild auszahlen, und die Audienz hat ein Ende.

Unser Doktor muß sich der widerfahrenen Ehre würdig gezeigt haben, denn nach zwei Jahren wurde ihm eine abermalige hohe Auszeichnung zuteil. Der Kurfürst überreichte ihm eigenhändig die von dem nämlichen Künstler gemalten Bildnisse der Kurfürstin und sämtlicher kurfüstlicher Kinder, der verstorbenen wie der lebenden, mit der Bemerkung, daß er solche bisjetzt niemandem verliehen außer seinem „hohen Rat“, dem edeln Volrat von Plessen, dem Landrichter zu Amberg, und daß er solche Ehre niemand widerfahren lasse, als wem er „sonderlich mit Gnaden gewogen, vndt der ihm vor andern lieb were“. Dem Künstler läßt der Kurfürst (abermals im Beisein des Empfängers) für die acht Bilder 80 Gulden bayrischer Währung auszahlen. Zwei Monate später, als Friedrich einen schweren Krankheitsanfall (grauissimos paroxismos epilepticos) überstanden hatte, ließ er den Dr. Markus wiederum zu sich bescheiden und fragte ihn, ob er schon die goldene Medaille mit seinem Bild besäße. Als Markus dies verneinte, ließ er durch seinen „Stebler“,[2] den Junker Wolf Krantz von Geispitzheim, „der besten und stattlichste eine“ holen und überreichte sie ihm mit dem ausdrücklichen Befehle, daß er sie nicht in die Kiste schließen, sondern zum Gedächtnis und zur Ehre seines Herrn tragen solle. Daß Dr. Markus zum Lamm, der dem Fürsten durch Dr. Grynäus noch besonders empfohlen war, zu des Pfalzgrafen vertrautesten

[1] = 20 fl. weniger 7 alb. — [2] Das Wort ist abgeleitet von „Stab“ und bezeichnet einen Hofbeamten, der als Zeichen seiner Würde einen Stab trägt.

Räten gehörte, erhellt daraus, daß er bald nach der Genesung Friedrichs mit Grynäus zur Tafel gezogen wurde, und bei dieser Gelegenheit seinem Herrn ins Stammbuch schreiben mußte. Er schrieb die auf seine Vertrauensstellung deutlich anspielenden Worte: „Opera domini sunt celebranda, principis autem arcana sunt celanda". Über diesen echt geheimrätlichen Stammbuchseintrag bemerkt er befriedigt schmunzelnd: „quod etiam tanquam sacrum partim, partim politicum Celsitudini eique tum bene placuit".

Die mannigfachen Beweise fürstlicher Huld und seine durch und durch loyale Gesinnung haben unsern Dr. Markus keineswegs gehindert, das Leben und die Politik seines Fürsten mit kritischen Blicken zu betrachten und seine Bedenken der Feder anzuvertrauen. Wo er von Friedrichs Krankheitsfällen berichtet, tadelt er dessen unvorsichtige Lebensweise, namentlich sein „unordentliches Trinken". Er hebt hervor, daß „ihre Churf. g. von ihrer kindtlichen jugendt ahn ihrer nie geschonet, sonnder als ein freyer, frischer, freidiger junger herr mit zvuil schweren, starken, schnellen vnd vnzeitigen Exercitiis, als springen, ringen, fechten, Turnirn, tanntzen, Reitten, Rennen, Jagen, hetzen, Reisen, vndt stettem Bancketirn vnd vbermeßigem, vnzeitigem eßen vnd trinkhen vnd anderm stets werendem vnruigem wesen ihr Epilepsiam, Podagram, Febrim quartanam vnd andere mehr beschwerliche vnd gefehrliche Morbos zugezogen, dardurch die Natur zeitlich geschwecht vnnd alle vires corporis nicht wenig eneruirt vnd exhaurirt worden seindt, daher dann ihre Churf. g. offt vnd schnell gefehrlich kranckh worden seindt".

Wo er von dem Graubündner Wolfgang Zindelinus erzählt, der sich unter der Maske eines frommen Mannes die Gunst des jungen Fürsten erschlichen hatte, um dann eines Tages ohne Urlaub zu verschwinden, eifert er mit Ingrimm gegen die Begünstigung, die fremden Abenteurern von seiten der Fürsten zuteil werde, und schreibt ironisch: „Darumb man dann billich solche frembde, außlendische hoch herfürzihen, ihnen so vil vertrawen vnd sie vns in die Chart sehen lassen soll, damit, wann sie der hern vndt des Landes gelegenheit wol genung erforschet vndt ire Beuthel gefült haben, sie alsdan zu andern, die vns etwa nit viel guts gönnen, sich schlagen vndt vns hernacher den Judasdanck für solche vnsere ihnen erzeigte wolthaten geben". Überhaupt ist er geneigt, den Eigennutz Fremder, die in der Pfalz zu Ehre und Ansehen gelangt sind, für vieles Schlimme verantwortlich zu machen. So erzählt er u. a.: „Anno 1604 zu ende des Monats Martii ist Claus Heinrich von Eberbach, von Erfurt aus Türingen bürtig, erstlich gewesener Churf. Ambtmann zu Auerbach in der oberen Churf. Pfaltzs, darnach Kantzler zu Heidelberg, ein stolzer, hochtragender Man, der vor einen großen vom Adel gehalten sein wöllen, doch Brüder vnd verwandten hatt, die Becker vnd andere gemeine Leuth seint, dem Niemants hoch genug geschätzt gewesen, der alle andere neben sich veracht, niemants gut genung gehalten vndt alles zu endern vndt in hauffen zu werffen, sonderlich die Relligion, wo er nur gekönt, zu hindern, sich vnderstanden hatt, von wegen solcher seiner zu vil angemaster eigenmeisterschaft, strenicheit vnd andern beginnens von dem Churfürsten, Pfaltzgraffen Friederichen dem IV desselben seines Kanzlerdiensts nitt mit gar grossen gnaden erlassen vndt entsetzt worden, den letzten Martii obgemelt, nachdem er sich iedoch zuvor bei der Churf. Pfaltzs wol begraset gehabt". Diese Bemerkung zeigt übrigens, daß sich zu dem sondertümlichen Mißtrauen des Heidelberger Beamten gegen den Nichtpfälzer noch andere Empfindungen gesellen, die ihn gegen den Kanzler einnehmen, nämlich Widerwille gegen die hochfahrende Art des Günstlings, konfessioneller Haß gegen den Anhänger eines andern Bekenntnisses (wahrscheinlich des lutherischen) und nicht zum mindesten die Eifersucht des gelehrten Juristen, der seine Fachgenossen allein zur Regierungstätigkeit berufen glaubt, auf den wahrscheinlich ungelehrten Edelmann.[1] Das Mißtrauen des Doktors gegen Fremde erscheint übrigens gerechtfertigt, wenn man aus anderen Berichten unsers Gewährsmannes entnimmt, wie übel gerade zu damaliger Zeit fremde Abenteurer anderwärts, z. B. an den Höfen von Stuttgart und München, oder gar am Hofe des Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden gewirtschaftet haben.

[1] Die Bemerkung des Markus, daß dieses Kanzlers Brüder und Verwandte „Bäcker und andere gemeine Leut" gewesen seien, kann gegen dessen Stand natürlich nichts beweisen, da sie den Charakter des Klatsches zu deutlich an sich trägt.

Weniger bestimmt, aber doch deutlich genug äußert Markus sein Bedenken gegen die kostspielige Hofhaltung Friedrichs. Die Beschreibung eines glänzenden Hoffestes zu Heidelberg schließt er mit dem Hinweis auf die „nicht geringe Klag, beschwernis vnd vnwillen" der armen Untertanen sowie mit der lateinischen Nachschrift: „Und so essen, trinken, spielen, singen, tanzen, jubeln wir und feiern beständige Bacchusfeste, lachen und lassens uns wohl sein Tag und Nacht, indessen unsere Brüder und Schwestern an verschiedenen Orten weinen, wehklagen, dulden, sterben, in die Gefangenschaft geschleppt und von den Türken, Spaniern und andern Feinden ins Elend getrieben und aufs kläglichste mißhandelt werden, ahnen nicht unser eigen Geschick und künftig Loos und sind aller heilsamen Vermahnungen sorglose Verächter".[1]

Tritt uns so aus seinen historischen Berichten eine Persönlichkeit von ernstem Wahrheitsstreben, von scharf ausgeprägter Gesinnung und ehrlichem Freimut entgegen, so verleugnet Dr. Markus doch andrerseits keineswegs die seiner Zeit eigentümlichen Schwächen und Schrullen. Es ist dies ja die Epoche, wo Kaiser Rudolf „in Gesellschaft von Adepten sich in die schwarze Küche schloß und nach unendlichen Rezepten das Widrige zusammengoß", wo ein gescheiter Fürst, wie der Herzog Friedrich I. von Württemberg sich nach und nach von zehn verschiedenen Abenteurern und Goldmachern hintergehen ließ, ohne deshalb an der Alchimie irre zu werden und seine „auri sacra fames" zu bereuen, die ihm nur Verluste schuf. Es war die Zeit, in der jeder Komet, jede Sonnen- und Mondfinsternis für Zeichen und Wunder galten, wo ernste gebildete Männer in den Wolken streitende Heere mit ihren verschiedenen Waffengattungen (Kürassieren, Landsknechten, Konstablern) zu erkennen meinten, und den Verlauf blutiger Schlachten am Himmel mit ängstlicher Spannung verfolgten, um ein „Prognostikon" daraus zu gewinnen. Wir werden uns also nicht wundern dürfen, wenn auch Dr. Markus zum Lamm alle Wunderberichte von überirdischen Erscheinungen, Teufelsspuk, Blutregen und anderen „greulichen Chasmata", von redenden Säuglingen und Tieren, von Werwölfen, Menschenfressern u. dgl. nicht nur andächtig sammelt, sondern auch selber mit eignen Worten erzählt und nur sehr selten (und dann nur ganz schüchtern) leise Zweifel an der Wahrheit solcher Erzählungen äußert. Wenn er von den verschiedenen Abenteurern berichtet, die deutsche Fürsten und Stadträte mit ihren Zauberkünsten hintergehen, und wenn er mit einer zwischen Abscheu und Mitleid seltsam hin- und herschwankender Stimmung ihre Entlarvung und Bestrafung beschreibt, so verrät doch nirgends ein einziger Ausdruck, daß er an der wissenschaftlichen Berechtigung der Alchimie irgendwie gezweifelt hätte. Ebenso fest ist sein Glaube an die Sterndeuterei. Er hat mehrere Jahre hindurch ein ausführliches Wetterjournal geführt und dieses seiner Sammlung einverleibt. Hier geht er mit großer Ausführlichkeit auf astronomische und metereologische Dinge ein und sucht aus ihnen allerhand Weissagungen: Teuerung, Pestilenz, Türkennot, Auftreten falscher Propheten, Ketzerei u. dgl. herauszulesen. Er versäumt daneben nicht, hie und da allerlei interessante Ereignisse zu erwähnen und in besonders teueren oder wohlfeilen Jahren die Preise der hauptsächlichsten Nahrungsmittel zu verzeichnen. Naturgemäß erblickt er in Mißwachs, Teuerung, Hungersnot, Überschwemmung u. dgl. die züchtende Hand Gottes, die die Freveltaten des hoffährtigen Menschengeschlechts und namentlich den Kleiderluxus straft. Besonderes Ärgernis erregten bei den frommen Seelen jener Tage die „Krösen" (d. h. die gewaltigen Halskrausen), der Kopfputz und die unförmigen Pumphosen. Wie ernst man diese „sündhaftige" Mode nahm, und wie die Vorstellungen von einer unausbleiblichen göttlichen Heimsuchung für diese Hoffahrt die Gemüter beschäftigten, beweisen manche Berichte unseres Gewährsmannes. So erzählt er u. a.: „Anno 1599 den 2 Februarii hatt ein Vischer im Landt zu Holstein bei Gottorf einen vast abscheulichen Alantfisch an einem angel gefangen, welcher vmb den kopff ein Kröß gehabt vndt auf den rücken gleich als eine handt hervorgehendt, so eine Rute gefasset". Was diese Rute und die Krause zu bedeuten haben, ist leicht zu verstehen. Im Jahre 1594 war nach Markus Erzählung in Berlin der Engel Michael einem „jungen Meidtlin", eines Schenken

[1] Er fügt auf deutsch hinzu: „In Summa, wir bekümmern uns leider sehr wenig um den Schaden Josefs".

und Bierbrauers Töchterlein, erschienen und hatte in einer „schönen Meißenischen Sprache“[1] folgendermaßen zu ihm gesprochen: „Ich bin gesandt, daß ich dies anzeigen soll, und du solt es andern auch sagen, das Teutschlandt wird gestrafft werden von wegen seiner großen Hoffahrt, daß sie die lange krägen tragen vnd lange Zanken daruff machen vndt legen die große Zöpff in die Nacken vndt ziehen große Pummel an und machen die krägen hinden zu vndt verstellen ihr Angesicht; sie sindt nicht wert, daß sie Gottes Angesicht beschauen sollen. Vnser Herr Gott will sie darumb straffen; der bogen ist schon gespannt, das Schwerdt gewetzet vndt die Ruthe gebunden, damit er straffen will“. Die Modetorheiten, die im XVI. Jahrhundert Muskulus in seinem „Hoseteufel“ verspottet, und die nachmals im XVII. Jahrhundert, zur Zeit, wo Michael Moscherosch seine „wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sittewald“ schrieb, Gegenstand scharfer Satire werden sollten, hier werden sie in salbungsvollem Kanzelton mit der ewigen Verdammnis bedroht. Eine Anschauungsweise, die um der Halskrausen willen dem sündhaften Menschengeschlecht Erzengel erscheinen und andere Zeichen und Wunder geschehen läßt, erweckt heute mitleidiges Lächeln, und doch waren es die Besten der Nation, ernstgesinnte und gebildete Männer, die solche Gesinnung hegten. Diese Fabeleien stimmen vollkommen zu dem allgemeinem Zuge jener Zeit, die auch die weltlichsten und im Grunde für des Menschen Seelenheil gleichgültigsten Dinge einer einseitigen, konfessionell-kirchlichen Betrachtung unterzieht. Und während wir heute dergleichen Geschmacklosigkeiten als eine Entwürdigung des Heiligsten empfinden, waren jene Leute fest überzeugt, daß von der Bekämpfung solcher Modenarrheiten das Wohl und Wehe von Millionen Christenseelen abhänge. Wie kleinlich uns aber auch eine solche Weltansicht dünken mag, sie hat auch ihre ehrwürdige Seite. Lebhafter als heute fühlte damals der Mensch seine Abhängigkeit von Gott. Jede Naturerscheinung predigt ihm Buße, jeder noch so leichte Unfall mahnt ihn an die Sündhaftigkeit seiner Natur, zwingt ihn zu ernster Einkehr in sein Inneres. Ja, selbst der reiche Segen eines glücklichen Jahres erweckt in ihm das lebhafte Gefühl seines Unwertes. In sein Wetterjournal schreibt Markus einmal die Worte: „vndt ist in summa durch gottes genadt eine solche abundantia omnium rerum geweßen in diesem Jar (1604), das dem Almechtigen wol dafür zu dannken vndt zur buß sich zu schicken; wo nit, so würdte gewißlich Ein Israelitisches wachtelmal daraus werden“. Dieser Vergleich der reichen Frucht- und Weinernte mit dem Wachtelmahle kehrt mehrfach wieder; er will damit den Gedanken ausdrücken, daß, wie vielen Tausenden von sündigen Israeliten in der Wüste der übermäßige Genuß von Wachteln einst das Leben gekostet hatte, so auch den Zeitgenossen der reiche Ertrag des Jahres zum Verderben gereichen werde, wenn sie ihn nicht mäßig und dankbaren, bußfertigen Herzens genössen. Ohne Zweifel ist eine solche theosophische Anschauung irdischer Dinge und Verhältnisse für viele Gemüter der damaligen Zeit ein Mittel der Selbstzucht, eine Quelle sittlicher Grundsätze und Wegweiser zum Guten gewesen. Was aber hier als Segen sich erwies, das wirkte dort als Fluch.

Die Neigung, natürliche Vorgänge aus übernatürlichen Ursachen herzuleiten, die Sucht, überall ein sichtbares unmittelbares Eingreifen der Geisterwelt in den natürlichen Verlauf der Begebenheiten zu entdecken, hat jenen furchtbaren Hexenwahn mächtig gefördert und dem Moloch der Hexenverfolgung Tausende von unschuldigen Menschen als Opfer geschlachtet. Auch in diesem Betrachte ist Markus zum Lamm ein echtes Kind seiner abergläubischen Zeit. Ernst- und gewissenhaft verzeichnet er z. B. den Bericht von einem Zauberer namens Peter Stump, der „sich in einen Wolf verwandelt vndt in solcher Gestalt 13 kinder, zwo frawen vndt Einen Mann zerrissen, wie auch seine eigene Dochter beschlaffen vndt mit andern weibsbildern unsägliche schande vndt laster neben sonst allerlei unsäglichem Mutwillen geübt und getrieben“. Ein beigefügter kolorierter Holzschnitt zeigt

[1] Diese Notiz ist interessant für die Wertschätzung, deren sich schon damals das Meißenische als das angebliche „reine deutsch“ erfreute. Man sieht, daß die Leipziger Freunde und Freundinnen, die dem jungen Goethe seinen oberdeutschen Dialekt auszutreiben und ihn an die „reine“ meißenische Mundart zu gewöhnen sich beflissen, auf eine Jahrhunderte lange Überlieferung sich hätten berufen können.

uns oben links im Hintergrunde den besagten Stumpenpeter als Werwolf, einmal auf den Hinterbeinen stehend, ein andermal wie er ein Kind im Rachen fortschleppt. Im Vordergrunde links wird der aufs Rad geflochtene Zauberer mit glühenden Zangen gezwickt; in der Mitte ist dargestellt wie er auf dem Rade von „Meister Hans" gestäubt wird; weiter rechts ist der Moment der Enthauptung dargestellt. Weiter im Hintergrunde sieht man, wie der blutige Rumpf des Enthaupteten nach dem Scheiterhaufen geschleift wird, um dort mit zwei Weibern verbrannt zu werden. Im Mittelgrunde in der Mitte des Bildes gewahrt man eine Stange mit dem Rade und dem aufgespießten Haupte Peters und einem auf dem Rade stehenden Wolf. Hinter dieser Stange erblickt man den bewaffneten Gerichtsumstand und einen Beamten zu Roß. Grausiger noch als dieser entsetzliche Holzschnitt berührt uns folgende Aufzeichnung unseres Gewährsmannes: „Dergleichen ungeheure, gantz erschröckliche zauberei vndt Teuffelische Hexenwerk hatt sich auch vor wenig Jaren im stift Trier vndt darumb vilfaltig begeben vndt zugetragen, alda sich vnder andern auch ein priester gefunden, so die jung kinder ins Teuffels Nhamen getauft vndt andere mherfaltig unsägliche grewel geübet hat, welcher dan also auch ein fürnem theil seint der kräftigen irthumb, herlichen Frücht vndt Macht der Finsternis des Laiden Bapsthumbs, vndt hatt damals der Bischof von Trier solcher zauberei halben in Einem Dorff alle Einwohner, Man vndt weib, ausserhalb allein dreier weiber, so unschuldig gewesen, mitt dem obangeregten Mespriester, welcher über 100 junge kinder also, wie gemeldet, getauft gehabt, hinrichten und verbrennen lassen".[1] Schauerlich und höchst bezeichnend für die Anschauung des Schreibers und seiner Zeit! Der strenge Kalvinist kann es sich nicht versagen, in seinem konfessionellen Hasse das Papsttum für den Greuel der Zauberei verantwortlich zu machen. Den offenbaren ungeheueren Justizmord hingegen, den der bischöfliche Landesherr sich im fanatischen Glaubenseifer zu schulden kommen läßt, vermag er als solchen nicht zu erkennen. Aus seinen Worten spricht zwar das Bedauern, daß diese Zauberei so viele Opfer gekostet hat; die Massenhinrichtung selbst aber findet er offenbar völlig gerechtfertigt und notwendig. Diese Auffassung, die ein hochgebildeter, ernster und im Grunde seines Herzens wohlmeinender Mann jener Tage dem für wahr gehaltenen Gerüchte gegenüber bekundet, ist für die Erkenntnis des Gemütszustandes und Geisteslebens seiner Zeit wahrlich lehrreich genug.

Wie Markus und seine Zeitgenossen nicht nur angebliche Zauberei und Hexenwerk, sondern Freveltaten überhaupt auf die persönliche Anreizung und Verführung des Satans zurückzuführen geneigt sind, zeigt besonders deutlich seine Aufzeichnung, die einen merkwürdigen Mordanfall auf den Kurfürsten Friedrich IV. zum Gegenstande hat. Er erzählt den Hergang etwa folgendermaßen: In Korbach nicht weit von Heidelberg lebte ein Gemeindsmann namens Hans Eysengrein, zeitlebens ein gottloser und verruchter Mensch, der sich durch Fluchen, Schwören und „allerlei Üppigkeit" schwer versündigte. Schließlich ergab er sich dem leidigen Teufel durch einen förmlichen Vertrag, den er, des Schreibens unkundig, mit seinem Handzeichen, einem Rebmesser (reben hepen), unterzeichnete. Natürlich geschah diese Unterzeichnung mit seinem Blut („aus der Nasen"). Dieser Eysengrein grollte dem Kurfürsten und gedachte ihn zu ermorden, wie ihn der Teufel geheißen. Als der Pfalzgraf einst im Korbacher Revier eine Hasenjagd veranstaltete, begab sich der Bauer mit einer scharfen „Plauten" (Seitengewehr) bewaffnet in das Feld, zerhieb die dort gespannten Leinen und Tücher, indem er sich drohend vernehmen ließ, „er wolle dem Fritzen eins anmachen und ihn lehren über seinen Acker reiten." Hierauf lauerte er dem Kurfürsten auf. Zwischen drei

[1] Ob der Bericht von diesem Justizmorde der geschichtlichen Wahrheit entspricht, vermag ich nicht festzustellen. Bei dem Fanatismus, womit damals die Obrigkeiten aller Konfessionen gegen vermeintliche Hexen und Hexenmeister wüteten, scheint die Möglichkeit eines derartigen Verfahrens nicht ausgeschlossen. Aber die Entscheidung dieser Frage tut hier, wo es sich nur um die Beurteilung der Anschauungsweise des Berichterstatters handelt, nichts zur Sache. Die Mär von dem katholischen Priester, der die Kinder in des Teufels Namen tauft, scheint damals in protestantischen Kreisen vielfach umgegangen zu sein, denn in den Berichten des Dr. Markus erscheint sie zu öfteren Malen. So bezeichnet er z. B. eine solche frevelhafte Taufhandlung als den ersten Anlaß der österreichischen Bauernunruhen vom Jahre 1595.

und vier Uhr nachmittags (am 12. September 1603) erschien Friedrich mit seinen Kammerjunkern und Dienern und ritt über Eysengreins Rübenacker. Die Hauptmenge des Jagdgefolges ritt ziemlich weit abseits vom Kurfürsten, der nur wenige Diener in seiner unmittelbaren Nähe hatte. Der Bauer wandte sich an einen Kammerjunker namens Zillart mit der Frage, welches denn der Pfalzgraf sei, und dieser, nichts Böses ahnend, zeigte ihm den Herrn. Hierauf lief der Bauer „ganz grimmig und trutzig" stracks auf den Kurfürsten zu und fuhr ihn mit bedecktem Haupte und in höchst unehrerbietigen Tone also an: „Was hast du mir über meinen Acker zu reiten und das Meine zu verderben, da ich doch dem Kaiser Schatzung geben und dir alle Beschwerungen leisten muß?" Darnach schalt er unter Flüchen und vielen „schändlichen und üppigen Worten" Friedrich einen Landverderber und Leuteschinder, der seine armen Untertanen beschwere und viel unnützlich vertue und verschenke. Damit fiel er dem Pferde des Pfalzgrafen in die Zügel und rief wütend: „Nun steig eilends vom Pferd herab und gib es mir, oder du mußt vor meinen Augen sterben!" Bei diesen Worten zog er seine Plaute und führte einen Streich nach dem Kopfe des Herrn. Dieser feuerte sein Pistol auf den Angreifer ab, ohne ihn indes zu treffen. Er schwebte in äußerster Gefahr. Da wirft sich des Falkners Kanosky Knecht Georg aus dem Württembergerland, „ein starker, redlicher, tapferer Kerl", der gerade hinter dem Pfalzgrafen ritt, dem Wütenden entgegen und fällt ihm in den Streich. Der Bauer läßt vom Kurfürsten ab und trifft den Knecht auf den Kopf und linken Arm. Wäre sein Filzhut nicht so dick und sein Haar nicht so dicht und kraus gewesen, so hätte ihm der Hieb den Schädel gespalten. Am linken Arm verwundet springt Georg vom Pferd und schlägt den Bauer zu Boden. Jetzt kamen auch die Junker herbei, die sich (wie der Erzähler boshaft bemerkt) vorher nicht herzugetraut hatten,[1] um den am Boden liegenden Hans Eysengrein mit Hauen und Stechen völlig unschädlich zu machen, Friedrich aber, der am linken Arm und an einem Finger blutete, verbot es ihnen und befahl seinem Retter, dem handfesten Schwaben, den Frevler zu binden. Eysengrein wurde zwischen zwei Pferde gespannt und nach Heidelberg geführt. Hier wurde er in dem Turmgefängnisse, das der Volkswitz „Seltenleer" getauft hatte, in Gewahrsam gebracht. Beim Verhör in der Hofkanzlei gab er über alles, wonach er gefragt wurde, gar richtigen und verständigen Bescheid. Nachdem er einige Zeit zu Heidelberg im Kerker gelegen hatte, wurde er, wie Markus sich ausdrückt, „also abgeschafft, daß er allhie nicht mehr ans Licht oder zu Schein kommen ist". Mit dieser geheimnisvollen Andeutung schließt er den Bericht über einen Hergang, der nach unserm Ermessen zu seiner Erklärung der Heranziehung des Teufels im mindesten nicht bedarf. Die Ursachen, die den Hans Eysengrein zu jenem Mordversuche bewogen, gehen mit voller Deutlichkeit aus den Drohworten hervor, die er dem Kurfürsten zuruft. Wir haben es mit einer harten und zähen Bauernnatur zu tun, einem Menschen, der, durch eigne „Üppigkeit" heruntergekommen, die Schuld an seiner üblen Lage auf die bestehenden Zustände abwälzt und den verschwenderischen Hofhalt des Pfalzgrafen zu Heidelberg und den dadurch bedingten Steuerdruck für die Quelle alles Übels ausgibt. Mit dieser Auffassung hat er jedenfalls nicht allein gestanden. Wenn Markus zum Lamm zu den vielen kostspieligen Festen und Lustbarkeiten des Hofes, die ihn ungemein interessieren und zu ausführlichen Berichten veranlassen, zu den Jagden und Wildhetzen, die für das Landvolk eine schwere Plage bedeuteten, bedenklich den Kopf schüttelt, wie viel größer wird da die Unzufriedenheit der bäuerlichen Bevölkerung gewesen sein! Die Hofhaltung der Vorgänger Friedrichs hatte sich von Verschwendung fern gehalten. Sein Vater Ludwig VI. hatte nach dem Grundsatz gehandelt, den er dem Sohne ins Stammbuch schrieb: „Sei nit verthunisch, sei auch kein karger Filz; zu ehren spare nichts". Unter Friedrich IV. aber begann, wie Ludwig Häußer[2] treffend bemerkt, die alte Einfachheit zu schwinden. Die Höfe waren nicht mehr von jener „bürgerlichen Solidität wie hundert Jahre früher".

[1] Auch diese boshafte Bemerkung ist bezeichnend für die feindselige Gesinnung, die Markus gegen den Hofadel hegt.

[2] Geschichte der rheinischen Pfalz. Heidelberg 1856. Bd. II, S. 235.

Diese Veränderung konnte dem scharfblickenden Auge des mißtrauischen Bauern nicht entgehen, zumal wenn er, wie jener Eysengrein, der kurfürstlichen Residenz so nahe war. Mit scheelen Blicken zählten die Einwohner und Umwohner Heidelbergs die Fuder Weins, die Menge von Ochsen, Rindern, Schafen und Schweinen, die fürstliche Gäste am gastfreien Hoflager ihres Herrn verschmausten, und berechneten mißmutig, wie viel tausend Gulden oder „Tonnen Goldes" dies alles „der kurfürstlichen Pfalz" kostete. Waren doch bei Gelegenheit eines großartigen Hochzeitsfestes, das Friedrich IV. zwei Herrn seines Hofes ausrichtete, so viele Gäste in Heidelberg anwesend, daß sich die Zahl der unterzubringenden Pferde — die Fuhrpferde abgerechnet — auf 1500 belief.[1] Auf dem Schlosse wurde acht Tage lang täglich an 300 Tischen gespeist und eine Menge Speise und Trank wurde in die Stadt hinabgetragen, da bei weitem nicht alle Gäste auf dem Schlosse Platz fanden. 84 Fuder Weins wurden bei Gelegenheit dieses Festes getrunken. Dabei benahm sich das Gesinde der fremden Fürstlichkeiten nicht immer aufs beste und lohnte die pfälzische Gastfreundschaft mit Undank. So rühmte zwar Herzog Karl III. von Lothringen, der auf der Rückkehr von einem Besuche seiner Tochter in München, der Gemahlin des bayrischen Herzogs Maximilian, beim Pfalzgrafen einsprach, er sei in Deutschland noch an keinem Ort und bei keinem Herrn „so stattlich, herrlich, ehrlich und freundlich traktiert und gehalten" worden wie in Heidelberg, und die Vornehmen seines Gefolges stimmten diesem Urteile zu; „dem mutwilligen, unnützen, losen, gemeinen Gesind' aber, so er mitgebracht, ist der Wein zu sauer und das Brot zu schwarz gewesen, derwegen sie es unter die Tisch geworfen und über die Traktation geklagt haben". Die Zuchtlosigkeit eines solchen Kriegsvolks läßt es denn auch begreiflich erscheinen, daß der Herzog von Lothringen auf dieser Reise einen eignen Profoß und Henker mit einem eisernen Galgen mitführte, den man nach Bedarf auseinandernehmen und wieder zusammenlegen konnte, „daran er diejenigen unter seinem Gesind, so sich mit Stehlen oder sonsten gröblich übersehen und vergriffen haben, heimlich henken und, wenn sie verschieden gewesen, wegwerfen oder in die Erd' verscharren lassen, wie denn für gewiß gesagt worden, daß zu Stuttgarten ihrer zween und zu Heidelberg einer solchergestalt kurz expediert worden sein."

War der Aufwand des jungen, lebenslustigen Pfalzgrafen wenig geeignet, ihn bei dem ohnehin mißmutigen Landvolke beliebt zu machen, so kam eine an sich löbliche und verdienstvolle Einrichtung hinzu, um die Unzufriedenheit zu steigern. In der richtigen Einsicht, daß es an der Zeit sei, die kriegerischen Kräfte des Volkes dem Dienste des Vaterlandes nutzbar zu machen, hatte Friedrich IV. im Jahre 1594, bald nach seinem Regierungsantritte, „allenthalben durch die churfürstliche Pfaltz Exercitia militaria anrichten vndt die vnderthanen in kriegssachen üben vndt gewaltig abrichten lassen, vff den nottfall sie zu Rettung vndt beschirmung des Landts nechst göttlicher Hilf desto füglicher zu gebrauchen, hatte auch volgents solches continuirt vndt zum wenigsten Einen tag in der wochen solche Exercitia mit Ihnen treiben lassen, sie offt gemustert vndt selbs besichtiget, also daß allenthalben die Bauern vff den Dörffern sowoll als die Bürger in den Städten vndt Flecken gar wacker vndt wol abgerichtet geworden, wie auch ire Churf. g. indes orts von den besten vndt geübsten Einen Ausschus verordnet, dieselben werhaft gemacht, also das sie sonderlich an den Son- vndt Feyertagen ire wher antragen müssen, vndt in solchem allem auch für ire person als ein trewer vatter vndt Christlicher Regent dem Lieben vatterlandt vndt iren armen vnderthanen sampt allen angehörigen zum besten keinen fleiß, mühe, arbeit gespart haben".

Ein beigefügtes hübsches Aquarellbild führt ein solches „Exercitium militare" oder wie es Markus ins Deutsche übersetzt, eine „Trillerei" vor Augen. Auf einem ummauerten Platze steht auf grünem Plan ein Infanterieviereck mit dreiseitiger Front. Die Mannschaften der äußeren Glieder sind zum Teil mit Büchsen, die in der Mitte allesamt mit langen Spießen

[1] Das große Fest wurde übrigens, wie unser Gewährsmann durchblicken läßt, aus politischen Gründen vom Kurfürsten veranstaltet. Die Hochzeit jener Edeln diente nur als Vorwand, um so viele fürstliche und andere einflußreiche Persönlichkeiten in Heidelberg zu versammeln.

bewehrt. Alle stehen mit gespreizten Beinen, die Schützen mit fertiggemachtem Gewehr, den Kolben unter der rechten Hüfte. Je zwei Schützen vom rechten und linken Flügel der vorderen und hinteren Front geben Feuer. Die Mannschaften in der Mitte der Hinter- und Vorderfront strecken ihre Piken wagerecht vor, die im Inneren des Vierecks stehen mit Gewehr bei Fuß. Vor der hinteren und vorderen Stirnreihe steht je ein Exerziermeister mit Stoßdegen und Hellebarde, der eine in völlig schwarzem nur mit Goldtressen besetzten Anzug, der andere ganz in Rot gekleidet. Eine völlig gleichartige Bekleidung der Mannschaft (Uniform!) besteht nicht. Allen gemein ist nur der hohe spitzige Filzhut mit breiter Krämpe, die bei einzelnen mit Goldborten verziert ist. Die Büchsenschützen scheinen alle mit roten, mit Goldtressen besetzten Mänteln versehen.

So verdienstvoll die Einrichtung eines Landesausschusses auch gewesen ist, so mag sie doch von einem großen Teil des dem Waffendienste seit langer Zeit entwöhnten Landvolks als eine lästige Gewaltmaßregel empfunden worden sein. Leute, die in ihrer Weise über „Militarismus“ klagten, hat es damals gewiß noch mehr gegeben als heute, und wie in andern Ländern, so werden auch in der Pfalz damals nur die wenigsten einsichtsvoll genug gewesen sein, um mit unserm Dr. Markus die Rückkehr zu dem uralten, aber durch Jahrhunderte mißachteten gesunden Grundsatze der gemeinen Waffenpflicht und Waffenehre freudig zu begrüßen. Das durchaus gerechtfertigte Verfahren des „freien, frischen, freidigen jungen Herrn“ hat jedenfalls dazu beigetragen, bei dem über den kostspieligen Hofhalt murrenden Volke, seine Beliebtheit noch mehr zu vermindern.

Daß Markus die Unzufriedenheit der Untertanen mit der Regierung als in manchen Stücken berechtigt anerkennt, geht aus den früher angeführten Äußerungen und manchen andern unzweideutig hervor. Das hindert ihn jedoch nicht, für die Autorität der Staatsgewalt als der von Gott gesetzten Obrigkeit entschieden einzutreten und alle Umsturzbewegungen als schwere Verirrungen des Volks zu beklagen. Ein Recht des Widerstands gegen die Staatsgewalt, wie es manche Staatslehrer konstruiert haben, und das noch heute Verteidiger hat, kennt Dr. Markus nicht. Sein Mitgefühl für die Bedrückten und seine Überzeugung von der Heiligkeit der von Gott verordneten Staatsgewalt gehen deutlich aus der Betrachtung hervor, die er den Aufständen der österreichischen Bauern (in den Jahren 1595—1597) widmet: „Also hatt an diesen armen leuthen Gott der herr, der da will, das Man auch das vnrechte gedultig leiden vndt Ihme die rach befellen soll, solche vffruhr nitt weniger als in Anno 1525 die vffrürerische vnderthanen in der pfaltz vndt darumbhero schwerlich gestrafft, wie dan Ihe vndt alwegen auß sonderbarer seiner Göttlichen verordnung, Schickung vndt fürsehung, weil er ein Gott der Ordnung, aller Konfusion vndt zerrüttung feindt, auch ein stiffter, handhaber vndt beschützer der politischen Obrigkeit ist, die Aufrur vndt den mutwilligen vngehorsam der vnderthanen wider die obrigkeit sehr hefftig vndt schwerlich gestrafft, vndt an Ihnen nihe vngerochen plieben ist, so sie schon bißweilen durch der obrigkeitt vfferlegte, vnträgliche beschwernüssen vndt vnbilligen gewalt darzu höchlich verursacht worden seint; Dan Man auch in Politisch weltlichen Sachen außerhalb der Religion den harten, strengen herren umb des Gewissens willen gehorsam sein soll.“

Unter dem Gesichtspunkte dieser religiös-politischen Anschauungsweise betrachtet, zeigt sein und seiner Zeitgenossen Aberglaube, wie er bei der Beurteilung jenes Hans Eysengrein hervortritt, wiederum eine achtungswerte, ja ehrwürdige Seite. Der Fürstenmord erscheint ihnen als ein so ungeheuerliches, teuflisches Verbrechen, daß sie sich ihn aus natürlichen Gründen nicht ausreichend glauben erklären zu können. Wer gegen die geheiligte Person des gottbegnadeten Fürsten die frevle Hand erhebt, der muß nach ihrer Auffassung durch Höllenkunst berückt, vom Teufel verführt sein. Welch ein gewaltiger Wandel des Sinnes und des Gewissens tritt hier zutage, wenn wir die Anschauung dieser Männer mit der Gesinnung der Edelsten des Altertums vergleichen, die Tyrannenmörder wie Harmodios und Aristogeiton als Tugendhelden priesen! Auch aus dem groben, dunkeln Gewande des Aberglaubens bricht der milde Glanz der sittigenden christlichen Weltanschauung hier siegreich hervor.

Während Dr. Markus zum Lamm den stattlichen Hofhalt und die vielen kostspieligen Hoffeste einerseits mit einem gewissen offenbar aufrichtigen Bedauern begleitet, sofern er sie mit den Augen des Volksmannes und des Kalvinisten ansieht, zeigt er merkwürdigerweise gleichzeitig doch ein lebhaftes Interesse für die glänzende Außenseite des fürstlichen Lebens und Treibens. Die unverwüstliche Schaulust und Neugier des Weltkindes trägt offenbar über die Strenge seiner kirchlichen Auffassung der Dinge dieser Welt meist den Sieg davon. Überall, wo es etwas zu schauen gegeben hat, ist er dabei gewesen. Doch würde man ihm Unrecht tun, wollte man jenes Interesse als bloße Neugierde bezeichnen. Er zeigt vielmehr auch hierbei das kulturgeschichtliche Interesse, das ihn zur Sammlung seiner Trachtenbilder veranlaßt hat. Welche Aufmerksamkeit Markus überhaupt der äußeren Erscheinung, namentlich der Kleidermode geschenkt hat, lehrt am besten die Tatsache, daß er die Hochzeitskleider der Pfalzgräfin Dorothea, der Tochter Johann Kasimirs, die sich 1595 mit dem Fürsten Johann Georg von Anhalt vermählte, hat malen lassen (die Person der Pfalzgräfin ist nicht mitgemalt). Dazu bemerkt er: „Diese bede Röck wie auch derjhenige, so Sie zu ihrem Beyläger angehabt, vndt die Decke über dem güldenen wagen bei der heimführung seintt von dem rechten zeug selbs, dessen ieden ein Stücklein mir der hoffschneider mitgeteilt, nachgemalt worden“. Und doch ist derselbe Mann, der sogar den Hofschneider zu Rate zieht, um eine peinlich getreue Abbildung der Brautkleider einer Prinzessin fertigen zu lassen, bezüglich seines eignen Anzugs wahrscheinlich höchst einfach gewesen. Wo er von der Verleihung jener goldenen Medaille spricht, erwähnt er ausdrücklich, er pflege sonst keinerlei Goldschmuck zu tragen, wolle aber dem Fürsten zuliebe eine Ausnahme machen. Ausführlich berichtet er über festliche Aufzüge, über „Stänglebrechen“, Ringelrennen, Fußturniere, Tänze, Bankette mit ihren „Schauessen“, Feuerwerke, Jagden, Wildhetzen, Schlittenfahrten, kurz über alle Gattungen des damaligen vornehmen Sports und fürstlichen Vergnügens. Was ihm am merkwürdigsten schien, hat er durch meist sehr hübsche Bilder veranschaulichen lassen. So gibt er zum Beispiel eine Darstellung des Lustschiffes, das der Kurfürst nach „Herrn Mauritzen, landgraffen zu Hessen seinem“ hatte bauen lassen. Von Interesse ist die Abbildung des kurfürstlichen Rennschlittens. Wir sehen auf rotangestrichenen Schlittenläufen das Wappentier der Pfalz, einen lebensgroßen goldnen Löwen. Auf seinem Schweif ist der Sitz angebracht, von wo der Pfalzgraf den Schlitten lenkt. Die Füße des Fahrenden befinden sich hinter den beiden Hinterpranken des Löwen. Der Pfalzgraf trägt einen mattgrünen Anzug, bis über die Knie heraufreichende gelbe Stiefel, einen veilchenblauen spitzigen Hut mit mäßiger vorn aufgeschlagener Krempe und Federschmuck und einen langen Stoßdegen. In den Händen hält er Zügel und Peitsche. Das Pferd ist auf Kopf und Kreuz, vor der Brust und am Leibe mit grünen und roten Federn geziert. Das schwarze Geschirr ist mit kleinen Schellen besetzt. Um den Hals trägt das Pferd ein rotes goldgesticktes Kumt, woran oben ein vergoldetes Hirschgeweih angebracht ist.

Von den übrigen hierher gehörigen Abbildungen verdienen namentlich die Darstellungen verschiedener *Turniere* unsere Aufmerksamkeit. Das eine Bild stellt ein sogenanntes „welsches Gestech“ oder Balgenrennen („Stenglebrechen über die Balgen“)[1] dar. Die beiden Gegner reiten zu verschiedenen Seiten eines fast bis zur Schulterhöhe der Reiter sich erhebenden Holzverschlags gegeneinander und suchen im Vorbeireiten mit dem Rennspeer, der am vorderen Ende ein sogenanntes „Krönlein“ trägt, einander am Helme zu treffen. Das Bild soll jenes unglückliche Rennen vom 7. Oktober 1601 veranschaulichen, wobei ein Junker Riedesel[2] den jungen Pfalzgrafen Ludwig Philipp durch einen Splitter seiner turniergerecht gebrochenen Lanze durch das Visier ins Auge traf. Der bedauernswerte Fürst, der nach Markus' Versicherung „ein feiner, gottseliger junger Herr“ war, ist erst nach sieben Tagen

[1] „Baglio“ ist ein technischer Ausdruck, der soviel etwa wie Querbalken besagt (Gurlitt, Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner des XVI. Jahrhunderts. Dresden 1889. S. 19).

[2] Die Landgräfin Sophie Eleonore bemerkt hierzu am Rande: „G. R. in Eisenbach; obiit Marpurgi anno 1631. 28 Mart.“

unter den furchtbarsten Qualen dieser Verwundung erlegen. Bei seiner feierlichen Beisetzung in der Heiliggeistkirche in Heidelberg hielt der berühmte kurpfälzische Hofprediger Bartholomäus Pitiscus die Leichenpredigt über den Psalmtext: „So lasset euch nun weisen, ihr Könige, und lasset euch züchtigen, ihr Richter auf Erden; dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern.“ Der Kurfürst war von dem bedauerlichen Unfall so tief erschüttert, daß er das Balgenrennen, das er zur Feier einer Kindtaufe zu veranstalten gedachte, absagte und die schon errichteten Turnierschranken abbrechen ließ. Er verschwor sich zudem, zeitlebens kein Turnier mehr abzuhalten.

Haben wir in dem eben geschilderten Bilde ein regelrechtes Turnier älteren Stils vor uns, so veranschaulichen zwei andere Bilder besondere Abarten dieses ritterlichen Sports, die bereits seine Entartung kennzeichnen.

Das eine stellt ein sogenanntes *Fußturnier* dar. Von den beiden Kämpen trägt der eine vollen Harnisch, einen gelben, schwarzbesetzten Waffenrock und einen Helm mit geschlossenem Visier und rotem Federbusch. In der linken Hand führt er eine sehr breite Tartsche von dreiviertel Mannshöhe, in der rechten ein nicht eben langes aber sehr breites Schwert mit starker Parierstange. Der Gegner trägt einen geschlossenen Helm mit gelbem Busch, Brustharnisch, rosenfarbenen Waffenrock, grüne Hosen, rosenfarbige Strümpfe und gewöhnliche schwarze Schuhe. Seine linke Hüfte ist mit einem Schwerte bewehrt. In beiden Händen hält er einen langen, ziemlich dünnen Speer mit Krönlein. Er führt damit den Stoß auf den Gegner, der ihn mit dem Schild auffängt.[1]

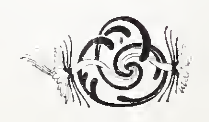
Die andere Abbildung zeigt ein sogenanntes *Kübelstechen*. Bekanntlich hatte man um einige Abwechselung in den Turniersport zu bringen und ihm neuen Reiz zu verleihen, schon in früherer Zeit allerlei Mummenschanz damit verbunden. Die Kämpfer erschienen in seltsamen Verkleidungen. Eine beliebte Gattung von Maskenturnieren späterer Zeit ist das Kübelstechen. Das Bild zeigt zwei völlig gleich gekleidete und bewehrte Reiter, die auf Schimmelhengsten mit eingelegtem Rennspeer gegeneinander rennen. Ihre aschgrauen Waffenröcke sind, wie man aus ihrem gewaltigen Umfang und namentlich aus den unförmigen bauschigen Ärmeln schließen darf, sehr stark wattiert. Die Beine stecken in schwarzen Hosen und hohen über die Knie heraufreichenden schwarzen Lederstiefeln. Die Hände sind durch wahrscheinlich ebenfalls wattierte Lederhandschuhe geschützt. Das eigentlich Charakteristische aber ist der Kopfschutz. Als solcher dient ein umgestülpter Kübel von rötlicher Farbe, dessen Boden sich über dem Scheitel befindet, während sein oberer Rand auf den Schultern aufsitzt. Auf der Vorderseite dieses Kübels ist eine grobe Fratze aufgemalt. In der Gegend des Mundes ist ein breites rechteckiges Loch ausgeschnitten, das wie ein unförmiges Maul aussieht. Kleinere runde Löcher müssen, obgleich die Zeichnung dies nicht deutlich erkennen läßt, in der Augengegend angebracht gewesen sein, weil ohne sie das ganze Rennen ein gefährliches Blindekuhspiel gewesen sein müßte. Die Turnierlanzen sind mit mäßiger Brechscheibe versehen und tragen an der Spitze anstatt des Krönleins einen stumpfen, vorne abgeplatteten Holzpflock. Der Stoß ist gegen die wattierte Brust des Gegners gerichtet. Das Ganze bietet einen höchst grotesken Anblick. Der Eindruck, den man aus diesem Bilde von dem Maskenspiel empfängt, ist der einer derben Parodie des ritterlichen Waffenspiels. Es scheint, als habe die Turniersitte eine ähnliche Entwickelung genommen wie die ritterliche Minnedichtung, nur daß bei der letzteren die Neigung zur Parodie, zur bewußten Vergröberung höfischer Formen, viel früher hervorgetreten ist. Hatte doch schon Neidhart von Reuental das Bedürfnis empfunden, die Formen der konventionell und reizlos gewordenen Minnedichtung mit neuem, derberen Inhalte zu füllen. Indem er das Minnelied vom Hofe der Fürsten und Edeln auf den Anger des Dorfes verpflanzte, verlieh er ihm einen parodistischen Zug, der bei seinen Nachahmern zur Verwilderung geführt hat. Das Turnierwesen erlebte zwar, dank dem Eifer Kaiser Maximilians I., eine kurze Zeit der Nachblüte, vermochte aber auf die Dauer Geschmack und Neigung der beteiligten Kreise in seiner reinen Form nicht allein zu befriedigen, zumal

[1] Dazu Gurlitt, deutsche Turniere usw. S. 22 f.

es infolge der veränderten Waffentechnik und Wandlung des Kriegswesens seine militärische Bedeutung fast völlig eingebüßt hatte. Man begann demgemäß auch diesen rittermäßigen Sport zu parodieren, indem man die Formen des Ritterspiels zu derbem Mummenschanz vergröberte. Daneben wurde denn freilich auch das regelrechte Turnier eine Zeitlang noch geübt, bis es zum Ringelstechen verblaßte. Bei Gelegenheit des oben erwähnten glanzvollen Hochzeitsfestes zu Heidelberg wechselten verschiedene Spielarten des Turniers, „Stänglebrechen (über die Balgen"!), Fußturniere, Ringelrennen und Kübelstechen miteinander ab.

Unter den Beschreibungen festlicher Einzüge, die Dr. Markus seinem Sammelwerke einverleibt hat, nimmt die Schilderung des Einritts der verschiedenen Fürstlichkeiten zum Reichstage in Regensburg (1594) die erste Stelle ein. Mit außerordentlicher Genauigkeit, die keinerlei Mißstimmung verrät, wird uns hier namentlich der Anzug der Fürsten, ihres Gefolges und ihrer Trabanten geschildert. Wir sind höchlich erstaunt, am Ende des Berichts ein vernichtendes Urteil über das Leben und Treiben der zum Reichstage Versammelten zu vernehmen: „Sonsten ist vff diesem Reichstag mechtige üppigkeitt mit übermachtem pracht, Banketirn, fressen, saufen, vnzucht vndt hurerei vndt viler grosser anderer gottlosigkeit vndt großen Sünden mher von dem meisten theil hohen vndt Niedern standtes, ja die grösten von den allerhöchsten häubtern[1] getrieben vndt gott schwerlich erzürnet worden, daß also von diesem Reichstag Nitt vil guts vndt glicklichen siegs wider den Türcken zu verhoffen, womitt gott sonst seiner Frommen, außgewölten kinder gebet erhöret vndt seine arme Christenheit schützet." — Wir gewahren mit Befremden, wie sich der liebevolle Beobachter und Schilderer des weltlich üppigen Treibens unter unsern Augen plötzlich in einen Sittenrichter von wahrhaft puritanischer Strenge verwandelt. Man könnte sich versucht fühlen, diese polternde Tugendhaftigkeit für unwahr zu halten, und doch würde man dem wackern Manne durch solche Vermutung wahrscheinlich schweres Unrecht tun. Sein Eifer für apostolische Einfachheit ist bei ihm gewiß ebenso wahr und lebendig gewesen wie seine Freude an dem bunten Bilde des vielgestaltigen Lebens der Großen dieser Erde. Den tiefen, klaffenden Gegensatz zwischen einseitig kirchlicher Weltanschauung und derbsinnlichem Behagen an den Freuden des weltlichen Lebens hat er ebensowenig innerlich überwunden wie seine Zeitgenossen; denn er ist eben nach allem, was wir von ihm gehört haben, ein echtes Kind seiner Zeit gewesen. Und gerade weil er das war, hat mich das Studium seines Charakters besonders angezogen. Das Sammelwerk des wackern Heidelberger Rechtsgelehrten und Kirchenrats, für das er jahrzehntelang emsig gesammelt, an dem er sein Leben lang gearbeitet hat, gewährt uns nicht allein ein Bild seines Charakters, sondern spiegelt treulich das Wesen seiner Zeit. Wer dieses Sammlers Hand aufmerksam faßt, vernimmt den Pulsschlag von Tausenden seiner Zeitgenossen. Die Erkenntnis einer Natur, die wie Dr. Markus die ehrwürdigen Charakterzüge und die Schwächen ihres Zeitalters in sich vereinigt, ist für den Kulturhistoriker nicht minder wichtig als die Betrachtung des Genius, der, den Seinen ein halber Fremdling, über sein Geschlecht hoch hinauswächst, den sein Gedankenflug auf Adlersflügeln über die Niederungen der Gegenwart emporträgt zur Sonnenhöhe der Zukunft.

[1] Diese Andeutung richtet ihre Spitze offenbar gegen den Kaiser Rudolf II., in dessen Gefolge sich „eine bedeckte vndt wol zugemachte kutsch" befand, darauf vermutlich „irer Mayestät *Mundtwescherinnen und Frauenzimmer* eingezogen".



Künstlerische Bucheinbände von Paul Arndt-Berlin.

Von

Professor Dr. Jean Loubier in Friedenau.

Mit vier Abbildungen.

Dem Buchbinderhandwerk geht's heutzutage nicht anders als andern Zweigen des Kunsthandwerks. Will der Handwerker heute Arbeiten von wirklich künstlerischer Qualität herstellen, so bedarf er der Mitarbeit der Künstler. Die handwerkliche Arbeit hat sich eben — das darf man nicht außer acht lassen oder verleugnen wollen — in ihren ganzen Lebensbedingungen im Verlauf der letzten Jahrzehnte so gestaltet, daß nur in seltenen Fällen, nur bei außerordentlicher Begabung, der Handwerker und der Künstler dieselbe Person sein kann. Die Künstler freilich, die erfolgreich für ein Handwerk und mit dem Handwerksmeister zusammen arbeiten wollen, die einem Zweige des Kunsthandwerks neue Ideen, neuen Inhalt, neue künstlerische Formen geben wollen, müssen mit der Arbeitsweise dieser Fächer gut vertraut sein und dessen technische Grundbedingungen und Möglichkeiten genau kennen. Dann erst kann ihre Mitarbeit wirklich erfolgreich und für das Handwerk förderlich sein. Und solchem Zusammenarbeiten des Handwerkers mit dem Künstler, des Künstlers mit dem Handwerker verdanken wir in der Tat allenthalben den neuen künstlerischen Aufschwung auf allen Gebieten heutigen Kunsthandwerks.

Die hier abgebildeten Bucheinbände Paul Arndts tragen den Stempel an sich, daß der Künstler, der sie entworfen hat, Material und Technik der Handarbeit des Buchbinders genau kennt. Ja, noch mehr, er hat die Technik der Buchbinderei in aller Form selbst erlernt. Nachdem er die dekorative Kunst, speziell buchgewerbliches Entwerfen, in der Steglitzer Werkstatt, die damals noch von dem Künstlertrifolium Ehmcke, Kleukens, Belwe geleitet wurde, und auch im Abendunterricht am Berliner Kunstgewerbemuseum studiert hatte, arbeitete er in der rühmlichst bekannten Londoner Buchbinderei von Sangorski & Sutcliffe ein Jahr lang praktisch und machte sich alle Techniken der Handarbeit zu eigen. Den Band, den Abb. 1 wiedergibt, hat er eigenhändig eingebunden und dekoriert. Er ist in naturfarbenes Schweinsleder gebunden und mit Blindpressung verziert. Das hübsche kräftige Rautenmuster mit stilisierter Rose und Rosenblättern hat unser Künstler nach seiner Zeichnung aus einem Bogensatz Linie für Linie zusammengefügt. Gerade zum Schweinsleder steht die Blindpressung so gut, wie

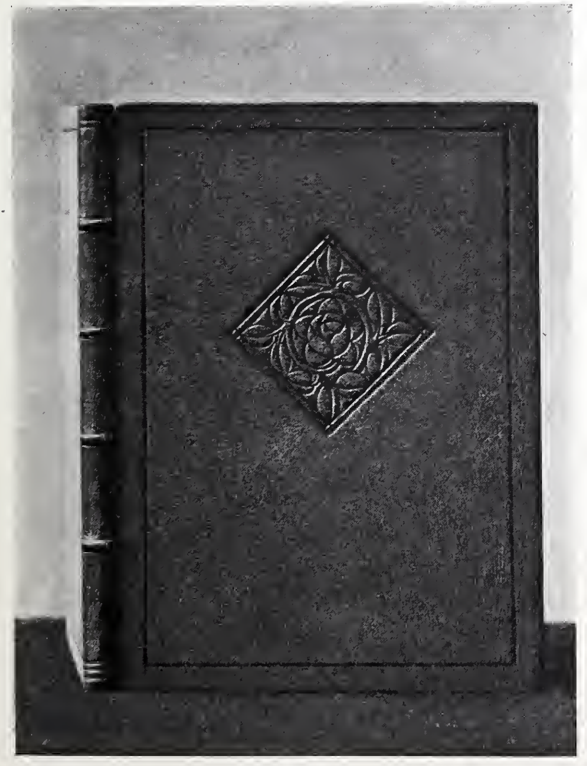


Abb 1.

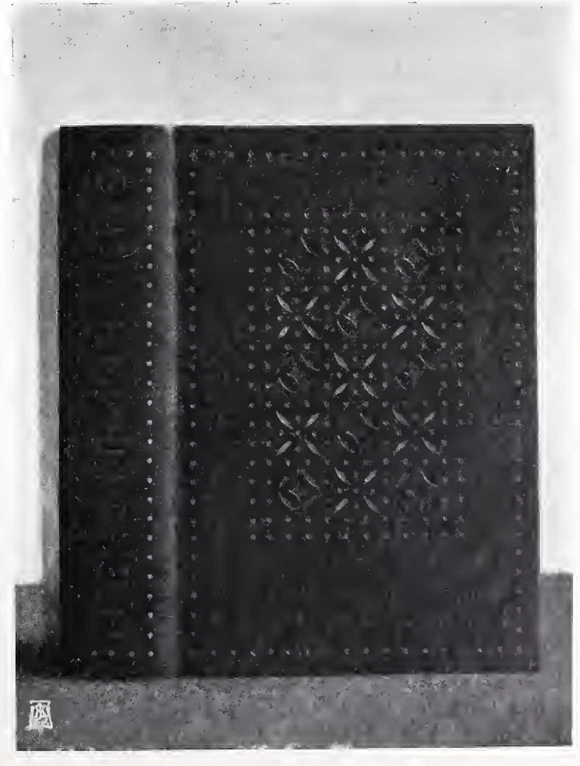


Abb. 2.



Abb. 3.

verwenden, nämlich die Perlenstickerei auf Kanevas. In die Einbanddecken aus dunkelbraunem Rindsleder, die mit feinen Goldlinien umrändert sind, hat er kleine Füllungen von farbiger Perlenstickerei vertieft eingelassen, so daß diese mit dem Lederbezug in gleicher Fläche liegen. Auch diese Füllungen sind von feinen Goldlinien umzogen. Auf dem Vorderdeckel des ersten Bandes, der Elizabeth Brownings Sonette nach dem Portugiesischen mit dem Buchschmuck von Ehmcke enthält, ist die Perlenstickerei rein ornamental gehalten. Den zweiten Band, Brentano-Tiecks Märchen, schmücken mit Anspielung auf den Inhalt eine Mittelfüllung mit Tauben in Ranken auf dem Vorderdeckel und auf dem Rücken zwei kleine Quadrate mit Hahn und Henne, von blauen, gelben, weißen und grünen Perlen gestickt. Der Titel sitzt in vergoldeten Typen hier einmal in der Mitte des Rückens. Die Stickereien sind nach Arndts Entwurf von Frau Tina Frauberger in Düsseldorf ausgeführt; gebunden hat die Bände Köker in Düsseldorf. Die glänzenden buntfarbigen Perlenstickereien nehmen sich sehr hübsch und lustig aus auf dem dunkelbraunen Grunde des Lederbezuges. Die Reproduktionen auf unserer Abbildung hätten farbig sein müssen, um

wir das von unsern alten deutschen Buchbindermeistern der Spätgotik und Frührenaissance kennen. Es ist erfreulich, daß die Blindpressung auf kräftigem Leder neuerdings von den Buchbindern wieder mehr angewendet wird. Der Band enthält, was nebenbei erwähnt sei, eine von Arndt geschriebene kalligraphische Handschrift, eine Blütenlese aus Ruskins Werken. Kalligraphie und dekoratives Schreiben haben in den letzten Jahren bei uns anerkennenswerte Fortschritte gemacht und gehören jetzt mit zu den Unterrichtsfächern an Kunstgewerbe- und Handwerkerschulen. Sie werden auch mit Erfolg in den Buchbinderfachschulen gepflegt, und in der Tat kann auch der Kunstbuchbinder ihrer nicht entraten.

Der Einband Abb. 2 interessiert uns, weil der Künstler hier eine ganz alte Technik des Bucheinbands wieder aufgenommen hat. Wie er mir selbst erzählte, hat ihm einer der ältesten Ledereinbände, die wir kennen, der aus dem VIII. Jahrhundert stammende Einband des sogenannten Ragundrudis-Codex in der Landesbibliothek in Fulda (nach der Abbildung in meiner Monographie über den künstlerischen Bucheinband Seite 58) für Material und Technik als Vorbild gedient und auch zu dem ornamentalen Muster die Anregung gegeben. Er hat hier die neue Jobsiade-Ausgabe des Insel-Verlags in tief dunkelbraun gefärbtes Rindsleder eingebunden. Das Ornament ist mit drei verschiedenen Stanzen aus dem Lederbezug ausgeschlagen und abwechselnd mit grünem und rotem Sämisch-Leder unterlegt. Der Längstitel auf dem Rücken „Hieronymus Jobs“ ist mit dem Messer ausgeschnitten und mit rotem sämischen Leder hinterlegt. Das ergibt eine sehr hübsche koloristische Wirkung von braun, rot und grün bei einer echt ledermäßigen Verzierungsart.

Bei den beiden auf Abb. 3 vereinigten Bänden hat Arndt den Versuch gemacht, eine andere Technik zur Verzierung der Einbanddecken zu

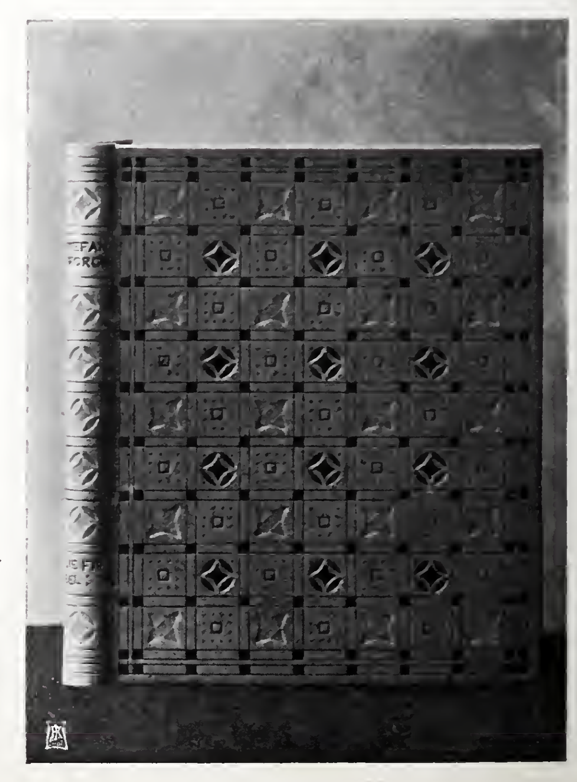


Abb. 4.

von der Farbenfreudigkeit und der Materialverschiedenheit der beiden Bände eine rechte Vorstellung zu geben. Es ist ein wohlgelungener Versuch, einmal andere Materialien und Techniken zur Dekoration von Bucheinbänden heranzuziehen, wie es für besondere Fälle hin und wieder angebracht sein kann.

Einen außerordentlich geschmackvoll dekorierten Lederband für ein Buch von Stefan George gibt Abb. 4 wieder. Karl Böttger in Berlin hat ihn nach Arndts Entwurf und Materialbestimmung in delikatester Technik ausgeführt. Er ist aus glattem weißem Kalbleder gearbeitet. Doppelte Goldlinien teilen die Fläche in viele rechteckige Felder, in deren Ecken kleine Quadrate schwarz aufgedruckt sind. Die quadratischen Felder füllen ornamentale Stempel, die abwechselnd mit der Hand vergoldet und blind eingepreßt sind. Das alles zusammen ergibt auf dem zarten Weiß des Leders feinabgestimmte koloristische Reize. Der Band ist in Summa einer der feinsten deutschen handgefertigten Einbände, die mir in den letzten Jahren zu Gesicht gekommen sind. Es sei noch erwähnt, daß Arndt auch das hübsche Moosmarmor des Vorsatzpapieres selbst gefertigt hat.

Kürzlich ist Paul Arndt als Lehrer an die Kunstklasse der Berliner Buchbinderfachschule berufen worden, um als Nachfolger des ausgeschiedenen Ludwig Sütterlin Unterricht im dekorativen Zeichnen und Entwerfen zu erteilen. Seine oben erwähnten Fachstudien werden ihm und seinen Schülern dabei sehr zustatten kommen.

Werden unsere heranwachsenden Buchbinder, bei denen sich im allgemeinen Fachunterricht besondere Begabung erwiesen hat, in einer oberen Klasse — wie es zum Beispiel in der Berliner Kunstklasse geschieht — durch Künstler wie Sütterlin und Arndt und zugleich durch hervorragende Fachmänner wie Paul Kersten zu feinerer künstlerischer Arbeit weiter ausgebildet, so ist am ehesten eine Gewähr dafür gegeben, daß sich wenigstens die begabtesten unter den Schülern sowohl zu ausführenden Buchbindern als zu entwerfenden Künstlern in ihrem Fache entwickeln können, — gewiß ein erstrebenswertes Ziel, das aber unter den Arbeitsbedingungen der heutigen Buchbinderei, wie ich es schon oben aussprach, doch nur wenige Auserwählte ganz erreichen werden.

Paul Arndt gehört meines Erachtens nach seiner Begabung und Ausbildung zu den Künstlern, die unsere Buchbinder mit Erfolg zur Mitarbeit bei künstlerischer Arbeit heranziehen könnten.



Roger Payne, der Vater der englischen Buchbinderei.

Von J. Esler.

Aus dem Book-Binding Trades Journal

übersetzt von

M. Druhm in Berlin.

Der Name Roger Payne ist den Buchbindern des XX. Jahrhunderts recht geläufig, aber es ist verwunderlich, wie wenig diejenigen, die seinen Namen kennen, oft mit dem Charakter und den Arbeiten dieses exzentrischen Genies vertraut sind. Genie und Überspanntheit gehen in der Regel Hand in Hand, und bei Payne ist dies mehr als zutreffend.

Obgleich wir nicht beabsichtigen, uns des längeren mit Payne und seinem Wirken zu beschäftigen, so werden uns doch hier Charakterzüge von ihm und einige Vorkommnisse interessieren, die noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sind.

Payne wurde um das Jahr 1730 in Windsor Forest geboren. Seine ersten Kenntnisse in der Buchbinderei erlangte er unter dem Träger eines in der Bücherwelt berühmten Namens, Pote, Buchbinder an der Eton-Schule. Wie Pote und Roger miteinander ausgekommen sind, ist nicht bekannt, aber später, als er bei Thomas Osborne in Holborn lernte, war er durchaus kein vielversprechender Schüler. Er zeigte so wenig Fleiß und Ausdauer, daß Osborne schon nach kurzer Zeit seine Abwesenheit vorteilhafter fand als seine Gegenwart. Die Absonderlichkeit seines Charakters trat gelegentlich seines Bekanntwerdens als Buchbinder hervor.

Jm Jahre 1776 trat ein Buchhändler gleichen Namens, Tom Payne, an ihn heran und schlug ihm vor, sich selbständig zu machen, wozu er ihm seine finanzielle Hilfe anbot. Anfänglich wollte Roger Payne diese Unterstützung nicht annehmen, gab aber schließlich nach unter der Bedingung, daß er seine Schuld mit einem Zins-Vorteil von 30 Prozent abtragen dürfte. Die Sache kam zu stande und er eröffnete noch in demselben Jahre am Leicester Square ein Geschäft, das ihn tatsächlich in kurzer Zeit in den Stand setzte, sich von den Schulden zu befreien, die er anfangs gemacht hatte.

Sein Bild in dem „Decameron" (1817) stellt ihn

als einen dünnen, schäbigen, alten Mann dar, in einem kleinen Raum stehend, mit einem Leimtopf auf dem Feuer. Dibden spricht in demselben Werke begeistert von Payne; er sagt: „Niemals habe ich einen derartig feinsinnigen Geschmack in der Buchverzierung gesehen."

Arnett, eine spätere Autorität, behandelt seine Arbeiten mit größerer Strenge. Er schreibt: „Oliv war seine Lieblingsfarbe. Sein venezianischer Einbandstil [warum „venezianisch", erfährt man von Arnett nicht] war in starker Nachfrage. Die meisten seiner Bände hatten rauhe purpurne Vorsatzpapiere, die oft schon in wenigen Wochen fleckig wurden. Seine Bücher waren fest geheftet und der Rücken dauerhaft gearbeitet. Die kleinen Bände legten sich nicht gut auf; die Deckel der meisten seiner Bücher waren zu dünn, was keinen vorteilhaften Eindruck machte. Ferner sind die Bände bei seinen Einbänden sehr schlecht und sorglos behandelt, sie sind uneben und erscheinen unfertig." Doch trotz dieser strengen Kritik schätzten die Bücherliebhaber — und sie tun es heute noch — einen Band, der den Stempel Roger Paynes trägt, sehr hoch.

Weiter erzählt Arnett: „Er war entsetzlich nachlässig. Brot, Käse, Leim, Kleister und alte Stiefel waren über wertvolle Manuskripte gehäuft usw." — Betrachten wir den Stil seiner Arbeiten, so sehen wir, daß seine Randverzierungen aus klassischen Motiven bestanden. Einige seiner besten Leistungen findet man auf russischem Leder. (Juchten — erstmalig im Jahre 1825 nach England gebracht.) Als sein Meisterwerk wird allgemein der „Glasgow Aeschylus" (1795) angesehen, der jetzt in der Althorp-Bücherei aufbewahrt wird. Für das Einbinden dieses Buches bezahlte Lord Spencer 16 Pf. 16 Schillinge an Payne.

Ein Band französischer *Romanzen*, der förmlich mit „Fleurs-de-Lys" übersät ist, hat eine sehr unruhige Wirkung und ist den übrigen Arbeiten Paynes durchaus unähnlich. Bei der Verzierung war aber auch nicht der Geschmack Paynes, sondern die ihm gegebene Anweisung bestimmend. Wenn seinem Belieben überlassen, waren seine Zeichnungen und Farbenzusammenstellungen stets wundervoll passend. Seine Preise waren lächerlich niedrig und scheinen überhaupt in keinem Verhältnis zu der umständlichen Beschreibung der Einzelheiten zu stehen, die er in den langen, seltsamen Rechnungen für seine Kunden gibt. Eine solche Rechnung über das Einbinden der „Harmonie der Welt", für Dr. Mosley, lautet:

„In der besten Weise gebunden; das Buch in der allerbesten Art mit weißer Seide geheftet; sehr stark und läßt sich leicht aufschlagen; sehr saubere und starke Deckel; innen feines Zeichenpapier, mit Mustern, die zur Farbe des Buches passen. Die Außenseiten sind in dem Rosicrucian-Geschmack ausgeführt. Eine in sehr richtigen Maßen hergestellte Arbeit; die Innenseiten im Druiden-Geschmack, mit Eicheln und S. S.,[1] besetzt mit Sternen usw. in der prächtigsten Art; so fein, so stark und elegant wie dieses Buch gebunden wurde, ist der Band wohl 13 Schilling wert, und die Leder-Auflagen, Reinigen und Ausbessern des Titelblatts sind mit 2 Schilling zu bewerten."

Sein Hang zur Unmäßigkeit hinderte ihn, ein reicher Mann zu werden.

Brassington nennt ihn „einen begabten, betrunkenen Buchbinder".

Erst im vorgerückten Alter wurde sein Bruder Thomas sein Partner. Während diesem die Vorarbeiten oblagen, besorgte Roger ausschließlich die Fertigstellung. Ob auch Thomas ein derart unangenehmes Wesen wie sein Bruder hatte, vermögen wir nicht zu sagen; die Genossenschaft hatte indessen nicht langen Bestand, und die beiden Brüder schlugen sich zum Schluß sogar. Nachher war er mit Richard Weir verbunden. Weirs Frau scheint die Fleißigste des Trios gewesen zu sein; sie war besonders in der Ausbesserung alter Bücher geschickt. Payne galt in seiner Zeit als der tüchtigste Mann für das Restaurieren alter Bücher unter Erhaltung ihrer Altertümlichkeit der betreffenden Zeit, und in keiner Periode wurde diese Art Arbeit besser ausgeführt, als zu der, da Richard Weirs Frau diese Arbeit für ihn ausführte. Aber Weir war keinesfalls der Mäßigsten einer, und nach vielen Streitigkeiten trennte er sich von Payne.

Ein Schriftsteller, der über Payne in dieser

[1] S. S. bedeutet: Sacra scriptura, Heilige Schrift, soll heißen religiöse Inschriften.

Übersetzung einer zweiten Rechnung Roger Paynes:

Vanerii Pradium Rusticum Parisiis MDCCLXXIV

Auf allerbeste Weise in feinstem grünen Maroquin gebunden. Den Rücken mit rotem Maroquin gestreift. Feinstes Zeichenpapier und sehr zierliche Maroquin-Fälze innen.

Einige Blätter waren durch Farbe befleckt, sie sind gewaschen und gereinigt worden. . . . . 0 : 0 : 16

Da der Inhalt des Buches Rusticum betrifft, so habe ich gewagt, Wein-Gewinde darauf zu setzen. Ich hoffe, daß ich es nicht in einer für das Buch zu reichen Art gebunden habe. Es nimmt eine beträchtliche Zeit in Anspruch, diese Wein-Ranken herzustellen. Die Zeit eingerechnet, die ich gewiß für das Ausmessen und für die Herstellung der verschiedenen und mannigfachen kleinen Stempel gebrauchte, welche zum Füllen der Weingewinde erforderlich waren, schätze ich, daß es nahezu der Arbeit 3er Tage bedurfte, um nur die zwei Deckel des Buches fertigzustellen — aber ich wünschte mein Bestes für das Werk zu tun — und gleichzeitig konnte ich nicht daran denken, den vollen und eigentlichen Preis für die Arbeit anzurechnen, und so hoffe ich, daß der Preis nicht nur angemessen, sondern auch billig befunden wird . . . . 0 : 18 : 0

Zeit schreibt, sagt: „seine Erscheinung machte entweder den Eindruck schmutzigen Elends oder törichter und furchtbarer Gleichgültigkeit gegen die hergebrachten gesellschaftlichen Anschauungen. Seine Haar war ungekämmt, sein Gesicht in die Länge gezogen, sein Anzug vernachlässigt und das Innere seiner Werkstätte — wo, wie in der Türkei, er nicht den Bruder in der Nähe seines Thrones geduldet hätte — harmonierte nur zu gut mit dem allgemeinen Charakter und dem Äußeren ihres Besitzers. Mit der größtmöglichsten Entfaltung von Demut beim Sprechen und Schreiben verband er einen ganz unpraktischen Stolz.“

Richard Eduard Graves sagt in dem Lehrbuch der Nationalen Biographie:

„Er besaß künstlerisches Talent, weit überlegen dem irgend eines englischen Genossen seines Kunsthandwerks des XIX. Jahrhunderts.“ Seine hauptsächlichsten Gönner, neben Lord Spencer, waren der Herzog von Devonshire, Oberst Santley und Seine Ehrwürden Mordaunt Cracherode. Die Cracherode-Sammlung, die sich jetzt im Britischen Museum befindet, enthält viele hervorragende Proben seiner Arbeiten, wovon bemerkenswert sind: Ciceros „De Oratore“, gedruckt in Rom von Ulrich Han im Jahre 1468, gebunden in rotem Maroquin; „Epistolae ad Familiares“ von Cicero, gedruckt von Jenson in Venedig im Jahre 1475, gebunden in rotem Maroquin; „De Finibus“, Venedig 1471, gleichfalls in rotem Maroquin. Die Zeichnungen auf der Außenseite des letzteren Buches, sind, obgleich blind gedruckt, sehr in die Augen fallend. Eine Kopie des in Juchten gebundenen ersten Folianten von Shakespeare (1623) ist in der Bücherei von Mr. Christie-Miller in Britwell Court, Buckinghamshire. In den letzten Tagen seines Lebens arbeitete er an einer Aldine-Ausgabe von Homers „Ilias“, gedruckt auf Velin, und das Datum 1504 tragend. Dieser zum Teil fertiggestellte Band ist gegenwärtig in der John Rylands Bücherei.

Wenn auch Roger Payne nicht nach jeder Seite hin vollkommen war, sogar seine Fehler nicht wenig zahlreich sein dürften, so liebte er doch seine Kunst und tat Gutes durch sie, obgleich er auch öfter als einmal gesagt haben soll, daß er den Anblick eines Buchdeckels hasse.

Er verrichtete alle Arbeiten eigenhändig, so auch Falzen, Heften, Beschneiden, Ausbessern, Färben seiner Vorsatzpapiere. Auch fertigte er selbst seine Werkzeuge usw., ja er gab sich in einer Periode seiner Laufbahn als Stempelschneider aus, doch dieses mit mittelmäßigem Erfolge.

„Er liebte das Trinken mehr als das Essen“ meint Brassington. Eines überzeugenderen Beweises, als der in einem Notizbuch von ihm vorgefundene ist, wird es hierfür wohl kaum bedürfen — dort steht:

„Für Speck . . . einen halben penny (= 4 1/6 Pf.)
Für Likör . . . einen shilling (= 1 Mk.)“

Cundall sagt „Wir haben in dem gegenwärtigen Jahrhundert bessere Buchbinder gehabt, als Roger Payne einer war.“ Dies soll zugegeben werden, doch haben wir bestimmt keinen originelleren besessen.

Kurz vor seinem Tode arbeitete er für Mackinlay, aber es war nicht mehr der Roger Payne, den wir kennen, — er hatte all seine Geschicklichkeit gänzlich verloren. Er starb im Dukes Court, St. Martins Gasse in London am 20. November 1797 und wurde auf dem St. Martins-in-the-field Kirchhofe auf Kosten seines alten Freundes Thomas Payne begraben.

Die Althorp-Bücherei, jetzt ein Teil der John Rylands-Bibliothek in Manchester, weist die meisten seiner Arbeiten auf, einige andere sind auch im Britischen Museum zu sehen.

Payne veränderte während der Periode seines Wirkens den Charakter des englischen Einbandstiles vollständig; er war der erste Mann, der es praktisch versuchte, die Dekoration des Deckels dem Inhalte des Buches anzupassen. Obgleich es absurd wäre, Payne heute zu kopieren, verdanken ihm doch die Buchbinder seines Vaterlandes viel, und wir können Cundall wohl darin zustimmen, daß Roger Payne der Vater der englischen Buchbinderei war.



Im Heim der Fürsten, Grafen und Ritter.

Von

Professor Otto Eggeling in Weimar.

Mit sechs Abbildungen.



Nachdem der Verein zur Erhaltung deutscher Burgen zehn Jahre lang bestanden, läßt er jetzt unter dem Titel „*Der Väter Erbe*" einen vortrefflich ausgestatteten und auffallend billigen Band erscheinen (20 Bogen gr.-4° mit 6 Lichtdrucktafeln, 60 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Bei Franz Ebhardt, Berlin 1909. Preis 6 M.). Der Architekt *Bodo Ebhardt* hat hervorragende Mitglieder des Vereines bewogen, Aufsätze über die ihnen zunächst liegenden Burgbauten zu schreiben, hat selbst vier Arbeiten geliefert und die Herausgabe des Ganzen besorgt.

Welche Fülle der Gesichte! Wir lesen von Bauten am Nieder- und am Oberrhein, von Schlössern auf Tiroler Bergen und in den Ebenen Norddeutschlands, es werden Zinnen, die sich im Genfer- und im Bodensee spiegeln, ebensogut beschrieben als Mauern, um die der Thüringer Wald seine Lieder singt. Wir hören, daß hier die Hohenstaufen Besitzer waren, dort die Wittelsbacher restaurieren, daß diese Wände durch die kunstliebenden Habsburger geschmückt wurden und daß in jenen Sälen sächsische Kaiser und in jenen Hohenzollern residierten. Die Nibelungen waren Gäste Pilgrims von Passau auf der einen Feste und von den Türmen der andern sahen Kaiser und Ritter das Schwanenschiff des Lohengrin nahen. Es erscheinen Wasserburgen einst mächtig, die Slawen der Landschaft im Zaum zu halten, jetzt friedliche Wohnsitze, und Bergfesten treten auf unbezwinglich in Jahrhunderten, als man noch keine Feuerwaffen kannte, unbezwinglich auch unter dem Donner der Kanonen, so stark, daß selbst Napoleons Feldherrn sie mehr durch List und Verrat, als durch Waffen einnahmen. Und wieviel Einzelheiten gibt man uns aus jenen alten Tagen! Wir lernen verstehen, was Zwingeranlagen bedeuten und welche Stärke der Bergfried verleiht. Wir finden uns in die Sicherheit und die Enge der Höfe. der Pallas mit seinen weiten Sälen ruft uns festliche Gefühle hervor, die festgewölbten Keller und Kerker beängstigen, die charakteristischen, stolz vom Helm

Gerichtssaal im Schloß Chillon.



Schloß Neuenstein. Küche.

überragten Wappenschilde der Burgmannen glänzen uns an und die unerwartete Pracht und Schönheit, die ungeahnte Fülle farbenfroher Gemälde und dekorativer Verzierungen an den Wänden machen uns mit einer neuen und wertvollen Kunst bekannt.

Gehen wir unser Buch im einzelnen durch. *Von Oechelhäuser* (Karlsruhe) erwägt in der Einleitung die Aufgaben und Gefahren der Denkmalpflege und lehrt, daß man seit den Tagen der römischen Kaiser in allen Zeiten diese Pflege verdienstlich und schwierig fand. Eine höchst eindringliche Arbeit widmet *Bodo Ebhardt* der Schwanenburg von Kleve. Nicht nur, daß er das Alte in dem verbauten und mißbrauchten Baue feststellt, auch zahlreiche Bilder und Urkunden aus dem Mittelalter und der neuen Zeit werden untersucht, um herauszustellen, wie sich der einst fürstliche Sitz allmählich in ein Gefängnis wandelte, und um dann energisch dafür zu sprechen, daß das groß Gedachte wieder würdigen Zwecken geeignet gemacht werde. Glücklich im Besitz erzählt *Albert Naef* (Lausanne) von Schloß Chillon. Hier hat das Nützlichkeitsprinzip schon lange seine Macht verloren; denn die freie Schweiz gab Mauern, die ein Jahrtausend den Stürmen trotzten, der Wißbegierde der Gelehrten und der Bewunderung der Reisenden. Mit sichtlicher Freude erzählt *Ferdinand Vetter* (Bern) vom Kloster Stein, daß es seine hohen Giebel aus dem schweizerischen Rhein erhebt und daß er diese feierlichen Räume erwerben und zu alter Herrlichkeit herstellen konnte. An anschaulichen Bildern macht *Dethlefsen* (Königsberg) klar, worin der rechte Geist des Restaurierens bestehe und wie auch der glücklichste Restaurator unzulängliche Werke schaffe. Daß Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe das Schloß Neuenstein bei Öhringen mit würdigem Glanze erneuern will, ist für Bodo Ebhardt eine hohe Freude, gern zeigt er Urkunden, Grundrisse, Bilder der frühern und spätern Bauten. Auf Neuburg am Inn lagerte einst Bischof Pilgrim seine Krieger ein, jetzt soll hier eine Erholungsstätte für Künstler entstehen, so berichtet *Gröschel* (München), und *Stammnitz* (Freiburg) erzählt begeistert von dem Fürstensitz des Hegau auf dem Hohentwiel, welche Herrscher und welche Kämpfe die Festung von 806—1801 gesehen. Von der Kirche auf der Feste Koburg berichtet *Bodo Ebhardt*, vom Palas Liebensteins *Georg Voß* (Grunewald), Siegel und Wappen, auf denen Burgen dargestellt sind, bildet *Hildebrand* (Berlin) ab. Die Burg Ziesar sei von Wendenfürsten erbaut und seit Otto I. den Bischöfen von Brandenburg zugeeignet, damit sie die Wenden im Zaume hielten, sagt *Platz* (Berlin), während Schloß Skopau,



Kaiser Heinrich Zimmer im Kloster Stein am Rhein.

eine Wasserburg, nach Bodo Ebhardt von Heinrich I. auf erobertem wendischen Land gegründet wurde. Den glänzenden Abschluß vom „Erbe der Väter" macht eine Arbeit von *Radingers* (Salzburg). Von Radinger zählt die Tiroler Schlösser und Ansitze auf, die mit Wandmalereien verherrlicht waren und versucht die Grundlinie einer Geschichte dieser Malereien zu ziehen.

Es sind zwölf Burgbauten, über die im „*Erbe der Väter*" ausführlich geschrieben wird, einhundertundsechzig Schlösser, von denen Radinger kurze Notizen gibt, wie groß wird die Gesamtzahl derartiger Bauwerke innerhalb der deutschen Lande sein!

Wenn der Nachen uns den Rhein, die Mosel hinunterträgt, so oft der Strom sich um die Berge wendet, treten auf den Höhen Türme und Mauern zerfallender oder hergestellter Festen vor unsere Augen. Den meisten Reisenden sind sie nichts als Farbenflecke in der Landschaft, erinnern den flüchtig Vorübereilenden höchstens an die Vergänglichkeit des Irdischen. Wer aber den Bau vieler Rittersitze geprüft hat, dessen Auge wird an jeder neu erscheinenden Burg mit vielerlei Fragen hängen, der wird die Stelle des Tores, die Stärke der Mauern, die Gewalt des Bergfrieds, die Lage des Kirchleins prüfen, er wird sehen, wie das Menschenwerk auf dem gewachsenen Fels gefestigt ist, und ohne sein Zutun wird das innere Auge den Zug der Geharnischten, an ihren Armen die glänzenden Wappenschilde und über ihren Helmen die wogenden Federbüsche sehen. Wenn in der Mondscheinnacht unsere Eisenbahnfahrt über die norddeutsche Ebene führt, wie oft ragen auf vereinzelten Bergkegeln krönende Burgen. Tausenden sagen sie nichts, Tausende fühlen wohl, daß diese vorübergleitenden Gestalten eine Sprache reden, aber die Sprache ist ihnen unverständlich. Wer sich hineindenken kann in die Enge der Höfe, die Kleinheit der Gemächer, wem die Stärke der Mauern und Zinnen deutlich ist, der hört um diese Zeugen vergangener Tage den Waffenlärm beständiger Fehden, froher Siege, furchtbarer Niederlagen, der fühlt die Härte der Mächtigen, die Not der Unterdrückten, die Kampfesfreude von damals. Vielleicht gibt es wenige unter unsern Lesern, die nicht Insbruck gesehen, das Schloß Ambras nicht besucht, seine Wandgemälde nicht betrachtet hätten. Aber der Eindruck war flüchtig, nur weniges von diesen farbenreichen Flächen haftete im Erinnern. Einzig wer die Geschichte der Hausmalereien aus der Zeit der Renaissance kennt, mochte ein Fach in seinem Gedächtnis haben, in das er die Bilder einordnen,



Der äußere Schloßhof der Schwanenburg zu Kleve.

in dem er sie behalten konnte, mochte ihre Vorzüge und Schwächen würdigen.

Man hat gut, uns Geschichte lehren, wir mögen unsere jungen Geister noch so sehr plagen, die Regierungszeiten deutscher Kaiser, die Jahreszeiten der Kreuzzüge, die Schlachten und Eroberungen glücklicher Helden, die Gesetze weiser Fürsten auswendig zu lernen, sie bleiben uns etwas Fremdes. Sind wir aber vertraut mit dem Heim der Könige, Pfalzgrafen und Ritter, dann sehen wir wie mit einem Schlage, was jene Alten waren, was sie wollten. Vor dem ragenden Saalbau Heinrich III. in Goslar wird uns die weit ausschauende siegesmächtige Kraft des Kaisers anschaulicher als bei den Worten der Historiker Germanias. Ein Besuch im Festsaale der Wartburg versetzt uns an den Hof des kunstsinnigen Landgrafen, macht uns zu Gästen jenes Festtages, da Wolfram von Eschenbach mit Heinrich von Ofterdingen um die Palme rang, und daß es eine Zeit süßen christlichen Liebeslebens, eine Zeit, die freudig das Irdische um des Himmels willen opferte, einmal wirklich auf Erden gab, davon erhalten wir in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg, vor ihrer Erhöhungslaube, vor ihrem silbernen Sarg mit den goldenen Spitzen, unter den Schloßbauten der Deutschritter über und um die Elisabethkirche her eine handfestere Sicherheit, als selbst bei der Lektüre der Fioretti des heiligen Franziskus.

Macaulay sagt einmal, frühere Geschichtschreiber hätten es unter ihrer Würde geachtet, auf die Äußerlichkeiten, auf die Kleider, Häuser, Frauensitten, Reiseart der von ihnen geschilderten Tage Rücksicht zu nehmen. Nur Kriege, Parlamentsreden, Staatsaktionen, Revolutionen seien ihnen würdig erschienen, erzählt zu werden. Da habe denn der Roman, namentlich Walter Scott, eine große Lücke ausgefüllt, als er seine Leser an den Herd schottischer Häuptlinge, in die Advokatenkneipen Edinburghs und in jene Gefängnisräume führte, die der Maria Stuart letzte Intriguen und letzte Tränen sahen. Es sei ein großes Verdienst des schottischen Romantikers, daß er uns lehre, wie die Personen der historischen Dramen in ihrem Heim lebten, aßen, sangen, träumten. Und wer wüßte nicht, wie eindringlich klar uns die Menschen und Ereignisse werden, wenn Walter Scott von ihnen erzählt. Ist es nicht überhaupt der Vorzug der besten englischen Novellisten, der Dickens, der Thackeray, daß sie durch Stellung und Familie hervorragende Personen mitten unter den alltäglichen Gestalten des bürgerlichen Daseins vorführen können? Ein Mann, dessen Ahnherr durch Wilhelm von der Normandie mit Gütern belehnt ward, dessen Oheime von der Elisabeth hingerichtet oder von den Eisenreitern Cromwells in ihren festen Schlössern belagert wurden, tritt mit stark ausgeprägten Charakterzügen und mit selbstverständlichen Ansprüchen auf. Seine Nähe, seine Pläne, Worte, Taten geben den Ereignissen um ihn her, geben den mit ihm Verkehrenden leicht verständliche und bedeutsame



Wandgemälde aus Burg Runkelstein in Tirol.

Farben. Wir sehen Stufen, auf denen die Gesellschaft sich verteilt und erkennen den Einzelnen besser, weil wir ihn in mannigfaltigen Verhältnissen zu andern sehen. Wie überragend läßt Scheffel die Herrin einer Herzogsburg unter Kriegern, Mönchen, Äbten wandeln! Wir sehen diesen Hohentwiel mit seinem Hofbrunnen und der Linde daran, mit seinem hohen Turm, in dem die Tauben nisten. Wahrlich diese luftige Halle ist geeignet, daß Hadwig und Praxedis darin Virgil studieren, dieser weit in das Land schauende Garten lädt zum Erzählen und zum Träumen. Auf dem klar sichtbar gemachten Hintergrunde heben sich die Gestalten lebensvoll ab, in ihrem Heim erscheinen sie uns selbst. Und hätten wir heute in Deutschland nicht auch alte Geschlechter auf alten Sitzen? Und hätten diese alten Schlösser und Burgen keinen Einfluß auf die jungen Seelen, die in ihnen emporwachsen? Wer die Schulenburgs, die Veltheims, die Wedels ihre Wasserburgen verlassen sah, um an norddeutschen Höfen, in Ministerien und Gerichten, in der Armee Stellungen zu übernehmen, dem müßten auch die Tugenden und Fehler auffallen, durch die sie sich eigenartig von den aus bürgerlichen Kreisen Entsprossenen unterscheiden. Und wäre es nicht eine Wohltat für unsere erzählenden Dichter, wenn ihnen charakteristische Gestalten im Leben um sie her recht zahlreich sichtbar würden?

Wir haben alle Ursache, ein Werk wie „das Erbe der Väter" zu begrüßen und ihm viel Nachfolger zu wünschen, damit unsere Reisen uns nicht vergeblich an Zeichen des Altertums vorüberführen, damit uns die Geschichte vergangener Tage anschaulich wird, und damit eine neue Blüte der Poesie aus den Ruinen der Ritterburgen erwachse.



Wandmalerei in Kloster Stein am Rhein: Curtius.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Carl Schüddekopf*-Weimar, Grunstedterstr. 16. Druck u. Verlag v. *W. Drugulin*-Leipzig, Königstr. 10.

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

I. Jahrgang. Oktober 1909. **Heft 7.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski,* Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin,* Leipzig, Königstraße 10.

An unsere Leser.

Um unserer Zeitschrift eine möglichst schnelle und vollständige Berichterstattung über alle in ihr Gebiet fallenden Ereignisse, Auktionen, Personalien usw. zu sichern, haben wir beschlossen, ständige Vertretungen an den wichtigsten Orten des Auslandes zu errichten, und zwar zunächst in London, Paris und Wien. Herr Professor Freiherr *Otto von Schleinitz* (7, Redcliffe Road, London S.W.), unser altbewährter Mitarbeiter übernahm die Redaktion unserer Zeitschrift für Großbritannien und Irland, Herr *Otto Grautoff* (11 Quai Bourbon, Paris) für Frankreich, Herr *Hans Feigl* (Johann Straußgasse 38, Wien IV) für Österreich-Ungarn. Wir werden vom nächsten Hefte an regelmäßig Berichte der genannten Herren bringen und hoffen, bald noch von weiteren Abschlüssen für andere Länder Mitteilung machen zu können.

Hochachtungsvoll

Die Redaktion der Zeitschrift für Bücherfreunde.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Die satzungsgemäße elfte *Generalversammlung* der Gesellschaft für das Jahr 1909 fand am Sonntag dem 26. September in *München* statt, das seinen alten Ruhm als gastfreundliche Kunststadt auch bei dieser Gelegenheit vollauf bewährte. Schon am Vorabend, der im Hofbräuhaus eine stattliche Anzahl von Mitgliedern, darunter vom Vorstande die Herren Payer v. Thurn, Schüddekopf, Sondheim, Witkowski und v. Zobeltitz, vereinigte, kam der Münchener Humor zu Worte, und den ganzen Verlauf der Tagung über sind wir der rührigen „Gesellschaft Münchener Bibliophilen“ für eine Fülle von Anregungen zu Danke verpflichtet worden, wie schon unser Vorsitzender in seiner Begrüßungsrede bei der Generalversammlung selbst betonte.

Aus dem Geschäftsberichte des Sekretärs sei erwähnt, daß die von der neunten Generalversammlung festgesetzte Endzahl von 900 Mitgliedern noch im Jahre 1908 erreicht wurde; 41 durch Tod und Ausscheiden bisheriger Mitglieder frei gewordene Stellen sind im Laufe des Jahres neu besetzt worden, einige noch vakante Nummern werden voraussichtlich für die Aufnahme neuer Mitglieder bis Ende dieses Jahres genügen. Der Kassenbericht des Jahres 1908 ergab bei M. 9097.31 Einnahme und M. 8402.22 Ausgabe einen Überschuß von M. 695.09, der

auf das Jahr 1909 übertragen wurde; die von den Rechnungsrevisoren G. Witkowski und F. v. Zobeltitz beantragte Decharge wurde von der Generalversammlung erteilt.

Als erste Publikation für 1909 ist Band V vom *„Deutschen Anonymen-Lexikon“*, herausgegeben von *M. Holzmann* und *H. Bohatta*, zugleich mit dem IX. Jahrbuch der Gesellschaft, inzwischen versandt worden; eine zweite größere Publikation, der dritte Band von *„Schillers Persönlichkeit“*, herausgegeben von *J. Petersen*, wird Ende dieses Jahres folgen und so, zum 150. Geburtstage des Dichters, diese wertvolle Sammlung abschließen. — Als neue Gaben für 1910 wurden angekündigt: eine Faksimile-Reproduktion des *Defensorium inviolatae virginitatis Mariae*, nach dem Unikum der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben von Professor *W. L. Schreiber* in Potsdam, und eine *Rückert-Nachlese*, herausgegeben von *Dr. Leopold Hirschberg* in Berlin.

Die Subskription auf die Sonderpublikation für 1909 *„Winckelmann* von *Goethe“*, herausgegeben von der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig, ist so stark überzeichnet worden, daß die ganze Auflage, obwohl uns über die vertragsmäßige Zahl von 100 Exemplaren noch weitere 40 von der Königlichen Akademie zur Verfügung gestellt wurden, alsbald vergriffen war und leider eine größere Anzahl von Bestellungen nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Die Versendung erfolgt Mitte Oktober; über weitere für die nächsten Jahre geplante Sonderpublikationen wird den Mitgliedern seiner Zeit besondere Mitteilung zugehen

Der den Mitgliedern mit der Tagesordnung der Generalversammlung bekannt gegebene Antrag des Herrn Dr. jur. G. A. E. Bogeng-Berlin auf Erhöhung des Jahresbeitrags von acht auf zehn Mark, unter gleichzeitiger Wiedereinführung der Gratislieferung des Beiblatts zur „Zeitschrift für Bücherfreunde“, wurde durch ein Amendement des Herrn Prof. Dr. G. Witkowski in zwei Teile getrennt und gesondert beraten. Zum ersten Teil wurde durch Herrn Referendar J. Sonntag-Frankfurt a. M. ein weiter gehender Antrag, *den Jahresbeitrag von 1910 ab auf zwölf Mark zu erhöhen*, eingebracht und — zur Überraschung des Vorstandes — mit allen gegen vier Stimmen angenommen; der zweite Teil des Bogeng'schen Antrags wurde, weil darin eine Gefahr für das Fortbestehen der Zeitschrift und eine Zurücksetzung der Abonnenten erblickt wurde, abgelehnt, dagegen einstimmig angenommen, daß *sämtliche Mitteilungen des Vorstandes* fortan in Separatabzügen an alle Mitglieder der Gesellschaft versandt werden sollen. Zur Unterstützung der Zeitschrift hat der Vorstand eine vorläufige jährliche Subvention von M. 1000 beschlossen, die von der Generalversammlung beifällig begrüßt wurde.

Nachdem schließlich als nächstjähriger Versammlungsort *Berlin* gewählt war, folgte der sehr wirksame Festvortrag von Herrn *Dr. Franz Blei* über „Richard de Bury als Verfasser des Philobiblion“, der demnächst in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ erscheinen wird, und sodann die Besichtigung der ungemein reichhaltigen Miniaturen-Ausstellung der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek nebst Rundgang durch die imposanten Säle, bei dem Herr Direktor *Dr. Schnorr von Carolsfeld* und Herr Oberbibliothekar *Dr. Leidinger* in liebenswürdigster Weise die Führung übernahmen. Am Montag beschloß die Besichtigung der Ausstellung von Holzschnitten und Kupferstichen des XV. Jahrhunderts in der Königlichen graphischen Sammlung, unter Führung des Herrn *Dr. Graeff*, die Reihe interessanter Veranstaltungen.

Am Vorabend und bei der gemeinsamen Mittagstafel, an der etwa fünfzig Mitglieder mit ihren Damen teilnahmen, wurde folgende stattliche Zahl von Privatdrucken verteilt:

. Orpheus in der Unterwelt. Ein Balladen-Entwurf von *Schiller*, seinen Münchner Freunden zum 26. September 1909 Der *Berliner Bibliophilen-Abend*. (In 200 numerierten Exemplaren gedruckt bei H. Brücker in Berlin.) 2 Bl. u. 1 Bl. Faksimile, 2°.

Die *trunkene Mette* durch vier deutsche Jahrhunderte gelesen von Ernst Schulte-Strathaus und Karl Wolfskehl bestellt von der *Gesellschaft Muenchener Bibliophilen* fuer die Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen. Muenchen Herbst 1909. (Gedr. zu Leipzig von W. Drugulin in 200 Exemplaren.) 76 S., 1 Bl. 2°.

Lucian von Samosata. Der ungelehrte Büchernarr. Aus dem Griechischen übersetzt von C. M. Wieland. Die *Gesellschaft Münchener Bibliophilen* ihren Gästen am 25. September 1909. (Gedruckt zu München bei M. Müller & Sohn in 150 Exemplaren.) 21 S. 4°. In Originalbuntpapierumschlag von Paul Renner.

Tischkarte, gezeichnet von Ludwig Hohlwein, gestiftet von *Dr. Richard Heßberg* (zugleich verkleinert als Postkarte). 2 Bl. 2°.

Balladen vom *Mahler Müller*. Mannheim, bei C. F. Schwan, Kuhrfürstl. Hofbuchhändler 1776. (Neudruck der ersten Ausgabe, veranstaltet in 150 Exemplaren von *Emil Hirsch* und *Georg Müller* in München. Gedruckt von Mänicke & Jahn in Rudolstadt. Vorsatzpapier von P. u. A. Renner in Schleißheim.) 64 S., 1 Bl. 8°.

Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden. Vom Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier [*E. T. A. Hoffmann*]. Deutschland 1814. (Faksimiledruck, gestiftet von *Carl Georg von Maassen*. Gedruckt in 250 Exemplaren bei M. Müller & Sohn, München.) 16 S., 1 Bl. 8°.

Von rechter Art Philobibli Aus den bewertesten Schriften zusammengetragen / vnd allen Liebhabern derer Bücher und MSCtorum / zu Nutz und Frommen / fürgestellt durch *Vngenannt* (1713. o. O.). (Zum 25. September 1909 in 150 Exemplaren von neuem in Druck gegeben von *Georg Müller*, gedruckt bei M. Müller & Sohn in München). 6 S., 1 Bl. 8°.

Hoffmanns Ende. Briefe, Urkunden, Verhandlungen aus den Monaten Januar bis Oktober 1822 . . . Dem elften Bibliophilentage vorgelegt vom Mitglied Nr. 111 *Hans von Müller* in Berlin. (Ausschnitte aus den ersten beiden Bänden der Sammlung „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr". Gedruckt von E. Hedrich Nachf. in Leipzig.) X S., S. 273—278, S. 469—536 mit Lichtdruck, 8°.

Catalogus verschiedener Bücher, so von dem Churfl. Büchercensurcollegio theils als religionswidrig, theils als denen guten Sitten, theils auch als denen Landesfürstlichen Gerechtsamen nachtheilig verbothen werden. Verlegts J. N. Fritz. München 1770. (Neudruck, gestiftet von *Hans von Weber*.) 8 Bl. 8°.

Bücher-Narr Aus: Centi-Folium Stultorum In Quarto Oder Hundert Ausbündige Narren In Folio Neu aufgewärmet . . . Durch *Abraham à S. Clara*. Wien (1709). Mit Reproduktion des Kupfers. (Gestiftet von *Dr. Karl Wolfskehl*, gedruckt bei M. Müller & Sohn in München in 150 Exemplaren.) 4 Bl. 4°.

Allen gütigen Spendern sei hier nochmals verbindlichst gedankt.

WEIMAR, Grunstedterstr. 16.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen
I. A.
Prof. Dr. Carl Schüddekopf.

Angebote.

Pietro Aretino, Die göttlichen Gespräche. Deutsch von H. Conrad. Leipzig, Insel-Verlag 1903. 2 Bde., Ganzleder. M. 80.—

Zeitschrift für Bücherfreunde. Komplettes Prachtexemplar in den Originalbänden mit Goldschnitt. Jahrg. 1—12. M. 325.—

Hesse, Lauscher. Erste Ausg. Sehr selten. M. 25.—

Schiller, Musenalmanach 1799. Unaufgeschn. Exemplar mit Orig.-Umschlag in altem Buntpapiereinbd. M. 22.—

Biblij česká. Venetiis. Liechtenstein 1506. fol. Leder. Prachtexemplar. Genau beschrieben bei: Essling duc de Rivoli: Bibliographie des livres à figures vénetiens. Paris 1892. p. 263, und bei Zíbrt: Bibliogr. české historie. Prag 1900ff. Theil 3. Nr. 269.

Jesus Sirach. Kniha Gesusa Syracha / ginak Ecclesiasticus . . übers. v. Melantrich (Prag) 1561. fol. Holzbd. mit schw. Leder-Schließen. Prachtexempl. Vgl. Catalogue of printed books in Brit. Mus.: Bible N. T. p. 836.

Treitschke, Deutsche Kämpfe. 1. Aufl. 1874. Sauberes Exemplar.

Goethes Werke. 20 Bde. in Halblederbden. mit Titel (gleichzeitig Einbände). 1815—19.

Theater, von Schiller. 4 Pappbände, etwas beschädigt. 1805—07.

Bürgers, C. A., s. Werke. 6 Teile in 3 Ppbdn. 1829.

Reflektanten werden gebeten, ihre Aufträge an W. Drugulin, Leipzig, Königstr. 10 zu senden.

Nachfrage.

Desjardins, Dilecta. Catalogue de livres utiles à la conduite de la vie. 1894.

Finkenritter-Drucke. (Lügenroman, Straßburg 1560.)

L'Intermédiaire des chercheurs et des curieux vom 25. Juin 1889.

Molitor, Die Organisation der kath. Tagespresse. Speyer 1867.

Alle amerikanischen „Listen der [100] besten Bücher".

1 Busch, Hum. Hausschatz. Jubil.-Ausgabe.

Velhagen & Klasings Monatshefte 1906—07. 21. Jahrg. Heft 3. 4.

Marksteine der Weltliteratur. Joh. Baensch-Drugulin. 1900.

A. von Winterfeld: Ein gemeuchelter Dichter. Kom. Roman. 4 Bde. 8°. Br. M. 18.—

— *Der heilige Ehestand.* Kom. Roman. 3 Bde. 8°. Br. M. 12.—

— *Der rätselhafte Fremde.* Kom. Roman. 3 Bde. 8°. Br. M. 10.—

— *Die Geheimnisse einer kleinen Stadt.* Kom. Roman. 2. Aufl. 8°. Br. M. 2.50

— *Der blinde Geiger.* William Carletons „Clarionet" frei nachgebildet. (Unterhaltungs-Bibliothek, 23. Bd.) In eleg. Buntdruck-Umschlag. Br. M. —.50

— *Hausnarren.* Kom. Roman. 4 Bde. 8°. Br. M. 15.—

— *Der König der Luft.* Kom. Roman. 4 Bde. 8°. Br. M. 13.50

Angebote mit Preisangabe an W. Drugulin, Leipzig, Königstr. 10 erbeten.

(In dieser Abteilung stehen jedem Abonnenten vierteljährlich zehn Zeilen unentgeltlich zur Verfügung.)

Von den Auktionen.

Die Sammlung Deneke. — Die Geschichte der Bibliophilie verläuft in zwei Linien, die nur hier und da einander berühren, aber beide aus einem gemeinsamen Anfangspunkt, der Liebe zum schönen und seltenen Buche, entspringen. Die erste dieser Linien folgt dem wechselnden Geschmack in der Gestaltung des Buchäußeren, sie bietet ein Abbild künstlerischer Evolutionen in der Anwendung auf besondere technischen Aufgaben. Die zweite läßt die Entwickelung einer wissenschaftlichen Liebhaberei verfolgen, die sich bei ernster Auffassung zu einer wichtigen historischen Hilfswissenschaft auswächst.

Für die erste Reihe beginnt die gegenwärtige Periode, soweit die deutsche Bibliophilie in Betracht kommt, etwa mit dem Erscheinen unserer Zeitschrift und der zwei Jahre späteren Begründung der „Gesellschaft der Bibliophilen". Für die zweite, die historisch geartete deutsche Bücherliebhaberei, setzt der neueste energische Aufschwung mit der Kürschner-Auktion im Jahre 1904 ein.

Das äußere Kennzeichen dieses Aufschwungs waren die bei dieser und den folgenden großen Auktionen erzielten, gegen früher wesentlich gesteigerten Preise der historisch wichtigen Denkmäler deutscher Literatur, zumal aus den Zeiten der Klassiker und der Romantiker. An den Summen, die für einzelne, besonders begehrte Objekte aus diesem Bezirk gezahlt wurden, ließ sich erkennen, daß jetzt auch bei uns ein größerer Kreis zahlungsfähiger und opferfreudiger Büchersammler entstanden ist, die mit zielbewußtem Eifer dem planmäßigen Ausbau ihrer Büchereien obliegen. Zu solchen Auktionen, wo früher nur der Literarhistoriker für seine wissenschaftlichen Bedürfnisse das notdürftige Handwerkszeug zusammenzubringen suchte, kommen jetzt die Amateure und ringen um jedes schöne und seltene Buch in heißem Wettstreit.

Jeder Besucher der großen Versteigerungen der letzten Jahre weiß, daß unter diesen Kämpfern einer der ausdauerndsten, verständnisvollsten und erfolgreichsten der Göttinger Rechtsanwalt *Otto Deneke* war. Mit schöner und liebenswerter Begeisterung, geschultem Blick und bereitwilligem Opfermut brachte er in ungewöhnlich kurzer Zeit eine in sich abgerundete Bibliothek der großen deutschen Autoren zusammen und kam dem idealen Ziele, das Beste aus der klassischen Zeit deutschen Schrifttums zu vereinigen, so nahe, wie schwerlich einer seiner zeitgenössischen Mitbewerber.

Er begnügte sich nicht mit dem Erwerb dieser Schätze. Sie wurden ihm zum Gegenstand eifriger Kleinarbeit, vor allem auf dem Gebiete der Goethe-Bibliographie. Hier hatte Salomon Hirzel so gut vorgearbeitet, daß die Späteren meinten, sich bei seinen Ergebnissen beruhigen zu dürfen. Wenn man nachträglich auftauchende Drucke in das „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek" eintrug, meinte man, der wissenschaftlichen Pflicht nach dieser Richtung Genüge zu tun. *Deneke* zeigte durch die fünf Stücke seiner „Göttinger Beiträge zur Goethe-Bibliographie", durch den, erst im vorigen Heft unserer Zeitschrift erschienenen Aufsatz über die Einzeldrucke der „Schriften", wieviel hier noch zu bessern und zu ergänzen blieb, nachdem freilich schon die Weimarer Ausgabe auf so manche, für die Textgeschichte wichtige und von Hirzel unbeachtete Erscheinungen hingewiesen hatte.

Das Material zu solchen Untersuchungen gewährte in beneidenswerter Vollständigkeit die Bibliothek Denekes. Wie viele wertvolle Ergebnisse sein geschulter Spürsinn noch aus ihr zutage fördern könnte, läßt der Katalog ahnen, der vor uns liegt. Leider nicht der Catalogue raisonné, der, ein Seitenstück zu dem Grisebachs, von jahrelangem vertrauten Verkehr des Sammlers mit seinen Schätzen abschließende Kunde geben sollte. Deneke hat, ehe es so weit gekommen ist, den Entschluß gefaßt, sich von ihnen zu trennen, und vom 19. bis 21. Oktober dieses Jahres sollen sie durch *Joseph Baer & Co.* in *Frankfurt a. M.* versteigert werden.

So ist der Katalog eine Abschiedsgabe, die uns der Bibliophile Deneke darbringt.

Ihr Wert läßt den Verlust dieses Genossen noch schwerer fühlen. Aber andrerseits spendet sie so mannigfache Belehrung, daß das persönliche Moment hinter der objektiven Würdigung des Werkes bald zurücktreten muß.

Der Durchschnittsliebhaber wird am höchsten die zahlreichen Rarissima einschätzen: von *Lessing* „Die alte Jungfer" (Berlin 1749), „Der Eremite" (Kerapolis 1749), „Die Gefangnen" (Stuttgart 1750), die „Kleinigkeiten" (Frankfurt und Leipzig 1751), das „Vademecum"; von *Wieland* die erste größere Dichtung „Die Natur der Dinge" (Halle 1752), die „Erzählungen" (Heilbronn 1752), der „Oberon" (Weimar 1780); *Bürgers* Gedichte von 1778; das einzige bekannte Exemplar der zweiten verbesserten Auflage von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" (1806, siehe Zeitschrift für Bücherfreunde V, 221); die Doktordissertation von Goethes Vater; von *Goethes* Werken die seltene früheste Sammlung, Biel 1775—76, die erste und zweite Himburgsche, die hübsch ausgestattete, bei Walthard in Bern 1775—76 erschienene, alle unrechtmäßig, aber als frühe Zeugen beginnenden Weltruhms interessant. Die „Schriften" Goethes erscheinen in den drei Hauptausgaben Göschens: 1787—90 und 1790 in je acht Bänden 1787—1791 in vier Bänden; dann die „neuen Schriften" in einem ganz unbeschnittenen Exemplar mit den Originalumschlägen.

In der Reihe der bei Cotta erschienenen „Werke" fehlt nur die so leicht erreichbare Ausgabe letzter Hand in 12°, dagegen kommt als eine kostbare Vermehrung zu den bisher bekannten Drucken der für die Textgeschichte wichtige, noch in keinem vollständigen Exemplar bekannte nachträgliche Druck der ersten Cottaschen Ausgabe von 1806—10.

Unter den Einzeldrucken Goethescher Werke sei hervorgehoben: der „Götz", der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes", „Götter, Helden und Wieland", „Clavigo", „Werther" (im tatsächlich ersten Druck, wenigstens bis ein anderer mit weniger oder

keinen „Cartons“ aufgefunden wird), „Puppenspiel“, das Faustfragment von 1790 in beiden Drucken, der erste und zweite Teil, sowie die erste Gesamtausgabe des „Faust“ (von 1834).

Von *Heinse* sind die durchweg seltenen frühesten Drucke von den „Sinngedichten“ (1771) bis zur „Anastasia (1803) vorhanden; von *Hölderlin* „Hyperion“, „Trauerspiele des Sophokles“ und „Gedichte“; von *Kant* die „Kritik der reinen Vernunft“ (Riga 1781); von *Klinger* „Otto“, „Das leidende Weib“ mit der „Frohen Frau“, „Die Zwillinge“, „Sturm und Drang“, „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt“; von *Lavater* die „Physiognomischen Fragmente“ in einem unbeschnittenen Exemplar; von *Lenz* die Reihe der Hauptwerke; von *Maler Müller* ebenfalls eine schöne geschlossene Serie; von *Schiller* die sogenannte Dissertation, die „Räuber“ im ersten Druck, in der „zweiten verbesserten Auflage“ (drei Exemplare mit dem Löwen nach rechts und links, sowie ohne Vignette), der „Venuswagen“, die „Anthologie“, das „Würtembergische Repertorium“ und so fort, die Einzelausgaben der Werke und die von Schiller herausgegebenen Zeitschriften in schönster Vollständigkeit; von *Heinrich Leopold Wagner* die drei bekannten Pretiosa.

Auch den Romantikern hat Deneke eifrig nachgespürt und namentlich für *Arnim* und *Brentano* schöne Gruppen zusammengebracht, aus denen „Hollins Liebeleben“, „Ariels Offenbarungen“, ein unbeschnittenes Exemplar der „Tröst Einsamkeit“ und ein besonders schönes des „Wunderhorns“ hervorleuchten. Die ebenso begehrte Zeitschrift *Heinrichs von Kleist,* der „Phöbus“, fehlt nicht in der prächtigen Folge seiner Erstdrucke, *Novalis* erscheint mit dem „Heinrich von Ofterdingen“, *Friedrich Schlegel* mit der „Lucinde“, *Tieck* mit seltenen Werken seiner Frühzeit und den historisch wichtigen, von ihm und Wackenroder verfaßten Kunstschriften.

Auch die Dichtung des XIX. Jahrhunderts ist in einer reichen Auswahl des Wertvollen und Seltenen vorhanden, bis zu den Neuesten, *Stephan George, Hofmannsthal,* und besonders gut *Friedrich Nietzsche,* alles in schön erhaltenen Erstausgaben.

Das Prinzip der Sammlung ist aber doch nicht, wie es nach dem bisher Angeführten scheinen könnte, das Streben nach der einzelnen Kostbarkeit. Eine höhere Absicht betätigt sich in der Zusammenstellung von Reihen, wie den zwölf Auflagen von *Heines* „Buch der Lieder“, denen nur die elfte fehlt, der achtzehn Schriften zum Goeze-Schlosserschen Theaterkrieg von 1769, den 26 über die Wolfenbütteler Fragmente.

Mit dem Wunsche, daß diese Serien nach den Einzelangeboten noch gemeinsam ausgeboten werden möchten, um sie womöglich zusammenzuhalten, schließen wir diesen Hinweis auf die ungewöhnlich schöne Gelegenheit, die unseren Bibliophilen hier für die Ergänzung ihrer Sammlungen geboten wird. —i.

London. Die drei großen in Betracht kommenden Firmen: Sotheby, Puttick & Simpson und Hodgson, hielten Ende Juli und Anfang August die Schlußauktionen für Bücher ab, soweit es die diesjährige Saison betrifft. Unter den von Sotheby veranstalteten Versteigerungen erscheint namentlich die vom 31. Juli erwähnenswert, in der interessante autographische Briefe berühmter Persönlichkeiten und historische Dokumente zum Angebot kamen. Zehn vierzeilige Stanzen, als Text für das Lied „Leader Haugh and Jarrow“, nebst einem erklärenden Brief des in England sehr hochgeschätzten Dichters Robert Burns, erzielten 1020 M. (Thomson). 16 Briefe Dante Gabriels Rossettis an Mrs. Anne Gilchrist, die in Verbindung mit der Herausgabe der Biographie Blakes stand, erwarb Mr. Maggs für 600 M. Es wird bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß Zeichnungen Blakes zur Buchillustration noch heute höher bezahlt werden, als die irgendeines andern englischen Künstlers. 39 Briefe des bekannten Kunstkritikers und Schriftstellers John Ruskins an den Maler Stacy Marks, erstand Mr. Maggs gleichfalls, und zwar für den Preis von 580 M. 23 Stanzen zu Shelleys „The Revolt of Islam“, 550 M. (Sabin). 14 Briefe der berühmten Schriftstellerin George Eliot, adressiert an E. O. M. Deutsch und Lady Strangford, brachten 800 M. (Daniel). Vier Briefe Thackerays 480 M., und zwei längere und wichtigere autographische Briefe desselben Autors erreichten 1080 M. Für ein kürzeres Schreiben Byrons zahlte Mr. Sabin 350 M., und für ein bedeutenderes eigenhändiges Schriftstück Lord Byrons bewilligte Herr Meylen 560 M. Das letztere bezieht sich auf eine etwas gehässige Kritik gegen des Dichters „Manfred“ und enthält u. a. folgende Stelle: „I have poured out my laver over the earth until all that remains of my fatal and exhausted nature is a black and barren cone sur mounted by bitter desolation. But I try to demolish a mistake into which my judges have fallen. Hatred, indeed! It is sympathy that makes the poet, it is the desire that the airy children of his brain, should be born men within anothers, the poet creates, therefore the misanthropical poet is a contradiction in terms.“ In den Besitz desselben Käufers gelangte für 800 M. ein höchst interessanter Brief Shelleys, dessen nachfolgender Inhalt über das Erscheinen seines poetischen Erstlingswerkes „Alastor“ Auskunft gibt. Der Dichter schreibt an seinen nachmaligen Verleger: „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die Druckbogen von Gedichten zu übersenden, die ich zu veröffentlichen beabsichtige. Ich schicke Ihnen dieselben, damit Sie beurteilen können, unter welchen Bedingungen Sie den Verlag übernehmen wollen? Sicherlich wäre es mir am liebsten, mein Autorenrecht zu verkaufen. Aber ich sehe sehr wohl ein, daß ein Autor für seine Erstlingsarbeit nicht viel Ermutigung erwarten kann, bevor das Publikum nicht über ihn geurteilt hat. Ibh habe daher vorläufig 250 Exemplare drucken lassen, um zu sehen, welchen Erfolg hiermit ein Verleger haben dürfte.“ Ein Brief, zwei Notizen und einige Verszeilen von Goethes Hand realisierten 1000 M. Ein Brief und Manuskript Schillers kam auf 480 M., und endlich ein Brief von Robert Devereux, Grafen von Essex, wurde von Mr. Meylen mit 610 M. honoriert.

Während die Anhaltspunkte für die stattgehabte mehr oder minder hohe Bewertung eines Manuskripts

in einem kurzen Auktionsbericht oft nicht ohne weiteres erkennbar sein können, liegt dieser Punkt hinsichtlich des Preises für Druckwerke viel klarer zutage, da hier bestimmte, oft bekannte Verhältnisse gegeben sind und Durchschnittsmarktpreise in der Hauptsache zugrunde liegen. Auch läßt sich mit wenigen Worten das für den Auktionspreis Maßgebende leichter anführen. Zudem sind meistens die Versteigerungskataloge der Londoner Auktionshäuser in bezug auf Vorzüge, Rarität, Mängel, Buchdefekte und andere zur Sache Interesse bietende Einzelheiten sehr genau abgefaßt, da bei Nichtübereinstimmung mit dem nachträglich ersichtlichen Tatbefund Druckwerke innerhalb acht Tagen zurückgenommen werden. Den hohen, im übrigen aber seit 1890 ziemlich konstanten Preis von 7600 M. zahlte Mr. Quaritch für I. I. Audubons „Birds of Amerika" in vier Foliobänden, 1827—38 gedruckt und mit 435 großen, schön kolorierten Stichen versehen. Ein Exemplar von Byrons „Don Juan", Canto I und II, Paris 1819, im ursprünglichen Einband mit autographischen Anmerkungen des Dichters, erstand Mr. Sabin für 600 M. Stanze 137, Canto I enthält folgende Notiz Byrons: „Venedig, 1919, den 8ten November. Die Gräfin G.— bat mich zufälligerweise ihr diese Stanze zu übersetzen. Ich sagte ihr der Sinn der ganzen Stanze ist der: ‚Ihr Gatte kommt'. Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als sie entsetzt aufsprang . . ." Die teilweise veränderte Stanze 49, Canto II lautet in Byrons Handschrift:

„Of one whose hate is masked but to assail,
So to their hopeless eyes the Night was shown
And grimly darkled v'er their faces pale,
And the dim desolate deep twelve days had fear."

„Ich änderte die obige Stanze, weil die Reime schlecht waren. B. Nov. 8. Venedig 1819." Die seltene erste Ausgabe von George Merediths Gedichten, 1851, ging für 430 M. in den Besitz von Mr. Shepherd über. Das Buch enthält folgende an Mr. John Rees gerichtete eigenhändige Zeilen des Autors: „Es ist eine Überraschung für mich zu hören, daß meine Verse Aufmerksamkeit erregen. Ich sende keine Rezensionsexemplare mehr an die Kritiker." Mr. Edwards zahlte 3000 M. für William Hubbards „A Narrative of the Troubles with the Indians in New England, from the first planting there of in the year 1607 to this present year 1677." Dies Werk, die erste Ausgabe, enthält die seltene Originalkarte von Neu-England, die überhaupt die erste in Amerika gestochene Karte ist. Ein schönes Exemplar der sogenannten „Genfer Bibel" 1599, in gesticktem Einband aus der Periode der Königin Elisabeth, angefertigt von Anne Cornwallis, kam auf 4600 M. (Haskell). Die Originalausgabe von Las Casas „Spanish Tracts of Amerika", 1522, erstand Mr. Sabin für 510 M. Ein schön geschriebenes „Book of Hours" italienischen Ursprungs aus dem XVI. Jahrhundert, 96 Blätter mit 14 großen und sechs kleineren Miniaturen nebst Goldbordüren, erwarb Mr. Leighton für 1000 M. Ein englisches Hymnenbuch herausgegeben von J. Watts und betitelt „Hymns and Spiritual Songs", 1707, erste Ausgabe, sehr selten, 600 M. (Maggs). Ein Gebetbuch König Heinrich VIII. in englischer und lateinischer Sprache, 1545, realisierte 1200 M. (Quaritch). Die erste Ausgabe von „Alices Adventures in Wonderland", 1866, in schönem Maroquin-Einband, 250 M. (Quaritch). „Le Sacre de Louis XV. Roy de France et de Navarre dans l'Eglise de Reims, 25. Octobre 1722", Groß Folio, mit 39 Kupferstichen, in blauem, französischen Maroquin von Padeloup gebunden, das königliche Wappen in der Mitte, 860 M. (Isaacs). Noel Humphreys „Illuminations to Froissart", drei Bände, 170 M. George Herbert „The Temple", 1633, erste Ausgabe, 670 M. (Maggs). Eine hebräische Bibel, Manuskript aus dem XV. Jahrhundert, 1000 M. (Cotton).

O. v. Schleinitz.

An bedeutenderen Auktionen in der Galerie Helbing in München sind für Oktober und November zu avisieren: erstens die Versteigerung einer kleinen, aber sehr wertvollen Galerie alter Meister aus *Mannheimer Privatbesitz.* Der Katalog erscheint in zwei Ausgaben und zwar mit 51 Lichtdrucktafeln und ohne Tafeln. Sodann kommt der außerordentlich große Kunstbesitz eines bekannten norddeutschen Sammlers unter den Hammer: Antike Bronzen und Keramik, Waffen, Textilien, Ölgemälde bilden den Inhalt je einer Spezialauktion. Die Ölgemälde sind fast ausschließlich alte Familienbildnisse, die die Porträtierten in ihrem besten Staat zeigen. Da das deutsche bürgerliche Element des XVII. und XVIII. Jahrhunderts überwiegt, ist manches Kostümliche festgehalten, das man selbst in Spezialwerken kaum erwähnt findet. Unter diesem Gesichtspunkte scheint der Sammler diese gemalten Kostüme auch gesammelt zu haben. Jedenfalls bietet dieser große norddeutsche Kunstbesitz des Interessanten sehr viel. Die im Druck befindlichen Kataloge werden mit einem außerordentlich reichen Illustrationsmaterial versehen sein.

Auktionen in Wien. Im Wiener *Dorotheum,* dem kaiserlichen Versatz, Verwahrungs- und Versteigerungsamte (I. Dorotheengasse 17) hat Anfang Oktober die Versteigerung einer umfangreichen, mehr als 20 000 Bände betragenden Bibliothek aus dem Besitze eines Wiener Sammlers ihren Anfang genommen. Die Auktion findet jeden Mittwoch in der Zeit zwischen drei und sechs Uhr nachmittag statt und wird bis in den Monat Januar hinein dauern. Einige Worte über den unlängst verstorbenen Besitzer dieser Bibliothek dürften Bibliophilen interessieren. Der Mann hieß *Schindler,* war Nordbahnbeamter und erreichte das hohe Alter von 81 Jahren. Mit vierzig Jahren bereits pensioniert, begann Schindler eine eifrige Sammeltätigkeit, der er seine ganze freie Zeit — und das war der ganze Tag — widmete. In Sammlerkreisen zwar weniger bekannt, tauchte der Mann mit dem wachsgelben Gesichte, der stets in Jägernormalkleidung einherging, überall auf, wo es Bücher zu kaufen gab. Noch als Achtziger marschierte er täglich von dem fernen Gersthof nach Wien hinein, um dort den ganzen Tag unter Bücherhaufen zu verbringen. Besonders im Dorotheum

sah man den alten Mann — ein Prachtoriginal in seiner Art — fast jeden Tag und auch in Stunden, die zur Besichtigung der Bücher für das Publikum nicht bestimmt waren. Da saß nun der Alte stundenlang, Blatt um Blatt wendend, eifrig Notizen für seine Aufträge machend. Er kaufte alles, kein Gebiet, das er nicht kannte. Er sammelte aber nicht bloß für sich, sondern wendete die Anschaffungen Vereinen, Gesellschaften usw. zu. Namentlich in den letzten Jahren verschenkte er fast alles Erworbene wieder an Vereinigungen. Interessant ist, daß er die gemachten Ankäufe monatelang an Ort und Stelle liegen ließ, so daß heute noch Hunderte von Bänden, die er im Dorotheum ersteigerte, dort aufgestapelt sind und jetzt mit seiner Bibliothek gleichzeitig zur Auktion gelangen. Man vermutet, daß auch bei manchem anderen Antiquar Depots Schindlers lagern müssen. Wie bereits bemerkt, umfaßt die Bibliothek alle Gebiete, eigentliche Kostbarkeiten sind nicht allzuviele darunter, doch wird mancher Sammler noch genug Interessantes in der Bücherei dieses merkwürdigen Mannes antreffen, der fast buchstäblich seinen schönen, weil kurzen Tod — er verlöschte wie ein Flämmchen — unter seinen geliebten Bücherhaufen fand. Das Verzeichnis der jeden Mittwoch zur Versteigerung gelangenden Werke aus der Bibliothek Schindlers kann Woche für Woche vom Wiener Dorotheum, Wien, I. Dorotheergasse 17 bezogen werden.

Eine weitere Auktion veranstaltet der Wiener Antiquar *Malota* vom 1.—3. Dezember in seinem Auktionslokal, Wien, IV. Wiedener Hauptstraße 22. Der uns zugekommene, sehr nett aussehende Katalog enthält ungefähr 1000 Nummern, darunter Reformations- und sonstige alte Drucke, Deutsche Literatur von ca. 1700 an, illustrierte Bücher von Richter usw., Kuriosa, eine vollständige Serie samt allen Spezialnummern des „Studio“ usw. Die Ausrufspreise sind besonders niedrig angesetzt.

Hans Feigl (Wien).

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Aubert, H., Notices sur les manuscrits Petau conservés à la Bibliothèque de Genève. (Fonds Ami Lullin.)
Bibliothèque de l'école des chartes. 70. 1909. S. 247—302. (Wird fortges.)

Boinet, A., L'Illustration du cartulaire du Mont-Saint-Michel.
Bibliothèque de l'école des chartes. 70. 1909. S. 335—343 mit 4 Taf.

Leidinger, G., Die Miniaturenausstellung der K. Hof- und Staatsbibliothek München aus Anlaß des 9. internationalen Kunsthistorischen Kongresses.
Original und Reproduktion. 1. 1909. S. 139—144.

Mély, F. de, Les „Heures d'Anne de Bretagne“ et les inscriptions de leurs miniatures. Jean Bourdichon ou Jean Poyet?
Gazette des beaux-arts. 1909. Sept. S. 177—196 mit 10 Abbild. und 1 Taf.

Moranville, H., Note sur le ms. français 13568 de la Bibliothèque nationale. (Mit Faksimiles von Miniaturen.)
Bibliothèque de l'école des chartes. 70. 1909. S. 303—312 mit 4 Taf.

Petzet, E., Eine Prachthandschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems. (München Cod. germ. 6406.)
Germanisch-romanische Monatsschrift. 1. 1909. S. 465—490 mit 4 Tafeln.

Teall, G., The famous jeweled book of Lindau. History and description of one of the most precious books in the world. A supreme example of medieval Christian art which has found a home in America.
Bibliofilia. 11. 1909/10. S. 165—170 mit 2 Abbild.

Vogel, M., und Gardthausen, V., Die griechischen Schreiber des Mittelalters und der Renaissance.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. Beiheft 33. 1909. XII, 508 S.

Bibliophilie. Exlibris.

Kleemeier, Fr. J., Bücherliebhaberei und Fälscherkniffe.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 10792—94.

Wheeler, H. F. B., Notable private libraries Nr. 6. The library of Mr. G. A. Aitken.
The Bibliophile. 3. 1909. S. 282—286 mit 6 Abbild.

Bibliothekswesen.

Austin, J., What the school needs from the library.
Library Journal. 34. 1909. S. 395—398.

Beresteyn, E. van, Het plan voor de nieuwe openbare Leeszaal te Utrecht.
De Boekzaal. 3. 1909. S. 245—249.

Bosdari, F. Conte, La Biblioteca popolare del comune di Bologna. Discorso inaugurale.
L'Archiginnasio. 4. 1909. S. 137—141.

Boysen, K., Die Universitäts-Bibliothek einst und jetzt.
Leipziger Neueste Nachrichten. 1909. Nr. 210 vom 31. Juli.

Brown, J. D., The subject classification: criticism, revisions and adjustments. 1. 2.
Library World. 12. 1909. S. 41—45; 81—86. (Wird fortges.)

Décrète (du 23 mars 1909 qui réorganise la Bibliothèque nationale).
Révolution française. 29. 1909. S. 183—187 aus; Journal Officiel vom 13. Juli.

Die Elektrizität in der neuen Königlichen Bibliothek.
Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke. 5. 1909. S. 133—137 mit 7 Abbild.

Enders, K., Staat und Bibliothek in Preußen.
Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 461 vom 11. Sept.

Farlow, J. W., The medical library and its contents.
Library Journal. 34. 1909. S. 401—405.

Fick, R., Der Bibliothekar und sein Beruf. (Veranlaßt durch die unter diesem Titel anonym erschienene Schrift.)
Deutsche Literaturzeitung. 30. 1909. S. 2501—2507.

Gauß, Ch., Popular education in literature.
Library Journal. 34. 1909. S. 391—394.

Greve, H. E., De beteknis van een „openbare-leeszaal-en-bibliothek" in het leven eener stad.
De Boekzaal. 3. 1909. S. 235—237.

Grienberger, Th. von, Das alphabetische Verzeichnis der laufenden Zeitschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin.
Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 31—38.

Horodyski, W. Ritter von, Zur Bibliotheks-Praktikanten- und Beamtenfrage.
Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 10—13.

Ladewig, Der Bibliothekar und sein Beruf.
Berliner Lokal-Anzeiger. 1909. No. 553 v. 19. Aug.

Ladewig, P., Der Lesesaal der Öffentlichen Bücherei.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 10. 1909. S. 145—152. (Wird fortgesetzt.)

Le Librerie per uso di marinai.
Rivista delle biblioteche e degli archivi. 20. 1909. S. 73—79.

Meyer, J., und A. Schubert, Zur Frage einer Reform des Bibliothekswesens. Erwiderungen.
Mitteilungen des Österr. Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 13—31.

Otten, B., Mitteilungen über die Neuordnung der Oeffentlichen Bücherhalle zu Lübeck.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 10. 1909. S. 153—155.

Oudschans Dentz, F., De Koloniale Bibliotheek te Paramaribo (Suriname).
De Boekzaal. 3. 1909. S. 212—216.

Volledig tabellarisch Overzicht van het bedrijf in de acht nederlandsche „Openbare-Leeszalen-en Bibliotheken".
De Boekzaal. 3. 1909. S. 255—264 mit 10 Abbild. auf 3 Taf.

Picozzi, D., L'uso delle biblioteche. La necessità di una riforma.
Bibliofilia. 11. 1909/10. S. 231—235 aus: L'Unione, Milano.

Rijn, G. van, Gemeentelijke openbare Bibliotheek en Leeszaal te Rotterdam.
De Boekzaal. 3. 1909. S. 250—254 mit 1 Plan.

Rijswijk, B. van, Het tienjarig bestaan van de openbare Leeszaal en Bibliotheek te Dordrecht.
De Boekzaal. 3. 1909. S. 238—244.

Ruepprecht, Chr., Zwei Vorschläge für unsere deutschen Bibliotheken.
Deutsche Revue. 34. 1909. Sept. S. 372—374.

Savage, E. A., Librarianship and literature.
Library Association Record. 11. 1909. S. 389—397

Savage, E. A., The representation of science and technology in public libraries. 2.
Library World. 12. 1909. S. 46—48.

Sustrac. Ch., Les fiches imprimées pour les catalogues.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 3. 1909. S. 74—80 mit 2 Abbild.

Sutton, C. W., Manchester libraries and booksellers.
Book-Auction Records (Karslake). 6. 1908/9. S. LXV —LXX mit 1 Abbild.

Ullrich, R., Die bauliche Einrichtung der Lehrerbibliotheken höherer Schulen.
Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 63. 1909. S. 417—451.

Yust, W. F., Louisville Free Public Library building.
Library Journal. 34. 1909. S. 398—401.

Zimmer, H. O., Einheitlichkeit im deutschen Bibliothekswesen.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909/10. S. 67—69.

Buchdruck und -Gewerbe.

Bartsch, C., Die Bücherdesinfektion mittels feuchter, heißer Luft und deren Einwirkung auf die Festigkeit von Papier.
Mitteilungen aus dem Königl. Materialprüfungsamt zu Groß-Lichterfelde. 27. 1909. S. 138—143.

Binz, G., William Morris als Buchdrucker.
Gutenberg-Gesellschaft. Jahresbericht. 8. 1909. S. 51—70 mit 7 Faksim.

Blei, F., Von frühen Druckwerken und über Caxton.
Der Zwiebelfisch. 1909. H. 3. August. S. 3—7.

Lepreux, G., Les imprimeurs belges en France.
Bulletin du bibliophile. 1909. S. 369—380. (Wird fortges.)

Macgregor, J. C., Famous Parisian binders.
The Bibliophile. 4. 1909/10. S. 9—12 mit 6 Abbild.

Molsdorf, W., Die Bedeutung Kölns für den Metallschnitt des XV. Jahrhunderts.
Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 114. 1909. 57 S., 15 Taf.

Schmidt, A., Die Streitschriften zwischen Mainz und Erfurt aus den Jahren 1480 und 1481.
Gutenberg-Gesellschaft. Jahresbericht. 8. 1909. S. 33—50.

Tordi, D., Ser Agnolo Ferrini legatore d'incunaboli (1473—1488). *Bibliofilia.* 11. 1909/10. S. 182—190.

Witte, F., Das religiöse Buch und der Buchschmuck.
Zeitschrift für christl. Kunst. 12. 1909. S. 173—180.

Buchhandel.

Diederichs, E., Zur Psychologie des Sortimenters. Reiseeindrücke.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1909. S. 10971—73.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Matthieu, E., Les journaux tournaisiens. (Forts.)
Revue tournaisienne. 1909. S. 92—95. 107—110.

Die britische Presse, von fachkundiger englischer Seite.
Österreichische Rundschau. 20. 1909. S. 263—268.

Bibliographie.

Kleemeier, Fr. J., Anonyme Druckschriften. (Mit Nachwort von Max Harrwitz.)
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 9416—19. 9583.

Stewart, J. D., Terminological dictionaries.
Library World. 12. 1909/10. S. 87—92.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Benzmann, H., Die dänische Lyrik.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 40 vom 4. Oktober.

Spiero, H., Der neue historische Roman.
Das literarische Echo. 1909. 4. 21/22. Sp. 1485—1494.

Einzelne Schriftsteller.

Aretino: Levi, C., Saggio bibliografico delle commedie e dell' „Orazia" di Pietro Aretino e della critica su di esse.
Rivista delle biblioteche e degli archivi. 20. 1909. S. 79—89.

Arminius: Kammerhoff, E., Wilhelm Arminius (Prof. Dr. W. H. Schultze).
Literarische Neuigkeiten (Leipzig, Köhler). 1909. Nr. 3. S. 1—5 m. 1 Porträt.

Brentano: Poppenberg, F., Züge zu Clemens Brentanos Bilde.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 35 vom 29. August.

Busch: Chantavoine, J., Un humoriste allemand: Wilhelm Busch (1832—1908).
Gazette des beaux-arts. 1909. Sept. S. 197—216 mit 16 Abbild.

Chaucer: Koch, J., Die Chaucerforschung seit 1900.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 1. 1909. S. 490—507.

Cooper: J. J. Cooper. Ein Dichterbildnis. (Von St.)
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeilage Nr. 215 vom 14. September.

Dante: Fòffano, F., Sulla soglia del Purgatorio dantesco. *Rivista d'Italia.* 1909. August. S. 205—223.

Eichendorff: Minor, J., Die neue Eichendorff-Ausgabe.
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 60. 1909. S. 481—499.

Fleming: Schmid, H. von, Paul Fleming in Reval. Ein Gedenkblatt zum 300jährigen Geburtstag des Dichters.
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeilage Nr. 232 vom 4. Oktober.

—: Staden, H. von, Paul Fleming. Geb. 5. Oktober 1609. *Vossische Zeitung.* 1909. Nr. 464 v. 3. Okt.

Fontane: Pniower, O., Theodor Fontane. Briefe an Theodor Storm.
Die neue Rundschau. 1909. Oktober. S. 1465—1480.

Foscolo: Rossi, G., Due fonti della ragion poetica di Ugo Foscolo.
Rivista d'Italia. 1909. August. S. 161—204.

France: Steinborn, P., Anatole France: „Die Insel der Pinguine".
National-Zeitung. 1909. Sonntags-Beilage Nr. 35 vom 29. August.

Goethe: Bossert, A., Une collaboration poétique. Goethe et Suléika.
Revue bleue. 1909. Sept. 4. S. 289—294.

—: Engel, E., Der Politiker Goethe.
Der Türmer. 1909. Oktober. S. 125—135.

—: Krieg, R., Goethe als Freimaurer.
Grenzboten. 1909. Nr. 39. S. 606—609.

—: Liman, P., Goethe als nationaler Erzieher.
Die Gegenwart. Bd. 76. 1909. S. 625—627.

—: Oehlschläger, H. von, Goethes Euphrosyne. Ein Gedenkblatt zum Todestage von Christiane-Neumann-Becker.
National-Zeitung. 1909. Sonntags-Beilage Nr. 38 vom 19. September.

—: Pinger, W. R. R., Der junge Goethe und das Publikum.
University of California publications in modern philology. 1, 1. 1909. 67 S.

—: Schmidt, O. E., Goethe und Pestalozzi.
Grenzboten. 1909. Nr. 38. S. 563—569.

—: Werdermann, R. K., Goethe-Klatsch.
Die Gegenwart. Bd. 76. 1909. S. 634—638.

Greif: Petzet, E., Martin Greif.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 10. 1909. S. 156—159.

Haller: Zagajewski, K., Albrecht von Hallers Dichtersprache.
Quellen und Forschungen zur Sprach- u. Kulturgeschichte der germanischen Völker. 105. 1909. VIII, 269 S.

Halm: Schneider, H., Friedrich Halm und das spanische Drama. *Palaestra.* 28. 1909. 258 S.

Hebbel: Bornstein, P., Ungedruckte Hebbel-Briefe.
Nord und Süd. 1909. September. S. 403—417.

—: Tibal, A., Christian Frédéric Hebbel.
Revue de Paris. 1909. Sept. 1. S. 121—146.

Heine: Byvanck, W. G. C., Een blad van Heine's schrift uit de Koninklijke Bibliotheek:
De Boekzaal. 3. 1909. S. 201—211 m. 2 Taf.

Herder: Foà, A., Goffredo Herder in Italia.
Rivista d'Italia. 1909. August. S. 227—253.

Homer: Plüß, Th., Einheiten und Persönlichkeit im Homer. *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum.* 23. 1909. S. 305—321.

Hugo: Bersaucourt, A. de, Le théâtre de Victor Hugo et la parodie. (Fin.)
Mercure de France. 1909. Sept. 1. S. 20—42. Sept. 16. S. 254—276.

Kerner: Richert, J., Geschichte der Lyrik Justinus Kerners.
Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Germanische Abteilung. 23. 1909. 142 S.

Kleist: Hennig, B., Marie von Kleist. Ihre Beziehungen zu Heinrich von Kleist (nach eigenen Aufzeichnungen).
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 37 und 38 vom 12. und 19. September.

—: Petsch, R., Heinrich von Kleist als tragischer Dichter.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 1. 1909. S. 529—550.

—: Rahmer, S., Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. *Gegenwart.* Bd. 76. 1909. S. 514—516.

—: Senger, J. H., Der bildliche Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleist's.
Teutonia. 8. 1909. V, 67 S.

Lenau: Sadger, J., Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus.
Schriften zur angewandten Seelenkunde. 6. 1909. 98 S.

Lessing: Die Geschichte der Familie Lessing. (Von Arend Buchholtz.)
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 426 vom 11. Sept.

Liliencron: Babillotte, A., Detlev von Liliencron.
Xenien. 1909. S. 129—138.

—: Dehmel, R., An Liliencrons Grabe. Abschiedsworte (und Zeitungsnachrufe).
Das literarische Echo. 1909. H. 23. Sp. 1649—1659.

—: Dohse, R., Detlev von Liliencron †.
Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland. 1909. Nr. 17. Sp. 281—285.

—: Droop, F., Erinnerungen an Detlev von Liliencron.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909/10. S. 65—67.

—: Falke, G., Detlev von Liliencron.
Nord und Süd. 1909. September. S. 418—427.

—: Klaar, A., Detlev v. Liliencron.
Gegenwart. 1909. Bd. 76. S. 552—553. 573—575.

—: Detlev von Liliencron.
Grenzboten. 68. 1909. Nr. 40. S. 19—24.

—: Schulze-Berghof, P., Wie Liliencrons „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch" entstand.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 430 vom 14. Sept.

—: Storck, K., Detlev von Liliencron.
Der Türmer. 1909. Oktober. S. 135—146 mit 1 Porträt u. 1 Faksim.

Lucilius: Lafaye, G., Lucilius et ses satires.
Journal des Savants. 1909. August. S. 346—354.

Mark Twain: Angert, E. H., Is Mark Twain dead?
North American Review. 1909. Sept. S. 319—329.

Meredith: Tuell, A. K., George Meredith.
Atlantic Monthly. 1909. Aug. S. 213—218.

Mörike: Schaukal, R., Mörike. Eine Studie. 1—3.
Die Gegenwart. Bd. 76. 1909. S. 612—613. 629—632.

Nietzsche: Hofmiller, J., Nietzsche und seine Schwester.
Süddeutsche Monatshefte. 1909. Oktober. S. 395—403.

Pontoppidan: Hegeler, W., Henrik Pontoppidan.
Literarisch. Echo. 11. 1909. H. 24. Sp. 1707—1714.

Raabe: Geiger, K., Wilhelm Raabe: Drei neue Auflagen.
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeilage Nr. 210. 211. 212 vom 8., 9. und 10. September.

Rabelais: Stoppoloni, A., Francesco Rabelais.
Nuova Antologia. 1909. Sept. 16. S. 207—220.

Reuter: Gaedertz, K. Th., Reuters Bremer Beziehungen.
Fritz Reuter-Kalender. 1910. S. 47—64 mit 2 Taf.

—: Gaedertz, K. Th., Fritz Reuter und Hamburg.
Fritz Reuter-Kalender. 1910. S. 31—46 mit 6 Taf.

Rilke: Oppeln-Bronikowski, F. von: Rainer Maria Rilke. Eine kritische Würdigung.
Xenien 1909. S. 138—157. (Wird fortges.)

Rousseau: Faguet, E., La politique de Jean-Jacques Rousseau.
Revue des deux mondes. 1909. Sept. 15. S. 396—409.

Sand: Faguet, E., George Sand.
La Revue. 1909. Sept. 1. S. 46—52.

Schaukal: Elster, H. M., Richard Schaukal. Eine literarische Studie.
Xenien. 1909. S. 158—166. (Wird fortges.)

Schenkendorf: Döring, A., „Freiheit, die ich meine".
Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum. 23. 1909. S. 510—518.

Schiller: Wernly, J., Prolegomena zu einem Lexikon der ästhetisch-ethischen Terminologie Friedrich Schillers.
Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. 4. 1909. XII, 215 S.

Schlegel: Geßler, F., „Karoline". Ein Frauenbild aus der deutschen Romantik. Zum 100. Todestage von Karoline Schelling (= Schlegel), 7. September.
National-Zeitung. 1909. Sonntags-Beilage Nr. 36 vom 5. September.

—: Lublinski, S., Caroline Schlegel.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 36 vom 5. Sept.

Scudéry: Faggioni, L.: Mademoiselle de Scudéry.
Rivista d. biblioteche e d. archivi. 20. 1909. S. 89—102.

Shakespeare: Potter, Ch., and Clarke, H. A., Shakespeare's ‚Antony and Cleopatra'. A study program.
Poet Lore. 1909. Juli/August. S. 315—320.

—: Sieper, E., Shakespeare und das Künstlertheater.
Süddeutsche Monatshefte. 1909. Oktober. S. 463—471.

Shaw: Sanden, K. v., Shaw und sein Übersetzer.
Süddeutsche Monatshefte. 1909. Oktober. S. 450—463.

Stifter: Schlossar, A, Adalbert Stifters Beziehungen zu dem Maler Karl Löffler in Wien. Nach Briefen Löfflers nebst den von Stifter an ihn gerichteten Schreiben zum ersten Male in wortgetreuem Abdrucke mitgeteilt.
Deutsche Arbeit. 1909. August. S. 769—774 mit 1 Porträt.

Tennyson: Davray, H. D., Tennyson.
Mercure de France. 1909. Aug. 16. S. 659—669.

Wildenbruch: Wildenbruch-Reliquien.
Deutsche Rundschau. 1909. September. S. 382—391.

Neue Bücher.

„*Catalogue with selling prices affixed, of a very extensive Collection of the first and early Editions of old English Plays. Noted Bibliographically and Biographically. Pickering & Chatto. 1909. London; 66 Haymarket.* Der vorliegende, dauernden Wert besitzende Katalog ist der bedeutendste seiner Art, der seit langer Zeit veröffentlicht wurde. Das 174 eng gedruckte Seiten und die Anmerkungen über 1450 altenglische Dramen enthaltene Werk, befand sich seit 15 Jahren in Vorbereitung. Besonderes Interesse gewährt aber die Tatsache, daß die oben genannte Buchhändlerfirma die sämtlichen 1450 Nummern auch wirklich im Laufe der Zeit, und zwar mit großer Mühe beschafftund zu einer der seltensten Spezialsammlungen vereinigt hat, jetzt aber durch Einzelverkauf diese Bibliothek auflösen will. Der bezügliche, bibliographisch und biographisch geordnete Katalog gibt außer dem Titel des Stücks die näheren Umstände an, unter denen dasselbe aufgeführt wurde, die Namen der Mitspieler, die Quellen für das Drama, Daten über das Leben des Autors, Preise der Werke u. a. mehr. Einige, einen Anhalt für die Anordnung des Katalogs gebende Beispiele mögen hier folgen;

Addison (Joseph), (1672—1719). Born at Milston. Wiltshire. Destitute of the strength of Swift or the softness of Steele, Addison outwent both his friends in even finish of style. 1. *Cato,* A Tragedy, as it is Acted at the Theatre-Royal in Drury-Lane by her Majestys Servants by Mr. Addison. London: Printed for I. Tonson, at Shakspear's Head over against Catherine Street in the Strand 1713. First Edition, sm 4to, a fine copy in morocco extra, gilt edges by Riviere & Son." 3 £ 3 S. Andere Ausgaben mit ihren Sondereigentümlichkeiten bis zur elften, aus dem Jahre 1725, die einen Prolog von Pope enthält und nur 5 Schilling kostet, folgen der editio princeps. Es bedarf kaum des Hinweises, daß Addison noch heute in seinem Vaterland als einer der besten und im Stil elegantesten humoristisch-satirischer Schriftsteller geschätzt wird. Im Katalog hier handelt es sich selbstverständlich dem Titel gemäß nur um dramatische Arbeiten, wie z. B.; „*Rosamond,* humbly inscribed to her Grace the Dutchess of Marlborough" oder „The *Drummer* or the *Haunted House,* a Comedy, with a Preface by Sir Richard Steele, and his letter to Mr. Congreve ...." Letzteres, das von einem „Spuk besessene Haus" erinnert daran, daß Addison sich mit Vorliebe solcher Sujets bediente, die entweder ganz den Charakter von Geister- und Gespenstergeschichten, oder doch mit solchem Stoff durchsetzt, in sich trugen. Allgemeiner bekannt ist es, daß Addison erst zu Ansehen durch seine Heirat mit der verwitweten Gräfin von Warwick gelangte, indessen weniger Aufmerksamkeit wurde bisher dem Umstande geschenkt, daß er durch seine Ehe zugleich Besitzer des aus der Normannenzeit noch herstammenden Schlosses „Holland House" in London wurde, und diesem, in dem Rufe des Umgehens von Geistern stehende Gebäude, manche seiner bezüglichen Anregungen verdankte. Das dortige Schloß birgt eine erhebliche Anzahl von Addison-Reliquien und Manuskripte von seiner Hand. Unter letzteren befindet sich auch eine humoristische Erzählung, wie er den Hausgeist für immer gebannt habe. Als derselbe ihm nämlich erschien, forderte Addison ihn auf, auf seine Werke zu subskribieren, worauf er ein für alle Male verschwand!

Eine große Rarität für Bücherliebhaber bildet *Beaumont and Fletchers: Comedies and Tragedies,* written by Francis Beaumont and John Fletcher, Gentlemen. Never printed before, and now published by the Authours Originall Copies. London: Printed for Humphrey Robinson at the Three Pigeons ... 1647. First Edition, folio with a brilliant impression of the portrait by W. Marshall ... a large and perfect copy, morocco extra, gilt edges, by Riviere and Son, 28 L." Die beiden Autoren werden ausdrücklich als „gentlemen" genannt, eine Bezeichnung, die zu jener Epoche ihren Standesgenossen nicht zu oft, und Schauspielern entweder nur sehr zögernd, oder gar nicht zugebilligt wurde.

Ein Drama, von dem zurzeit nur drei Exemplare bekannt sind, datiert 1613, ebenfalls in altenglischer Orthographie und von der Feder *Thomas Campions* verfaßt, betitelt sich „*A Relation of the Late Royall Entertainement*". Dies äußerst seltene Werk wird mit 48 £ bewertet.

„*Chapmann (George), Jonson (Ben), an Marston* (John)". „*Eastward Hoe.* As it was played in the Black-friers. By the Childern of her Majesties ... 1605, First Edition ... 28 £ 10 S."

Der beliebte Dramatiker *William Congreve* (1670—1729) ist mit folgenden ersten Ausgaben und sehr selten vorkommenden Arbeiten vertreten; „*Love for Love*" „*The double Dealer*", „*The Mourning Bride*", „*The old Batchelour*" und „*The May of the World*". Von diesem Drama sagt der verstorbene Dichter Swinburne aus: „Ein unerreichtes und untadelhaftes Meisterwerk". Niemals wurde von den Zeitgenossen ein lebender Schriftsteller mehr geehrt als Congreve und zwar mit Recht, da er wirklich eigenartig schaffte und nach keiner Richtung hin von seinen Vorgängern entlehnte.

Leider ist es an dieser Stelle nur möglich der Dramen *Oliver Goldsmiths, Heywoods, Jonsons, Kembles, Marlowes, Massingers* und *Thomas Moores* summarisch Erwähnung zu tun, dagegen soll von dem Poeten *John Milton* (1608—1674) sein für die Bühne hergerichtetes Spiel „*Comus*" genannt werden. Wenn des Dichters Prosa auch seine Verse nicht zu erreichen vermag, so ist erstere doch relativ wertvoll, da sie die bezüglichen organischen Mängel seiner Mitgenossen erkennen läßt. Außerdem bildet das Stück gewissermaßen ein Unikum in Miltons Schaffensweise.

Ebenso reichhaltig wie interessant gestaltet sich im Katalog der über *Shakespeare* und *Shakespeariana* handelnde Teil. Hervorzuheben ist hier „*The Chronical History of Henry V,*", Quartausgabe von 1608 (175 £); ferner in demselben Format und gleichfalls aus 1608 herrührend „*King Lear*" (35 £); dann „*A Midsommer nights dreame* ... printed by James Roberts, 1600. First

Edition, 4° (350 £). Dies Buch ist ungebunden und weist einige kleinere Defekte auf. Unerwähnt soll demnächst nicht bleiben *„The most excellent and lamentable Tragedie of Romeo and Juliet"*, 4°, aus dem Jahre 1637, etwas defekt (35 £); *„The first Part of the True and Honorable History of the Life of Sir John Old-Castle,* the good Lord Cobham", Klein-Quart, 1600 (105 £); zwei Folio-Ausgaben *„Mr. William Shakespeares Comedies* . . . The *Second Impression* . . . 1632" (200 resp. 225 £) und endlich *„The fourth Folio"* aus dem Jahre 1685 (135 £).

Für die Forschung gewährt der Abschnitt *„Altenglische anonyme Dramen"* reichhaltige Anregung, da hier aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts und aus dem XVIII. Jahrhundert nicht weniger wie 43 Druckwerke angeführt sind. Trotzdem die Jahreszahl des Erscheinens, der Drucker, die betreffende Offizin, das Theater, in dem die Aufführung zuerst stattfand, die Mitspielenden und mancherlei andere Nebenumstände in den Werken oft angegeben wurden, konnte bisher der Verfasser nicht ermittelt werden. Das Verlagshaus spricht die Bitte aus, ihm hierbei eventuell behilflich sein zu wollen, und hat in Rücksicht hierauf den Preis des Katalogs nur auf 6 Pence angesetzt.

Zum Schluß mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß frühe Ausgaben altenglischer Dramen von Jahr zu Jahr schwieriger zu beschaffen sind, da erstens die öffentlichen Bibliotheken dieselben tunlichst zu erwerben suchen, und zweitens weil Literarhistoriker derselben bedürfen, um nachweisen zu können, in welcher Weise die gesamte englische Literatur sich von Stufe zu Stufe auf jenen aufgebaut hat. Vom praktischen Standpunkt aus kommen die sogenannten *„Interludes"* des XVI. Jahrhunderts und *Prae-Shakespeare-Stücke* wegen ihrer Seltenheit kaum noch in Betracht! Als Ersatz und Hilfsmaterial bleibt daher dem Sammler, Liebhaber uud Forscher in der Hauptsache nur übrig, den Erwerb der Dramen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts anzustreben! *O. v. Schleinitz.*

Im Verlag von *Karl W. Hiersemann* in *Leipzig* erschien deutsch und gleichzeitig in tschechischer Sprache eine sehr instruktive Schrift von *Vojt. Preißig:* Zur Technik der farbigen Radierung und des Farben-Kupferstichs. I. Teil. (140 S. 8°. Preis M. 4.) Klar und knapp schildert der Verfasser die verschiedenen Verfahren der edelsten graphischen Techniken in ihrer Anwendung für farbige Reproduktion und bietet damit dem angehenden Künstler und dem Sammler ein sehr willkommenes Hilfsmittel. Aber darüber hinaus gewinnt das Buch durch seine äußere Gestalt Bedeutung. Denn Preissig hat sein Werk in einer Weise ausgestattet, die ihm eine hervorragende Stelle unter den Druckwerken der Buchkunst der Gegenwart sichert. Die Schrift ist eine prächtige Antiqua, die Kapitelanfänge sind mit realistisch aufgefaßten, trefflichen Vignetten geschmückt, welche Werkzeuge und Verfahren des Radierers und Stechers darstellen, eine entzückende Farbenradierung von seiner Hand gereicht dem Bande zu besonderer Zierde. So stellt das Werk die einheitliche Leistung eines *Künstlers* dar, auf der das Auge jedes Bücherfreundes mit innigem Wohlgefallen ruhen wird, zumal wenn er es in einem der hundert Abzüge für Liebhaber erblickt, die auf kachiertem chinesischem Papier gedruckt sind, vier Beilagen besitzen und nicht in den Handel kommen. — Ein zweiter Teil mit 30 Original-Radierungen und Kupferstichen ist in Vorbereitung. G. W.

Feinschmeckern sei das neue Buch von *Albert Wesselski* bestens empfohlen, das unter dem Titel *„Mönchslatein.* Erzählungen aus geistlichen Schriften des XIII. Jahrhunderts" bei *Wilhelm Heims* in *Leipzig* erschienen ist. Schon Papst Gregor empfahl seinen Geistlichen die Verwendung des „Exempels", d. h. der Erzählung zum Zwecke des Beweises, und diesen Rat haben denn auch die predigenden Kleriker ausgiebig befolgt. Anfänglich hielten sie sich an die Bibel, dann kamen die Legenden der Heiligen dazu, später die alten Klassiker und die mythologischen Traditionen und schließlich sogar die Tierfabel. So bildeten sich im Laufe der Zeit ganze Sammlungen von Predigtmärlein heraus, deren erste, der „Tractatus de diversis materiis praedicabilibus", den Dominikaner Stephan von Bourbon zum Verfasser hat. Daß viele Quellen dieser Geschichten auf morgenländischen Ursprung hinweisen, ist erklärlich; die Mönche waren durch ihre Stellung ja besonders berufen, das orientalische Gut aufzunehmen und waren dafür die besten Vermittler. Wesselski hat nun eine Anzahl solcher Predigtmärlein und Mönchsgeschichten gesammelt und in möglichst wortgetreuer Übersetzung wiedergegeben. Es sind ganz köstliche Stücke darunter, und gerade durch ihren Mangel an Künstlichkeit, durch ihre derbe Schlichtheit und Sinnfälligkeit wirken sie so ungemein stark. Man darf nicht vergessen, daß sie sich an das *Volk* richteten, und daß vor allem die vagierenden Bettelmönche die Erzähler waren, aus deren Munde diese Geschichten natürlich ganz anders klangen, als wenn ein feister Pfarrer sie in salbaderndem Tone vorgetragen hätte. Ein stattlicher Anmerkungsapparat umfaßt die Quellennachweise, die vielfach auch auf die alten Facetienbücher zurückgehen, deren Verfasser ihre Stoffe nahmen, wo sie sie fanden. Bemerkenswert ist auch die treffliche Ausstattung des prächtigen Buchs; das schöne Papier und der gute Druck (von Oskar Bonde in Altenburg), sowie der schlicht vornehme Pergamenteinband von Th. Knaur-Leipzig. —bl—

Der dritte Jahrgang des *Marbacher Schillerbuchs* (Stuttgart, Cotta), herausgegeben von Professor Dr. *Otto Güntter,* ist soeben erschienen. Er umfaßt zwei Abteilungen: „Mitteilungen aus dem Schillermuseum" und „Abhandlungen". Der erste Teil bringt zunächst eine Anzahl Briefe; sechs bisher unbekannte von Schiller, unter denen der an Herrn von Beulwitz gerichtete vom 21. Januar 1794, in dem Schiller sich für eine Scheidung des Kammerherrn von seiner Frau ausspricht, insofern von besonderem Interesse ist, als Schiller selbst einmal Neigung für die anmutige Karoline von Lengefeld gehabt hat. Weitere siebzehn Briefe sind *an* Schiller gerichtet; sie stammen von Schillers Vater, von Georg

Forster, Körner, dem Bonner Universitätskurator Frhr. Spiegel zum Desemberg, von J. J. Engel, H. Meyer, Matthisson, Herder, Gries, der Luise Brachmann, Dalberg. Von Goethe rührt ein kleines diktiertes Billet her; der Brief eines Herrn von Alvensleben mit der Bitte um Auskunft, ob der „Geisterseher" nur Fiktion oder Wahrheit sei, zeigt, welches Interesse der Roman bei seinem Erscheinen hervorrief; in einem anderen Briefe bittet ein junger Kaufmann Schiller um eine Sammlung seiner Gedichte; endlich ist noch ein enthusiastischer Brief Gustav Schoders zu erwähnen, des früh verstorbenen schwäbischen Poeten, auf den Kerners „Verse eines Kraftgenies" gehen. Briefe aus dem Schillerkreise, von Reinwald, Nanette und Charlotte folgen. Otto Güntter teilt zwei geschriebene Gebete von Schillers Vater mit, die von dem religiösen Sinn des alten Herrn neues Zeugnis ablegen, ferner ein Konduite Schillers von der Militärakademie und weiteres aus dem Marburger Archiv. Auch die größeren Abhandlungen enthalten viel Interessantes. Albert Leitzmann weist nach, daß die Übersetzung eines Orphischen Gesangs, die, angeblich von Schillers Hand geschrieben, sich im Nachlaß des Freiherrn Josef von Hammer-Purgstall vorgefunden hat, in Wahrheit von Bouterwek herrührt, daß Schiller, wenn die Handschrift in der Tat von ihm stammt, sie also nur kopiert haben könne. Gustav Kettner untersucht das Verhältnis des Schillerschen Tell zu den älteren Telldramen: den Tellenspielen, zu Bodmers „Tell", Ambühls „Schweizerbund" und „Wilhelm Tell" und Meißners „Johann von Schwaben". Anschließend daran führt Johannes Proelß in einer feinsinnigen Studie aus, welchen Anteil Charlotte Schiller an der Entstehungsgeschichte des „Tell" gehabt hat. In seiner Untersuchung über „Schillers Doppelliebe" kommt Karl Berger zu Schlüssen, die wohl Widerspruch finden können; der Aufsatz ist geistreich und psychologisch interessant, aber noch kein strikter Gegenbeweis für das anfängliche Schwanken Schillers zwischen der nervös regsamen Karoline und der sanften Lotte. Aus den weiteren Beiträgen des diesjährigen Schillerbuchs seien angeführt: Weizsäckers „Geschichte eines Schillerbildes" (des Porträts der Ludowika Simanowicz und seiner Wirkungen auf Mit- und Nachwelt); Karl Bauers Studie „Schillers äußere Erscheinung" und Weltrichs umfangreicher Aufsatz über Schillers „Fiesko" im Lichte der geschichtlichen Wahrheit. —bl—

Aus der Schriftensammlung des Literarischen Vereins in Wien gingen uns die Bände IX und X zu. Band IX enthält *Betty Paolis Gesammelte Aufsätze*, herausgegeben von *Helene Bettelheim-Gabillon* und von ihr mit einer warmherzigen Einleitung versehen. Die Sammlung umfaßt eine Anzahl meist kritischer Artikel, die sich durch ihre schöne Form, aber auch durch Treffsicherheit des Urteils auszeichnen; voran stehen die Essays über Annette von Droste und die Ebner-Eschenbach. Band X bringt, von *Rudolf Payer von Thurn* eingeleitet und herausgegeben, den ersten Teil der „*Wiener Haupt- und Staatsaktionen*" des populären österreichischen Hanswursts *Josef Anton Stranitzky*. Die handschriftlichen Originale werden in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt und tragen durchweg die Jahreszahl 1724. Als Verfasser galt damals schon Stranitzky, der bei seinen Arbeiten freilich meist auf ältere Stoffe zurückgriff, sie aber durch die Einfügung der Figur des Hanswurst zu lokalisieren verstand. Sehr interessant sind die Untersuchungen des Herausgebers über den dunklen Lebenslauf Stranitzkys, den Nicolais unrichtige Angaben in seiner „Reise durch Deutschland und die Schweiz" noch mehr zu verdunkeln drohten. Erst R. M. Werner und Carl Glossy haben einiges Licht über den merkwürdigen Mann gebracht, und auf ihren Forschungen hat Payer von Thurn weitergebaut. Der Band bringt sieben von den vierzehn bisher ungedruckten Haupt- und Staatsaktionen; die weiteren sieben sollen in einem zweiten Teile folgen. △

Von den Veröffentlichungen der deutschen Bibliographischen Gesellschaft wurde kürzlich als Band IV des bibliographischen Repertoriums (in B. Behrs Verlag, Berlin W. 35) der zweite Teil der *Zeitschriften des jungen Deutschlands* verausgabt. Es ist dies die letzte Arbeit *H. H. Houbens* für die Gesellschaft, bibliographisch wieder eine ausgezeichnete, obwohl sie sich auf den Jahrgang 1835 des Duller-Gutzkowschen „Phönix" beschränkt. Hoffentlich bringt uns der fünfte Band die Bearbeitung der noch fehlenden jungdeutschen Zeitschriften, vor allem der „Zeitung für die elegante Welt" unter Laubes Redaktion und der ersten Jahrgänge der Lewaldschen „Europa". Es wäre jammerschade, wenn das groß angelegte bibliographische Unternehmen durch den Rücktritt Houbens versanden wollte. △

Eine „*Illustrierte Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker*" von *Bernhard Stern* ist kürzlich als Privatdruck des Verlages C. W. Stern in Wien und Leipzig erschienen (2 Bde. M. 20). Der Verfasser bringt bibliographisch manches Neue, aber ohne jedwede Sichtung, vernachlässigt dafür auch Wichtigeres. Die ganz unnötige Beigabe von Reproduktionen pornographischer Kupfer gibt dem Ganzen den Stempel einer häßlichen Spekulation. △

Der *Palazzo di Venezia in Rom*, bearbeitet von *Philipp Dengel*, *Max Dworschak* und *Hermann Egger*. Mit 35 Kunsttafeln in Lichtdruck, davon drei in Farben nach Aquarellen von Othmar Brioschi, 84 Textillustrationen in Heliogravure und Strichätzung, Großfolio, Schöpfpapier, Renaissance-Einband in Leder. Einmalige Auflage von 150 handschriftlich numerierten Exemplaren. Verlag von Franz Malota in Wien.

Dieses prachtvolle Monumentalwerk ist dem Kaiser Franz Joseph gewidmet, der ja sozusagen der Eigentümer des Palazzo di Venezia in Rom ist, des Sitzes der k. und. k. österreichisch-ungarischen Botschaft beim Heiligen Stuhle. Bekanntlich ist der Venediger Palast in Rom österreich-ungarisches Staatsgut und eines der

kostbarsten Besitztümer der Doppelmonarchie auf fremder Erde. Im Friedensvertrage von 1866 wurde ausdrücklich bedungen, daß die früheren venezianischen Gesandtschaftspaläste in Rom und Konstantinopel auch fernerhin im Besitze des habsburgischen Kaiserstaates zu verbleiben haben. Dieser Riesenbau bildete in gewisser Hinsicht, wenigstens bis vor kurzem, das einzig unberührt gebliebene Denkmal der profanen italienischen Frührenaissancebaukunst auf dem Boden der ewigen Stadt. Doch gehen dessen Anfänge zurück in die Zeiten des ersten Konstantin. Ein kleines, dem Evangelisten Markus erbautes Kirchlein, das zur Titelkirche eines der Kardinalpriester wurde, bildete den Ausgangspunkt; Kardinal Pietro Barbo, der reiche Sohn Venedigs, begann dann im Jahre 1455 den Bau des Palastes, den er als Papst Paul II. zur „Papstburg" monumental ausgestaltete. Lange Zeit diente er den Päpsten als Sommerresidenz, kam dann in den Besitz der Republik Venedig, die ihn jahrhundertelang behielt, bis er im Jahre 1797 im Frieden von Campoformio an den Habsburger Staat überging und in dessen Eigentum, wie erwähnt, bis heute verblieb.

Ein wertvoller Teil dieses wunderbaren Riesenbaues, der Palazetto di Venezia, wird nun abgebrochen, um dem großmächtigen Nationaldenkmal Viktor Emanuels auf der Ara Coeli, am Fuße des Kapitols, freien Ausblick und die notwendige Perspektive zu schaffen. Keineswegs aber, um überhaupt von der Bildfläche zu verschwinden. Rechts von der St. Markuskirche wird er wieder aufgebaut werden, Stein um Stein, genau sowie er unter Paul III. neben dem massigen Festungsbau des Palazzo kokett und loggiengeschmückt entstand. Die Vorarbeiten zu diesem Abbruch des Palazzetto sind bereits im Werke, es wird nicht lange dauern und der freundliche Flügelbau wird nicht mehr an der Stelle stehen, wo er jahrhundertelang allen Stürmen und allem Kriegslärm, der über ihn dahingebraust, getrotzt hat.

Das vorliegende Monumentalwerk — eine Prachtleistung ersten Ranges — verdankt seine Entstehung zunächst der Überzeugung, daß der Palazzo di Venezia bisher weder eine wissenschaftliche Bearbeitung noch eine künstlerische Würdigung in Form einer umfassenden Monographie gefunden, wie er das schon längst verdient hätte. Dann aber war der Wunsch maßgebend, die Erinnerung an seinen reizvollsten Teil, das sogenannten Palazzetto, mit dem köstlichen Hofe in getreuen und genauen Aufnahmen festzuhalten, ein Gedanke, der die Herausgabe der Publikation um so mehr beschleunigte, als die Demolierung dieser ehrwürdigen Schöpfung Pauls II. jeden Augenblick zu gewärtigen war. Als daher im Jahre 1908 der Abbruch dieses Palazzetto zugunsten des freien Ausblickes auf das im Bau befindliche Nationaldenkmal für Viktor Emanuel II. beschlossen wurde, bildete sich in Wien ein Komitee hervorragendster Persönlichkeiten, von denen hier nur Graf Hans Wilczek, Prinz Franz von und zu Liechtenstein und Graf Friedrich Schönborn erwähnt seien, und betraute drei österreichische Gelehrte, jeder ein erster seines Gebietes, mit der Aufgabe, die äußere Erscheinung des dem Untergange geweihten Palazzetto, sowie die Baugeschichte, die künstlerische Ausstattung des ganzen Monumentalbaues, ferner die historischen Ereignisse, die sich in seinen altehrwürdigen Mauern abgespielt haben, festzuhalten und wissenschaftlich zu behandeln. Kaiser Franz Joseph I. gestattete nicht nur, daß das Werk ihm gewidmet wurde, sondern ermöglichte durch eine wahrhaft kaiserliche Gabe die Verwirklichung dieser prachtvollen Monographie.

Es ist hier nicht der Raum, auf Einzelheiten dieses hervorragenden Erzeugnisses der Druck- und Buchkunst näher einzugehen, das seine Gewandung und innere Ausstattung der Wiener Firma Adolf Holzhausen verdankt. Dozent Dr. Hermann Egger an der Universität in Wien schrieb die Baugeschichte des Palastes, Professor Max Dvorák (Wien) übernahm den kunstgeschichtlichen, Dozent Philipp Dengel (Innsbruck) den rein historischen Teil der Aufgabe. Im Anhang finden sich noch ein Verzeichnis der Inschriften, ferner zeitgenössische Dichtungen über den Neubau, Ausschnitte aus alten Stadtplänen, architektonische Aufnahmen des Palastes usw., so daß eine zum Teile spannende Lebensgeschichte dieser alten Papstburg vorliegt, wie sie wohl nur wenigen Bauwerken zuteil geworden ist. Hervorheben wollen wir, von den herrlichen Kunsttafeln und Textillustrationen ganz absehend, insbesondere die mit Riesenfleiß und mit konzentrativer Kraft geschriebene Geschichte des Palazzo di San Marco, genannt Palazzo di Venezia, die weit über den Rahmen der engeren Palastgeschichte und der lokalen Ereignisse hinausreicht und sich zu einem lebenswarmen Bilde vergangener Jahrhunderte gestaltete.

Das Werk ist, wie im Anfang bemerkt, nur in 150 Exemplaren gedruckt. Wie uns der Verlag mitteilt, sollen nur mehr wenige Exemplare vorhanden sein. Wer es sich gönnen kann, tut gut, sich dieses schöne Druckwerk — schön in seiner Ausstattung, schön nach seinem Inhalte — anzuschaffen.

Hans Feigl (Wien).

Kleine Mitteilungen.

Die Schreibwaren-Fabrik von *F. Soennecken in Bonn* hat einen neuen *alphabetischen Bücher-Katalog für Bibliotheken* herstellen lassen, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Daß ein Bücher-Katalog nur unter Verwendung loser beweglicher Zettel oder Karten *dauernd ordnungsmäßig* geführt werden kann, ist allseitig anerkannt. Neben den bedeutenden Vorteilen jedoch, die das System der losen Zettel infolge ihrer ständigen alphabetischen Ordnung bietet, möchte man anderseits die bei gebundenen Büchern gewährleistete Sicherheit und Bequemlichkeit in der Handhabung, beim Blättern und Lesen, nicht entbehren. Ein Bücher-Katalog muß deshalb beide Gruppen von Eigenschaften besitzen, wenn er überhaupt darauf Anspruch machen will, allen berechtigten Anforderungen zu genügen. In Form und

Handhabung ist Soenneckens Bücher-Katalog einem gebundenen Buche genau entsprechend. Er vereinigt in sich auf Grund seiner einfachen und praktischen Konstruktion alle Eigenschaften einer nach jeder Richtung hin vollkommenen Einrichtung zur Befestigung der losen Katalog-Zettel. (Abb. 1.)

Die Zettel werden von einer starken Vorrichtung vollkommen fest wie in einem Buche zusammengehalten, so daß ein Herausfallen ausgeschlossen ist und eine völlige Sicherheit für die Aufbewahrung, wie bei gebundenen Büchern, besteht. Trotzdem ist es möglich, in bequemster Weise an jeder beliebigen Stelle neue Zettel einzulegen oder alte herauszunehmen, ohne die Ordnung der übrigen zu stören. Die alphabetische Folge der Zettel wird also stets beibehalten. Das Einlegen und Herausnehmen der Zettel kann freilich nur derjenige besorgen, der mit der Handhabung vertraut ist. Die Zettel können in bequemster Weise wie in einem Buche geblättert und bis zum Rande gelesen werden; sie legen sich stets flach auf, ein Zurückschlagen ist nicht möglich, infolgedessen kann man bequem Eintragungen machen, ohne die Zettel herausnehmen zu müssen. (Abb. 2.)

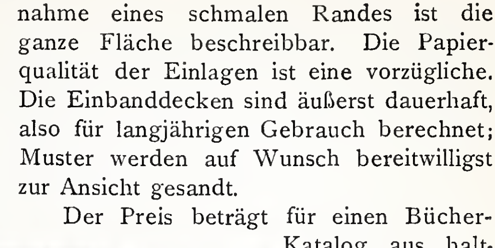
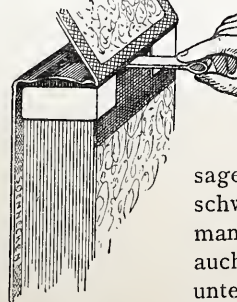


Abb. 1.


Abb. 2.

Die Vorrichtung zum Halten der Blätter besteht aus zwei, auf eigenartige Weise miteinander verbundenen, kräftigen Metallkapseln, welche in der Einbanddecke in solcher Weise angebracht sind, daß ein unbeabsichtigtes Öffnen der Mechanik ausgeschlossen ist. Das Innere der erwähnten Kapseln dient zur Aufnahme der Katalog-Zettel. Zu diesem Zwecke sind die beiden schmalen Kapselenden hakenförmig umgebogen. Die Zettel sind 1 cm vom linken Rande entfernt mit Einkerbungen versehen. In geschlossenem Zustande greifen die umgebogenen Enden der Kapseln in die Einkerbungen der Zettel und halten diese vollkommen fest. (Abb. 3.)

Wie bereits erwähnt, kann nur derjenige die Vorrichtung öffnen, der mit der Handhabung vertraut ist, so daß ein Herausnehmen der Zettel durch *Unbefugte nicht zu befürchten* ist. Der Bücher-Katalog hat eine Breite von $23^1/_2$ cm, eine Höhe von 12 cm, eine Dicke von 6 cm. Die Katalog-Zettel, von denen ein Bücher-Katalog 400 Stück faßt, sind 22 cm lang und 11,3 cm breit und mit Rotschnitt versehen. Mit Ausnahme eines schmalen Randes ist die ganze Fläche beschreibbar. Die Papierqualität der Einlagen ist eine vorzügliche. Die Einbanddecken sind äußerst dauerhaft, also für langjährigen Gebrauch berechnet; Muster werden auf Wunsch bereitwilligst zur Ansicht gesandt.


Abb. 3.

Der Preis beträgt für einen Bücher-Katalog aus haltbarem schwarzen Kunstleder, mit echtem, starkem Lederrücken, $23^1/_2 \times 12$ cm, mit 400 bedruckten Katalogzetteln, einschließlich Rückenschild mit auswechselbarem Kärtchen M. 10.—, mit 400 unbedruckten Katalogzetteln M. 9.—; für 100 Katalogzettel mit Rotschnitt, bedruckt (Lagersorte) M. 1.25, unbedruckt M. 1.—.

Wie den L. N. N. aus London berichtet wird, ist die Kriminalpolizei auf eine Vereinigung junger Lebemänner geraten, deren Mitglieder der vornehmsten Gesellschaft angehören und deren Treiben schon längst Verdacht erregt hatte. Der Klub verfügte über großes Kapital, welches zum größten Teile zur Inszenierung von Orgien verwendet wurde, Veranstaltungen, die an Unsittlichkeit alles bisher Dagewesene übertreffen. Die jungen Leute hatten in der Nähe Londons ein zweistöckiges Gebäude angekauft und mit geradezu verschwenderischem Luxus ausgestattet. Der Hauptraum stellte eine Art Tempel dar. Es ist eine hohe Säulenhalle aus Marmor, ohne Fenster und künstlich erleuchtet. Der Boden, die Wände, sowie die Decke sind mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, etwa in der Mitte befindet sich ein Altar, gekrönt von einem scheußlichen Götzenbilde, das eine Verherrlichung der satanischen Majestät darstellen soll. Ringsumher sind schwellende Ruhebänke aufgestellt, 24 an Zahl, denn soviel Mitglieder zählte die Vereinigung. Trotzdem die jungen Leute zumeist dem hohen Adel entstammen — unter ihnen befindet sich der junge Lord Harford, der Earl of Lathfield —, so schützte dies niemanden vor der Verhaftung. Die meisten sind bereits polizeilich vernommen worden, und aus verschiedenen Aussagen läßt sich entnehmen, in welcher Weise die schwarzen Messen gefeiert wurden. Zumeist schleppte man junge Mädchen im Alter von 12 bis 17 Jahren, aber auch Knaben in jenes einsam gelegene Haus, fast immer unter allerlei falschen Vorspiegelungen. Die Opfer nahmen dann an üppigen Mahlzeiten teil und wurden

mit schweren Weinen trunken gemacht. Hierauf brachte man sie in den Tempel, und nunmehr wurden die Bedauernswerten unter scheußlichen Zeremonien entkleidet und vor dem Altare mit Ruten gepeitscht. Dann veranstaltete man unzüchtige Vorführungen, die oft stundenlang dauerten. Niemand wurde öfter als einmal zu den schwarzen Messen zugezogen und jeder mußte, bevor er entlassen wurde, schwören, kein Wort von dem Erlebten oder Geschehenen der Außenwelt zu verraten. Die jungen Mädchen und Knaben, alle beinahe noch Kinder, waren natürlich an Leib und Seele vollständig gebrochen, und nicht wenige von ihnen haben schwere Nervenerschütterungen davongetragen. Nach den Erhebungen der Polizei, die gegenwärtig sehr eifrig betrieben werden, beträgt die Zahl der Verführten etwa 120, aber die Untersuchungen sind noch lange nicht abgeschlossen und diese Ziffer dürfte nach den Schätzungen der Kriminalbeamten viel zu niedrig gegriffen sein. Wie die Verhafteten angeben, sind sie zu ihren Unternehmungen insbesondere durch die Schriften des *Marquis de Sade* veranlaßt worden, nach dessen Angaben auch die Einrichtungen ihres Hauses getroffen worden sind. Auch die übrigen Räume dieses Gebäudes zeigen erlesenen Luxus, und der Wert der Einrichtung nebst dem Gebäude soll enorm hoch sein; man spricht von einer Million Pfund, also etwa zwanzig Millionen Mark. Das Haus wurde sogleich, nachdem der Skandal aufkam, behördlich gesperrt; was damit geschehen soll, ist bisher noch nicht bestimmt.

Im Lesesaal des *British Museums* schnitt ein gewisser John Peter Coster Stiche aus dem „Théâtre des Peintures de David Teniers“ (1660), aus *Hearn*, Antiquities of Great Britain und *Carter*, Specimens of ancient sculpture and painting. Man fand bei ihm einen Versatzschein über sechs andere Stiche. Er erklärte, daß er infolge des Gebrauchs von Betäubungsmitteln sich in einem Zustande physischer und moralischer Depression befinde, wurde aber trotzdem zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Die russische Regierung und die Duma beabsichtigt, eine Literaturkonvention mit den westeuropäischen Staaten zu schließen. Der Kongreß der russischen Verleger und Buchdrucker erklärte sich dagegen!

Nach langjähriger Arbeit ist der Sachkatalog der Bibliothek der *Kgl. bayrischen graphischen Sammlung* in *München* mit dem 44. Bande nunmehr abgeschlossen. Die Anordnung nach Gebieten, Zeiten, Ländern, Orten und Techniken macht das große Werk zu einem hervorragenden Hilfsmittel für Forscher und Sammler auf dem Felde der Graphik.

In Leipzig verschied am 9. August der bekannte Autographenkenner und -Händler *Hermann Schulz* im Alter von 69 Jahren, ein angesehenes und beliebtes Mitglied der „Gesellschaft der Bibliophilen“ und des „Leipziger Bibliophilen-Abends“, von 1861—1888 Herausgeber des „Adreßbuchs des deutschen Buchhandels“. Allen Autographensammlern wird der kenntnisreiche und hilfsbereite Mann, in Leben und Beruf die Verkörperung anspruchsloser und gewissenhafter Pflichterfüllung, in bestem Andenken bleiben.

Das *Gutenbergmuseum* in *Mainz* wird mit der Stadtbibliothek in einem neuen Gebäude vereinigt werden, für das die Stadt 400000 M. bewilligt hat.

Aus Rom wird berichtet: Der Papst hat jetzt den Jesuitenpater Tacchi-Ventur in Audienz empfangen, um ein prachtvoll gebundenes Exemplar des großen Werkes entgegenzunehmen, an dessen Vollendung der Pater seit Jahrzehnten rastlos gearbeitet hat, und das die *Geschichte des Jesuitenordens in Italien* darstellt. Das Werk umfaßt 5 Bände, die jedoch nur einen Teil des monumentalen Geschichtswerkes bedeuten, das im Auftrage des Jesuitenordens veröffentlicht wird und das die Geschichte des Ordens und seines Einflusses in Frankreich, England, Deutschland und Spanien zum Gegenstande hat. (Nationalztg.)

Da die Bestrebungen des „Deutschen Werkbundes“ auch die künstlerische Gestaltung des Buches umfassen, teilen wir über die *zweite Jahresversammlung* vom 30. September bis 2. Oktober in *Frankfurt a. M.* folgendes mit. Die Sitzungen fanden in der Akademie für Sozialwissenschaften, Jordanstraße 17/21, statt. Von Vorträgen waren folgende angesagt: „Die Ausstellungen der nächsten Jahre und der Deutsche Werkbund“ (Berichterstatter: Herr *Wolf Dohrn*, Herr *J. J. Scharvogel*); — „Kunst und Industrie“ (Redner: Dr. *Fritz Schneider*, Syndikus des Bundes der Industriellen; Professor *Henry van de Velde*-Weimar; Dr. *Friedrich Naumann*, Mitglied des Reichstags, Berlin-Schöneberg); — „Die Untersuchungen des Instituts für exakte Wirtschaftsforschung und die wirtschaftlichen Bedingungen der Qualitätsarbeit“ (Berichterstatter: Herr *Johannes Buschmann*); — „Die Gründung eines deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe“ (Berichterstatter: Herr *Carl Ernst Osthaus*, Hagen); — „Die Ausstellung architektonisch vorbildlicher Fabrikbauten“ (Berichterstatter: Herr *Hans Poelzig*, Breslau); — „Kundgebung zu dem Erlaß des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten über die wirtschaftliche Verwendung staatlicher Geldmittel bei Staatsbauten“ (Berichterstatter: Herr *Georg Wiskop*, Darmstadt); — „Ausarbeitung einer Denkschrift über das Submissionswesen“ (Berichterstatter: Herr *Emil Beutinger*-Darmstadt, Herr *P. Johannes Müller*-Charlottenburg); — „Gewerbliche Materialkunde“ (Berichterstatter: Herr *Paul Krais*, Tübingen).

Ein weiterer Beitrag zur Goetheliteratur. In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ (Oktoberheft 1907) hat uns Herr Direktor *Ulrich*-Hannover, über eine bisher unbekannte *Radierung Goethes* berichtet. Es handelt sich um: *Ossian works. 4 vol. Francfort and Leipzig*

Printed for J. G. Fleischer, *[1773—]1777.* Die Titelvignetten sind, wie Herr Direktor Ulrich nachweist, von Goethe radiert. Die Herausgabe besorgte neben Goethe *J. H. Merck.* Der Roßbergschen Buchhandlung Röder & Schunke zu Leipzig ist es nun gelungen, eine andere Ausgabe aufzufinden: Ossian works. 4 vol. Francfort and Leipzig Printed for J. G. Fleischer. 1783. Die Collation ergibt Band I = XXVI, 94 S., 3 Bll., 143 S.; Band II = 192 S.; Band III = 271 S. und eine leere Seite; Band IV = 181 S., 1 leere Seite, 11 Blätter Index, 2 leere Blätter.

„Kaysers Bücherlexikon" und das „Deutsche Anonymen-Lexikon von Holzmann & Bohatta" geben als Herausgeber J. H. Merck an. *Jeder* Titel ist ebenfalls mit der Goetheschen Vignette geschmückt, die allerdings von anderer Hand nachkopiert zu sein scheint.

Auch ist bei *jedem* Bande die Jahreszahl 1783 angegeben. *Fr. Nicolai,* der die Herausgeber nicht kennt, bezeichnet diesen Druck in seinem „Verzeichnis einer Handbibliothek" als „Second edition". Es handelt sich, wie ein Vergleich ergibt, keineswegs nur um eine Titelauflage, vielmehr ist die Ausgabe von 1783 neu redigiert worden und der erste Band erfuhr gegen die Ausgabe von 1773 eine bedeutende Erweiterung. So viel ich ermitteln konnte, befindet sich noch ein Exemplar auf der Königlichen Universitätsbibliothek in Halle a. S. P. Schulze.

Die *Graphische Gesellschaft* zu *Riga* veranstaltet im März und April 1910 eine Ausstellung „Die Kunst im Buche".

Wie uns mitgeteilt wird, sind die gesamten umfangreichen Bestände einer Schloßbibliothek in den Besitz des Antiquariats *Ernst Geibel* in *Hannover* übergegangen. Kataloge über die an bibliophilen Schätzen reiche Sammlung erscheinen im Laufe des nächsten Jahres; über einzelne Funde soll in den Monatskatalogen der Firma berichtet werden.

Wir weisen noch besonders auf die folgenden, diesem Hefte beiliegenden *Prospekte* hin: von George Westermann in Braunschweig über *Die Bücher der Bibel.* Herausgegeben von *F. Rahlwes,* Zeichnungen von *E. M. Lilien*; von Robert Lutz in Stuttgart über seine *Memoirenbibliothek* und die Bücher der taubblinden *Helen Keller*; von Georg Bondi in Berlin über *Goethe und seine Freunde im Briefwechsel.* Herausgegeben und eingeleitet von *Richard M. Meyer.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden-A.* Nr. 85. Curiosa.

Richard Bertling in *Dresden.* Nr. 64. Autographen. Fürsten, Geistliche, Würdenträger usw. — Nr. 65. Geheime Wissenschaften.

F. Dörling in *Hamburg.* Nr. 80. Kunst. Illustrierte Bücher bis etwa 1800. Chodowiecki.

W. Foth, Nachf. Max Engel in *München.* Nr. 8. Neuere Deutsche Belletristik. Deutsche Literaturgeschichte. Musik. Theater.

Ernst Frensdorff in *Berlin SW. 11.* Nr. 54. Vorteilhaftes Angebot von wertvollen Büchern. Autographen u. Kunstblättern.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 88. — Vierteljährlicher Bücheranzeiger. Nr. 3.

J. St. Goar in *Frankfurt a. M.* Nr. 104. Shakespeare and his time.

Paul Graupe in *Berlin SW. 68.* Nr. 49. Deutsche Literatur und Übersetzungen, Sagen und Märchen. Kalender und Almanache; darin die Bibliothek Heinrich Seidels und ein vollständiges Exemplar der ersten Einzeldrucke E. T. A. Hoffmanns. Mit Vorwort von H. Wolfgang Seidel.

Richard Härtel in *Dresden-A.* Nr. 61. Räumungs-Anzeiger. — Nr. 62. Kunst u. Kunstgeschichte.

Max Harrwitz in *Nikolassee bei Berlin.* Nr. 106. Varia, Rara, Curiosa.

Wilh. Jacobsohn & Co. in *Breslau V.* Nr. 234. Hervorragende Werke aus Kunst u. Wissenschaft.

Friedrich Klüber in *Straubing.* Nr. 2. Griechische und römische Schriftsteller. Philosophie. Mystik. Spiritismus. Ältere Literatur. Kulturgeschichte.

Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk in *München.* Nr. 167. Allgemeine Kulturgeschichte: Aberglauben. Märchen. Sagen.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 189. Schöne Künste.

Luzac & Co. in *London W. C.* Bibliotheca Orientalis. Nr. VII.

E. v. Masars in *Bremen.* Nr. 24. Geschichte, vorzüglich Deutschlands.

Charles Meuel & Co. in *London W. C.* Nr. 4. English and Foreign Books.

Oskar Rauthe in *Berlin W. 57.* Berliner Antiquariats-Anzeiger Nr. 17.

Wilhelm Scholz in *Braunschweig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. Nr. XXXIV.

Ottmar Schönhuth Nachf. in *München.* Nr. 14. I. Räumungskatalog.

F. Waldau in *Fürstenwalde.* Nr. 10. Deutsche Literatur u. Übersetzungen. — Illustrierte Bücher. — Kulturgeschichte. — Nachtrag.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde Neue Folge. 39. Stück.

In Kürze erscheint

KATALOG XL:

Bücher aus verschiedenen Wissenschaften

(Alpinistik, alte Buchhaltung, deutsche Geschichte, deutsche Literatur u. Romane, Folklore, Genealogie u. Heraldik, Geschichte, Jagd u. Wald, illustrierte Bücher, Kunst, alte Medizin, Münzkunde, Originaldrucke des 16. und 17. Jahrhunderts, Studentica, **Thuringica u. Saxonica,** Verschiedenes u. Nachtrag.) Katalog umsonst u. postfrei. Bitte zu verlangen.

Steter Ankauf ganzer Bibliotheken wie auch einzelner Werke von Wert.
Alte Bücher und Bilder von Thüringen stets gesucht.

Gotha, Hauptmarkt 14. — **M. Hauptvogel,** Antiquariat.

Soeben erschien über mein reichhaltiges Lager

Bücherkatalog 324

Schrift- und Buchwesen

Handschriften, Buchdruck, Buchhandel.
Bibliothekswesen. Bibliographie.
Bucheinbände, Exlibris, Buchausstattung.
Inkunabeln. Kunstbibliographie.
Enthaltend u. a. die Bibliothek des † Bibliotheksdirektors Professor Dr. O. von Gebhardt.

Der 2748 Nummern starke Katalog steht Interessenten umsonst und postfrei zur Verfügung und ich bitte, bei Bedarf zu verlangen.

OTTO HARRASSOWITZ, LEIPZIG.

In Kurzem gelangt zur Ausgabe:

Taschenbuch des Bücherfreundes für 1910 (Jahrgang II)

herausgegeben von

Dr. jur. G. A. E. Bogeng

Preis: in Batist M. 6.—; in Ganzleder M. 7.50

Inhalt des Beiheftes:

I. Grisebachiana (von und über den Bibliophilen Ed. Grisebach).
II. Umriß einer Fachkunde des Büchersammlers (Fortsetzung und Schluß) von G. A. E. Bogeng.
  a) Geschichte der Bücherliebhaberei und der Entwicklung des Altbüchermarktes.
  b) Wörterbuch der Bücherkunde (zugleich: Allgemeines alphabetisches Inhaltsverzeichnis zu dem ganzen Umriß in Jahrgang 1909 u. 1910).

Kunstbeilagen zum Beiheft:

I. Aus der Bücherei Ed. Grisebachs.
II. Ed. Grisebachs zwei Büchereizeichen (Ex-libris).

Der Inhalt des Taschenkalenders entspricht dem ersten Jahrgang. Ausführlicher Prospekt steht zu Diensten.

Meine Antiquariatsabteilung versendet:

1. Varia — Rara — Curiosa (Katalog 106, I).
2. Deutsche Länder- u. Städtegeschichte (Katalog 107):
   a) Heft 6: Hannover, Braunschweig;
   Heft 7: Rheinlande, Westphalen.

MAX HARRWITZ. NIKOLASSEE-BERLIN



Einbände jeder Art • für den Buchhandel, sowie für Kataloge und Preislisten

Mappen für Projekte, Kosten-Anschläge, Diplome, Ehrenbürgerbriefe und Adressen

Liebhaberbände für Private und Bibliotheken

Offerten und Kostenanschläge werden jederzeit prompt erledigt •

Gegründet im Jahre 1844

In **Simon Bernsteens Verlag u. Buchdruckerei, Kopenhagen,** Vodroffsvej 6 ist erschienen i. dänisch. Sprache:

WILLIAM MORRIS

von **UFFE BIRKEDAL.**

Illustriert und mit einem Porträt, gezeichnet und in Holz geschnitten von WALTER CRANE.

Gewöhnliche Ausgabe: zweifarbig, Preis geb. M. 3.90.
Bibliophilen-Ausgabe: dreifarbig in der Handpresse, auf englisch. Büttenpapier, Halbpergmtbd. M. 14.25, auf japanisch. Büttenpapier, Halbpergmtbd. M. 18.75.

Bibliotheca erotica

im Marktwert von mehr als 2100 M. wird nur als Ganzes um **1800 M.** bar abgegeben.

Die Bibliothek enthält in 56 **tadellos neu** erhaltenen Bänden und Mappen alle wertvolleren **Privatdrucke** der Jahre 1904—1909.

Forscher und Sammler, welche die in solcher Erhaltung und Vollständigkeit **seltene** Sammlung zu erwerben wünschen, erhalten Verzeichnis gratis und franko.

Zuschriften unter **F. W. 1566** an die Expedition dieser Zeitschrift erbeten.

Soeben erschien:

Katalog V.

PORTRÄTS

(4888 Nummern)

Auf Verlangen versende an Interessenten gratis und portofrei.

Leipzig, Floßplatz 33. — **Franz Stöpel,** Kunst-Antiquariat.



# BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

I. Jahrgang. November 1909. **Heft 8.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski,* Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin,* Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Der ehemalige Bibliothekar *Alfred Franklin* hat die Erfahrungen und Kenntnisse seiner fünfzig Dienstjahre in einem *Guide des savants, littérateurs, artistes dans les bibliothèques de Paris* niedergelegt, der vor einigen Monaten im Verlage von *Welter* in *Paris* erschien. In dem 35 Seiten langen Vorwort wird die Geschichte des Pariser Bibliothekswesen abgehandelt. Der Hauptteil des Buches bietet eine Übersicht über die Einrichtung und Benutzungsart der 166 öffentlichen Bibliotheken, die insgesamt rund zehn Millionen Bücher umfassen. Aufgenommen sind nur Bibliotheken, welche über 1500 Bände zählen. Außerhalb dieser 166 Bibliotheken sind die Schulbibliotheken aufgezählt mit einem Besitzstand von rund 700000 Bänden. Diese Ziffern sind gewißlich sehr imponierend. Der Reichtum der öffentlichen, Pariser Bibliotheken würde sicherlich allen Anforderungen des Publikums Genüge leisten können, wenn die Verwaltung der einzelnen Bibliotheken emsig auf die Nutzbarmachung bedacht wäre und ein Zentralkomitee in verständiger Weise durch Spezialisierung der einzelnen Sammlungen die wenigen großen Hauptbibliotheken zu entlasten versuchte.

Mit den Mißständen der Pariser Bibliotheken befaßt sich *Eugène Morel* in einem zweibändigen Buch, das kürzlich im *Mercure de France* erschien. Es klingt deutschen Ohren unglaubhaft, daß es in Paris keine Bibliothek gibt, in der man alle französischen oder wenigstens alle pariser Zeitschriften aufliegen findet. Die Nationalbibliothek bietet ihrem Publikum nur eine geringe Anzahl von Zeitschriften, die Stadtbibliothek einen kaum größeren Bruchteil. In der Bibliothek der Ecole des Beaux-Arts findet man kaum ein Drittel der in Paris erscheinenden Kunstzeitschriften. Der Bibliophile vermag in der Nationalbibliothek, die ihr Programm unter *Henri Marcels* Leitung wesentlich erweitert hat, das Bulletin du Bibliophile, die Revue des Bibliothèques, den Intermédiaire, die Ex-libris-revue durchzusehen; aber damit ist die bibliophile Zeitschriftenliteratur Frankreichs ja keineswegs erschöpft.

Dem Mangel einer kunsthistorischen Bibliothek sucht neuerdings ein Privatmann in hochherziger und großzügiger Weise abzuhelfen. *Jacques Doucet* in der rue Spontini 19 ist durch seine Sammlungen des XVIII. Jahrhunderts in aller Welt berühmt. Neuerdings hat er mit großen Mitteln eine kunsthistorische Fachbibliothek begründet, in der schon innerhalb eines Jahres 16000 Bände und 60 Fachzeitschriften dem Publikum zugänglich gemacht worden sind. Man findet nicht leicht einen liberaleren Förderer der Kunst und Wissenschaft, der, seines Zeichens Schneider, seinen Reichtum so sinnvoll verwendet.

Indessen die Doucetsche Bibliothek der Kunstwissenschaft so außerordentlich wertvoll sie ist, muß der Bibliophile heute noch in Paris von einer Bibliothek in die andere gehen, von Verleger zu Verleger, um sich über Neuerscheinungen, Neuausgaben und alles Wissenswerte zu unterrichten. Und wieviele Wege muß man umsonst machen. Wie oft ist das Kontor des Verlegers geschlossen. Wie häufig erhält man auf briefliche Anfragen keine Antwort.

Die Bücherliebhaberei ist in Frankreich sehr alt, viel älter als in Deutschland. Die kostbaren Privatbibliotheken, die zahlreichen bibliophilen Vereine und die vielfältigen Luxusdrucke beweisen, daß auch heute das bibliophile Interesse in Frankreich bedeutend ist. Allerdings der Charakter der neueren, französischen Luxusdrucke unterscheidet sich erheblich von den Luxusausgaben, die heute in Deutschland an die Öffentlichkeit gelangen und die Bücherschränke der Bibliophilen füllen.

Alljährlich stellt der bekannte, französische Bibliophile *Paul Gallimard* im Herbstsalon eine Buchausstellung zusammen, die einen fragmentarischen Überblick über die Luxusausgaben des letzten Jahres bietet. Der Charakter dieser Jahresausstellung ist immer der

gleiche, weil seit sehr langen Zeiten sich der Stil der französischen Luxuswerke nicht verändert hat. Frankreich ist das konservativste Land. Immer noch sind Schrift, Satz und Schmuck abhängig von der Buchkunst des XVIII. Jahrhunderts. Der rein dekorative Schmuck hat in Frankreich nur geringe Verbreitung gefunden. An unsere bibliophilen Ausgaben erinnern entfernt die Ausgaben, die die Dichtergenossenschaft *L'Abbaye*, ferner *Vers et Prose*, der *Occident*, *La Phalange* und *Les Bandeaux d'Or*, veranstalten. Ich hebe unter ihnen hervor:

Charles Vildrac, Images et Mirages (L'Abbaye. Paris 3.50).

René Anos, La Tragédie des Espaces (L'Abbaye. Paris 3.50).

Jules Romains, La vie unanime (L'Abbaye. Paris 3.50).

Jules Romains, Premier livre des prières 85 Exemplare 10.— (Vers et Prose.)

Henri Guilbeaux, Berlin. Feuillets d'un solitaire (La Phalange.)

Les Bandeaux d'Ors Lieferung 1—10. (Paul Castiaux 12 Avenue de l'Observatoire.)

Georges Ducrocq, Les Matins lumineux, geschmückt von *Georges Cornelius* 200 Exemplare auf van Gelder (L'Occident 50 Fr.).

Jean Royère, Soeur de Narcisse nue (La Phalange 5 Fr.).

In den Buchpublikationen dieser jungen, französischen Dichter, die teilweise auf Subskription, teilweise nicht im Handel erscheinen, zeigen sich mehr oder minder gelungene Ansätze, die den zeitgenössischen Bestrebungen in England und Deutschland entsprechen. Daß aber diese Bücher, die inhaltlich zum Teil bedeutend, in der Ausstattung geschmackvoll sind, in den Kreisen der offiziellen Bibliophilen nur geringe Schätzung genießen, versteht sich daraus, daß Paul Gallimard sie nicht in seine Ausstellung aufnahm. Das Liebhaberpublikum kauft Bücher, die mit Radierungen, mit Kupfern, mit malerischen Farbendrucken und Holzschnitten geschmückt sind. Wenn diese Illustrationsart auch oft mit Geschmack geübt wird, so wirkt sie doch altertümlich wie ein Ausläufer der alten Miniaturkunst, die nur ein wenig modern aufgeputzt ist.

Auf höherem Niveau steht die Ausstattung, die *Carlos Schwabe* für *Maeterlincks* „Vie des abeilles" schuf. Neben älteren Werken wie *Moreau-Nelatons* Corotwerk (Floury) sieht man neuere Publikationen wie *Arsène Alexandres* Monographie über Raffaelli, *Laprades* Illustrationen zu dem Roman „Manon Lescaut". (E. Druet), *André Rouveyre,* Le Gynécée (Mercure), *Louis Huart,* Paris rieuse et neuf (E. Rey), *Romain Molland,* Beethoven (I. Laurens), die die Sorgfalt und Vortrefflichkeit erweisen, die die Franzosen auf Druck und Reproduktionstechnik verwenden können, wenn Zeit, Mittel und Gelegenheit es erfordern.

Unter den Einbänden ist nicht viel Bedeutendes. Immer noch ist Material und Arbeit vortrefflich; aber während die künstlerische Tradition ins Schwanken gerät, ist noch kein neuer Stil gefunden; daher erblickt man vielfältig unausgeglichene Arbeiten, in denen Tradition und neue Stilbestrebungen sich kreuzen. Gut ist die Technik, gut, wie fast immer in Frankreich, die Farbenwahl, in der sich so deutlich die Kultur der französischen Rasse ausspricht.

An die Buchausstellung schließt sich eine Sonderausstellung des Illustrators *Steinlen,* dessen ganze Entwicklung und Lebensbahn sich vor uns entfaltet. Nummern des Gil Blas, Mirliton, Journal, Rire, Cocorico, Canard sauvage, Caricature, Frou-Frou, Assiette au Beurre usw. geben uns von der Tätigkeit dieses liebenswürdigen Lyrikers eine vielseitige Vorstellung. Als sein Monumentalwerk kann man wohl die Illustrationen zu *Richepins* „Chanson des Gueux" ansehen, die reich an Empfinden einerseits den Menschen Steinlen in ein so schönes Licht stellen, andrerseits den Künstler so bedeutend erscheinen lassen. Er geht niemals über die technischen Ausdrucksmöglichkeiten hinaus, beherrscht sie und stuft sie vielfältig ab. Liebe und Hunger erscheinen ihm als die Triebkräfte des Lebens. Alle Schattierungen dieser Triebkräfte hat er empfunden und so empfindsam dargestellt.

Auf zwei Neuerscheinungen möchte ich die deutschen Bibliophilen noch hinweisen. Im Verlage von *Honoré Champion* erschien. Gallia Typographica ou Répertoire biographique de tous les imprimeurs de France depuis les origines de l'imprimerie jusqu' à la Révolution par *Georges Lepreux* 1. Band: Flandre, Artois, Picardie. Im Verlage von Henri Leclerc: *Fontenay*, Les Marques et ex-libris des Corporations du Livre. 70 Vignetten der Buchbinder, Vergolder, Broschierer-Korporationen, 30 Exemplare auf Chinapapier 25 Fr., 220 Exemplare auf imitierten Chinapapier 8 Fr.

Die Bücherauktionen spielen in Paris eine sehr bedeutende Rolle. Wer niemals einer solchen Versteigerung beigewohnt hat, hat keine Vorstellung von der Leidenschaft, dem Reichtum der französischen Bibliophilen. Am 9. Juli hatte sich eine Elite von Frankreichs Büchersammlern im Hotel Drouot zu der Auktion der Manuskriptsammlung des Schlosses Toussures zusammengefunden. Die nicht sehr umfangreiche Sammlung erbrachte 119665 Fr. Nr. 1. Gregori Magni moralium in Job libri XXXV. in fol. 94 Blätter auf Pergament in Halbuncialschrift, VII. Jahrhundert (?) mit großen Initialen an Herrn Leclerc, für 21200 Fr. (gefordert 25000). — Nr. 2. Novum Testamentum in 8° 120 Blätter auf Pergament in merovingischen Minuskeln, XII. Jahrhundert, vorne und hinten unvollständig, an Herrn Leclerc für 20000 Fr. (gefordert 15000) — Nr. 3. Ambrosii epistolae in ·4, 170 Blätter, Manuskript des IX. Jahrhunderts auf Pergament an Herrn Rosenthal für 2505 Fr. (gefordert 3000). — Nr. 4. Akten des 3. Concils von Konstantinopel (680), 176 Blätter Manuskript des IX. Jahrhunderts, auf Pergament unvollständig an Herrn Quaritsch 3000 Fr. — Nr. 5. Hesychii presbiteri Hierosolimitani, in Leviticum libri VII in fol. 313 Blätter. Manuskript des IX. Jahrhunderts 4005 Fr. (gefordert 1500) an Herrn Rosenthal. — Nr. 6. Origenis commentarium in epistoal S. Pauli ad manos libri X in fol. 163 Blätter, Manuskript des IX. Jahrhunderts auf Pergament an Herrn Quaritsch 1120 Fr. (gefordert 1000). — Nr. 7. Amalarii de ecclesiasticis officiis libri. IV, 119 Blätter, Manuskript des X. Jahr-

hunderts auf Pergament, am Ende unvollständig, an die Nationalbibliothek für 420 Fr. (gefordert 800). — Nr. 8. Augustini enarrationes in Psalmos LI—C. 245 Blätter, Manuskript auf Pergament an Herrn Leclerc für 2550 Fr. (gefordert 3000). Nr. 9. S. Augustini in Joannis Evangelium Tractatus in fol. 232 Blätter, Manuskript des XI. Jahrhunderts auf Pergament an Herrn Leclerc 2100 Fr. — Nr. 10. Martyrologe d'Usuard in 4, 185 Blätter Pergament, XI. Jahrhundert an Herrn Leclerc 2605 Fr. (gefordert 2000). — Nr. 11. Evangelium et vitarum Patrum excerpta, 105 Blätter Pergament, XI. Jahrhundert, Nationalbibliothek 500 Fr. — Nr. 12. Missale seu potius Manuale ad usum ecclesiae Sancti Quintini Belvacensis in 8, 147 Blätter, XII. Jahrhundert, Pergament an Herrn Leclerc 755 Fr. (gefordert 600). — Nr. 13. Missale a. u. ecc. Belvacensis in 4, 152 Blätter Pergament, XII. Jahrhundert, unvollständig, an Herrn Leclerc 1385 Fr. — Nr. 14. Pontificale a. u. eccl. Remensis in fol. 130 Blätter. Manuskript des XII. Jahrhunderts auf Pergament mit 2 Miniaturen, an Herrn Leclerc 7000 Fr. (gefordert 6000). — Nr. 15. Psalter in fol. 190 Blätter. Manuskript des XII. Jahrhunderts, Pergament, an Herrn Besombe 125 Fr. — Nr. 16. Origenis Homiliae „de greco translate a Rufino" 187 Blätter. Manuskript des XII. Jahrhunderts mit Initialen, an Herrn Leclerc 1850 Fr. — Nr. 17. Origenis Homiliae dto 219 Blätter, an Herrn Leclerc 1805 Fr. — Nr. 18. Jeremias, cum glosa, marginali et interlineari Gileberti Antissiodorensis, 127 Blätter Pergament mit Initialen, an Herrn Leclerc 1900 Fr. — Nr. 19. Prisciani Institutiones grammaticarum libri XVII, XVIII in -4, 66 Blätter, an Herrn Leclerc 1050 Fr. (gefordert 500). — Nr. 20. Missale abbreviatum a. u. eccl. S. Nicola. Belvacensis in -4, 59 Blätter, an Herrn Hatto 1200 Fr. (gefordert 500). — Nr. 21. Bibel in 16, 540 Blätter, Manuskript des XIII. Jahrhunderts auf Velin mit Initialen, an Herrn Leclerc 1650 Fr. (gefordert 2000). — Nr. 22. Martyrologe d'Usuard in -4, 155 Blätter auf Pergament, an Herrn Leclerc 2085 Fr. (gefordert 2000). — Nr. 23—28. Eine Reihe unbedeutendere Manuskripte des XIV. und XV. Jahrhunderts für 2000 Fr., insgesamt an Herrn Leclerc. — Nr. 29. L'Estrif de Fortune par Martin Le Franc. 1350, an Herrn Leclerc 1950 Fr. — Nr. 30. Horae a u. eccl. Rothomagensis in 8, 179 Blätter. Manuskript des XV. Jahrhunderts, Pergament mit 8 großen Miniaturen, an Herrn Leclerc 6200 Fr. (gefordert 6000). — Nr. 31. Die alte Geschichte bis Cäsar in fol. 420 Blätter auf Pergament, geschmückt mit 29 Miniaturen in Grisaille und einer großen Reihe Initialen in Gold und Farben, an Herrn Rosenthal für 20500 Fr. (gefordert 20000).

Von Mitte Juli bis Mitte Oktober fanden im Hotel Drouot keine bedeutenden Versteigerungen statt.

Otto Grautoff.

Londoner Brief.

Zur Kontroverse über die topographische Lage von Shakespeares „Globe Theater" und seinem bezüglichen Anteil als Direktor und Schauspieler, ist ein übersichtlicher Standpunkt erreicht worden, und vermag ich mich infolgedessen, soweit es den ersteren Punkt betrifft, mit aller Entschiedenheit auf den Boden der bisherigen Tradition zu stellen. Demnächst hat aber der Streit dazu beigetragen, auf Grund neuer, veröffentlichter Dokumente, uns zum ersten Male einen vollen Einblick in Shakespeares finanzielle Lage zu schaffen, soweit sie nicht nur mit diesem Theater, sondern auch mit „Blackfriars" zusammenhängt. In zweiter Reihe werden Details seiner Direktionsführung von 1599 bis zu seinem Tode im Jahre 1616 mehr geklärt, und endlich andere Dinge von biographischem und dramatischen Interesse zu Tage gefördert, so u. a. die chronologische Bestimmung einiger damaligen zeitgenössischen, aber nicht von Shakespeare herrührenden Dramen.

Am 2. und 4. Oktober dieses Jahres erschienen in der „Times" zwei Aufsätze von Dr. Charles William Wallace, außerordentlichen Professors der englischen Sprache und Literatur an der Universität Nebraska in den Vereinigten Staaten, die an der Hand zahlreicher Auszüge aus den Dokumenten über eine gerichtliche Streitsache berichten, in der Shakespeare und seine Teilhaber an dem „Globe- und Blackfriars-Theater" die Beklagten waren. Wenngleich Dr. Wallace den Wert der aus dem Jahre 1610—12 stammenden und im „Londoner Rekord-Amt" aufgefundenen Schriftstücke überschätzt, so muß man doch seinen Fleiß und die Ausdauer anerkennen, die jedenfalls Bausteine geliefert und außerdem die weitere Forschung derart angeregt haben, daß sogar unmittelbar nach den betreffenden Veröffentlichungen neues Material zur Sache entdeckt wurde.

Dr. Wallaces wieder an das Tageslicht gezogenen Dokumente bestehen hauptsächlich aus Prozeßakten mit den begründeten Klageansprüchen der jungen Witwe des Schauspielers Ostler, die einen Globetheateranteil ihres Mannes geerbt hatte, dessen Erträge aber, ihr ebenfalls an dem Theater beteiligter Vater, der Freund Shakespeares, John Hemyngs, nicht an erstere zahlen wollte. Der Vater war nämlich nach dem Tode von Ostler sehr unzufrieden mit der nunmehrigen Lebensführung seiner Tochter Thomasina, die unter andern auch in eine Liebesaffäre mit Walter Raleigh, dem Sohne des berühmten Sir Walter Raleigh verwickelt war. Im übrigen ersehen wir aus den Akten in allen Details, daß die Anteile an dem Theater durch mancherlei Umstände oft die Hand wechselten, und ihre Größenverhältnisse ebenfalls viel Änderungen erlitten. Shakespeares Einnahmen aus dem „Globe-Theater" betrugen etwa 400 £, diejenigen aus dem „Blackfriars-Theater" ungefähr nur die Hälfte, also 200 £ jährlich, sodaß er abgesehen von dem Verkauf seiner Autorenrechte aus beiden Theatern in runder Summe eine Revenue von 600 £ bezog.

Auf Grund der verschiedenen Pachtabschlüsse und sonstigen gelegentlich eingestreuten Bemerkungen in den vorgebrachten Dokumenten, verlegt Professor

Wallace, entgegengesetzt der bisherigen Annahme — und meiner Ansicht nach zu Unrecht — die Stelle des „Globe-Theaters" auf die nördliche Seite der jetzigen „Park Street", damals „Maiden Lane" genannt, die nicht weit ab von der Themse bei der „Southwark-Brücke" liegt. Die in Rede stehenden Akten sind in schlecht lateinischer, d. h. englisch-lateinischer Sprache, in ungeheuerlichen Perioden, ganz in dem schwulstigen und kaum entwirrbaren Gerichtsstil der Zeit abgefaßt.

Da wenige Tage nach der Bekanntmachung des erwähnten dokumentarischen Fundes, trotz des Widerspruchs von Professor Wallace, auf der Südseite von Park Street eine bezügliche Erinnerungstafel errichtet werden sollte, so blieb allerdings für die Gegenpartei keine Zeit zu verlieren, wenn sie dennoch ihr Vorhaben ausführen und rechtfertigen wollte! An der Spitze des Komitees für die Errichtung des Denkmals stand Sir Herbert Beerbohm Tree, dessen Nachforschungen in der elften Stunde dadurch vom Glück begünstigt wurden, daß er ein der Southwark-Kathedrale gehöriges, 1621 datiertes Dokument entdeckte, in dem der Satz vorkommt: „An alley or way leading to the Gloabe Playhouse, commonly called Globe alley". War dies wirklich der Fall, so kann Dr. Wallaces Ansicht nicht richtig sein, da über die Lage der noch vor 100 Jahren vorhanden gewesenen Globe Alley kein Zweifel besteht. Einen weiteren Erfolg hatten endlich die Bemühungen Dr. William Martins, dem es in der zwölften Stunde, d. h. einem halben Tage vor der beabsichtigten Einweihung gelang, in den Papieren der Brauerei von Barclay, Perkins & Co., an deren Gebäude die Gedenktafel angebracht werden sollte, wichtiges, zur Sache gehöriges Beweismaterial aufzufinden. Es sind dies Urkunden und Hypotheken aus den Jahren 1626, 1706, 1726, 1727, 1732, 1777 und 1787, die keinen Zweifel darüber lassen, daß das Globe-Theater auf dem Grund und Boden der heutigen, obengenannten Brauerei, also auf der Südseite von Park Street stand. Als dort im Jahre 1784 eine Betriebsmaschine errichtet werden sollte, kam beim Graben für die Fundamentierung ein großes Steinbruchstück zum Vorschein mit der Inschrift von Zahlen und den Worten „theayter", in dem das „t" fehlt. An und für sich war ja überhaupt die Differenz nicht allzugroß, ob nämlich die Nord- oder Südseite von Park Street, die bezügliche Lage des Theaters richtig kennzeichnete, aber um der historischen Wahrheit willen doch unerläßlich, daß selbst kein gutgläubiger Irrtum verewigt werden durfte.

Die Erinnerungstafel selbst ist das Werk des rühmlichst bekannten Bildhauers Lanteri. Sie ist aus Bronze hergestellt, mißt etwa 5×3 Fuß, in der linken oberen Ecke das Bildnis des Poeten zeigend und der Inschrift: „Here stood the Globe Playhouse of Shakespeare, 1598—1613". Der übrige Teil der Tafel wird durch eine Ansicht von Southwark ausgefüllt, dargestellt nach graphischen Arbeiten aus des Dichters Tagen. Über dies Schauspielhaus von kreisförmigen Bau schrieb der Poet in seinem Prolog zu „Heinrich V": „Doch verzeiht, ihr Teuren, dem schwunglos seichten Geiste, ders gewagt, auf dies unwürdige Gerüst zu bringen solch großen Vorwurf. Diese Hahnengrube, faßt sie die Ebenen Frankreichs? Stopft man wohl in dieses O von Holz die Helme nur, wovor bei Arzincourt die Luft erbebte?" Der geistige Kern von Shakespeares Größe ist der Nachwelt voll zugute gekommen, so daß es auch der Forschung nicht unwert erscheinen kann den Ort festzustellen, wo der Dichter persönlich wirkte und an dem seine Werke ihre Erstaufführung erlebten.

O. v. Schleinitz.

Wiener Brief.

Es wird gewiß auch außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle ein Fund Interesse erregen, der in den letzten Wochen in Wien gemacht wurde. Ich habe darüber bereits in der Wiener „Neuen Freien Presse" unter der Chiffre „F" kurz berichtet und will das wesentliche hier wiederholen. Es handelt sich um die *Auffindung zweier unbekannter, verschollener Stücke Nestroys*, die noch niemals gedruckt und in keiner Nestroy-Ausgabe zu finden sind. Auch die große, zwölfbändige, von Vincent Chiavacci und Ludwig Ganghofer, besorgte Ausgabe (Stuttgart, A. Bonz & Cie.) enthält sie nicht. Das erste Stück ist eine Jugendarbeit Nestroys, überhaupt dessen erster dramatischer Versuch und wurde unter dem Titel „Der Zettelträger Papp" am 15. Dezember 1827 zum ersten Male aufgeführt. Es ist ein Einakter, der allerdings nicht viel Beifall fand und schon nach drei Aufführungen vom Repertoire verschwand. Die zweite nunmehr aufgefundene Arbeit, eine dreiaktige satirische Posse, führt den Titel „Moppels Abenteuer im Viertel unter dem Wienerwald und in Marokko", deren Première am 5. Mai 1837 stattfand. Ein Zufall führte zur Entdeckung dieser beiden Sachen. Dr. Fritz Bruckner war sozusagen der Glückliche, dem die beiden dramatischen Arbeiten wieder ans Tageslicht zu befördern vergönnt war. Die Handschrift der Posse „Der Zettelträger Papp", die zum Teil Originalmanuskript ist, fand sich in den reichen Theaterbeständen der ehemaligen Wallishauserischen Hofbuchhandlung (wo auch bis vor wenigen Jahren noch massenhafte Erstdrucke der Grillparzerischen Dramen und ganze Serien des bekannten Taschenbuches „Aglaja" aufgestapelt lagen), während das Manuskript von „Moppels Abenteuer" usw. wohl nicht die Schriftzüge Nestroys selbst trägt, aber nach dessen Handschrift angefertigt ist und im Besitze des im vorigen Jahrhundert verstorbenen bekannten Literarhistorikers Karajan war. Dessen reichhaltige Bibliothek wurde vor Jahrzehnten in dem alten Bücherladen Kubasta und Voigt in der Sonnenfelsgasse versteigert. Jetzt, nach so langer Zeit, fand sich unter dem unverkauft gebliebenen Reste der Bücherei Karajans noch die zweite erwähnte dramatische Arbeit Nestroys vor. Nebenbei und für auswärtige Bücherfreunde, die einmal nach Wien kommen, bemerkt: Das Geschäft des alten Herrn Kubasta ist überhaupt eine Art Sehenswürdigkeit. So ein rechter alter Laden, der fast mittel-

alterlich anmutet; von einer Atmosphäre umgeben, die an Bilder und Gestalten gewisser vergibter Ex-libris erinnert. Romantisch Veranlagte dürften sich in diesen dunklen Räumen, die überdies in einer vom Hauch der Vergangenheit umwitterten kleinen Gasse des ältesten Viertels Wiens liegen, heimisch fühlen. Pech bei der ganzen Sache hat nur der Schreiber dieser Zeilen gehabt, der gelegentlich einer Streifung durch die Wiener Antiquariate sich zirka zwei bis drei Tage später als Herr Dr. Bruckner bei Herrn Kubasta einfand und dort nunmehr erfahren konnte, daß eben ein anderer ihm zuvorgekommen war.

Bei dieser Gelegenheit sei auf die bei *Bong & Cie.* erschienene Auswahl von *Nestroys Werken* hingewiesen, die sowohl der Anlage nach als auch nach ihrer Ausstattung vorzüglich zu nennen ist. Bücherfreunde seien insbesonders auf die Luxus- und Halbfranzbände der Bongischen Ausgaben aufmerksam gemacht, von denen es fast Wunder nimmt, daß sie bei den so ungemein niedrigen Preisen abgegeben werden können. Einleitung und Bibliographie in dem Nestroy-Bande stammen aus der Feder *Otto Rommels*, der auch auf anderen Gebieten deutsch-österreichischer Literaturforschung und -Bearbeitung emsig tätig ist. Über Nestroys Bedeutung brauche ich mich wohl hier nicht weiter auszulassen. Längst schon ist der, den ein früheres Geschlecht nur für einen Possenreißer und famosen Spaßmacher ansah, als eine geniale, satirische Begabung erkannt worden, die, wenngleich sie nicht immer Originalschöpfungen hervorbrachte, dennoch von großzügiger Art war. Wie sich bei uns in jüngster Zeit erst zeigte, haben einzelne Nestroyische Stücke auf dem Theater nichts von ihrer ehemaligen Frische und kernigen Treffsicherheit eingebüßt. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die beiden aufgefundenen Arbeiten, die Dr. Bruckner bei Wallishauser (Paul Knepler) soeben herausgibt, ihre Auferstehung auf der Bühne feiern werden.

Gerne berichte ich auch von einer interessanten Sammlung, die das Wiener Antiquariat *Ed. Beyer*, I. Schottengasse erworben hat und die aus dem seinerzeitigen Besitze des schon lange verstorbenen österreichischen Dichters Ludwig August Frankl stammt. Die Sammlung des verstorbenen Poeten ging seinerzeit in das Eigentum der Wiener Stadtbibliothek über, die kürzlich die Doubletten ausschied und dem Antiquariate Ed. Beyer überließ. Man findet hier hauptsächlich Viennensia, darunter tausende Proklamationen und Flugschriften aus dem Sturmjahre, einzelne von größter Seltenheit; das eine und andere Stück kann sogar ruhig als Unikum bezeichnet werden.

Wer sich für Richteriana interessiert, der kann jetzt wunderschöne Sachen aus der Bibliothek des verstorbenen Vizedirektors der Hofbibliothek *Göttmann* erwerben, die der Wiener Antiquar *Franz Malota* angekauft hat. Auch sonst ist diese Sammlung reich an alten und schönen Drucken der deutschen Literatur, insbesondere das Volkslied ist in ihr stark vertreten. Was die Bücher Göttmanns so reizvoll macht, ist ihre prachvolle Erhaltung und ihre gediegenen, schönen Einbände.

Ich genüge wohl nicht allein meiner Redakteurpflicht, wenn ich heute schon von der großen *graphischen Ausstellung*, die im österreichischen Museum am Stubenring, dessen Leiter Dr. Leisching ist, berichte. Ich will das heute nur kurz tun und behalte mir vor, auf sie noch ausführlicher zurückzukommen. Die Exposition ist nur ein Teil einer allgemeinen kunstgewerblichen Ausstellung. Man kann da das ganze graphische Verfahren studieren. Alles ist vertreten, alle Methoden farbiger und monochromer Wiedergaben, Lichtdruck, Autotypie, Heliogravüren wechseln in bunter Manigfaltigkeit ab. Es sind wirklich glänzende Leistungen, die hier vorgeführt werden, insbesonders verdienen die Arbeiten der *Staatsdruckerei, der kaiserlich königlichen Versuchsanstalt für graphische Künste*, der auch außerhalb Wiens in hohem Ansehen stehenden Firmen Blechirger, Angerer & Goeschl usw. das wärmste Lob. Die Staatsdruckerei marschiert unter anderem mit den farbigen Reproduktionen des berühmten Miniaturwerkes Hortus deliciarum aus der Hofbibliothek und aus dem Skalaschen Teppichwerk auf. Wie gesagt, die Ausstellung, die auch eine Abteilung für kunstgewerblichen Bucheinband umfaßt, will noch eingehend besprochen sein.

Anschließend an diese kurze Mitteilung über die kunstgewerbliche Ausstellung im österreichischen Museum möchte ich von einer Publikation Mitteilung machen, die es verdient, in allen Kennerkreisen Verbreitung zu finden. Es ist *Ludwig Hevesis Altkunst-Neukunst*, Wien 1909, Verlagsbuchhandlung *Carl Konegen* (Ernst Stülpnagel). Ludwig Hevesi, einer der überlebenden Altmeister des berühmten Wiener Feuilletons, — ich darf das wohl, ohne ruhmredig für Wien zu erscheinen, sagen — bietet hier in einem 600 Seiten starken Bande eine solche Fülle gediegenen Kunstwissens, daß man fast staunt, wie ein Mann, der auch sonst noch etwas zu tun hat, auf allen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes sich derartige Kenntnisse anzueignen imstande war. Dieses Urteil gilt ganz unabhängig von der jeweiligen Kunstpartei, zu der einer sich zählt oder zählen mag. Es sind größtenteils österreichische Erscheinungen, die Hevesi in seinem merkwürdigen, mitunter fast an Jean Paul erinnernden Stil behandelt, aber auch darüber hinaus weiß der Mann, der den Modernen ein Führer war, geistvoll und anregend zu plaudern. Eine Art jüngster Kunstgeschichte im Plauderton, so könnte man auch das Hevesische Buch nennen, was seinem inneren Gehalte aber auch nicht den geringsten Abbruch tun soll. Im Gegenteil: anmutig, leicht und dennoch dabei als Wissender und Unterrichteter zu schreiben, ist bekanntlich schwieriger als den berüchtigt trockenen, gelahrten Ton zu treffen. Aus dem reichen Stoffgebiet, das Hevesi uns vorführt, will ich nur einige Kapitel, die auch dem Bücher- und Literaturfreunde Anregung und Belehrung bieten, erwähnen. So heißt ein Abschnitt „Adalbert Stifter als Maler", andere Kapitel handeln von den Miniaturen und dem großen Wiener Miniaturwerk, „Bucheinbände" nennt sich ein gut unterrichtender kurzer Essay über die Geschichte des Bucheinbandes und über die gegenwärtige Buchkunst usw. Uhren, Spitzen, Fächer, Schabkunst, Gärten usw. usw. — über alles und jedes hat

der sehr versierte Mann etwas Gescheites zu sagen. Das Buch ist sehr schön ausgestattet und außerordentlich geschmackvoll gebunden, wie sich das bei einem Werke eines Kunstschriftstellers wohl von selbst versteht.

Auch von zwei anderen größeren Publikationen, von denen die eine demnächst erscheinen, die andere dem Abschlusse zugeführt werden wird, soll hier einstweilen kurze Erwähnung geschehen. Beide großangelegte Werke sind Unternehmen des Wiener Buch- und Kunstverlages *Halm & Goldmann*, I. Opernring Nr. 19. Wie die Verlagshandlung mir nämlich mitteilte, dürfte noch vor Weihnachten dieses Jahres das hervorragende kunstgeschichtliche Handbuch aus der Feder des auf dem Gebiete niederländischer Kunstgeschichte rühmlichst bekannten Forschers Dr. Alfred von Wurzbach in seinem letzten Teile ausgegeben werden können. Das Werk betitelt sich *„Niederländisches Künstlerlexikon"*. Auf Grund archivalischer Forschungen bis auf die neueste Zeit bearbeitet von Dr. *Alfred von Wurzbach*. Mit 3000 Monogrammen. Drei Bände. 120 Bogen. Groß-Lexikon — 8°. In drei Halbfranzbänden gebunden M. 112, Numerierte Ausgabe auf holländisches Büttenpapier M. 150, in drei Lederbänden M. 180. Es ist hier nicht der Ort und ich bin auch nicht der Fachmann, um über den Wert dieses umfassenden Handbuches ein Urteil abzugeben. Bis das Werk vollständig vorliegen wird, soll der geeignete Mann in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" auch über diese Publikation Ausführliches schreiben. Einstweilen sei nur darauf verwiesen, daß den bisher erschienenen Bänden anerkannte Fachleute das höchste Lob spendeten.

Das zweite von der Firma Halm & Goldmann unternommene Werk betrifft einen ungarischen Dichter. Die Magyaren sind nicht gerade gesegnet mit poetischen Talenten, wie sie überhaupt auf dem Gebiete der Kunst wenig Ewigkeitswerte hervorbrachten. Immerhin ist Alexander Petöfi „auch einer". Es sind keine geringeren als Möricke, Keller, Jakob Grimm, Uhland, Heine unter uns Deutschen, die das große poetische Genie Petöfis in trefflichen Lobesworten anerkannt haben. An einer schönen und, was hier die Hauptsache ist, auch innerlich guten deutschen Ausgabe der Werke Petöfis hat es nun bisher gefehlt. Zum ersten Male wird nun dem deutschen Lesepublikum eine Ausgabe der poetischen Werke Petöfis geboten werden, die allen, auch den strengsten Ansprüchen, Genüge tun soll. Als Herausgeber und Übersetzer zeichnet Ignaz Schnitzer, der schon vor drei Jahrzehnten durch seine künstlerische Übertragungsarbeit einer größeren epischen Dichtung Petöfis sich recht verdient gemacht und dafür die Anerkennung hervorragender Kenner der Petöfischen Muse und des Ungartums geerntet hat. Die Ausgabe wird in einer nur für Subskribenten bestimmten Auflage von 500 numerierten Exemplaren gedruckt werden. Es erscheint in Großoktav, auf Echt-Van-Geldern Bütten gedruckt, von der Hand eines ersten Künstlers geschmückt und wird in drei Luxusbänden mit reicher Goldpressung gebunden. Dem Werke werden sechs Bilder in Lichtdruck, darunter ein neues Porträt Petöfis, beigegeben. Der Subskriptionspreis beträgt 50 Kronen. Die Bände sollen, wie bereits erwähnt, im November noch ausgegeben werden. Nach Erscheinen komme ich noch auf die Ausgabe zurück.

Drei österreichische Publikationen möchte ich noch hier kurz streifen. Die eine betitelt sich *„Die geschichtliche Entwicklung des Deutschen Studententumes in Österreich mit besonderer Berücksichtigung der Universität Wien von ihrer Gründung bis zur Gegenwart* und hat zum Verfasser Dr. *Oskar Scheuer*. Wien und Leipzig, Ed. Beyers Nachfolger 1910. Mit 11 Abbildungen. Es ist ein Band von 425 Seiten. Dr. Scheuer bezeichnet seine Arbeit selbst nur als einen Versuch und auf ein Mehr dürfte sie auch nicht den Anspruch erheben. Wie schon der Titel anzeigt, nimmt die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Wiener Studententums den größten Raum des Buches ein. Es wäre in der Tat auch keine leichte Aufgabe, die vielgestaltigen, in ihrem geschichtlichen Gange an jeder Hochschule anders gearteten, weil durch besondere nationale und politische Erscheinungen auch besonders bedingten Verhältnisse der deutsch-österreichischen Universitäten kurzer Hand erschöpfen zu wollen. Auch will mir scheinen, daß der Verfasser wesentliche Dinge nicht immer mit jener Schärfe herausgearbeitet hat, die notwendig ist, um die großen einander bekämpfenden Richtungen innerhalb des deutschen Studententums, bzw. Farbenstudententums ihrer Entstehung nach und in ihrer weiteren Entwicklung völlig zu durchblicken. Wer natürlich selbst mitten im Strome gestanden ist, wer selbst an der Wiener Alma mater an den Kämpfen oder zumindest an den Nachzugsgefechten teilgenommen hat, wird sich rasch zurecht finden, denn das, was in dem Werke manchmal nur nach obenhin berührt wird, weiß er aus eigener Erfahrung gründlicher, so daß es ihm ein Leichtes ist, dort zu ergänzen, wo eben zu ergänzen ist. Damit meine ich durchaus nicht die mehr oder minder genaue chronologische Richtigkeit der aufgezählten Geschehnisse, sondern habe die Darstellung der grundsätzlichen Dinge im Auge. Diese Einwendung soll nicht hindern, der Arbeit den ihr zukommenden ziemlich bedeutenden Wert zuzuerkennen, zumal sie der erste große Versuch auf diesem bisher nur durch Einzeldarstellungen und geschichtliche Würdigungen einzelner Korporationen beackerten Gebiete ist. Jetzt erst ist die Möglichkeit gegeben, diesen weit über das aktive Studententum hinaus interessanten Stoff in seiner Fülle und in seiner Eigenartigkeit zu übersehen. Vielleicht ist es Herrn Dr. Scheuer selbst noch einmal vergönnt, sich an die große Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des deutsch-österreichischen Studententums zu machen, die ihm offenbar schon jetzt mit seinem Versuche vorschwebte.

Von den zwei anderen Publikationen, die ich in dieser Nummer noch erwähnen möchte, hat mir die eine bei Abfassung dieses Artikels leider noch nicht vorgelegen, doch dürfte sie inzwischen schon erschienen sein. Ihre Ankündigung hat ja seinerzeit schon eine gewisse Aufregung, insbesondere unter den verschiedenen E. T. A. Hoffmann-Forschern, Kennern und Liebhabern, hervorgerufen. Das Buch heißt *„Schwester*

Monika erzählt und erfährt“, ein sehr geistreiches und gewiß nicht alltägliches Erotikum, das im Jahre 1815 bei Kühn in Posen anonym erschienen ist und angeblich nur mehr in drei Exemplaren existieren soll, so daß ein Neudruck dieses auch schon von Hayn als selten bezeichneten Kuriosums an sich gerechtfertigt wäre. Das freilich allein hätte die nicht zu leugnende Bewegung unter den E. T. A. Hoffmannleuten nicht verursacht. Was diese, zum Teile sogar, in Harnisch brachte, ist der Umstand, daß der Herausgeber dieses Neudruckes, der auch den Lesern der Zeitschrift für Bücherfreunde bekannte *Gustav Gugitz*, steif und fest die Behauptung aufstellt, niemand anderer als *E. T. A. Hoffmann* könne diesen erotischen Roman geschrieben „niemand anderen könne diese geistvolle Groteske auf das Geschlechtsleben als E. T. A. Hoffmann zum Verfasser haben“. Mit größtem Fleiße und eminentem Scharfsinn, wird behauptet, sei allen, selbst den dunkelsten Spuren nachgegangen worden und das Ergebnis dieser Forschungen könne kein anderes sein, als daß eben E. T. A. Hoffmann als der geistige Vater des Erotikums bezeichnet werden müßte. Lückenlos sei sogar dieser Beweis erbracht. Das ist allerdings eine sehr starke Behauptung. Ich selbst bin in den Hoffmann-Dingen kein Sachverständiger und will gerne abwarten, was die engere Hoffmanngruppe, die ja unter den Mitgliedern der Gesellschaft der Bibliophilen nicht unbedeutend vertreten ist, darauf zu erwidern hat. In Erinnerung ist mir nur eine wegwerfende Geste unseres Hans von Müller bei der letzten Zusammenkunft der Bibliophilen in München, als ich ihm dort von dem bevorstehenden Neudruck und der behaupteten Autorschaft E. T. A. Hoffmanns sprach. Das Buch erscheint nur in einer Auflage von 600 Exemplaren und wird in Pappband gebunden, zum Preise von 20 M. abgegeben. Aller Voraussicht nach wird sich an diese Veröffentlichung eine recht rege Kontroverse knüpfen.

Die zweite Publikation betrifft gleichfalls ein Erotikum, freilich nicht besonders gefährlicher Art. Es ist der Neudruck des „*Taschenbuches für Grabennymphen*“, das im Jahre 1787 in Wien erschienen ist, eines ungemein selten gewonnenen Almanaches, das nur mehr in sehr wenigen Exemplaren vorhanden sein dürfte, von denen eines vor ein paar Jahren auf der Auktion Graul bei Gilhofer und Ranschburg den ansehnlichen Preis von 820 K. erzielte. Das Büchlein, das Almanachformat hat, ist eine Faksimile-Ausgabe des Originals und enthält dessen sämtliche dreizehn blattgroßen, originellen Kupfer. Die Publikation, die mir knapp vor Schluß der Abfassung dieses Artikels zukommt, ist im Verlage von *Paul Knepler* in Wien (ehemalige Wallishauserische Hofbuchhandlung) erschienen. Auch zu ihr hat Gustav Gugitz, der in dem bezeichneten Verlage vor Jahresfrist auch das „Wertherfieber in Österreich“ herausgegeben hat, die Einleitung geschrieben. Der Neudruck des Almanachs präsentiert sich recht nett, der Preis beträgt 12 K. (10 M.) Nr. 1—50 sind als Luxusexemplare hergestellt und kosten in Ganzleder 18 K. (15 M.).

Nun soll noch von einer solennen Ehrung gesprochen werden, die dieser Tage einem Bibliophilen großen Stils galt, der längst schon verstorben, unter den Wienern einst berühmt war und dessen Name noch immer, wenn die Reihe der merkwürdigen Persönlichkeiten des an Originalen so reichen alten Wiens durchgegangen wird, besonders genannt wird. War doch dieser Mann ein ganz einfacher Schankwirt draußen im Vororte Margarethen, der fast bis an sein Lebensende — er starb, nicht ganz 80 Jahre alt, im Jahre 1876 — sein Wirtsgeschäft betrieb. *Franz Haydinger*, der Wirt „zu den zwei Krügeln“ oder kurzweg im Volksmund „der Wirt von Margarethen“ geheißen, ist es, zu dessen Gedächtnis Sonntag, den 7. November an dem Hause, wo er einmal wohnte, eine Gedenktafel enthüllt wurde. In der Inschrift wird hauptsächlich seiner Verdienste um die Bücherkunde gedacht. Wer diese eigenartige Persönlichkeit war, soll von mir in einem der nächsten Hefte der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ und zwar im Hauptblatte eine eingehende Darstellung erfahren. Der Ruf dieses Mannes ist übrigens weit über die Grenzen Österreichs hinausgedrungen. Heute sei hier nur so viel erwähnt, daß Haydinger einer der größten Büchersammler und -Kenner Alt-Wiens war, der manchen gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er sogar wurde, hilfreich zur Seite stand. Männer, wie der Literarhistoriker Karajan, v. Camesina und viele andere noch bedienten sich seiner, wenn es irgend etwas aufzustöbern oder nachzuforschen galt. Auch mit Gödeke und anderen stand er in ständigem, brieflichem Verkehr. Er brachte eine Riesenbibliothek, darunter die größten Seltenheiten, zustande, die er im oberen Stockwerke seines Wirtshauses in peinlichster Ordnung hielt. Doch, wie gesagt, über diesen „Wirt von Margarethen“, einen der größten Bibliophilen des vergangenen Jahrhunderts, soll alles noch ausführlich demnächst erzählt werden. Bei der Gedächtnistafelenthüllung ging es sehr feierlich her. Verwandte, Enkel und Urenkel des Verstorbenen waren zugegen, ferner eine große Anzahl bekannter Wiener Persönlichkeiten, darunter der Bürgermeister der Stadt Wien, Dr. Carl Lueger, der es sich nicht nehmen ließ, dem Feste anzuwohnen und Haydingers in ehrenden Worten zu gedenken. Auch der Schreiber dieser Zeilen gestattete sich nach der Rede des Bürgermeisters das Wort zu einer Ansprache zu nehmen, in der er Haydinger als echten deutschen Bücherfreund, dem es hauptsächlich auch um den Inhalt des erworbenen Sammelgutes zu tun war, feierte.

Von *Auktionen* kann ich nichts besonderes berichten. Wie ich im Oktoberheft bereits erwähnt habe, findet jede Woche im Dorotheum in Wien I., Spiegelgasse die Versteigerung der recht ansehnlichen Bibliothek des aus dem Besitze des verstorbenen Wiener Sammlers Schindler statt. Große Kostbarkeiten sind, wie schon einmal gesagt, da nicht zu finden, doch Gediegenes und zum Teile auch Seltenes aus allen Gebieten enthält das jede Woche erscheinende Verzeichnis der zu versteigernden Bücher immerhin. Zu dieser Bibliothek gesellte sich noch in letzter Zeit ein Teil der Bücherei aus dem Besitze des Freiherrn von *Lanna* in Prag, dessen ausgebreitete Sammlungen ja überhaupt

bekanntlich unter den Hammer kamen. Die gleichfalls im Dorotheum stattfindende Auktion der letztgenannten Bücherei erfolgt jeden Donnerstag. Ich behalte mir vor, nach Abschluß der bis in den Januar dauernden Versteigerung vielleicht die Ergebnisse einiger Auktionsnummern bekannt zu geben. Auch von dem Resultate der Auktion bei *Franz Malota*, Wien IV. Wiener Hauptstraße will ich im Dezemberheft einige Daten bringen.

Schließlich sei noch auf eine sehr bemerkenswerte Auktion bei *Gilhofer & Ranschburg*, I, Bognergasse 2, aufmerksam gemacht. Eine ungemein reiche Sammlung von *Kupferstichen und Aquarellen* aus fürstlichem Besitze gelangt da zum Verkaufe. Es ist fast alles vorhanden, wofür sich Liebhaber auf diesem Gebiete interessieren: englische und französiche Kupferstiche des XVIII. Jahrhunderts, seltene Porträts, historische Blätter, farbige Städteansichten, Kostümwerke und Blätter, Kupferstichwerke und Aquarellalbume. Hervorzuheben wäre ein Album mit 71 Originalen (Aquarellen und Zeichnungen) der Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha, dann Pastell-Porträte von Marie Antoinette und Ludwig XVI. (Heinrich Schmidt, ca. 1773). Ganz hervorragend ist darunter eine *Chodowiecki-Sammlung von 1565 Blättern*. Sicherlich trifft die Bemerkung des über die ganzen Sammlungen ausgegebenen, sehr schön ausgestatteten illustrierten Kataloges der Firma zu, daß das hier angebotene Chodowiecki-Werk, was seine Reichhaltigkeit, die Vorzüglichkeit und tadellose Erhaltung der Blätter anbelangt, zu den schönsten Kollektionen gehört, die im Laufe der letzten Jahre im Handel vorgekommen sind. Noch größtenteils zu Lebzeiten des Künstlers zusammengestellt, kommt den Blättern der Vorzug der Gleichmäßigkeit im Abdruck und in der Erhaltung zugute. Zahlreiche große Seltenheiten, frühe Plattenzustände mit den reichen Einfällen wechseln mit unzerschnittenen, ersten Folgen ab. Die Blätter sind, darauf sei gleichfalls aufmerksam gemacht, fast durchgehend auf alte, graue Untersatzbogen montiert und befinden sich fein säuberlich vereinigt in vier alten Halbledermappen. Die Versteigerung des Chodowiecki-Werkes, sowie aller andern vorher angeführten Kupferstiche usw. findet vom 2. bis 4. Dezember dieses Jahres durch das Kunstantiquariat Gilhofer & Ranschburg statt. Auch über das Ergebnis dieser Auktion soll, womöglich noch im Dezemberheft, Kunde gegeben werden.

Wien, Anfang November *Hans Feigl.*

Von den Auktionen.

Max Perl in *Berlin* versteigerte vom 4.–6. Oktober eine Sammlung seltener und wertvoller Werke. Von den dabei erreichten Geboten seien folgende hervorgehoben: *Aretino,* Ragionamenti (Bengodi) 1584 M. 51; Lettere (primo-sesto libro) Parigi 1609 M. 93; *Tröst-Einsamkeit* M. 230; Des Knaben Wunderhorn (Teil I, zweite Auflage), leicht fleckig M. 51; *H. Balzac*, Oeuvres complètes, Paris 1855—52 M. 115; *Glasbrenner*, Berliner Volksleben, Leipzig 1847–51 M. 15; *Nicolai,* Beschreibung von Berlin und Potsdam, Berlin 1779 M. 16; *Boileau,* Oeuvres, Amsterdam 1729 (gravures de Picart) M. 66; *Brentano,* Gockel, Hinkel, Gakeleja, Frankfurt 1838, unbeschnitten, M. 95; Die Gründung Prags, Pesth 1815, M. 18; *Förster*, Sängerfahrt, Berlin 1818, schönes Exemplar M. 15; *Wilhelm Busch*, Reihe von Erstausgaben der Hauptwerke M. 4—M. 9; *Chamisso,* Werke, Berlin 1838—39, M. 37; Musenalmanach auf d. J. 1805 M. 17; *Choderlos de Laclos,* Les liaisons dangereuses, London 1796, M. 160; *Dante,* Comedia, Vinegia 1536 M. 38; *Daumier,* Les cent et un Robert Macaire, Paris 1840, M. 31; Le Musée pour rire, Paris 1839—40 M. 34; *Dorat,* Les baisers, 5e ed. Paris 1770, M. 54; *Fénélon-Neukirch,* Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca, Onolzbach 1727—39, Folio, M. 10; *Frenssen*, Jörn Uhl, 100. Tausend, M. 9; Hilligenlei, erste Ausgabe M. 3; *J. von Besser,* Preussische Krönungsgeschichte, Cölln 1712, M. 250; *Gavarni,* Oeuvres choisies, Paris 1846—48, M. 36; *Stephan George,* Teppich des Lebens, Berlin 1892, M. 41; *Gerstenberg*, Vermischte Schriften, Altona 1815–16, M. 9; Ugolino, erste Ausgabe M. 35, Die Braut, M. 22; *Goethe,* Schriften, Leipzig 1787—90, 8 Bände, schönes Exemplar, M. 340; Werke, Tübingen 1806—8 (ohne Band 13) M. 52; Werke, Wien 1810—15, M. 39; Beyträge zur Optik, Weimar 1790/91 (ohne die überall fehlende Tafel zum 2. Stück) M. 10; Clavigo, 1. Ausgabe, M. 120; Faust. Ein Fragment. Ächte Ausgabe, Leipzig 1790, M. 430; Faust. Ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig 1787, M. 270; Faust, Tübingen 1808, M. 210; Faust, zweyter Teil, Stuttgart und Tübingen 1833, M. 140; *Maler Müller,* Fausts Leben dramatisiert, Mannheim 1778, M. 19; Situation aus Fausts Leben, Mannheim 1776, M. 17; *Schink,* Johann Faust, Berlin 1804, M. 23; *Goethe*, Gedichte, Tübingen 1812, M. 34; Die Geschwister, Leipzig, 1787, M. 41; Götz von Berlichingen, 2. Auflage, Frankfurt 1774, M. 41; Taschenbuch für 1798, Herrmann und Dorothea (ohne Chodowiecki) M. 210; Iphigenie auf Tauris. Ächte Ausgabe. Leipzig 1787, M. 55; *Lavater,* Essai sur la physiognomie. A la Haye 1781—1803, M. 150; *Goethe,* Werther, 2. ächte Auflage, Leipzig 1775, leicht fleckig, M. 30; *H. L. Wagner,* Prometheus Deukalion und seine Rezensenten, Freystadt 1775, M. 33; *Lenz,* Lustspiele nach dem Plautus, Frankfurt u. Leipzig 1774, M. 160; *Goethe,* Pandora, Triest 1810, M. 45; *Propyläen,* Tübingen 1798–1800, M. 81; Torquato Tasso. Ächte Ausgabe, Leipzig 1790, M. 115; Wahlverwandtschaften, 1. Ausgabe, M. 36; *Bettina von Arnim,* Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, Berlin 1835, M. 17; *Hottinger und Sulzer,* Brelocken aus Allerley der Groß- und Kleinmänner, Leipzig 1778, M. 13; Theaterzettel zur Eröffnung des neuen Hoftheaters in Weimar 7. Mai 1791, M. 65; *Gottsched,* Critische Dichtkunst, 4. Auflage, Leipzig 1751, M. 6; *Grécourt,* Oeuvres complètes, Paris 1796, M. 40; *Grillparzer,* Die Ahnfrau, Wien 1817, M. 24; Sappho, goldenes Vließ, König Ottokars Glück und Ende, Ein treuer Diener seines Herrn, Melusina, Des Meeres und

der Liebe Wellen, Weh dem der lügt, Der Traum ein Leben, sämtlich Erstausgaben, M. 24; *Günderode*, Daub und Creuzers Studien, Frankfurt und Heidelberg 1805, M. 5; *Joh. Chr. Günther,* Gedichte, Breslau und Leipzig 1735, M. 21; Goeze-Schlosser-Streit, 13 Schriften, M. 65; *G. Hauptmann,* 15 Erstausgaben, M. 3—M. 17; Promethidenloos M. 41; *Hebbel,* 16 Erstausgaben, zusammen M. 51; *H. Heine*, Buch der Lieder, Hamburg 1827, M. 65; Deutschland, ein Wintermärchen, Hamburg 1844, M. 6; Französische Zustände, Hamburg 1833, M. 5; Gedichte, Berlin 1822, M. 72; Oeuvres, Paris 1834, mit eigenhändiger Widmung, M. 135; *Heinse,* Ardinghello, Lemgo 1787, M. 26; *E. T. A. Hoffmann*, Kinder-Märchen, Berlin 1816—17, M. 270; Meister Floh, 1. Ausgabe, M. 12; Prinzessin Brambilla, 1. Ausgabe, M. 32; *Holtei,* Don Juan, Paris 1834, M. 8; *Ibsen,* Erstausgaben von Wildente, Gespenster, Rosmersholm, je M. 11; *G. Keller*, Leute von Seldwyla, 2. Auflage, M. 31; Züricher Novellen, 1. Ausgabe, M. 31; *H. von Kleist,* Erzählungen, Berlin 1810—11, M. 37; Käthchen von Heilbronn, 1. Ausgabe, M. 12; *Klinger,* Plimplamplasko M. 60; *Laborde,* Choix de chansons, Paris 1773, M. 2000; *Lavater,* 34 Einzelausgaben, M. 71; *Lenz*, Anmerkungen übers Theater, Leipzig 1774, M. 31; Die Freunde machen den Philosophen, Lemgo 1776, M. 88; Der Hofmeister, Leipzig 1774, M. 26; *Lessing,* Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, M. 51; Duplik, Nötige Antwort, Anti-Goeze 1—11, Axiomata, Braunschweig bzw. Wolfenbüttel 1778, M. 31; Emilia Galotti, 3. Druck, Berlin 1772, M. 16; Fabeln, Berlin 1759, M. 19; Hamburg. Dramaturgie, 1. Ausgabe, M. 21; Minna von Barnhelm, 1. Ausgabe, M. 100; Nathan der Weise, 1. Ausgabe, M. 16; Vademecum, angebunden Schönaich, Posseni 1. und 2. Ausgabe, Frankfurt 1754, M. 380; Wie die Alten den Tod gebildet, 1. Ausgabe, M. 10; *Longus,* Daphnis et Chloé, Paris 1757, M. 180; *Menzel,* Illustrationen zum zerbrochenen Krug in Probedrucken auf Japan mit eigenhändigem Begleitbrief, M. 110; Gedenkbuch für das Leben, Berlin 1861, M. 28; *Molière,* Oeuvres, Paris 1734 (33 figures par Boucher), M. 510; *Mörike,* Maler Nolten, Stuttgart 1832, M. 50; *Moritz,* Anton Reiser, 5 Bände, M. 26; *Maler Müller,* 4 erste Ausgaben, M. 7—M. 10; *Neumark,* Palmbaum (1668), M. 13; *Opitz,* Opera, Breslau 1690, M. 9; *Pocci,* Schattenspiele, München (1847), M. 33; *H. A. O. Reichard,* Theater-Journal für Deutschland 1779—84, komplett, M. 75; *Reinick*, Lieder eines Malers, Düsseldorf 1838, M. 15; *Rops,* Féminies, Paris 1896, M. 305; *Schiller*, sämtliche Werke, 1. Ausgabe, M. 21; Gedichte, Leipzig 1800—1803, M. 31; Musenalmanach für 1797, unbeschnitten, M. 51; Mückenalmanach, M. 26; Musenalmanach für 1800, unbeschnitten, M. 13; Die Räuber, zwote verbesserte Auflage (nach links springender Löwe), M. 170; Wilhelm Tell, 1. Ausgabe mit Titelkupfer, M. 21; Die Verschwörung des Fiesko, bearbeitet von Plümicke, Berlin 1784, M. 11; *A. W. Schlegel,* Sämtliche Werke und Oeuvres, écrites en français, Leipzig 1846—47, M. 120; Musenalmanach für 1802, M. 7; *Schleiermacher,* Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde, Lübeck und Leipzig 1800, M. 10; *C. H. Schmid,* Chronologie des deutschen Theaters, 1775, M. 28; Das Parterr, Erfurt 1771, M. 13; *J. von Sonnenfels,* Gesammelte Schriften, Wien 1783—87, M. 40; *Stifter,* Studien, Pesth 1844—50, M. 33; *Th. Storm,* Hausbuch aus deutschen Dichtern, Leipzig 1875, M. 23; Göttinger Taschenkalender 1779, 1787—88, 1791, 1796—97, M. 44; *Tieck,* Der gestiefelte Kater, Berlin 1797, M. 19; Minnelieder, Berlin 1803, M. 16; Novellenkranz 1831—35, M. 22; Poetisches Journal M. 16; Zerbino, Berlin 1798, M. 25; Volksmärchen, Berlin 1797, M. 30; *Varnhagen*, Rahel, Berlin 1834, M. 11; *Verlaine,* 11 Einzeldrucke, M. 19; *Vischer,* Auch Einer, 1. Ausgabe, M. 12; *Voltaire,* Romans et contes, Bouillon 1778, M. 170; *Wackenroder,* Herzensergießungen, Berlin 1797, M. 21; *H. L. Wagner,* Briefe, die Seylerische Schauspielergesellschaft betreffend, Frankfurt a. M. 1777, M. 170.

Schon im vorigen Hefte erwähnten wir die Versteigerung der *Bibliothek Otto Deneke* als ein Ereignis von besonderer Bedeutung für die Sammler deutscher Literatur. Demgemäß war denn auch die Teilnahme lebhaft, als die auserlesene Reihe vom 19. bis 21. Oktober durch *Joseph Baer u. Co.* in *Franfurt a. M.* unter den Hammer kam. Bei der großen Anzahl wertvoller und interessanter Stücke beschränken wir uns darauf, nur für diejenigen Werke, die über hundert Mark brachten, die erreichten Gebote zu nennen: *Lessing*, Die alte Jungfer, Berlin 1749, M. 615; Der Eremite, Kerapolis M. 680; Die Gefangnen, Stuttgart 1750, M. 255; Kleinigkeiten, Frankfurt und Leipzig 1751, M. 210; Vademecum für Lange, Berlin 1754, M. 165; Pope, ein Metaphysiker, Danzig 1755, M. 190; Minna von Barnhelm, 1. Ausgabe, M. 180; anderer Druck derselben Ausgabe M. 455; *Rost*, Die schöne Nacht, Originaldruck, M. 125; *Almanach der deutschen Musen* 1770—1781, M. 135; *Palm*, Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, zweite verbesserte Auflage 1806, M. 245; *Johann Caspar Goethe,* Dissertatio inauguralis, Giessen 1738, M. 120; zwei Handzeichnungen Goethes, M. 2500 und 2100; *Des Herrn Göthe sämtliche Werke*, Biel 1775—76, M. 680; *Goethens Schriften* (Himburg), 1775—76, 3 Teile, M. 320; dasselbe, 2. Auflage, 1777, 3 Teile, M. 300; die drei bei Walthard in Bern 1775—76 erschienenen Bände M. 300; *Goethes Schriften,* Leipzig 1787—90, 8 Bände, M. 255; dasselbe, Leipzig 1790, 8 Bände, M. 500; dasselbe, Leipzig 1787—91, 4 Bände, M. 100; *Goethes neue Schriften*, Berlin, 1792—1800, M. 325; *Goethes Werke*, Tübingen 1806—10, 13 Bände (Band 1—7 in zweitem Druck), M. 115; Ausgabe letzter Hand, 8°, 55 Bände, Prachtexemplar, M. 500; (*Goethe*), Works of Ossian, Frankfurt and Leipzig 1777, M. 1080; Götz von Berlichingen, 1. Ausgabe, M. 740; Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, Giessen 1774, M. 375; Götter, Helden und Wieland, Leipzig 1774, M. 395; (*Lenz*), Lustspiele nach dem Plautus, Leipzig 1774, M. 220; Clavigo, 1. Ausgabe in 1. Druck, M. 160; Werther, 1. Ausgabe in 1. Druck, M. 360; Neueröfnetes moralisch-politisches Puppenspiel, Leipzig und Frankfurt 1774, M. 270; Hieronymi Petri Schlosseri Poematia, Frankfurt 1775, M. 410; *Seckendorff*, Volks- und andere Lieder, 1. und 2. Sammlung, Weimar 1779, M. 355; *Goethe*, Iphigenie, Abdruck zur Feier des 7. November 1825, auf Velinpapier, M. 110;

Werther, Leipzig 1787, M. 145; Iphigenie auf Tauris, Ächte Ausgabe, Leipzig 1787, M. 125; Egmont, ebenso, M. 290; Torquato Tasso, Ächte Ausgabe, Leipzig 1790, M. 105; Faust, Ein Fragment, Ächte Ausgabe, Leipzig 1790, ohne Bogennorm, 1. Druck mit Zeilenwiederholung, M. 1280; dasselbe ohne Zeilenwiederholung, M. 1200; Hermann und Dorothea, Bern 1804, M. 100; dasselbe Stuttgart und Tübingen 1829 mit eigenhändiger Widmung Goethes, M. 886; *Goethe*, Zur Naturwissenschaft überhaupt, 6 Hefte, Stuttgart und Tübingen 1817—24, mit kurzer eigenhändiger Widmung M. 215; Maskenzug 1818, Widmungsexemplar für den Kanzler von Müller, M. 360; West-östlicher Divan, Stuttgart 1819, 1. Druck, mit Ex-Libris Augusts v. Goethe, M. 170; Die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern (1819), mit eigenhändiger Unterschrift Goethes, M. 160; Wilhelm Meisters Wanderjahre, Stuttgart und Tübingen 1821, mit Namenszug Ottiliens von Goethe, M. 180; Faust, eine Tragödie, Tübingen 1808, M. 110; dasselbe, 2. Auflage, Tübingen 1809, M. 190; Faust, zweiter Teil, Stuttgart und Tübingen 1833, M. 135; Faust, erster und zweiter Teil, Stuttgart und Tübingen 1833, 1. Gesamtausgabe, M. 155; Faust, Doves Press, M. 265; Cardonne, Histoire de l'Afrique, mit Goethes Ex-libris, M. 115; *Kant*, Kritik der reinen Vernunft, 1. Ausgabe, M. 139; *Klinger*, Das leidende Weib, Leipzig 1775, M. 140; Die frohe Frau, Offenbach und Frankfurt 1775, M. 160; Sturm und Drang, 1776, M. 350; Orpheus, Genf 1778—80, M. 130; Prinz Formosos Fiedelbogen, Genf 1780, M. 105; Plimplamplasko, Basel 1780, M. 150; *Lavater*, Physiognomische Fragmente, Leipzig und Winterthur 1775—78, unbeschnitten, M. 250; *Lenz*, Pandaemonium germanicum, Nürnberg 1819, M. 100; Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken, 1776, M. 100; *Schiller*, Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, Stuttgart (1780), M. 370; Die Räuber, 1. Ausgabe, M. 650; dasselbe, zweite verbesserte Auflage mit nach links aufsteigendem Löwen, M. 380; dasselbe ohne Vignette, M. 130; dasselbe mit nach rechts aufsteigendem Löwen, M. 260; Der Venuswagen (Stuttgart 1781), M. 205; Anthologie auf das Jahr 1782, M. 140; Wirtembergisches Repertorium der Literatur, 1782—83, M. 160; Die Verschwörung des Fiesko, 1. Ausgabe, M. 340; Kabale und Liebe, 1. Ausgabe, M. 210; Dom Karlos, 1. Ausgabe, M. 140; Musenalmanach für das Jahr 1796, M. 100; dasselbe, für 1797, M. 125; *Voigt*, Triumph des deutschen Witzes, Leipzig 1798—99 (Antixenien) M. 105; *Schiller*, Gedichte, Leipzig 1800—1803, M. 125; *H. L. Wagner*, Konfiskable Erzählungen, Giessen 1774, M. 100; Die Kindermörderinn, Leipzig 1776, M. 110; Tröst-Einsamkeit, unbeschnitten, auf Schreibpapier, mit „Ankündigung“ und Beilage, aber ohne das 1. Kupfer zur Vorrede, M. 200; Des Knaben Wunderhorn, 1. Ausgabe, Prachtexemplar, stellenweise etwas stockfleckig, M. 575; Memnon, Eine Zeitschrift, Leipzig 1800, M. 700; *Brentano*, Satiren und poetische Spiele, Leipzig 1800, M. 215; Godwi, Bremen 1801—1802, M. 100; Ponce de Leon, Göttingen 1804, M. 150; Der Philister vor, in und nach der Geschichte, Berlin 1811, mit eigenhändiger Widmung, M. 350; Gockel Hinkel Gakeleja, Frankfurt 1838, M. 200; *E. T. A. Hoffmann*, Lebensansichten des Katers Murr, 1. Ausgabe, M. 155; *H. von Kleist*, Die Familie Schroffenstein, 1. Ausgabe, M. 125; Phöbus, ganz vollständig, kaum beschnitten, M. 1800; Penthesilea, 1. Ausgabe, M. 140; Nachtwachen. Von Bonaventura, Penig 1805, M. 130; *Novalis*, Heinrich von Ofterdingen, Berlin 1802, M. 470; *Müllner*, Die Schuld, mit Widmung H. Heines an seine Cousine Amalie, M. 380; *H. Heine*, Gedichte, Berlin 1822, M. 130; Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, Berlin 1823, M. 310; Buch der Lieder, Hamburg 1827, M. 120; Ausgewählte Lieder Heines (Essex House Press), 1903, Pergamentexemplar, M. 150; *G. Keller*, Neuere Gedichte, Braunschweig 1851, M. 255; dasselbe, 2. verm. Auflage, Braunschweig 1854, M. 105; *Schopenhauer*, Die Welt als Wille und Vorstellung, 1. Ausgabe, M. 140; *Nietzsche*, Unzeitgemäße Betrachtungen, 2. Stück, mit eigenhändigem Motto, M. 330; dasselbe, 5. Stück, mit noch längerer Aufschrift, M. 190.

In der Auktion der Autographensammlung *Carl Gustav Wenzel* und *Carl Ullrich* bei *C. G. Boerner*, Leipzig, wurden für die 220 Nummern des Katalogs nicht weniger als 25000 Mark ohne Aufgeld bezahlt. Und zwar wurden folgende Hauptpreise erzielt: Drei Briefe von *Goethes Mutter*, M. 380, 385, 305; *Goethe*, zwei Briefe an Oeser, M. 330 und 530, Stammbuchblatt M. 460, Handzeichnung M. 445; *Lili Schoenemann*, Brief, M. 300; Porträts *C. G. Körners* und seiner Gattin, M. 970; 58 Briefe *C. G. Körners* an seinen Sohn Theodor, M. 1400; *Lessing*, zwei Briefe, M. 1700 und 2400; *Schiller*, Manuskript aus „Fiesko“, M. 1250, Manuskript aus den Maltesern, M. 810, Originalsilhouette, M. 300, Zahnstocherbehälter, M. 330, fünf Briefe an Körner, M. 495, 440, 420, 425, 410, an Boie, M. 335, an Hofrat Stark, M. 330, an Kotzebue, M. 455; *Corona Schröter*, Brief, M. 650.

Interessant ist es, daß, als die wertvolle Korrespondenz von Körners Vater an seinen Sohn auf den hohen Preis von *M. 1400* getrieben worden war, Herr Hofrat Dr. Peschel vom Körner-Museum in Dresden bat, dem wenig bemittelten Körnermuseum diesen wertvollen Schatz nicht zu entziehen, worauf die Anwesenden nicht nur von weiteren Geboten absahen, sondern ein Herr sogar im Auftrag einer österreichischen Dame dem Körnermuseum diese Korrespondenz schenkte.

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Beissel, St., Zur Geschichte der Gebetbücher. 1—4.
Stimmen aus Maria-Laach. 77. 1909. S. 28—41. 169—185. 274—289. 397—411.

Bekker, P., Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Aus einer Autographensammlung. (Musikerautographen der Sammlung Siegfried Ochs, Berlin.)
Velhagen und Klasings Monatshefte. 1909. November. S. 369—380 mit 19 Faks. i. T. und 2 Bl. Tafeln.

Huart, Cl., La calligraphie orientale dans ses rapports avec l'archéologie.
Revue archéologique. Sér. 4. T. 14. 1909. S. 71—74.

Prinet, M., Portrait de Jean de Vienne, Seigneur de Listenois. (Miniature de la fin du XVe siècle.)
Bibliographe moderne. 13. 1909. S. 10—19.

Le nouveau Règlement italien pour la reproduction des manuscrits.
Revue des bibliothèques et archives de Belgique. 7. 1909. S. 101—104.

Bibliothekswesen.

Beaulieux, Ch. Catalogue des ouvrages de la Réserve, XVIe siècle (1501—1540) de la Bibliothèque de l'Université de Paris. (Suite.)
Revue des bibliothèques. 19. 1909. S. 209—336.

Benutzungsordnung für die Bibliothek des rechtswissenschaftlichen Seminars in Münster.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 459—461.

Beschoren, A., Interessantes aus der größten Leihbibliothek der Welt. Plauderei. (Mudie betreffend.)
Allgemeine Buchhändlerzeitung. 16. 1909. S. 549—550.

Brown, J. D., The subject classification: criticism, revisions and adjustments. 3.
Library World. 12. 1909/10. S. 121—124. (Wird fortgesetzt.)

Collard, A., Les bibliothèques d'observatoires en Europe et en Amérique. (Wird fortgesetzt.)
Revue des bibliothèques et archives de Belgique. 7. 1909. S. 132—136.

Crüwell, G. A., Iter Siculum. (Reisebeobachtungen über Bibliotheken Siziliens.)
Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 93—105.

Eichler, F., 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz. Sektion für Bibliothekswesen.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 516—521.

Elmendorf, Th. W., The Things that matter. An attempt at a study in values.
Public Libraries. 14. 1909. S. 281—289.

Erlaß betreffend die Einführung einer Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an Volksbibliotheken und verwandten Instituten.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 456—459.

E(scher), H., Die IX. Vereinigung schweizerischer Bibliothekare.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 521—523.

Estelrich, J. L., Biblioteca provincial de Cádiz; noticia de su fundación y vicisitudes. (Forts. u. Schluß.)
Revista de archivos, bibliotecas y museos. 12. 1908. Nr. 11/12. 13. 1909. Nr. 1—8.

Fick, (R.), Über Bibliotheks-Zentralen und ihre Aufgaben.
Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 55—74.

Fiebiger, O., Internationale photographische Ausstellung, Dresden 1909. Die Photographie im Dienste des Bibliothekswesens.
Zentralblatt für Bibliothekswesens. 26. 1909. S. 451—456.

Frati, C., Bollettino bibliografico Marciano. Pubblicazioni recenti, relative a codici o stampe della Biblioteca Marciana di Venezia. (Forts.)
Bibliofilia. 11. 1909/10. Disp. 3—8.

Gawalowski, K. W., Die steiermärkische Landesbibliothek in Graz in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 87—92.

Häbler, (K.), Der Inkunabelkatalog der Bibliotheken Deutschlands.
Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 74—87.

Handwerker, O., Zur Geschichte der Handschriftensammlung der Würzburger Universitätsbibliothek.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 485—516.

Hill, A. C., The use of books in prisons.
Library Journal. 34. 1909. S. 431—433.

Lange, H. O., Bibliothekssagen uden for København. Foredrag paa biblioteksmødet; Aarhus den 4. August 1909.
Bibliotekarforeningens Smaaskrifter. 1. 1909. 20 S.

Martell, P., Geschichte der Greifswalder Universitäts-Bibliothek.
Greifswalder Universitäts-Kalender. Winter-Semester 1909/10. 35—42.

Massignon, L., Une bibliothèque saharienne. (Bibliothek des Scheik Sidia.)
Revue du monde musulman. 8. 1909. S. 409—418.

Miedel, J., Ein Memminger Bücherverzeichnis von 1430. (Bibliothek des Kreuzherrnklosters.)
Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 35. 1909. S. 152—156.

Picozzi, D., La questione delle biblioteche pubbliche.
Bibliofilia. 11. 1909/10. S. 278—283.

Poorter, A. de, La Bibliothèque de la Chapelle de Jérusalem à Bruges, au XVe siècle.
Revue des bibliothèques et archives de Belgique. 7. 1909. S. 116—131.

Savage, E. A., The care of books in early Irish Monasteries.
Library. N. S. 10. 1909. S. 362—370.

Scherer, V., Bücher und Bibliotheken für Blinde.
Eckart. 4. 1909/10. 34—43.

Schramm, W., Die Ansichtensammlung der mährischen Landesbibliothek.
Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums. 9. 1909. S. 17—67.

Schulze, A., Die Gräflich Wallenrodtsche Bibliothek im Dom zu Königsberg. Mit 3 Bildern.
Der Wanderer durch Ost- und Westpreussen. 6. 1909. S. 169—170.

Stainier, L., Le Congrès international des archivistes et des bibliothécaires en 1909.
Revue des bibliothèques et archives de Belgique. 7. 1909. S. 81—100.

Sury, Ch., De l'aménagement d'une bibliothèque populaire centrale. (Schluß.)
Revue des bibliothèques et archives de Belgique. 7. 1909. S. 137—142.

Turnbull, T. E., The Libraries of France.
Library World. 12. 1909/10. S. 125—127.

Buchdruck und -Gewerbe.

Associazione tipografico-libraria italiana. Assemblea generale ordinaria tenutasi in Roma nel Teatro Argentina il 7 ottobre 1909.
Giornale della libreria. 22. 1909. S. 500—509.

Burger, C. P., Oude Hollandsche zeewart-uitgaven. Het Waterrecht. (Slot.)
Tijdschrift voor book- en bibliotheekwezen. 7. 1909. S. 123—132. 157—172.

Grolig, M., Die Buchdruckerei des Jesuitenkollegiums in Wien. (1559—1565.)
Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen. 13. 1909. S. 105—120 mit 6 Abbild.

Hessels, J. H., The so-called Gutenberg documents. (Forts.) *Library.* N. S. 10. 1909. S. 386—417.

Lepreux, G., Les imprimeurs belges en France. (Forts.)
Bulletin du bibliophile. 1909. S. 447—464. (Wird fortgesetzt.)

Lepreux, G., Contributions à l'histoire de l'imprimerie parisienne. (1. Charles Estienne et ses pupilles, 2. Les Typi argentei. L'Holomètre. Un précurseur de l'automobile. 3. Les trois Frédéric Morel et leur famille.)
Revue des bibliothèques. 19. 1909. S. 351—367.

Roersch, A., J. Badius Ascensius Gandensis.
Revue des bibliothèques. 19. 1909. S. 337—350.

Runge, H., Geschichte des Osnabrücker Buchdrucks. Zweiter Teil.
Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück. 33. 1908 (1909). S. 67—166. (T. 1. erschien in Bd. 17, 1893.)

Siegl, K., Johannes Sensenschmidt, ein berühmter Buchdrucker aus Eger, und seine Werke.
Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 48. 1909/10. S. 38—53.

Sóriga, R., Die una serie inedita di otto figure xilografiche esistenti nel Museo Civico di Pavia.
Bibliofilia. 11. 1909/10. S. 245—250 mit 2 Faksim.

Buchhandel.

Ceschina, R. E., Congresso nazionale fra editori e Librai italiani, Roma, 4—7 ottobre 1909.
Giornale della libreria. 22. 1909. S. 488—500.

Colles, W. M., An English-speaking copyright league.
Fortnightly Review. 1909. Oktober. S. 659—669.

Commercio de libros cubanos.
Revista de la Biblioteca nacional (Habana). 1. 1909. S. 123—130.

Franco, C., Aus der Reisemappe eines deutschen Buchhändlers. 9. Europäische Hinterhaus-Buchhändler. (Balkanstaaten.)
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1909. S. 11680—83.

Roth, F. W. E., Theobald Spengel, Humanist und Verleger zu Mainz 1534—1562.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 445—451.

Waldmann, E., Ein Verlagsvertrag vor 50 Jahren. (Betrifft Victor Hugo.)
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1909. S. 12665—67.

Wotschke, Th., Der Posener Buchhändler Georg Pfennig und seine Familie. (1528/9 folg.)
Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. 10. 1909. S. 154—157.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Ettinger, Th., Über die Literar-Konvention. Bericht auf dem Ersten Allrussischen Kongreß der Buchhändler und Verleger 30. Juni (13. Juli) bis 5. (18.) Juli 1909 in St. Petersburg. (Aus dem Russischen übersetzt von T. Pech.)
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1909. S. 12119—22. 12186—89. 12260—62.

Neri, A., Vicende del giornalismo in Genova nel decennio inanzi al 1848.
Risorgimento Italiano. 2. 1909. S. 416—436.

Röthlisberger, E., Die neu-revidierte Berner Literaturkonvention und der Schutz des Zeitungsinhalts.
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1909. S. 11031—11035.

Bibliographie.

Austen, W. H., Educational value of bibliographic training. *Library Journal.* 34. 1909. S. 427—430.

Boffito, G., Saggio di bibliografia Egidiana. (Egidio Colonna o Romano. Forts.)
Bibliofilia. 11. 1909/10. Disp. 3—8.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Eccles, F. Y., The ancients in Racine and in Shakespeare.
Dublin Review. 1909. October. S. 393—405.

Schian, M., Roman und Weltanschauung.
Eckart. 4. 1909/10. S. 1—10.

Einzelne Schriftsteller.

Auerbach: Geiger, L., Aus der Frühzeit Berthold Auerbachs.
Frankfurter Zeitung. 1909. Nr. 279 vom 8. Oktober.

Bahr: Gold, A., Hermann Bahrs neue Romane.
Nord und Süd vereint mit Morgen. 1909. Zweites Oktober-Heft, S. 153 ff.

Balzac: Martineau, R., Balzac et l'affaire Clément de Ris.
Mercure de France. 1909. Okt. 1. S. 454—465.

Bartsch: Decsey, E., Rudolf Hans Bartsch.
Österreichische Rundschau. 1909. Oktober 15. S. 127—132.

Chateaubriand: Gribble, F., Chateaubriand's last love.
Fortnightly Review. 1909. Oktober. S. 634—645.

Dach: Fischl, O., Motive des Properz in Simon Dachs „Anke van Tharaw".
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 11—16.

Dante: Toynbee, P., The earliest English illustrators of Dante.
Quarterly Review. 1909. Oktober. S. 395—417 mit 6 Taf.

Droste-Hülshoff: Cardauns, H., Der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff Briefe. Herausgegeben und erläutert.
Forschungen und Funde. Bd. 2. H. 1—4. 1909. XIII, 443 S.

Fleming: Maync, H., Paul Fleming (1609—1640). Zu seinem dreihundertsten Geburtstage.
Deutsche Rundschau. 1909. Oktober. S. 56—70.

Fontane: Pniower, O., Theodor Fontane. Briefe 1856—73.
Neue Rundschau. 1909. November. S. 1600—15.

Freiligrath: Aus Ferdinand Freiligraths Familienbriefen.
Deutsche Rundschau. 1909. Oktober. S. 71—89.

Goeckingk: Kasch, F., Leopold F. G. von Goeckingk.
Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. 5. 1909. 139 S.

Goethe: Baumgarten, B., Goethe über das Deutsche als Sprache der Weltliteratur.
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 23. 1909. S. 574—593.

—: Hauffen, A., Goethes Novelle in neuer Bedeutung.
Deutsche Arbeit. 1909. Oktober. S. 22—29 mit 3 Abbildungen.

—: Müller, F. L., Quellen und Redaktion von „Werthers Reise".
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 103—115.

Goethe: Zimmermann, E., Goethes Egmont.
Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. 1. 1909. XII, 161 S.

Grosse: Arminius, W., Julius Grosse.
Eckart. 3. 1908/9. S. 771—796.

Groth: Wippermann, F., Klaus Groth.
Die Bücherwelt. 7. 1909/10. S. 10—14.

Hafner: Baum, E., Phil. Hafners „Reisende Komödianten" und die Wiener Gottschedianer.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 49—72.

Hebbel: Büttner, G., Bemerkungen zu Hebbels „Genoveva".
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 44 vom 31. Oktober.

—: Zeiß, K., Hebbelforschungen. (Besprechungen.)
Das literarische Echo. 12. 1909. 10. H. 2. Sp. 95—103.

Heine: Samosch, S., Heinrich Heine in der Weltliteratur.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 476 vom 10. Okt.

Herder: Warda, A., Ein Aufsatz J. G. Herders aus dem Jahre 1764.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 75—82.

Hoffmann: Schaeffer, C., Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen.
Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. 14. 1909. 238 S.

Houwald: Schmidtborn, O., Christoph Ernst Frhr. v. Houwald als Dramatiker.
Beiträge zur Literaturwissenschaft. 8. 1909. 116 S.

Huysmans-Jörgensen: Achtermann, B., Huysmans-Jörgensen. *Die Bücherwelt.* 7. 1909/10. S. 1—5.

Kleist: Bachmann, O., Heinrich v. Kleists Ode „Germania an ihre Kinder".
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 41 vom 10. Oktober.

—: Günther, K., „Der Findling". — Die früheste der Kleistschen Erzählungen.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 119—153.

—: Jonas, F., Ein unbekannter Bericht über den Tod Ewald von Kleists.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 72—75.

Kotzebue: Kreisler, E., Kotzebue-Briefe.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 115—119.

Kürnberger: Deutsch, O. E., Briefe Ferdinand Kürnbergers an eine Freundin.
Österreichische Rundschau. 1909. Okt. S. 132—140.

Lesage: Cordier, H., Essai bibliographique sur les oeuvres d'Alain-René Lesage. (Forts.)
Bulletin du bibliophile. 1909. Nr. 1—10. (Wird fortgesetzt.)

Liliencron: Andler, Ch., Detlev von Liliencron. 1. 2.
Revue de Paris. 16. 1909. Oktober. S. 673—700, November. S. 81—104.

—: Ensor, R. C. K., Detlev von Liliencron.
Contemporary Review. 1909. Oktober. S. 448—457.

—: Nöthig, Th., Breslauer Liliencron-Erinnerungen.
Der Osten. Literarische Monatsschrift der Breslauer Dichterschule. 35. 1909. S. 212—215.

Liliencron: Rath, W., Detlev von Liliencron.
Eckart. 3. 1908/9. S. 763—771.
—: Rath, W., Liliencrons Gute Nacht.
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeil. Nr. 238 vom 11. Oktober.

Lindau: Eloesser, A., Zum Bilde Rudolf Lindaus.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 42 vom 17. Oktober.
—: Klemperer, V., Rudolf Lindau. Zu seinem achtzigsten Geburtstag. (10. Oktober.)
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 474 vom 9. Okt.
—: Spiero, H., Rudolf Lindau. (Zum achtzigsten Geburtstage des Dichters, am 10. Oktober.)
Nord und Süd vereint mit Morgen. 1909. Zweites Oktober-H. S. 177—187.

Löns: Löns, H., Von Ost nach West. (Schilderung seines Werdegangs.)
Eckart. 4. 1909/10. S. 22—29.

Mark Twain: Henderson, A., Mark Twain — wie er ist. Eine Skizze nach dem Leben.
Deutsche Revue. 1909. November. S. 195—205.

Marlowe: Vries, H. R. O. de, Die Überlieferung von Marlowes Doktor Faustus.
Studien zur englischen Philologie. 35. 1909. XII, 88 S.

Meleager: Preuß, A., Meleager von Gadara. Eine Spätrose aus dem griechischen Dichtergarten.
Grenzboten. 1909. Nr. 43. S. 176—185.

Meyer: Gorm, L., Das Schicksal des Jürg Jenatsch. Eine Studie.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 159—167.

Nietzsche: Ségur, N., Nietzsche et sa philosophie.
La Revue. 1909. November. 1. S. 46—61.

Raabe: Krüger, H. A., Raabes Erstlingswerke. 1. Die Chronik der Sperlingsgasse.
Eckart. 3. 1908/9. S. 745—763.

Rabelais: Sainéan, L., Les interprètes de Rabelais en Angleterre et en Allemagne.
Revue des études Rabelaisiennes. 7. 1909. S. 137—258.

Rilke: Oppeln-Bronikowski, F. von, Rainer Maria Rilke. Eine kritische Würdigung. (Schluß.)
Xenien. 1909. S. 220—230.

Sainte-Beuve: Séché, L., Sainte Beuve mondain, d'après la correspondance inédite de Madame d'Arbouville.
Mercure de France. 1909. Oktober. 1. S. 398—424.

Schaukal: Elster, H. M., Richard Schaukal. Eine literarische Studie. (Forts.)
Xenien. 1909. S. 214—220.

Schiller: Elster, O., Octavio Piccolominis Sohn.
Österreichische Rundschau. 1909. Oktober S. 49—58.
—: Gleichen-Rußwurm, A. von, Schiller in der Familientradition.
National-Zeitung. 1909. Nr. 44 vom 31. Oktober.
—: Glossy, K., Schiller und Österreich. Mit Benützung ungedruckter Briefe und Aktenstücke.
Österreichische Rundschau. 1909. November. S. 217—256.
—: Hecker, M., Schillers Persönlichkeit. Berger, K., Schiller und die deutsche Gegenwart. Geiger, L., Schiller und Goethe. Joachimi-Dege, Schiller und die deutschen Romantiker. Koigen, D., Schiller und Hegel. Wychgram, J., Schillers Verhältnis zur Jugenderziehung. Ernst, O., Schiller. Hille, L., Schillers Besuch bei Schubart. Heilborn, A., Schillers Sterbehaus.
Die Gegenwart. 38. 1909. Nr. 46.
—: Klaar, A., Schiller und Lotte.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 45 vom 7. November.
—: Ludwig, A., Schiller und sein Volk.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 45 vom 7. November.
—: Maier, G., Die Anfänge der Schillerfamilie im Remstal um 1400. Ein Blatt zum 150. Geburtstage des Dichters.
Der Thürmer. 1909. November. 265—276.
—: Nutzhorn, A., Ein übersehenes Jugendgedicht Schillers.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 529 vom 10. November.
—: Schillers „Räuber" und die Jenaer Studenten. Ein Beitrag zum Schillerjahr.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 45 vom 7. November.
—: Schuette, M., Schiller-Bildnisse.
Nord und Süd. 1909. Novemberheft 1. S. 263—269.
—: Simon, Ph., Schillers Gedicht „Der Tanz".
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 23. 1909. S. 667—679.
—: Steig, R., Victor von Schauroth ein Jugendfreund Schillers.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 82—103.
—: Dem Gedächtnis Schillers. (Enthält: Strecker, K., Die Schillerfeier. Elster, H. M., Die Rätsel Schillers. Petersen, J., Schiller auf der Reise nach Berlin. Saalfeld, G., Zur Schiller-Weihe.
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeilage vom 9. November.
—: Weißenfels, R., Karl Bergers „Schiller".
Deutsche Rundschau. 1909. November. S. 200—206.
—: Witkowski, G., Aus der Werkstatt Schillers. Die Seestücke.
Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 573 vom 10. November.
—: Zabel, E., Schiller und Berlin.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 530 vom 11. November.

Schnabel: Halm, H., Beiträge zur Kenntnis Joh. Gottfried Schnabels.
Euphorion. Ergänzungsheft 8. 1909. S. 27—49.

Shakespeare: Leblanc-Maeterlinck, G., Macbeth at Saint-Waudrille.
Fortnightly Review. 1909. Oktober. S. 605—618.

Shaw: Grendon, F., Some misconceptions concerning Shaw.
Poet Lore. 1909. Autumn-Nr. S. 376—386.

Strachwitz: Brandes, W., Strachwitz-Reliquien.
Eckart. 4. 1909/10. S. 10—22.

Strauß und Torney: Strauß und Torney, L. von, Viktor von Strauß und Torney. Ein Gedenkblatt zum 18. September.
Eckart. 3. 1908/9. S. 796—803.

Tennyson: Jurczyk, O., Tennyson. Eine kritische Würdigung zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (6. August 1909.)
Englische Studien. 41. 1909/10. S 28—69.

Tennyson: Ward, W., The Tennyson centenary. Tennysons religious poetry.
Dublin Review. 1909. Oktober. S. 306—322.

Thoma: Frommel, O., Hans Thoma als Schriftsteller. Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstag.
Eckart. 4. 1909/10. S. 29—34.

Verlaine: Beßmer, J., Der Kult der Entartung. 1. Paul Verlaine. (Wird fortges.)
Stimmen aus Maria-Laach. 77. 1909. S. 383—396.

Neue Bücher.

Das müßte ein schlechter Bücherfreund sein, der nicht gut Bescheid wissen möchte über die Sorgen und Nöte, die die Herstellung seiner Lieblinge bereitet. Sind die Buchgewerbler untüchtig oder in falschen Anschauungen befangen, so ist er der Leidtragende. Und gegen gedruckte Formlosigkeiten gibt es bekanntlich noch keinen Chirurgen.

Die moderne Medizin huldigt der Prophylaxe; für die Gewerbe bedeutet das: tüchtige Erziehung des Nachwuchses durch die Schule. Natürlich konnte es — wie die kunstgewerblichen Diplomaten leichthin geglaubt haben — nicht genügen, talentierte Könner in die Gewerbeschule zu setzen; gleich wichtig war es, für die neuen pädagogischen Aufgaben die *brauchbare Methodik* zu finden.

Diese Einsicht ist das beste Anzeichen, daß die neue Bewegung aus der Eierschalenperiode herauszukommen beginnt. Symptomatisch dafür ist wohl das gleichzeitige Erscheinen mehrerer gewerblicher *Lehrbücher.*

Für *die Typographen* hat der Hildesheimer Gewerbelehrer *F. Baumann* ein solches Werk[1] zusammengestellt. Das einseitige Fachzeichnen gibt er preis. Das Material soll seine eindringliche Sprache reden; so läßt er vor allem von Grund auf den Satzbau üben. Mit dem Schriftskizzieren nach vorhandenen Beispielen beginnen seine Übungen. Erst wenn der Schüler hierin einige Sicherheit erlangt hat, läßt er ihn zu eigenen Lösungen übergehen, die systematisch bis zur feinsten Zusammenstimmung von Type und Ornament gesteigert werden. Baumann stellt Aufgaben; 4—500 Aufgaben, wo eine sich aus der anderen folgerichtig entwickelt. Seine Hinweise begründet er durch Beispiele. Und alle seine Beispiele sind treffend, sind ausgezeichnet. Unter dem vielen schlechten typographischen Material, das selbst in den Proben der Schriftgießereien noch nicht ganz verschwunden ist, hat er mit kluger Hand das wirklich vorbildliche herauszugreifen verstanden und so ein gediegenes, brauchbares Lehrbuch geschaffen.

Der *Umgestaltung des Schreibunterrichts* ist in *Rud. von Larisch* ein temperamentvoller Verfechter erstanden. Die ornamentalen Schriften und ihre dekorativen Schönheitsmöglichkeiten sind der eigentliche Bereich seiner Leidenschaft. Sein Büchlein ist jetzt etwas geändert, etwas weniger radikal in zweiter Auflage erschienen. Larisch lehrt, eine Schrift soll geschrieben werden. Alles Buchstabenkonstruieren, alles Nachpinseln von Vorlagen, alle äußerliche Korrektheit lehnt er ab. Jeder soll seinen Duktus und sein Schreibwerkzeug finden; vor der Individualität des Schreibens hat er eine fast heilig zu nennende Ehrfurcht. Daher ist seine Unterrichtsmethode in erster Linie auf die künstlerische Persönlichkeit zugeschnitten. Larisch ist ein Anreger großen Stiles, eine Agitatorennatur, die es verstanden hat, die Aufmerksamkeit auf das Schriftproblem zu lenken; und wo die Augen noch stumpf sind gegen die dekorative Schönheit der Lettern, werden diese Ausführungen als Weckruf gute Dienste tun.

Paul Westheim.

Preis und Dank Herrn *Erich Osterheld!* Er schenkt uns einen großen Dichter, den bis jetzt die Literarhistoriker in ängstlichem Gewahrsam vor der profanen Menge bargen. (So behauptet Osterheld.) Und wie heißt dieser unbekannte Stern erster Größe? Er heißt *Jakob Michael Reinhold Lenz.* Vielleicht kennt einer oder der andere, der nicht zum Fach gehört, Verse von ihm? Sauers „Stürmer und Dränger" sind doch auch „Dilettanten" in die Hände geraten, und Weinholds schöne Ausgabe der Gedichte besitzt wohl jede größere Bibliothek. Die Sammlung Osterhelds will mit diesen Erzeugnissen sorgsamer wissenschaftlicher Arbeit nicht etwa in Wettbewerb treten. Er gibt „Ausgewählte Gedichte" heraus (Leipzig 1909, Fritz Eckart Verlag, 226 S. 8°, Preis brosch. 4 M., geb. 5 M.), d. h. er betont den *„genießerischen"* Standpunkt, läßt fort, was ihm von diesem aus minderwertig scheint (übrigens aus der eigentlich produktiven Zeit nur wenig, hierunter aber gerade die für den „Genießer" wertvollen Doppelfassungen von „An mein Herz" und „Die Liebe auf dem Lande"), modernisiert Schreibung und Zeichensetzung.

Den „Genießern" hätte die übliche Einleitung erspart werden können. Zumal ihre Form geringen Genuß gewährt. „Die jungen Stürmer, die Lessings Aristotelesfanatismus in seiner kühlen antiken Formensüchtelei impulsiv zu erneuern strebten", — das ist, salva venia, gehämmertes Blech, gleich der ganzen Schilderung der Konstellation, in die Lenz hineintrat. Osterhelds Zutaten wimmeln von falschen, halbwahren, unklaren Sätzen und Worten; es fehlt jede

[1] F. Baumann: Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht der Buchdrucker im Satzbau und Fachzeichnen (Hannover, Carl Meyer [Gust. Prior]).

Vorstellung von den eigentlichen Komponenten der literarischen Bewegung und den Persönlichkeiten. Goethe wird gerüffelt, weil er den armen Dichter Lenz hinwegstieß von der Insel der Götter eines dummen Streichs wegen, aus einer kleinlichen, menschlichen Schwachheit heraus. Tieck soll in seiner „mit Recht angegriffenen“ Ausgabe (aber Oesterheld hätte sie 1828 vermutlich noch schlechter gemacht) aus Furcht vor Goethe nichts Sonderliches über Lenz zu sagen gewagt haben. Und so noch die spätere Literaturgeschichte, als deren Zeugen *Menzel*, *Vilmar*, *Hettner*, *Scherr*, *Scherer*, *Könnecke*, *Leixner*, *Biese*, gemengt wie Falstaffs Rekruten, aufmarschieren. Die Bibliographie verkündet uns über den von Weinhold edierten dramatischen Nachlaß, daß er *„Variationen“* und Ergänzungen zu den fünf Lustspielen nach dem Plautus enthält. Wie sprach doch der sterbende Greis zu seinem Sohne? „Mein Sohn, meide die Fremdwörter! Man kann nie wissen, was sie bedeuten.“ G. W.

Eine neue Grundlage für die gesamte Forschung über den größten vorklassischen Lyriker der neueren deutschen Dichtung bietet das schöne Buch *Johann Christian Günthers Leben auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses.* Erste, unverkürzte Ausgabe seiner Taschenbücher von *Alfons Heyer* mit ergänzender Einführung und Anmerkungen von *Adalbert Hoffmann* (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig 1909. XVI, 275 S. Geh. 5 M., geb. 6 M.). Hoffmann, als sorgsamer und verständnisvoller Literarhistoriker bereits bekannt, strebt mit Erfolg, die durch *Goethes* berühmte Worte bedingte falsche Einschätzung Günthers zu berichtigen. Günther war nicht das verkommene Genie, Goethes Urteil nicht der Ausfluß eigener unbefangener Würdigung, sondern verstimmter Nachklang der gerechteren Würdigung, die *Gottsched* dem schlesischen Dichter angedeihen ließ. Freilich scheint mir Hoffmann in der lobenswerten Absicht, seinen Helden zu entlasten, hier und da über das Ziel hinauszuschießen, zumal in bezug auf die Ursache des Mißerfolgs bei Günthers Bewerbung um die Stelle als Hofpoet in Dresden. Gerade das eigene Zeugnis des Dichters in der Epistel an Brandenburg vom 16. August 1719, das Wittig und jetzt wieder Hoffmann heranzieht, besagt doch, daß Günthers Pegasus vor dem König-Kurfürsten versagte, und der Ausdruck „da stund der lahme Gaul (der Pegasus), als wenn er taumeln wollte“ läßt an ähnliches denken, wie die Fama berichtet. Vor Meinungsverschiedenheiten gesichert sind zahlreiche Ergebnisse der Einleitung in bezug auf biographische Einzeltatsachen und Datierungen der Gedichte, willkommene Nachträge zu den früheren Forschungen von Litzmann, Fulda, Wittig und Enders.

Höchsten Lobes wert erscheint die Herausgabe der Taschenbücher durch Heyer. Über die nächste Aufgabe — die Ergänzung des Materials für Biographie und Textgeschichte Günthers — hinaus, geben diese Skizzenhefte die lehrreichsten Einblicke in das Schaffen eines Lyrikers hohen Ranges, um so mehr, da die praktische, das übliche Schema solcher Publikationen vermeidende Druckanordnung die inneren Prozesse bequem übersehen läßt. Die Ausstattung entspricht dem Rufe der altangesehenen Verlagsfirma und dem Nebenzwecke, der Universität Leipzig zu ihrem Jubiläum eine Festgabe zu bieten. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Das *Daheim* brachte in der Nummer 47 des vorigen Jahrgangs eine mit Illustrationen geschmückte Beschreibung des Buchdruckerhauses *Plantin-Moretus* in Antwerpen von *Agnes Harder*, die zu mehreren Berichtigungen Anlaß gibt. Mit Recht ist gesagt, die *polyglotte Bibel*, deren Herausgabe Philipp II. von Spanien unterstützte, sei das Hauptwerk, die Hauptveröffentlichung *Plantins* geblieben, mit Unrecht aber, daß die für den König bestimmten zwölf Exemplare auf *„Velinpapier“* hergestellt gewesen seien. Das Velinpapier hat seinen Namen davon, daß es das vellum, das *Pergament*, nachahmt; auf *wirkliches Pergament*, nicht auf Papier, waren diese Exemplare gedruckt, zu denen nicht weniger als 16263 Tierhäute verarbeitet wurden. Das Dedikationsexemplar für Herzog Alba besitzt heute das Britische Museum in London. Das für den Papst bestimmte hat der Herausgeber jener Bibel ihm selbst überbracht. Dieser war der spanische Theologe Benedikt Arias, genannt Montanus nach seinem Geburtsort in der Sierra, und nicht wie A. Harder infolge einer Verwechslung sagt *„der Kardinal de Ximenes“*, der mehr *als ein halbes Jahrhundert* vor Beginn des Plantinschen Unternehmens gestorben ist! Die Plantinsche oder Antwerpener Polyglotte war das zweite große Unternehmen dieser Art; dem Kardinal Ximenes gebührt das größere Verdienst, das erste ins Leben gerufen zu haben. Schon 1502 zur Feier der Geburt des nachmaligen Kaisers Karl V. plante er es. Am 10. Januar 1514 verließ der erste Band, der zugleich *der erste Druck des Griechischen Neuen Testamentes* ist, die Presse in Alcalà de Henares bei Madrid. Am 10. Juli 1517 waren die übrigen fünf Folianten (Altes Testament mit Grammatik und Wörterbuch) vollendet; am 8. November des gleichen Jahres starb Ximenes, 80 Jahre alt (geb. 1437). Nur 600 Exemplare waren gedruckt worden; mehr als 50000 Dukaten hatte der Kardinal, der das Einkommen eines Königs und die Bedürfnisse eines Mönches hatte, auf das Werk verwendet. Das für den Papst bestimmte, gleichfalls auf Pergament gedruckte und in roten Samt gebundene Exemplar wurde am 5. Dezember 1521 der vatikanischen Bibliothek einverleibt, in der es sich noch heute befindet. Andere Pergamentexemplare gehören jetzt zu den größten bibliothekarischen Seltenheiten; aber auch gewöhnliche Papierexemplare sind äußerst selten. Das der alten Straßburger Bibliothek ist 1870 bei der Belagerung verbrannt; das der Wolfenbüttler hat eine merkwürdige Geschichte. August von Sachsen hatte es dem schwäbischen Theologen *Jakob Andreä* geschenkt, zum Dank für seine Bemühungen um die Einigung der Lutheraner

durch das Zustandekommen der Konkordienformel; sein Sohn *Johann Valentin Andreä*, von dem *Herder* sagte, wenn er zum Besten der Kirche einen von den Toten erwecken könnte, so wäre es Johann Valentin Andreä, schenkte es im Jahr 1691, welches Jahr er wegen der ihm damals zuteil gewordenen Freundschaft des Herzogs von Braunschweig für das glücklichste seines Lebens hielt, der Bibliothek in *Wolfenbüttel*, nachdem es 1634 aus dem Brand von Calw, wo Andreä damals wirkte, wunderbarerweise gerettet worden war. Unersetzbare Handschriften, kostbare Gemälde von Dürer, Holbein, Cranach, andere Kunstschätze mannigfacher Art hat Andreä damals verloren; 450 Häuser wurden eingeäschert, auch die Stadtkirche und sein Pfarrhaus waren ein Schutthaufen; aber seine Bibliothek blieb erhalten. Aber noch auf dem Transport nach Wolfenbüttel wurde die Kiste bei Leonberg von Soldaten erbrochen, das Exemplar auf die Straße geworfen, gelangte aber doch glücklich an Ort und Stelle. Schon zur Zeit des Hamburger Pastors *Göze* bot der Büchersammler *Baumgarten* bei einer Auktion vergebens 250 Rhein. Taler für ein Exemplar; wenn heute je eins auf den antiquarischen Büchermarkt kommt, wird es mit mehr als 2000 M. angesetzt. Im Alten Testament steht der Text der sogenannten Vulgata, der *lateinischen* Kirchenbibel, in der Mitte zwischen dem der sogenannten Septuaginta, der Bibel der *griechischen* Kirche, und dem *hebräischen* der Synagoge, wie das Vorwort sagt, „wie Jesus zwischen den beiden Schächern". Das Griechische ist mit einer eigentümlichen Type gedruckt, die in neuerer Zeit von *R. Proctor* für die Oxforder Universitätspresse nachgebildet wurde. Diese hat damit 1909 die Oresteia des Äschylus, und allerneustens die Odyssee in Rot- und Schwarzdruck herausgegeben (1909, 4 Guineen). Kulturgeschichtlich bedeutsam ist, daß diese Bibel wie sie die allererste Ausgabe des griechischen Neuen Testaments ist, so die letzte und einzige die in Spanien erschien. Die theologische Gelehrsamkeit ging in die protestantisch gewordenen Länder über.

Maulbronn. *Eb. Nestle.*

George Watson Cole, der Herausgeber des Katalogs der Sammlung *Church*, hat in diesem Juni, bei der Versammlung der „Bibliographical Society of America" in Bretton Woods eine interessante Statistik über das Vorkommen der ersten *Quartausgaben Shakespearescher Werke* in und außerhalb Amerikas mitgeteilt. Damals konnte er schon 196 Stück dieser Drucke feststellen, wovon die geringste Stückzahl (17) die „Lustigen Weiber von Windsor" aufwiesen. Inzwischen hat er aber auch einige weitere in Sammlungen oder bei Buchhändlern festgestellt, die seine Gesamtzahl auf 222 Stück mit einer Mindestzahl von 19 für das einzelne Stück brachten; da aber auch dabei nicht alle vorhandenen Stücke berücksichtigt sind (es fehlt z. B. die Sammlung des Bischofs *Gott*, die alle Stücke mit Ausnahme des „King Lear" enthält), so darf man wohl annehmen, daß im ganzen etwa 250 Stück dieser Quartausgaben bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind, worunter sich nicht weniger als 22 vollständige Sammlungen befinden. Darin kann man wohl einen starken Beweis der unlängst von *Walter Greg* aufgestellten Vermutung erblicken, daß die Stücke, abgesehen von einigen früheren Einzeldrucken, zusammen und in einem Band herausgegeben wurden — nämlich von *Thomas Pavier* im Jahre 1619, —, und daß die Stücke so bis in verhältnismäßig späte Zeit vereinigt blieben. Allerdings ist von dieser Ausgabe nur ein Exemplar unversehrt erhalten, nämlich das *Gwyn*'sche Exemplar, im Besitz von Mr. *Perry*. Ein anderes Exemplar, das *Hussey*sche, wurde aufgebrochen und die Bücher einzeln bei Sotheby im Juni 1906 versteigert; ein drittes, das etwa 100 Jahre in der Bibliothek der Universität von Virginien gewesen war, wurde im Jahre 1895 durch Feuer vernichtet. Ein weiteres Exemplar, das *Capell*sche in der Bibliothek von *Trinity College*, ist in zwei Bände gebunden; da aber die einzelnen Stücke völlig gleichen Umfang haben, so darf man wohl annehmen, daß sie früher zu einem Bande vereinigt waren. Das Gleiche gilt von der *Garrick*schen Reihe, die sich jetzt in besonderem Band für jedes Stück im Britischen Museum befindet. Alle anderen Gesamtausgaben sind vermutlich aufgebrochen und die einzelnen Stücke in alle Winde zerstreut worden. Greg nimmt an, daß Pavier, der schon früher das Druckrecht für fünf der Stücke besaß, die anderen heimlich nachdruckte, um einen Band herausgeben zu können, der der damals in Druck befindlichen, wenn auch erst 1623 veröffentlichten Folio-Ausgabe zuvorkäme. Ein Gewährsmann der Zeitschrift hatte unlängst Gelegenheit, in der Sammlung *W. A. White* die Stücke in Augenschein zu nehmen und dabei eine außerordentliche Gleichartigkeit in Größe und Typen festzustellen, was natürlich die Vermutung Gregs zu bestätigen scheint.

(The Nation.)

Die *Königliche Hof- und Staatsbibliothek in München* ist durch die Freigebigkeit eines bayerischen Industriellen instand gesetzt worden, kostbare Handschriften aus dem Besitz eines bayerischen Standesherrn zu erwerben. Es ist eine Prachthandschrift der berühmten *Weltchronik des Rudolf von Ems* um 1400, die in trefflicher Erhaltung 149 Miniaturen enthält, und eine „*Biblia pauperum*" von etwa 1440 mit lateinischem und deutschem Text. Ferner erwarb die Bibliothek, wie das „Zentralblatt für Bibliothekswesen" mitteilt, die Sammlung von Autographen und Briefschaften des Professors *Hyazinth Holland.* Diese ist wichtig für die Geschichte der Kunst und der Künstler in München.

Das *Berliner Kupferstichkabinett* hat jetzt in seinen beträchtlich erweiterten Studiensälen einige Vitrinen aufgestellt, die dem Publikum eine *Anschauung von der graphischen Technik* und von der Entstehung der Bilddrucke in den verschiedenen Verfahren vermitteln sollen. Der treffliche Gedanke ist durch Direktor Dr. *Friedländer* und seinen Assistenten Dr. *Gensel* mit großer Umsicht ausgeführt worden. Höchst instruktiv hat man Drucke in den verschiedenen Zuständen mit den Instrumenten verbunden, die bei der Herstellung in Anspruch genommen wurden; ähnlich

wie es manche größere Provinzialmuseen, denen lehrhafte Aufgaben nahe liegen (z. B. das Kaiser Friedrich-Museum in Magdeburg), schon früher eingeführt haben. Die Kunst des Holzschnitts wird sehr hübsch zur Anschauung gebracht durch Arbeiten von Emil Orlik. Zwei Blätter seiner Hand zeigen zugleich den japanischen Holzschneider und Bilddrucker bei der Arbeit; Schneidemesser, Pinsel zum Auftragen der Farben, Farbenanreiber mit Bambusumhüllung liegen daneben. Eine Kupferplatte mit einem Porträt aus dem XVII. Jahrhundert (der Abdruck selbst ist beigefügt) belehrt über die Technik des Grabstichels. Eine andere Platte, mit Ätzgrund überzogen, verdeutlicht durch eine angefangene Landschaft die Tätigkeit der Radiernadel. Eine dritte zeigt nach Entfernung des Ätzgrundes eine Arbeit des ausgezeichneten Berliner Radierers Georg Friedrich Schmidt, die Nachbildung eines Rembrandtschen Porträts. Schließlich ist neben Hochdruck und Tiefdruck der Flachdruck der Lithographie berücksichtigt. Man sieht eine Inkunabel des Berliner Steindrucks: einen mit lithographischer Kreide gezeichneten Pferdekopf von Wilhelm Reuter (1805). Sodann lithographische Federzeichnungen Menzels aus dem Jahre 1837 (Bildnisse von Jussuf Bey und Pückler-Muskau). Schließlich einen gekörnten Solnhofer Stein mit einer Arbeit von Karl Kappstein, der die moderne Ausgestaltung der Technik veranschaulicht. Die Materialien, Schaber, Nadeln, Messer, Kreiden, Tuschen usw. sind auch hier beigefügt. (Kunstchronik.)

Die Graphische Gesellschaft wird als ihre *zweite außerordentliche Veröffentlichung* die beiden Folgen der sogenannten *Tarocchi* nach den besten bekannten Exemplaren, deren sich nur ganz wenige vollständige erhalten haben, in Heliogravure-Nachbildung mit einer kurzen Einleitung herausgeben. Diese berühmten italienischen Kupferstiche des XV. Jahrhunderts, die in 50 allegorischen und mythologischen Gestalten die verschiedenen Gebiete und Vorstellungskreise des menschlichen Lebens nach mittelalterlicher Anschauung versinnbildlichen, gehören zu den reizvollsten und interessantesten Schöpfungen aus den Anfängen der Graphik; sie haben in ihrer Zeit zahlreichen Kunstwerken als Vorbilder gedient und sind auch von Albrecht Dürer kopiert worden. Das Werk, das also 100 Darstellungen auf 50 Tafeln bringen wird, und das in der ersten Hälfte des nächsten Jahres erscheinen soll, wird nur für die Subskribenten gedruckt und nicht in den Handel gebracht werden. Der Subskriptionspreis beträgt *60 M.* Anmeldungen nimmt der Geschäftsführer der Graphischen Gesellschaft, Herr Verlagsbuchhändler *Bruno Cassirer*, Berlin W 35, Derfflingerstraße 16, entgegen.

Das Landgericht in Leipzig verurteilte den französischen Studenten und Sprachlehrer *August Eugen Breuil*, der im Januar aus dem Lesezimmer der Universitätsbibliothek fünf wertvolle Bücher gestohlen hatte (siehe Aprilheft, Beiblatt S. 8), zu zwei Jahren Gefängnis und zwei Jahren Ehrverlust.

Die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen stellt für das Jahr 1911 folgende Preisaufgabe: „Die Geschichte des Buchtitels in der mittelalterlichen Literatur bis zum Festwerden des Titelblattes im Buchdruck des XVI. Jahrhunderts". Bei erschöpfender Behandlung eines Teilgebietes kann sich die Ausarbeitung auf Deutschland beschränken, in jedem Falle aber muß sie die mittellateinische Literatur in weitem Umfange heranziehen, und in seinen Vorarbeiten wird der Bewerber der eingehenden Rücksicht auf die Literatur der benachbarten Vulgärsprachen, insbesondere die altfranzösische und mittelniederländische nicht entraten können. Die Bewerbungsarbeiten müssen vor dem 1. Februar 1911 an die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften eingeliefert werden, mit einem Spruch versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, der außen den Spruch trägt, der die Arbeit kennzeichnet und innen den Namen und Wohnort des Verfassers. Der Preis beträgt 1000 M.

Über die Vorbereitungen zu einer *Gesamtausgabe der Schriften des Comenius* berichtet der Leiter der Ausgabe, Professor Dr. *J. Kvacala* (Dorpat), im neuesten Heft der „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte".

Wir machen unsere Leser noch ganz besonders auf die diesem Hefte beiliegenden *Prospekte* aufmerksam: *Robert Lutz* in Stuttgart kündigt uns verschiedene hohe Neuauflagen seiner interessanten *Memoirenbibliothek* an. *Paul Knepler* (Wallishausser'sche Hofbuchhandlung) verspricht uns einen *Neudruck* des *Taschenbuch für Grabennymphen*, der sicher vielen unserer Leser erwünscht sein dürfte. Der *Xenien-Verlag* gibt uns sein *Verlags-Verzeichnis*, das über die Tätigkeit des Verlages einen Bericht gibt. Die *literarische Anstalt Rütten & Loening* Frankfurt a. Main gibt ein Verzeichnis der *Neuerscheinungen 1909/10*, darunter ein neuer Roman von Alexander Ular.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden.* Nr. 86. Auswahl schöner Bücher.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 572. Jagd und Sport.

A. Buchholz in *München.* Nr. 48. I. Kunst und Kunstgeschichte, II. Archäologie.

Ernst Carlebach in *Heidelberg.* Nr. 310. Deutsche Literatur und Übersetzungen aus fremden Literaturen. Literaturgeschichte, Musik, Volkskunde. — Nr. 311. Bibliotheca philosophica.

Victor Eytelhuber in *Wien VIII/1.* Antiquariats-Anzeiger Nr. 40.

J. Gambler in *Paris (VIe).* Nr. 50. Livres d'Occasion.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 324. Schrift- und Buchwesen.

Paul Graupe in *Berlin S.W.* Nr. 49. Deutsche Literatur und Übersetzungen, Sagen und Märchen, Kalender und Almanache, darin die Bibliothek Heinrich Seidels und ein vollständiges Exemplar der ersten Einzeldrucke E. T. A. Hoffmanns. Mit Vorwort von H. Wolfgang Seidel. — Nr. 50 Wertvolle und interessante Bücher, Manuskripte, Silhouetten, Stammbücher.

Richard Härtel in *Dresden-A.* Nr. 63. Allerlei Interessantes. — Nr. 64. Fremde Sprachen nebst Übersetzungen.

M. Hauptvogel in *Gotha.* Nr. 40. Werke aus verschiedenen Wissenschaften.

Alois Hilmar Huber in *Salzburg.* Nr. 50. Geschichte und Volkskunde des Kronlandes und der Stadt.

Th. Kampffmeyer in *Berlin SW. 48.* Nr. 459. Geschichte, Kulturgeschichte, Memoiren, Biographien usw.

Fritz Kerlé in *M.-Gladbach.* Nr. 7. Neuerwerbungen aus allen Gebieten der Literatur.

C. Lang & Co. in *Rom.* Bibliofilo Romano. Nr. 3—4.

J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 136. Deutsche Geschichte, besonders Saxonia. — Nr. 137. Theologie

Leo S. Olschki in *Florence.* Nr. 63. Bulletin Mensuel. — Nr. 72. Liturgie.

Gustav Pietzsch in *Dresden-A.* Nr. 22. Belletristik (Älteres), Jugendschriften u. Sagen. Fremdsprachliche Belletristik. Literaturgeschichte. Kulturgeschichte.

Oskar Rauthe in *Berlin W.* Berliner Antiquariats-Anzeiger. Nr. 17.

Wilhelm Scholz in *Braunschweig.* Nr. 143. Auswahl von interessanten Werken.

B. Seligbergs Antiquariat in *Bayreuth.* Nr. 290. Katholische Theologie. — Nr. 291. Auswahl von interessanten Werken besonders aus der Geschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte usw.

Simmel & Co. in *Leipzig.* Nr. 223. Archaeologica.

Franz Stöpel in *Leipzig.* Nr. 5. Porträts.

Aug. Westphalen in *Flensburg.* Nr. 59. Deutsche Literatur. Almanache, Taschenbücher u. a.

Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 221. Literarische Seltenheiten und wertvolle Buch- und Kunstwerke für Bibliophilen und Bibliotheken.

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

I. Jahrgang. Dezember 1909. **Heft 9.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski,* Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten. Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin,* Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Als ich kürzlich *Louis Conard,* den Verleger und Sortimenter der begüterten Bibliophilenkreise Frankreichs, fragte, warum er sich gar nicht um den Absatz neuer deutscher, bibliophiler Literatur bemühe, führte er mir als hauptsächlichsten Grund für den geringen Absatz deutscher Luxusausgaben in Frankreich die Anwendung der Fraktur in Deutschland an, behauptete aber außerdem, daß die moderne Buchausstattung Deutschlands weit hinter der in Frankreich zurückstehe und durch ihre imitierten Papiere, ihren unsauberen Druck und unschöne Einbände bei den Franzosen keinen Beifall fänden. Es erscheint den deutschen Lesern dieser Zeitschrift gewiß schwer verständlich, daß im Zeitalter des Verkehrs ein bedeutender Buchhändler für moderne Luxusausgaben und Luxuseinbände in der Hauptstadt Frankreichs die schönen Publikationen von *S. Fischer*, *Eugen Diederichs*, *Hans von Weber*, *Julius Zeitler* und aus dem *Inselverlag* überhaupt nicht kennt und die deutsche Buchkunst von 1909 nach den Leistungen von 1880, die ihm bekannt sind, beurteilt. Aber unter tausend Franzosen findet sich immer nur einer mit internationalem Blick und europäischen Kenntnissen. Die große Mehrzahl in Frankreich sieht kaum bis zu den Landesgrenzen, meistens nicht über die Befestigungswerke von Paris hinaus. So sind die Franzosen denn auch ganz auf ihre Traditionen gestellt und bewegen sich immer in demselben Zirkel. Verleger und Buchkünstler suchen und finden keine neuen Möglichkeiten.

Das lehrt einerseits ein Rundgang durch die Pariser Buchgewerbeschule, von der hier demnächst gesprochen werden soll, andrerseits ein Blick auf die ausgestellten Bücher etwa bei Conard: Einbände nach Grolierschen Vorbildern oder schlichte Halbfranzbände, denen persönlicher Charakter fehlt. Das Papier ist in den meisten französischen Luxusausgaben vortrefflich. Für die neue vollständige *Flaubert-Ausgabe*, die in der Nationaldruckerei in einer schönen ruhigen Antiqua

gedruckt wird, hat Conard ein köstliches, gelbes Van-Gelder-Papier mit Flauberts Signatur als Wasserzeichen herstellen lassen, das er auch schon für die Maupassant-Ausgabe mit entsprechendem Wasserzeichen verwertete. Die Ausgabe wird 18 Bände in 18° umfassen und kostet broschiert 8 Francs pro Band. Die kürzlich erschienene Maupassant-Ausgabe, vollständig in 29 Bänden, mit 35 unbekannten Novellen, geschrieben zwischen 1881 und 1892, kostet 5 Francs pro Band. Von beiden Werken sind 50 Exemplare (à 40 Francs pro Band) auf Chinapapier abgezogen.

Diese beiden Publikationen sind die würdigsten Bücher, die letzthin in Frankreich erschienen. Für das nächste Jahr bereitet Conard eine Übersetzung des *Satyricon* von *Petronius* vor, übersetzt von *Laurent Tailhade* mit vier Kompositionen von *Rochegrosse* in farbiger Gravüre als Einschaltblätter, 41 dekorativen Motiven in Holzschnitten von *Beltrand* nach Zeichnungen von *Rochegrosse* in einem Farbton mit einem Rahmen in mehreren Farben über alle Seiten. 20 Exemplare werden auf Japanpapier gedruckt und kosten mit einem Originalaquarell von Rochegrosse als Beilage je 600 Francs, 150 Exemplare auf Velinpapier à 240 Francs. Gedruckt wird das Werk in der Nationaldruckerei. Die Probedrucke machen einen schweren und kostbaren Eindruck. Rochegrosse ist leider kein Künstler von starker Originalität.

Conard bereitet ferner noch vor: *Chateaubriand*, Souvenir de Combourg ein Band in 8° mit 33 Holzschnitten von *Guzman*.

Während Conards Publikationen sich durch Gediegenheit und Geschmack auszeichnen, sind die Prachtwerke des größeren Verlagshauses *Carteret* in der Rue Drouot ganz konventionell und so ärmlich und dürftig im Geschmack, daß sie unser Interesse nicht fesseln können. Gewiß sind Druck und Papier hier auch sorgfältig gepflegt. Der Drucker dieses Verlegers ist *Lahure*, der immer mit dem gleichen Schriftenmaterial arbeitet. Die Künstler *Berisson*, *Lunois*, *Schommer* usw. stehen unter jeder Kritik. Man begreift nicht, wie ein Drucker soviel Sorgfalt aufwenden kann, um die kleinen Bildchen (es ist selten der zeichnerische Charakter gewahrt) dieser Künstler zu drucken, die zum Teil die hohen Preise der Bücher rechtfertigen sollen. Als letzte Neuerscheinungen seien genannt: *Balzac*, Une ténébreuse affaire. Vorwort von *Maurice Tourneux*. Illustrationen von *Schommer*, gestochen von *Léon Boisson*, ein Band in 8°. Preis: eine Ausgabe 225 Francs, eine 125 Francs und eine zu 18 Francs. Die letzte Publikation: Les Trophées von *José Maria Hérédia* ist nicht künstlerischer. Das Buch ist mit 50 Illustrationen, gezeichnet von *Luc-Olivier-Merson*, radiert von *Léopold Flameng*, ausgestattet. Format in 8°, Druck im Auftrage des Bibliophilen *René Deschamps-Scrive* von *Renouard* auf Velinpapier, das von der Papierfabrik du Marais stammt. Preis 800 Francs. Es wurden im ganzen 150 Exemplare gedruckt.

Einen neuen Weg schlägt ein junger Deutscher ein, *Henry Kahnweiler*, der in der Rue de Vignon 28 eine Galerie für den Vertrieb der jüngsten französischen Maler leitet. Er gibt demnächst eine neue Dichtung des jungen Schriftstellers *Guillaume Apollinaire* heraus, die von dem Maler *André Derain* mit zwölf vollseitigen Holzschnitten, Ornamenten und Initialen, gedruckt von *Paul Birault & Cie*, geschmückt werden wird. 25 Exemplare werden auf kaiserlichem Japanpapier, 75 auf holländischem Papier aus der Papierfabrik von Arches abgezogen und zu 80, respektive 40 Francs verkauft werden. Ich werde auf dieses Werk nach dem Erscheinen zurückkommen. Apollinaire gab ferner in dem Verlagshaus 4 Rue de Fürstenberg in Paris La Poésie Symboliste (Nos Maîtres et nos Morts par *Roinard*, Les Survivants par *Victor-Emile Michelet*, La Phalange nouvelle par *Apollinaire*) in einem schlichten Band zu 3.50 Francs heraus. Ferner gibt er die Bibliothèque des Curieux in dem gleichen Verlage heraus, die eine Neuausgabe der Meister der Liebe enthält. Erschienen sind im Laufe der letzten vier Monate: L'oeuvre du Comte de *Mirabeau*, Ausgewählte Werke (Errotika Biblion — Le Libertin de qualité — Le Rideau levé ou l'Education de Laure etc.) — L'oeuvre du divin *Arétin*. Ausgewählte Werke. — Am 15. Dezember 1909 wird erscheinen: Oeuvres choisies du Chevalier Andrea de *Nerciat* (Félicia ou mes fredaines — Monrose — Les Aphrodites — Le Diable au corps — Mon Noviciat — Contes nouveaux). Am 15. Januar 1910 wird erscheinen: L'oeuvre du Patricien de Venise *Giorgio Baffo*. Alle Bände sind eingeleitet durch ein Vorwort und mit Anmerkungen versehen von Guillaume Apollinaire. Jeder Band kostet in 8° auf Alfapapier auf Subskription 7.50 Francs; 25 Exemplare werden auf holländischem, 10 Exemplare auf kaiserlichem Japanpapier abgezogen und zu 15 resp. 25 Francs verkauft werden.

Emile Chatelan hat Ende dieses Jahres drei Jahrzehnte lang den Unterricht der Paläographie an der Ecole des Hautes Etudes geleitet. Bei dieser Gelegenheit wollen ihm seine Schüler einen Band „Mélanges" überreichen, auf den man bei Carl Lecourt et Jean Bonnerot, Sécrétaires du Comité, Paris, 47 Boulevard St. Michel zum Preise von 20 Francs subskribieren kann. Das Buch wird in 4° 500 Seiten Text und 30 Einschaltblätter enthalten. Außer den subskribierten Exemplaren werden einige zum Preise von 30 Francs in den Handel gegeben.

Der Verleger *Eugène Rey* in Paris, Boulevard des Italiens 8, hat zwei Bände *Paris vieux et neuf* à 5 Francs (La rive gauche — La rive droite) herausgegeben. Von jedem Bande sind 100 Exemplare auf japanischem Papier aus der Manufaktur von Shiznok abgezogen à 30 Francs. *André Billy* hat den Text geschrieben, dessen leichte Form eine angenehme und lehrreiche Lektüre verspricht. Das Buch stellt gewissermaßen einen Führer durch Paris dar, der alle Merkwürdigkeiten aufzeichnet und vor historischen Bauten kleine geschichtliche Rückblicke bietet. Diese historischen Exkurse sind anmutig in die Führung eingeflochten, die immer von der Gegenwart und dem jetzigen Stande der Architekturen und Straßen ausgeht. Durch hundert Zeichnungen von *Charles Huard* wird jeder Band sehr hübsch belebt. Da die Zeichnungen niemals ihren zeichnerischen Charakter verleugnen, so fügen

sie sich in ihrer reizvollen Strichmanier, in der Schwarz und Weiß gefällig abgewogen sind, aufs angenehmste in das Buch ein, so daß man diesen beiden Bänden in jeder Beziehung die reichlichste Anerkennung zusprechen kann. In den Einschaltblättern ist ebensosehr der pariserische Stadtcharakter wie auch das Temperament eines französischen Künstlers in einer einschmeichelnden Form zur Geltung gekommen.

Eugène Rey wird am 15. Januar 1910 ein *Echo bibliographique* herausgeben, dessen Redaktion *André Billy* und *Felix Bouvier* übernehmen werden; der Abonnementspreis dieses kleinen bibliographischen und bibliophilen Anzeigers wird einen Francs betragen. Von einigen Neuerscheinungen seien noch angemerkt: *Henry Fleischmann*, Les Pamphlets libertins contre Marie Antoinette 3.50 Francs. Les Publications modernes. — Un séjour de France sous Louis XV (Lettres du Baron de Pöllnitz) 1.50, gebd. 2.25. — *Rétif de la Bretonne*, La dernière Aventure d'un homme de 45 ans. 1.50, gebd. 2.25. — *Vicomte de Savigny de Moncorys* de la Societé des Bibliophiles français, Les Almanachs illustrés du XVIII siècle. 125 Exemplare, 75 im Handel, 300 Stück in 8° auf Velinpapier, geschmückt mit 41 Reproduktionen von Einbänden und 6 Einschaltblättern (H. Leclerc, Paris 219 rue Faubourg St. Honoré) Preis 30 Francs. — *Edmond Rocher*, Petite patrie, prîmes vendômes mit farbigen Illustrationen, in 4°. 5 Exemplare auf Japan 30 Francs, 300 Exemplare auf Alfapapier 5 Francs. (H. Sansot & Cie., Boulevard St. Germain). — In dem neuesten, V.—VIII. Bande 1909 der Bibliothèque de l'Ecole de Chartes (Picard et fils 82 Rue Bonaparte) erschien ein Aufsatz von *Hippolyte Aubert* über „Notices sur les Manuscrits Peteau", die sich im Besitz der Bibliothek von Genf befinden. Der Genfer Theologe *Ami Lullin*, geboren 1695, erwarb im Jahre 1720 in Paris Manuskripte aus dem berühmten Cabinet Peteau, welche sich damals noch in dem Besitz der Erben befanden. Die Bibliothek in Genf besitzt den Katalog der Vente Peteau. Aubert gibt in seinem Aufsatz einen resumierenden Katalog dieser Sammlung. — In derselben Zeitschrift schreibt *H. Moranville* über das Manuskript 15 586 der Nationalbibliothek: Histoire de Saint Louis par le Sire de Joinville. — *Georges Rapilly*, 9 Quai Malaquais, hat einen Katalog der von *Amand-Durand* reproduzierten Schwarzweiß-Blätter alter Meister, 401 an der Zahl, zusammengestellt. *Dr. Charles Richet* in Paris besitzt eine alte Ausgabe der aristophanischen Lysistrata mit Anmerkungen im Text von Racine, was vermuten läßt, daß Racine die Lysistrata bearbeiten wollte. — Einer Statistik zufolge werden in den nordamerikanischen Schulen hauptsächlich folgende französische Werke gelesen: Les Misérables von Hugo, Le roi des Montagnes von About, Le roman d'un jeune homme pauvre von Feuillet, Sans Famille von Malot, La Maré au Diable von George Sand, Le voyage de M. Perrichon von Labiche, Le petit chose von Alphonse Daudet, die Erzählungen von Maupassant.

Im Hotel Drouot fand am 3. und 4. November die Auktion der Bibliothek Quachée statt, die 11.578 Francs erbrachte. Wir heben folgende Nummern hervor:

400. Werke des Meisters F. Rabelais, Anmerkungen in Englisch von M. Le Motteux, übersetzt von de Missy. Neue Ausgabe geschmückt mit 76 Stichen. Paris, bei Bastien. 3 Bände in Kalbsleder (Alter Einband), 100 Fr. — 426. Eisen. Stiche von Eisen gezeichnet und von Henriquez, Patas, de Longueil graviert. 8 Blatt, in 4. 115 Fr. — 427. Eisen. Fünf Rötelzeichnungen. Unterzeichnet. 180 Fr. — 428. Eisen. Ungefähr 270 Figuren, Verzierungen, Vignetten usw. 100 Fr. — 448. Marillier. Figuren, Vignetten, Deckenzierate usw., ca. 250 Stück. 140 Fr. — 451. Moreau-le-Jeune. Vereinigung von 21 Figuren in Folioformat. Abzüge mit vollen Rändern. 105 Fr. — 452. Moreau-le-Jeune. 110 verschiedene Figuren. 21 Figuren davon sind Abzüge vor Eingrabung der Unterschrift und zwei andere sind wahre geätzte Kupferplatten. 102 Fr. — 453. Nanteuil (Célestin). 300 Lithographien, größtenteils auf chinesisches Papier gezeichnet. 310 Fr. — 455. Ovid. Folge von 117 Figuren (von 140) und eine Deckenverzierung, von Boucher, Gravelot, Moreau, Eisen usw. für die Pariser Ausgabe der Metamorphosen, 1767—1771, in 4. 136 Fr. — 468. Saint-Aubin. Figuren, Verzierungen, Vignetten und Deckenzierate. 100 Fr. — 473. Vignetten des XVIII. Jahrhunderts, von verschiedenen Artisten gezeichnet nach Borel, Desrais, Le Prince, Le Barbier, Monnet, Prudhon, Queverdo usw. 105 Fr. — 491. Beaumarchais. Ein toller Tag oder Figaros Hochzeit. Aus der Druckerei der typographischen Gesellschaft (Kehl) und in Paris bei Ruault, 1785, gr. in 8, broschiert. 5 Figuren von Saint-Quentin, graviert von Halbou, Lienard und Lingée. 172 Fr. — 502. Corneilles (P.) Werke. Paris, Hachette & Cie, 1862—1868. 12 Bände mit Album in 8, broschiert. 110 Fr. — 546. Labiche, (Eug.) Theater komplett. Paris. Calmann-Lévy. 1878—1879. 10 Bände in 12, broschiert. 140 Fr. — 556. Molières Werke. Paris, Hachette & Cie. 1873—1900. 13 Bände und Album in 8, broschiert. 156 Fr. — 564. Pailleron. Die Welt in der man sich langweilt. Komödie in drei Akten. Paris, Calmann-Lévy. 1881, in 8, broschiert. Aquarelle und Originalzeichnungen von Robaydi. 210 Fr. — 601. Béraldi (Henry). Die Kunststecher des XIX. Jahrhunderts. Paris, Conquet. 1885—1892, 12 Bände in 8, broschiert. 102 Fr. — 629. Kollektion der Klassiker Laplace-Sanchez. Einleitungen und Anmerkungen von Ed. Fournier und Jules Janin. Kolorierte Porträts und Zeichnungen nach E. Bayard, Geffroy, T. Johannot und anderen. Paris, Laplace, Sanchez & Cie. 1869—1878, 13 Bände, Gr. in 8. Roter Marokko-Einband. 196 Fr. — 654. Zeitung der schönen Künste. Europäischer Kurier der Kunst und Kuriositäten. Von seiner Gründung ab, 1859 bis 1902. Paris. 77 Bände, in 8, grüner Marokko-Einband. 450 Fr. — 712. Paris. Führer durch die hauptsächlichsten Schriftsteller und Artisten Frankreichs. 1867. 2. Bände. in 8. Gr. Marokko-Einb. Exemplar mit Arnauldets Monogramm und auf chinesisches Papier gedruckt. Schmelzmalerei von Claudius Popelin die Waffen der Stadt Paris darstellend. 110 Fr. — 715. Kleine alte Sammlung. Paris, A. Quantin. 1878—1887. 13 Bände, in 32, broschiert. 160 Fr. — 741. Saint-Simons Memoiren. Von Saint-Simon geschrieben und noch nicht heraus-

gegeben. Paris, Hachette & Cie. 1880—1893. Zus. 27 B. in 8, brosch. 220 Fr. — 743. Sévignés (Mme. de) Briefe. Unveröffentlichte Briefe von Mme. de Sévigné an ihre Tochter Mme. de Grignan. Paris, Hachette & Cie. 1880—1893. Zus. 17 B. in 8 brosch. 145 Fr. — 749. Die Reise um die Erde. Unter Herrn Ed. Chartons Leitung veröffentlicht. Von 1860—1892. Paris. Hachette & Cie. 106 Fr. — 754. Vadé. Die zerbrochene Pfeife. Paris, Th. Bélin, 1882. Kl. in 8. Kupferstiche und Zeichnungen von E. Mesplès, brosch. 121 Fr. — 766. Brunet (J. Ch.), Handbuch des Buchhändlers und Buchliebhabers. 5. Aufl. Deschamps (P.) & Brunet (C.), Beilage zum Handbuch des Buchhändlers und Bücherliebhabers. Paris, Firmin Didot. Zus. 14 Bde. in 8, brosch. 173 Fr.

Paris, Anfang November 1909. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Zur Feier der 150. Wiederkehr von *Schillers Geburtstag* hatte die englische *„Goethe-Gesellschaft"* in London eine besondere Festveranstaltung getroffen, in der Professor Fiedler aus Oxford in deutscher Sprache einen Vortrag über den Freundschaftsbund Goethes und Schillers hielt. Wenngleich der deutsche Botschafter Graf Metternich dadurch am Erscheinen verhindert war, daß er in Manchester einer ähnlichen Feier beiwohnte, so hatte doch erfreulicherweise die Botschaft einen andern offiziellen Vertreter gesandt. Eine stattliche Anzahl von Büsten, Zeichnungen und Porträts von Schiller waren gleichzeitig ausgestellt, so namentlich aus der berühmten Gemäldegalerie von Mrs. *Mond.* Jedenfalls gebührt Dr. *Oswald,* dem Sekretär der Gesellschaft, das Hauptverdienst nicht nur für die Veranstaltung dieser Schillerfeier und das Gedeihen der Vereinigung, sondern auch dafür, daß letzterer unentwegt bemüht bleibt, möglichst gute Beziehungen zwischen Deutschland und England zu fördern.

Diese in der *„Medical Hall"* in Chandos Street stattgehabte *Schillerfeier* erinnert mich daran, daß kürzlich die Mediziner Englands eine neue Vereinigung in der *„Medicae Library Association"* gegründet haben. In der ersten, in Belfast zusammenberufenen Versammlung, wurden seltene und interessante auf den ärztlichen Beruf bezügliche Manuskripte und Drucke ausgestellt. So Manuskripte aus dem XIV. Jahrhundert in englisch und lateinisch über Spezialkrankheiten, eine Reihe von Büchern vor dem Jahre 1500, darunter die erste Ausgabe von *Celsus* „Celside Medicina Liber", 1478; die Werke von *Mesne,* 1478; dann „Cirogia" von *Guy de Chauliac,* 1480; und die „Anathomia" von *Mundinus* aus dem Jahre 1493. Von den Werken späterer Zeit sollen wenigstens die nicht unerwähnt bleiben, die sich auf *Michael Servetus* und *Ulrich von Hutten* beziehen, sowie endlich eine 1808 datierte Broschüre *Jenners,* betitelt „Variolous Contagion".

Aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr von *Tennysons Geburtstag,* des Lieblingsdichters des gebildeten englischen Publikums, fand in der „Fine Arts Society" eine Ausstellung seiner Werke und auf ihn persönlich Bezug habende Gegenstände, Porträts usw. statt. Erstere vielfach von einheimischen und fremden ersten Künstlern illustriert, wurden in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Unter den jetzt seltenen Ausgaben, die namentlich anfangs ungünstig aufgenommen worden waren, befindet sich die anonyme Gedichtsammlung „Poems by two brothers" (1827), das akademische Preisgedicht „Timbuctoo" (1828), und endlich ein Band, betitelt „Poems, chiefly lyrical" (1830). Wirklichen Ruf erlangte der Dichter zuerst durch das episch-idyllisch angelegte Werk „The Princess, a medley" (1847), das ebenso durch den vollen melodischen Fluß der Erzählung, wie durch Anmut und Tiefe der Gedanken fesselte. Am sichersten befestigte der Poet seinen Ruhm durch die dem Andenken seines Freundes Arthur Hallam gewidmete Totenklage „In Memoriam" (1850), deutsch übersetzt von *Agnes von Bohlen* (1874), eine Sammlung lyrisch-philosophischer Gedichte, welche die zartesten und die erhabensten Empfindungen des Menschenlebens, im Zusammenhang mit seinen tiefsten Problemen, in erschütternden Klängen besingt. Das beste Porträt, das von Tennyson vorhanden ist, hat *Watts* gemalt und in doppelt sinniger Weise, sowohl zum Andenken an ihn, als auch in Anspielung seiner Totenklage über Hallam, unter das Bildnis die Worte „In Memoriam" gesetzt. Die gesuchteste illustrierte Ausgabe von Tennysons Gedichten ist die nach dem Verleger genannte „Moxon-Ausgabe". Der vollständige Titel des Buches lautet: „Poems by Alfred Tennyson, Poet Laureate. London. 1857. Edward Moxon". Zu den vorzüglichsten Illustrationsbeiträgen für den „Moxon-Tennyson" gehören die von der Hand *Holman Hunts, Millai's* und *Rosseltis* herrührenden. Die Verständigung zwischen Tennyson und Holman Hunt hinsichtlich der Illustrationsfrage war eine sehr schwierige, da hier zwei harte Köpfe aufeinander stießen, und ihre Grundanschauungen über den betreffenden Gegenstand erheblich auseinandergingen. Ersterer verlangte von dem Illustrator, daß er in der bildlichen Auslegung des Textes niemals von dem Wortlaut abweichen dürfe, während Holman Hunt den Standpunkt vertrat, daß in der bildenden Kunst, entgegengesetzt des oft viele Seiten einnehmenden und zu illustrierenden Inhalts, gewisse Abweichungen gestattet seien, weil die gesamte Erzählung in einem einzigen Moment zur Darstellung zusammengefaßt werden müßte. Meiner Ansicht nach kommen bei dieser Frage soviel Nebenumstände mit „Wenn" und „Aber" in Betracht, daß der Gegenstand nicht kurzer Hand mit zwei Worten „Ja" oder „Nein" entschieden werden kann, obgleich wohl kein Widerspruch zu erwarten steht, sobald der Illustrator vor allem das Wesentliche aus dem Text herausgreift und diesen, wenn auch eventuell nicht absolut dem Wortlaut gemäß, aber sinngetreu wiedergibt.

Als eine Art Vor- oder Probefeier zu *Dickens* hundertjährigem Geburtstag, der erst am 7. Februar 1912 zu verzeichnen ist, fand in der „New Dudley

Gallery" eine Ausstellung seiner Werke, zahlreicher autographischer Manuskripte, Briefe, Bilder, Zeichnungen und Reliquien statt. Obschon letztere mehrfach wenig ansprechender Natur und zur Würdigung des Schriftstellers und der Persönlichkeit an und für sich belanglos erscheinen, so haben doch die Veranstalter des Unternehmens insofern richtig gehandelt, diese mit heranzuziehen, als ein gewisser und zwar nicht unbeträchtlicher Teil des Publikums für dergleichen Interesse bekundet. Mit den charakteristischen, freilich oft auch karikierten Illustrationen *Cruikshank* und *Phiz* (Browne) waren die englischen Ausgaben vollzählig, indessen auch Nachdrucke und Übersetzungen in die meisten europäischen Sprachen, gut vertreten. Dickens besaß weder Interesse noch Verständnis für irgendeinen Zweig der bildenden Kunst! Man kann sagen unglücklicher-, aber auch glücklicherweise, da eben der Schriftsteller durch keinerlei Nebeninteresse von seiner Arbeit abgezogen wurde. Seine „Pictures from Italy" bezeugen sogar das höchste Mißtrauen gegen alles, was Kunst heißt. In dem „Household Words" wird er Feuer und Flamme gegen die neugegründete Vereinigung der englischen Präraffaeliten und ihren Anhang, die ihn trotzdem alle — nur *Meredith* ausgenommen — bewunderten und bis in den Himmel erhoben. Ja, *Ruskin*, *Millais*, *Morris* und der Dichter *Swinburne* blieben lebenslang blinde Verehrer von ihm und häuften glühende Kohlen auf sein Haupt. Bezeichnend genug verfaßte Dickens eine heftig tadelnde Kritik über Millais erstes Meisterwerk „Die Tischlerwerkstatt", während, nachdem der genannte Maler sich von seinen früheren Genossen getrennt hatte und in seichte künstlerische Bahnen einlenkte, jener die Freundschaft Millais suchte und fand. Wie interessant hätten die Illustrationen ausfallen können, wenn Dickens das Angebot des jungen *Thackeray* angenommen haben würde, ihm die „Pickwick papers" auszuschmücken. Die Popularität von Dickens besteht noch heute! Mit großem Beifall wurde daher eine kürzlich von der Londoner Firma *Chapman & Hall,* mit Illustrationen von *Charles van Noorden,* versehene topographische Ausgabe der „Pickwick papers" aufgenommen. Sie enthält vornehmlich im Bilde alle Orte und Lokalitäten von nur einigermaßen Bedeutung, die in der Schrift genannt sind. Wenngleich der außerordentlich hohe Wert von Dickens und Tennyson nicht einen Augenblick beanstandet werden soll, so muß man sich jedoch ins Gedächtnis zurückrufen, daß kurz nach ihrem Tode, zuerst jener, dann Tennyson, von einer kritiklosen Menge in England unmittelbar neben Shakespeare gestellt wurde. Es sind dem Geiste nach dieselben Leute, die heute Dickens und Tennyson wieder absetzten, um den Dichter *Kipling* an deren Stelle als neuen Shakespeare auszurufen!

Einen interessanten Beitrag zur *Shakespeare-Forschung* lieferte W. M. Voynich, einer der besten Bücherkenner und Bibliophilen Englands. Er warf die Frage auf: „Warum änderte Shakespeare den Namen des Oberkämmerers im „Hamlet" von *„Corambus"* der ersten Quartausgabe in *„Polonius"* der zweiten Quartausgabe? Die Beantwortung lautet: „Corambus" entstand aus der zusammengezogenen Redensart „crambe repetita", die in Iuv. 7, 154 vorkommt *„occidit miseros crambe repetita magistros"*. „Corambus" sollte Shakespeare auf Lord Burleigh, Minister der Königin Elisabeth bezogen haben, den diese bekanntlich beschuldigte, gegen ihre ausdrückliche Genehmigung das Todesurteil an Maria Stuart habe vollstrecken lassen. Mr. Voynich vertritt nun die Ansicht, Lord Burleigh sei in den letzten Lebensjahren — er starb 1598 — in den Augen des Dichters und des Publikums als veraltet, zu weitschweifig, sich oft wiederholend und ermüdend, kurzum als verbraucht angesehen worden, einen „crambe repetita" entsprechende Auslegung. Sein Sohn Robert Cecil, der erste Graf von Salisbury, wurde 1599 Premierminister und einer der hervorragendsten Staatsmänner jener Epoche, dem zu Ehren Shakespeare seiner dramatischen Person im „Hamlet" den Namen „Polonius" gab. Der Poet weist hierbei auf einen idealen Ratgeber hin, wie er geschildert wird in einem damals in ganz Europa Aufsehen erregenden Werk *„Optimo Senatore"*, in Venedig gedruckt, und vor *William Oldisworth* 1733 in die englische Sprache übersetzt. Das Buch hat den im XVI. Jahrhundert lebenden *Laurentius Grimalius Goslicius* (Goslicki) zum Verfasser. Er studierte in Krakau und Padua, war der erste Ratgeber von König Sigismund II. August von Polen (1548—72), des letzten Jagellonen, und überhaupt der bedeutendste polnische Staatsmann seiner Zeit. Shakespeare muß das Werk mit Interesse gelesen haben, denn im „Hamlet" kommen ähnliche Phrasen wie in jenem vor. „Polonius" bedeutet der Mann aus Polen, der solch ein Buch über einen idealen Ratgeber schrieb! Über Mr. W. M. Voynich und dessen eigenartige Bibliothek, bestehend aus wichtigen, bisher unbekannten Ausgaben, die das British-Museum erwarb, wurde im Jahrgang 1907 dieser Zeitschrift Ausführlicheres berichtet. Nur soviel möge hier kurz wiederholt werden, daß der Genannte polnischer Nationalität ist, ohne richterliches Urteil nach Sibirien verbannt wurde, daselbst fünf Jahre zubrachte, alsdann aber entfloh und glücklich nach London entkam.

Von neu herausgekommenen Büchern erwähne ich nur kurz *„English Heraldic Book-Stamps"*, by *Cyril Davenport*. London 1909. Constable & Co. Ferner erschien bei der sowohl in Paris wie in London domizilierenden Firma Hachette & Co. *„Le Miroir de la Vie"*, ein eben so interessantes wie gediegenes Werk, das zum Verfasser den rühmlichst bekannten Schriftsteller *R. de Sizeranne* hat. Sein auch in deutscher Sprache übersetztes Werk: „Die zeitgenössische englische Malerei" (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann) erregte schon früher außerordentliches und berechtigtes Aufsehen. Bei dieser Gelegenheit sei die Bemerkung gestattet, daß der Leiter der Londoner Firma *Hachette* und der eigentliche Begründer ihres Rufes, der seit 40 Jahren hier ansässige Buchhändler *H. Kleinau* ist. — Besondere Freude bereitete es gar manchem unserer Landsleute, bei einem von der deutschen Botschaft ins Leben gerufenen Feste zur Unterstützung der hiesigen deutsch-englischen Georgsschule, deren Protektor König Eduard ist, unter den

für den Weihnachtstisch der Kinder bestimmten Gaben, auch das für den vorliegenden Zweck sehr geeignete und sicher willkommene Buch „Am Herzen der Natur", von *Paul Maede*, mit Buchschmuck von *L. Burger* (Ernst Wunderlich. Leipzig 1910), zu finden.

Der Beginn der Auktionssaison für Bücher hat gut eingesetzt, und verspricht ein Steigen für wirklich schöne und seltene Objekte. So versteigerte die Firma *Puttick & Simpson* u. a.: *„Au Advertisment concerning the Province of East-New-Jersey in Amerika"*, eine 22 Seiten starke Broschüre, 1685 in Edinburgh von John Reid gedruckt, für 4120 Mark. Ferner *„The Humble Request of his Maiestes loyall subjects, the Governor and the Company lately gone for New England"*, London, 1630, 10 Seiten stark, 2300 Mark. *W. M. Thackeray* „Flore et Zephir, ballet Mythologique", 1836, mit acht farbigen Strichen, 1200 Mark. In einer von der Firma *Hodgson* veranstalteten Auktion erreichten namentlich erste Ausgaben von Werken des Dichters *Keats* sehr hohe Preise. Seine 1817 gedruckten „Poems" wurden mit 2800 Mark und „Endymion" mit 520 Mark honoriert, letzterer gleichfalls 1817 datiert. Am 15. November veräußerte *Sotheby* meistbietend die *„Hendricks-Bibliothek"*, die einige interessante, 1819 besprochene und unserer Zeit geläufige Themas: Luftschiffahrt und Freihandel berührende Werke enthielt. *Lunardi* „Account of the first Aerial Voyage in England", 1784, mit Autograph von Lunardi und Zeitungsausschnitten, 160 Mark (Tregaskis). Eine 1648 gedruckte und von *Bunting* verfaßte Broschüre über Freihandel erzielte 300 Mark. Editio prima von *Albert von Eybs* „Margarita Poetica", 1470, das erste aus der Offizin von Sensenschmid stammende Produkt, 135 Mark (Ellis). Sensenschmid war bekanntlich der erste Buchdrucker in Nürnberg, woselbst er sich mit Andreas Friesner verband, der später nach Leipzig übersiedelte. *„The Journal of the Royal Statistical Society of London"*, 1839—1908, erstand Mr. Walford für 410 Mark. Die alte, 1744 gegründete Bücher-Auktionsfirma *Sotheby, Wilkinson & Hodge*, deren einziger Inhaber seit 1907 Mr. *Hodge* war, hat in den Herren *G. D. Dobson* und *F. W. Warre* noch zwei neue Anteilhaber erhalten.

Schließlich habe ich zu meinem Bedauern über *die Auflösung der englischen „Ex-libris"-Gesellschaft* und über das Eingehen ihres amtlichen Organs, des *„Ex-libris-Journals"* zu berichten. Der Ehrensekretär der Gesellschaft, Mr. *Wright*, Bibliothekar in Plymouth, der auch zugleich Redakteur des genannten Blattes und die Seele beider war, hat sich stets als ein aufrichtiger Freund unserer „Zeitschrift für Bücherfreunde" erwiesen, deren Inhalt er fast regelmäßig in seinem Journal resumierte. Für den persönlichen Nekrolog habe ich hinzuzufügen, daß der Chef der Buchhändler-Firma *Grevel & Co.*, der seit einem halben Jahrhundert hier ansässig war, und die Interessen einer Reihe von ersten Firmen Deutschlands in London vertrat, vor kurzen verstarb.

London. *O. von Schleinitz.*

Wiener Brief.

Auch meinen diesmaligen Bericht möchte ich mit der Erwähnung eines Fundes einleiten, der ein gewisses Interesse beanspruchen darf. Über den Anfängen der Wiener Buchdruckerkunst schwebt nämlich heute noch ziemliches Dunkel, es ist noch immer nicht genau ermittelt, wer der erste Drucker war, der hier seine Kunst und sein Handwerk ausübte. Nur soviel stand bisher fest, daß die ältesten nachweisbaren fünf Wiener Druckerzeugnisse aus dem Jahre 1482 stammen und daß sie von ein und demselben Drucker hergestellt wurden, der aller Wahrscheinlichkeit nach kein Einheimischer gewesen ist, sondern nur als wandernder Meister in Wien gearbeitet hat. Woher er der Fahrt kam und wes Namens er war, das blieb bis heute Geheimnis. Nun glaubt Dr. *Schiffmann* in Linz eine Entdeckung gemacht zu haben, die einiges Licht in diese Sache zu bringen geeignet sei. Einer von den fünf vorher erwähnten Drucken ist die ausdrücklich als Übersetzung bezeichnete Rochuslegende mit dem angeblich ältesten uns bekannten Wiener Holzschnitte. In der Linzer Studienbibliothek hat sich nun, wie Dr. Schiffmann mitteilt, eine bisher unbekannte lateinische Rochuslegende mit dem gleichen Holzschnitte vorgefunden, der den Wiener Druck schmückt. Dieser Linzer Rochus stammt nun mit den drei anderen Drucken, mit denen er seit alter Zeit zusammengebunden ist, aus der Druckerei des *Konrad Zeninger* in Nürnberg. Einer ist 1475 (Original 1455), einer 1481 gedruckt. Rochus- und Leopoldlegende tragen keine Impression. Aus allen diesen Feststellungen will nun Dr. Schiffmann den Schluß ziehen, daß entweder Nürnberg die Stadt ist, aus der der erste Buchdrucker nach Wien einwanderte, und daß er von dort den Holzschnitt mitbrachte, oder aber daß dieser erste Drucker in Wien mit dem Nürnberger Zeninger in Geschäftsverbindung stand und sich von diesem die Platte aus Nürnberg kommen ließ. Dr. Schiffmann neigt der Ansicht zu, daß man in Wien vor 1482 Einzelnes bei Zeninger hatte drucken lassen, worauf die Leopoldlegende hinweise, und daß dadurch ein jüngerer Geselle sich veranlaßt fand, von Nürnberg nach Wien zu wandern, um dort sein Glück selbständig zu versuchen. Vielleicht reizt die neueste Mitteilung Dr. Schiffmanns Fachleute zu näheren Untersuchungen. — Schon im Besitze der Korrekturbogen, teilt mir Herr Dr. *Ign. Schwarz*, der sich seit längerer Zeit bereits mit einer größeren Arbeit über die Anfänge des Wiener Buchdruckes beschäftigt, mit, daß nach seinen Forschungen die Annahmen Dr. Schiffmanns weder nach der einen noch nach der anderen Richtung zutreffen. Darüber mehr im nächsten Hefte.

An interessanten Autographenversteigerungen außerhalb Wiens hat es zwar in letzter Zeit nicht gemangelt, dennoch glaube ich von einer *Autographensammlung* berichten zu sollen, die vorderhand Eigentum des Wiener Antiquars *Franz Malota* ist. Die Kollektion,

in zwei großen Lederfoliobänden untergebracht, vereinigt sehr feine Sachen. Sie enthält nicht nur Briefe, sondern auch Gedichte und Kompositionen der berühmtesten Männer. Nur einige Namen seien hier verzeichnet. Vertreten sind Goethe, Schiller, Heine, Wieland, Brentano, Hebbel, Scheffel, Freiligrath, Béranger, Scribe, Zola, Beethoven, Mendelssohn, Brahms, Schubert, Meyerbeer, Richard Wagner, Liszt, Berlioz, Melanchthon, Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II. und III., Joseph II., Maria Theresia, Napoleon, Mirabeau, Lafayette, Prinz Eugen von Savoyen. Mit der Aufzählung dieser Namen ist jedoch die Sammlung noch lange nicht erschöpft. Das feinste Stück ist unstreitig ein *Manuskriptteil aus dem zweiten Teile des Faust.* Infolge der kurzen Frist, in der ich meinen Wiener Bericht für dieses Heft fertigzustellen hatte, kam ich noch nicht in die Lage, zu untersuchen, ob das erwähnte Goethische Manuskript in den zahlreichen Lesarten bereits verzeichnet ist. Auf dem rückwärtigen Teile dieser Goethischen Handschrift befinden sich nämlich gleichfalls Stellen zum zweiten Teile des Faust und zwar desgleichen von Goethes Hand und von ihm selbst durchgestrichen. In den nächsten Tagen will ich mich an diese Untersuchung machen; vielleicht kann ich dann im Januarheft noch einmal auf die Sache zurückkommen. Ich vermute jedoch, daß das Manuskript den Goetheforschern schon seinerzeit vorlag und dessen Wortlaut in den Lesarten zum zweiten Teile des Faust zu finden sein dürfte. Ich nehme das schon deshalb an, weil jene Persönlichkeit, die in langen Jahren die jetzt im Besitze des Herrn Malota befindliche Autographensammlung zusammengebracht hat, mit den hervorragendsten Literarhistorikern in regem Verkehre stand. Leider darf der Name dieser ehemaligen und schon seit längerer Zeit dahingeschiedenen Eigentümerin — es ist eine Wiener Dame — nicht genannt werden. Außer diesem, übrigens nicht umfangreichen Faustmanuskript zieren die zwei Foliobände, wie bereits erwähnt, noch eine ganze Anzahl Briefe und Handschriften der bedeutensten Dichter, Komponisten, Staatsmänner usw. Es ist noch ganz unbestimmt, ob die Sammlung im ganzen zum Kaufe ausgeboten oder in ihren einzelnen Teilen abgegeben werden wird.

Von bibliophilem, beziehungsweise bibliographischem Interesse dürfte auch ein Aufsatz sein, der aus der Feder des Herausgebers der „Österreichischen Rundschau" Dr. *Carl Glossy* stammt. Ich erwähne ihn deshalb hier, weil in diesem Artikel auch recht bemerkenswerte und zum Teile ganz neue Daten über Schiller-Nachdrucke, die ja ganz besonders in Österreich blühten, gebracht werden. Und da, wie ich aus den letzten Beiblatte unserer Zeitschrift ersehe, die Arbeit Glossys in der dort geführten Rundschau der Presse begreiflicherweise nicht unter der Rubrik „Bibliographie" gebucht erscheint, wohin sie als Ganzes auch nicht gehört, sollen die in Glossys Aufsatze enthaltenen bibliographischen Mitteilungen hier ihren Platz finden. Der umfangreiche Artikel Dr. Glossys betitelt sich *„Schiller und Österreich". Mit Benutzung ungedruckter Briefe und Aktenstücke.* (Österr. Rundschau, herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn von Berger, Leopold Freiherrn von Chlumetzky, Dr. Carl Glossy und Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer, Bd. XXI., H. 3, 1. November 1909.)

Der Lichtstrahl, der im Jahre 1810 verkündet wurde, heißt es dort u. a., glänzte nicht lange. Nur allzu rasch trat wieder Finsternis ein, die nach den Befreiungskriegen durch die Karlsbader Beschlüsse noch verstärkt wurde. Von der Zensurinstruktion des Jahres 1810 blieb nur der tote Buchstabe zurück. Nur ein Teil davon trieb kräftiges Leben: die Erlaubnis des *Büchernachdruckes,* des sanktionierten Diebstahls am geistigen Eigentum. Der Nachdruck selbst hat eine große Literatur hervorgerufen, denn fast alle berühmten Juristen und Philosophen beschäftigen sich mit diesem Übel, das schon Luther verdammt hatte. Es ist kaum zu glauben, mit welchen Argumenten man ihn zu rechtfertigen suchte. Auch in Österreich, nächst Württemberg das Emporium des Nachdruckes, bildeten sich Parteien für und wider. Zu den Bekämpfern zählte auch der Redaktor des bürgerlichen Gesetzbuches, Professor Zeiller, der ihn für widerrechtlich erklärte. Nicht so die österreichische Regierung, für die weniger rechtliche alsvielmehr politische und volkswirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend waren. „Keine Staatsverwaltung" — schrieb Graf Sedlnitzky am 21. November 1817 an den Fürsten Metternich — „die ihr wahres Interesse versteht, kann wünschen, daß Ihre Untertanen in Künsten und nützlichen Wissenschaften den anderen nachstehen. In diesem Geiste hat Österreich gehandelt, als es schon unter der Kaiserin Maria Theresia den Nachdruck ausländischer, nützlicher Schriften, ja selbst unter gewissen Bedingungen den Nachdruck inländischer Schriften gestattete. Die österreichische Monarchie, ein Aggregat von den verschiedenartigsten Nationen in Sitte und Sprache und Abstammung, stand damals und steht zum Teil noch jetzt auf einer niederen Stufe der Kultur als mehrere andere deutsche Staaten. Die Bemühung der österreichischen Staatsverwaltung ging vorzüglich dahin, bei jenen ihrer Untertanen, welche nicht deutschen Ursprungs sind, nach und nach deutsche Sprache und deutsche Kultur in Künsten und Wissenschaften einzuführen. Dieser Zweck konnte nur durch Vervielfältigung nützlicher Schriften des Auslandes, sohin durch Freigebung des Nachdruckes errungen werden." Aber nicht bloß das kulturpolitische Moment, auch wirtschaftliche Rücksichten ließen die Regierung als Verteidiger in des Diebstahles am geistigen Eigentum auftreten. Der schlechte Geldkurs in Österreich, der alle Handelsspekulationen schwankend und gefährlich machte, beeinträchtigte am stärksten den österreichischen Buchhandel . . . Und was am meisten ins Gewicht fiel: diese Nachdrucke waren nicht nur billiger als die Originalauflagen, sie waren oft auch besser und korrekter. So wenig Schiller in materieller Hinsicht über den Nachdruck seiner Schriften befriedigt sein konnte, so sehr gefiel ihm besonders die künstlerische Ausstattung der in Wien nachgedruckten Bücher. Als es sich um die geplante Ausgabe seiner Gedichte handelte, die bei Göpfert in Jena hergestellt werden sollte, riet Schiller für die Vignetten und Kupfer jenen Künstler zu wählen,

„der zu dem Wiener Nachdruck der deutschen Dichter ganz vorzügliche Zeichnungen und Stiche geliefert hatte“. Gemeint dürfte Clemens Kohl gewesen sein, der für die Schrämblsche Sammlung die Titelbilder besorgt hatte . . . Der rasche Absatz der durch Doll und Pichler während der Franzosenzeit besorgten Schillerausgaben ermunterte gar bald auch andere Buchhändler zu solchem Unternehmen. Eine neue Ausgabe veranstaltete Haas; Kramer gab die Gedichte heraus, ebenso auch Bauer in der von ihm begründeten Taschenbibliothek. Eine vollständig neue Auflage der dramatischen Werke erschien in Graz. In den Zwanzigerjahren entstanden abermals Nachdrucke: 1823 der des Buchdruckers Bauer, dem von der Behörde gestattet wurde, die sämtlichen Werke Schillers unter der Bedingung nachzudrucken, daß er solche nicht einzeln, sondern als Gesamtausgabe ankündige. Im selben Jahre erhielt auch der Buchhändler Greiner in Graz die Bewilligung zum Nachdrucke und drei Jahre später der Universitätsbuchdrucker Christian Schade ebenfalls die Befugnis, Schillers Werke in einer Prachtausgabe nachzudrucken. Damals bemerkte das Wiener Bücherrevisionsamt, daß Schiller durch *mehr als zehn* inländische Nachdrucke in so vielen Händen sei, wie kein anderes in- oder ausländisches Buch . . . Schließlich erregten sogar die zunehmenden Gesamtausgaben Verdacht, denn als 1822 Cotta eine billige Ausgabe in 18 Bänden veranstaltete, wurde diese in Österreich nicht unbeschränkt zum Verkauf zugelassen.

Der Aufsatz Glossys bespricht dann die Nachdrucke in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und in Amerika, beleuchtet schließlich die ganze umfangreiche Nachdruckindustrie, um aufzuzeigen, wie schwer es Cotta, dem rechtsmäßigen Verleger der Schillerischen Werke war, sich dieser Konkurrenz zu erwehren.

Und nun möchte ich anschließend an diesen Schilleraufsatz endlich von einem Buche sprechen, dessen Lektüre mir hohen Genuß bereitete, Belehrung und Bereicherung meiner Kenntnisse in Fülle bot. Es ist das von der *Wiener Akademie der Wissenschaften preisgekrönte Werk „Schiller und die Deutsche Nachwelt“ von Albert Ludwig.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909. Ich gehöre nicht zur Germanistenzunft, maße mir daher auch kein sogenanntes vollgültiges Urteil über diese große literarhistorische Leistung an, der übrigens auch von der Gilde — sieht man schon von ihrer Auszeichnung durch die Wiener Akademie der Wissenschaften ab — rühmend Anerkennung zuteil wurde. Es trifft sich übrigens, daß auch der Verfasser kein Germanist ist, nebstbei nicht der erste Fall, daß bedeutende literarhistorische Werke Männer anderer Gebiete und Disziplinen zu ihren Vätern haben. Es sei nur an des Philosophen und Historikers Hayms „Romantische Schule“ erinnert, an den Theologen Vilmar, dessen Literaturgeschichte, wie überholt sie auch sein mag und welche Stellung auch immer einer zu den darin entwickelten Tendenzen einnehmen will, doch eine Leistung hohen Ranges bleibt. Das ist auch Ludwigs Buch. Wäre es physisch möglich, die 679 Seiten des Bandes in einem Zuge zu lesen und brächte der Tag nicht auch andere Aufgaben, ich hätte es sicherlich getan. Im höheren Sinn des Wortes habe ich übrigens dieses wahrhaft klassisch gearbeitete Werk auf einen Satz zu Ende gebracht. Es ist weit mehr als der Titel verrät, es wächst, wenn auch auf abgestecktem Gebiete, zu einer Literaturgeschichte des XIX. Jahrhunderts empor. Wohl war der eigentliche Zweck dieser Arbeit, „die Revision des Prozesses“, den Schiller vor dem Forum der Nachwelt auszufechten gehabt hat, nach allen Seiten hin durchzuführen. Aber die Vertiefung in diesen Vorwurf mußte einen Gelehrten von der glänzenden Art Dr. Ludwigs notwendigerweise zur Überzeugung kommen lassen, daß die vollständige Aufrollung dieses Prozesses eine Darstellung fast des gesamten geistigen und literarischen Lebens Deutschlands im verflossenen Jahrhundert bedinge. In der Tat — und Dr. Ludwig zeigt es auf — war die Frage, wie einer und wie eine bestimmte Zeit zu Schiller stand, immer wieder entscheidend zur Beurteilung der literarischen Persönlichkeiten und des geistigen Gehaltes abgelaufener Perioden. Das überreiche Buch hier zu zergliedern, kann nicht meine Aufgabe sein. Ludwig führt uns aus der Zeit der letzten Lebensjahre Schillers über die Befreiungskriege, die Herrschaft der Romantik, das junge Deutschland, die Revolution und die Zeit der großen Schillerfeste im Jahre 1859 hinüber in das neue Reich, in die Perioden des Materialismus, Pessimismus und des Naturalismus und schließlich des jüngsten Deutschlands, da das harte Wort vom „Schillerich“ fiel und auch das andere böse vom „Moraltrompeter von Säkkingen“ das Ohr traf. Und auch die jüngsten versöhnlicheren Jahre, da man wieder von Goethe *und* Schiller zu sprechen anfing, läßt der Verfasser noch zu Worte kommen. Es ist ein lebensvolles Buch, das uns Dr. Ludwig schenkte, ein Meisterwerk deutschen Gelehrtenfleißes, das außerdem noch den großen Vorzug besitzt, den „Schillerprozeß“ so darzustellen, wie man eben einen Prozeß darzustellen hat: spannend. Literarhistorische Werke, die den Leser, auch den gebildeten, unterrichteten, mit der entrollten Materie sogar vertrauten, in Spannung versetzen und die obendrein noch einen Umfang von fast 700 Seiten zählen, wird es wohl nicht allzuviele geben. Dr. Ludwig gehört eben nicht zu jener leider noch nicht ausgestorbenen Schar von Literaturleuten, die da glauben, Fleiß und emsige Klebearbeit sei alles. Alle Achtung vor dem Zusammentragen — und was für ein Riesenmaterial hat nicht Dr. Ludwig zusammengehäuft — allein die Hauptsache bleibt doch immer das lebensvolle Gestalten, die ordnende und zusammenraffende Kraft des kunstvollen Aufbaues. Ludwig ist ein Schillerianer, wenn ich das Wort gebrauchen darf. Das hindert ihn aber nicht, in seinem Werke Licht und Schatten gerecht zu verteilen, zu mindest sich zu bemühen, auch der Tendenz nach ein objektiver Gestalter zu sein. Ich habe bis jetzt nur gelobt, aber ich höre, daß das alle Beurteiler der Preisschrift getan haben. Ich schließe damit, daß ich sage: Das Werk Dr. Ludwigs ist eine ästhetische und literarische Wohltat, da es auch jenen, die über eine reiche Kenntnis der literarischen Dinge verfügen, noch Genuß und Belehrung bietet.

Und weil hier schon von preisgekrönten Schriften die Rede ist, sei auf eine zweite Arbeit verwiesen, die gleichfalls mit dem Lorbeerkranze geschmückt wurde und deren Lektüre — ich gehöre zu den deutschen Bibliophilen und lese daher auch Bücher — mir recht viel zu sagen hatte. Es ist die vom Deutschen Sprachverein gekrönte Preisschrift *„Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache von Dr. Johannes Seiler* (Stuttgart, Cotta). Gewiß und begreiflicherweise nicht das erste Werk, das sich ein ähnliches Thema wie Seiler zum Ziele setzte. Ich verweise nur unter anderem auf die schönen Leistungen Bouckes und Lehmanns, die sich allerdings mehr mit der Sprache Goethes als mit den Betrachtungen des Dichters über die Sprache befaßten. Auch ist mir bekannt, daß der Allgemeine Sprachverein ein zweites Unternehmen mit einem ersten Preise auszeichnete und zwar Georg Rauschs Buch „Goethe und die deutsche Sprache", das ich jedoch nicht kenne. Goethe war ein so anschaulich-fühlender und — wenn das Wort gestattet ist — so anschaulich-denkender Mensch, daß es ihn niemals gelüstete, dem Bau und dem grammatischen Gerüst der Sprache wissenschaftlich-exakt nachzugehen. Konnte er doch auch der Mathematik eigentlich nie etwas abgewinnen. „Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatische Ader in sich fühlen." Noch einen unter den vielen Aussprüchen Goethes über die Sprache möchte ich hierher setzen: „Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe." Übrigens war Goethe mit dem Werkzeug, das er so fein handhabte, recht oft unzufrieden und das so lange schon vor Fritz Mauthner! Daß ein Mann wie Goethe trotz seiner Abneigung gegen alles Sezieren des Wort- und Sprachenbaues sich genug Gedanken auch über die Sprache machte, ist selbstverständlich. Aus der Gliederung der Seilerischen Preisschrift läßt sich das recht gut ersehen. Der Verfasser beginnt seine Betrachtungen über Goethes Verhältnis zur Sprache mit der Sprache im allgemeinen, handelt dann über die deutsche Sprache und ihre Mundarten, über die Fremdwörter, über das Verhältnis der Deutschen zu anderen Sprachen und über das Übersetzen in fremde Sprachen und ins Deutsche, schließlich sogar über „das barocke Judendeutsch", diesen „Akzent einer unerfreulichen Sprache", von dem wir ja wissen, daß es Goethe viel Spaß machte und das er von Frankfurt her so gut kannte, wie die nette Probe davon in seiner „Judenpredigt" zeigt. Im übrigen verweise ich auf das Buch Seilers selbst, das gut und übersichtlich gearbeitet, schon deshalb hervorzuheben ist, weil es größtenteils Goethe selbst zu Worte kommen läßt.

Von neuen Bucherscheinungen österreichischer Verleger oder solchen Veröffentlichungen, die mit Österreich irgendwie im Zusammenhang stehen, wäre die soeben in den Handel gekommene Neuausgabe von Anastasius Grüns Werken zu nennen: *Anastasius Grüns Werke in sechs Teilen,* herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von *Eduard Castle* (Goldene Klassikerbibliothek, Deutsches Verlagshaus *Bong & Cie.*). Der Herausgeber, Dr. *Eduard Castle*, hat sich als Lenauforscher bereits recht verdient gemacht und so ist zu erwarten, daß auch die von ihm besorgte Ausgabe der Werke des Grafen Auersperg allen Anforderungen genügen werde. Freilich hat Castle auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, da seine Bitte um Einsichtnahme in den handschriftlichen Nachlaß Auerspergs vom Rektor der Grazer Universität abschlägig beschieden wurde, ebenso wie ihm die im Fürstlich Auerspergschen Familienarchiv auf Schloß Losensteinleithen aufbewahrte Korrespondenz Grüns unzugänglich blieb. Die Ausgabe der sechs Teile erfolgt in drei Bänden. Ich habe schon im Novemberheft bei Besprechung des Nestroybandes auf die schöne Ausstattung hingewiesen, die der Bongsche Verlag seiner Klassikerbibliothek angedeihen läßt. Ich kann mein Urteil hier nur wiederholen, muß insbesonders wieder den ungemein billigen Preis der Grün-Ausgabe hervorheben. Drei Liebhaber-Halbfranzbände kosten nur K 14,40. Was ein Verleger, der schließlich keinen mit der Hand gearbeiteten kunstgewerblichen Bucheinband herstellen kann, zu leisten vermag, wird hier getan. Mit Schaudern denkt man an die schrecklichen Prachteinbände früherer Jahrzehnte, die ja leider auch heute noch nicht ganz ausgemerzt sind. Daß selbst Häuser, wie es das Verlagshaus Bong & Cie. ist, das doch mit einem Massenabsatz rechnen muß, sich in die Reihe jener stellen, die auch dem Einbande, Druck und Papier Sorgfalt und zum Teile sogar — wie in den Liebhaberbänden — künstlerische zuwenden, ist hocherfreulich und zeugt von dem großen Fortschritte auf diesem Gebiete.

Weihnachten steht vor der Türe und so will ich mir zum Schlusse noch gestatten, ein- und das andere auch zu Geschenkzwecken sich eignende Buch hier zu erwähnen und zu empfehlen. Da wären vor allem drei Neuerscheinungen aus dem Verlage Gerlach & Wiedling in Wien hervorzuheben. Schon wenn man sie ansieht, machen sie einem Freude. Es sind Fortsetzungen in der Reihe der bekannten *Gerlachschen Jugendbibliothek.* Die Leser der „Zeitschrift für Bücherfreunde" brauchte ich eigentlich gar nicht auf die schöne in den Gerlachschen Jugendbüchern entfaltete Kunst aufmerksam zu machen, denn sie haben bereits glänzende Proben daraus in dem jüngst erschienenen Aufsatze über Hugo Steiner-Prag kennen gelernt, der in Gerlachs Jugendbücherei u. a. zu Andersens Märchen Band I und zu Lenau die prächtigen Bilder beistellte. Jetzt ist zu *Andersens Märchen* das *2. Bändchen* hinzugekommen (Bilder von *Franz Wacek*), dann *E. T. A. Hoffmanns Nußknacker und Mäusekönig,* Bilderschmuck von *Otto Bauriedl* und *Ernst Kutzer,* ferner noch *„Deutsche Wiegenlieder",* Bilder, Schrift und Noten sämtlich nach Zeichnungen *R. Daenerts* von der Kunstschule in Magdeburg. Den Text hat, wie zu allen früheren Bänden, *Hans Fraungruber* gesichtet. Die Gerlachsche Jugendbibliothek ist für Kinder bestimmt, doch bereiten die künstlerischen Büchelchen auch jedem Erwachsenen Genuß. Insbesonders möchte ich da die „Deutschen Wiegenlieder" nennen, die für viele junge Mütter eine schöne Gabe werden könnten. Der Preis dieses Bandes, sowie der Andersenschen Märchen

beträgt je M. 2,50 (K 3). Der des Hoffmannischen Nußknackers sogar nur M. 1,50 (K 1,80).

Neuerlich empfehlen — es ist im Vorjahre bereits in diesen Blättern warm gepriesen worden — möchte ich das in der Kunstanstalt *J. Löwy* in Wien hergestellte schöne Werk *„Silhouetten aus der Goethe-Zeit". Aus dem Nachlasse Joh. Heinr. Mercks,* herausgegeben und eingeleitet von Dr. *Leo Grünstein.* Der prächtige Quartband mit seinen hundert Tafeln ist ein rechtes Geschenkwerk für Bibliophilen und Literaturleute, namentlich für Goethe-Sammler und -Freunde, das verdiente, daß auch der Buchhandel und das Sortiment sich seiner recht annähme.

Noch ein kleines Bändchen sei unseren Freunden warm ans Herz gelegt. Es heißt der *„Wille zum Glück"* und stammt aus der Feder des bekannten Kunstschriftstellers *Jos. Aug. Lux,* der ja auch den Lesern unserer Zeitschrift kein Fremder ist. Es ist wirklich ein Seelenbrevier, wie es sich im Untertitel nennt. Lux weiß immer gut zu plaudern und das stets in einer gediegenen Sprache. Er ist ein Moderner im besten Sinne des Wortes und so bietet er uns in den zwölf in dem Bändchen vereinigten Betrachtungen in der Tat eine Art modernen Seelenbreviers. Nur einige Kapitelüberschriften sollen hier genannt sein: Bildung und Persönlichkeit, Konversation, Briefschreiben, Schenken, Seelenland. Das hübsch ausgestattete, nett gebundene Büchelchen ist im Verlage *Robert Mohr* in Wien erschienen. Auch das *Altwiener Bilderbuch,* zweiundsiebzig Ansichten nach alten Stichen, eingeleitet von Dr. *Christine Touaillon,* Verlag *M. Gottlieb* Wien möge hier lobende Erwähnung finden. Die Klischees zu den Bildern lieferte die rühmlichst bekannte Wiener Firma Angerer & Göschl, der Einband ist einfach und geschmackvoll hergestellt. Wer nicht das Geld hat, sich alte Wiener Stiche anzuschaffen, der findet in dem Altwiener Bilderbuche teilweisen Ersatz.

Damit will ich für heute schließen. Nur einige Daten über das Ergebnis der Auktion bei Franz Malota seien noch beigefügt. Über die Auktionen im Dorotheum und bei Gilhofer & Ranschburg soll im Januarheft berichtet werden.

Bei der vom 8.—10. November d. J. stattgefundenen Bücherversteigerung durch den Wiener Antiquar *Franz Malota* wurden folgende Preise einzelner Werke erzielt: Fortuna, Taschenbuch 1836, 1837, 10 K; Huldigung den Frauen, Taschenbuch 1830 10 K; Anzengruber, Meineidbauer, G'wissenswurm, Hand und Herz, Erstausgaben, zusammen 15 K; Brennglas, Berliner Volksleben 2 Bände 1847 15 K; Goethe, Vollständige Ausgabe letzter Hand, 55 Bände 1828—1842 40 K; Herbart, Sämtliche Werke von G. Hartenstein 12 Bände 70 K; Gothaischer Hofkalender 1771 70 K; Mayrhofer J., Gedichte 1824 9 K; Mayrhofer J., Gedichte, Neue Sammlung 1843 9 K; Menzel-Kugler, Gesch. Friedr. d. Großen 100 K; Muther, Malerei 160 K; Perinet, Poetische Versuche, Wien 1802 K 14.50; Ludwig Richter, Hundert Fabeln K 9,50; Rosenbock, Versuche, Neubeck, Gesundbrunnen 7 K; Schedel, Buch der Chroniken 325 K; Scheffel, Ekkehard 1855 20 K; Schlegel, Shakespeares Werke 1825—33 15 K; Wien Einst und jetzt 1827 K 30,50. Sammelband von 35 Reformationsdrucken 210 K.

Wien, Ende November. *Hans Feigl.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Bayot, A., Les manuscrits de provenance savoisenne dans la Bibliothèque de Bourgogne.
Mémoires et documents publ. par la société savoisienne d'histoire et d'archéologie. 47. 1909. S. 305—410 mit 10 Taf.

Linden, J. Van der, Le pelerinage de Notre-Dame. (Manuscrit avec enluminures.) Le graveur GM.
Annales de la société d'archéologie de Bruxelles. 22. 1908 (1909). S. 403—423 m. 1 Taf.

Riehl, B., Studien über Miniaturen niederländischer Gebetbücher des 15. und 15. Jahrhunderts im Bayerischen National-Museum und in der Hof- und Staatsbibliothek zu München.
Abhandlungen der historischen Klasse der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 24. 1909. S. 433—460 mit 7 Tafeln.

Traube, L., Palaeographische Forschungen. T. 4. Bamberger Fragmente der vierten Dekade des Livius. Anonymus Cortesianus.
Abhandlungen der historischen Klasse der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 24. 1909. S. 1—56 mit 7 Taf.

Bibliophilie. Exlibris.

Engelmann, R., Die Manuskripte des Barons Philipp von Stosch.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 547—557.

Bibliothekswesen.

Bostwick, A. E., System in the library.
Library Journal. 34. 1909. S. 476—482.

Chicago Public Library Conditions.
Library Journal. 34. 1909. S. 482—487.

Eichler, F., 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz. Sektion für Bibliothekswesen.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 516—521.

Erlaß, betreffend die Einführung einer Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an Volksbibliotheken und verwandten Instituten.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 10. 1909. S. 177–180.

Frati, L., La Biblioteca della nazione alemanna in Bologna. *L'Archiginnasio.* 4. 1909. S. 196—198.

Gilbert, M., Sheaf catalogues applied to the shelves of a classified library.
Library World. 12. 1909/10. S. 161—165 mit 3 Abbild.

Handwerker, O., Zur Geschichte der Handschriftensammlung der Würzburger Universitätsbibliothek.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 485—516.

Henrici, E., Braunschweigs Landeshauptarchiv als Bibliothek.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 26. 1909. S. 541—547.

Ladewig, P., Der Lesesaal der öffentlichen Bücherei. (Schluß.)
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 10. 1909. S. 183—190.

Noack, K., Die Anordnung der schöngeistigen Literatur in dem Kataloge der Darmstädter Lese- und Bücherhalle.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 10. 1909. S. 180—183.

Phillips, W. J., Electrical energy in the library.
Library World. 12. 1909/10. S. 167–170.

Price, A. M., Special library training.
Public Libraries. 14. 1909. S. 338—342.

Proceedings of the thirty-second annual meeting of the Library Association. Held at the University of Sheffield, 21st to 24th September, 1909.
Library Association Record. 11. 1909. S. 508—552.

Rathbone, J. A., The Opportunity of the library assistant. *Public Libraries.* 14. 1909. S. 333—338.

Rosenhagen, A., Artur Kampfs Wandbild in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.
Der Tag. 1909. Nr. 277 vom 26. November.

Segarizzi, A., Reliquie d'una biblioteca monastica veneziana. (Murano, Abbazia di. S. Cipriano.)
Il Libro e la Stampa. N. S. 3. 1909. S. 1—5.

Tedder, H. R., The new subject-index of the London Library.
Library Association Record. 11. 1909. S. 476—485.

Vine, G., On the construction of the subject-catalogue.
Library Association Record. 11. 1909. S. 486—507.

Whitney, I. L., Reminiscences of an old librarian.
Library Journal. 34. 1909. S. 471–475 mit 1 Porträt.

Zimmer, H. O., Die Bibliothekarin.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909. S. 83—84.

Buchdruck und -Gewerbe.

Bertarelli, A., Di alcune falsificazioni moderne eseguite cogli antichi legni della tipografia Soliani di Modena.
Il Libro e la Stampa. N. S. 3. 1909. S. 64—76 mit 4 Abbild. i. T. und 3 Taf.

Bogeng, G. A. E., Buchhülle und Buchhülse.
Archiv für Buchbinderei. 9. 1909/10. S. 72—74.

Bogeng, G. A. E., Kuriosa. I. II.
Archiv für Buchbinderei. 9. 1909/10. S. 90–91 m. 2 Abbild.

Der Deutsche Buchgewerbeverein in Leipzig. Die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 13261—13266.

Cassuto, U., Gl'Incunaboli Ebraici della Collezione Delciana nella R. Biblioteca Mediceo-Laurenziana.
Rivista israelitica. 5. 1908/9. Nr. 5/6.

Ehwald, R., Die Druckerei auf dem Grimmenstein und der Drucker Johann Friedrichs des Mittleren.
Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung. 1908/09. 23 S.

Kersten, P., Eine Alt-Berliner Arbeit. (Buchbinder Carl Lehmann, Anfang des 19. Jahrhunderts.)
Archiv für Buchbinderei. 9. 1909/10. S. 83–85 mit 2 Abbild.

Lepreux, G., Les imprimeurs belges en France. (Schluß.) *Bulletin du bibliophile.* 1909. S.546—555.

Peddie, R. A., Fifteenth century books. An index catalogue. (Forts.) *Library World.* 11. 1908/9. Jan.—Juni. 12. 1909/10. Juli–Nov.

Sorbelli, A., Su un'edizione erroneamente attribuita a Baldassare Azzoguidi.
Il Libro e la Stampa. N. S. 3. 1909. S. 16.—21.

Buchhandel.

d'Ester, K., Zur Geschichte der Zensur in Westfalen während der französischen Herrschaft. Nach den Akten des Nationalarchivs zu Paris.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909. S. 80—83.

Adolf von Kröner, Ein Festgruß zum Jubiläum fünfzigjähriger Selbständigkeit im Buchhandel.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 13959—63.

Proelß, J., Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart. Ein zweihundertfünfzigjähriges Geschäftsjubiläum.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 13955—59.

Ziegler J., Carl Friedrich David Voerster (geb. in Soest am 4. Mai 1826 – gest. am 3. Juni 1899 zu Leipzig).
Offizielles Adreßbuch des deutschen Buchhandels. 72. 1910. S. III–IX, 1 Portr.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Kleemeier, Fr. J., Seltene Almanache, Kalender, Taschenbücher.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 13857—13860.

Pennypacker, S. W., Sensational journalism and the remedy.
North American Reviw. 1909. November. S. 586—593.

Bibliographie.

Proceedings of the ninth meeting of the society, held at Bretton Woods, N. H., July 3, 1909.
Bulletin of the Bibliographical Society of America. 1, 5. October, 1909. S. 51—54.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Becker, M. L., Das französische Theater „in freier Luft". *Der Thürmer.* 1909. Dezember. S. 499—504.

Bergmann, F., Die Renaissance der Klassiker.
National-Zeitung. 1909. Sonntags-Beilage Nr. 48 vom 28. November.

Brandes, G., Geistiges Eigentum.
Das literarische Echo. 12. 1909/10. Sp. 1—9.

Dyboski, R., Englische Renaissancelyrik am Hofe Heinrichs VIII. *Die Kultur.* 10. 1909. S. 417—429.

Fabia, P., L'Historie de la poésie latine.
Journal des Savants. 1909. November. S. 495—506.

Foà, A., La riforma del teatro in Germania nella seconda metà del XVIII. secolo.
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 202—219.

Gleichen-Rußwurm, A. von, Frau Minne.
Das literaische Echo. 12. 1909/10. Sp. 229—237.

Kessler, L., Litteraturforschung und Bibel.
Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 177—198.

Lebensbejahung in neuerer deutscher Dichtung.
Konservative Monatsschrift. 1909. Oktober. S. 50—55. Nov. S. 157—164.

Mumbauer, J., Die deutschen Katholiken und die Literatur. *Bücherwelt.* 7. 1909/10. S. 33—41.

Einzelne Schriftsteller.

Abraham a Sancta Clara: Bergmann, H., Abraham a Santa Clara. Zur 200. Wiederkehr seines Todestages.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 562 vom 1. Dezember.

—: Bertsche, Abraham a Sancta Clara.
Der Türmer. 1909. Dezember. S. 428—438.

—: Brenner, H., Abraham a Sancta Clara.
Die Kultur. 10. 1909. S. 398—416.

Bahr: Hirsch, O. M., Hermann Bahr der Novellist und Dramatiker. I.
Xenien. 1909. H. 11. S. 279—289.

Balzac: Haas, J., Balzac's Ecole des Ménages.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 414—420.

Byron: Churchmann, Ph. H., Byron and Espronceda. *Revue hispanique.* 20. 1909. S. 5—210.

Dante: Hauser, O., Fremde Sprachen in der Divina Commedia.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 262—270.

Falke: Benzmann, H., Gustav Falke.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 513—519.

Fielding: Godden, G. M., Henry Fielding: Some unpublished letters and records.
Fortnightly Review. 1909. November. S. 821—832.

Fontane: Aus Fontanes Werdejahren. Unveröffentlichte Briefe.
Das literarische Echo. 12. 1909/10. Sp. 17—25.

—: Briefe Theodor Fontanes an seine Freunde.
Westermanns Monatshefte. 1909. Dezember. S. 443—450.

Fouqué: Poestion, J. C., Friedrich Baron de la Motte-Fouqué und Island.
Die Kultur. 10. 1909. S. 154—168.

—: Ziesemer, W., Ein unbekannter Brief Fouqués.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 47 vom 21. November.

Frenssen: Strecker, K., Ein Schlußwort über Gustav Frenssen.
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeil. Nr. 276 vom 26. November.

Goethe: Barzellotti, G., Volfgango Goethe in Italia.
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 196—201.

—: Bierbaum, O. J., Liliencron und Goethe.
Goethe-Kalender. 1910. S. 139—145.

—: Fasola, C., Goethe è popolare in Italia?
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 147—180.

—: Grünhagen, C., Goethe in Schlesien 1790.
Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. 86. 1908 (1909). Allg. Bericht. S. 15—34.

—: Schiff, M., Una lettera inedita di Goethe al primo traduttore francese del „Fausto".
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 181—195 mit Faksim.

—: Scholz, H., Wie dachte Goethe über Tod und Unsterblichkeit?
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeil. Nr. 271 und 272 vom 20. u. 22. November.

Heine: Bonardi, C. „Italy" di Lady Morgan (1821) e „Italien" di Enrico Heine (1828—29).
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 220—246.

—: Tschiedel, J., Heinrich Heine im Lichte italienischer Kritik.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 542 vom 19. November.

Hoffmann: Fischer, O., E. T. A. Hoffmanns Doppelempfindungen.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 123 = N. Ser. 23. 1909. S. 1—22.

—: Sturm, K. F., E. T. A. Hoffmanns Kindermärchen.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 541—547.

Hugo: Frick, R., Hernanis Stammbaum.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 239—261. 385—413.

Ibsen: Wörmer, R., Ibsens und Hebbels Frauengestalten.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 564 vom 2. Dezember.

Irving: Washington Irving. Zur 50jährigen Wiederkehr seines Todestages (28. November 1909). Von v. F.**
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 558 vom 28. November.

Körner: Meyer, R. M., Das Epos von Theodor Körner.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 554 vom 26. November.

Lamartine: Samosch, S., Lamartine und Elvire. Eine Dichterliebe.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 47 u. 48 vom 21. u. 28. November.

Leander: Klemperer, V., Richard Leander.
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeilage Nr. 279 vom 30. November.

Lenau: Sadger, J., Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus.
Schriften zur angewandten Seelenkunde. 6. 1909. 98 S.

Lesage: Cordier, H., Essai bibliographique sur les oeuvres d'Alain-René Lesage. (Forts.)
Bulletin du bibliophile. 1909. S. 556—564. (Wird fortgesetzt.)

Liliencron: Dehmel, R., Sur la tombe de Liliencron.
Revue germanique. 1909. Nov./Déc. S. 505—508.

—: Lyon, O., Detlev von Liliencron.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 537—541.

Meyer: Teutenberg, A., Conrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen. *Xenien.* 1909. H. 11. S. 260—273.

Poetzl: Wengraf, R., Eduard Poetzl.
Das literarische Echo. 12. 1909/10. Sp. 237—243 mit 1 Porträt.

Raabe: Falkenberg, H., Wilhelm Raabe, einer unserer ganz Großen. *Bücherwelt.* 7. 1909/10. S. 23—27.

Radcliffe: Meyer, G., Les Romans de Mrs. Radcliffe.
Revue germanique. 1909. Nov./Déc. S. 509—550.

Runge: Ein Frühlingsbote der Romantik (Philipp Otto Runge 1777—1810).
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 144. 1909. S. 747—751.

Scève: Becker, Ph. A., Maurice Scève.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 225—238.

Schaukal: Elster, H. M., Richard Schaukal. (Schluß.)
Xenien. 1909. H. 11. S. 289—299.

Schiller: Bab, J., Schiller und die deutschen Schauspieler. Eine Umfrage.
Das literarische Echo. 12. 1909/10. Sp. 157—179.

—; Brausewetter, A., Von Luther zu Schiller und Goethe. Mit einem Ausblick in unsere Zeit.
Westermanns Monatshefte. 1909. Weihnachtsheft. S. 566—572.

—: Gleichen-Rußwurm, A.v., Intime Erinnerungen Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertfünfzigsten Geburtstag.
Arena. 1909/10. H. 4. S. 373—378 mit 3 Abbild.

Schiller: Gleichen-Rußwurm, A., Schiller und die ästhetische Kultur.
Kunstwart. 23. 1909/10. S. 231—242.

—: Goldschmidt, K. W., Schiller.
Der Osten. Literarische Monatsschrift der Breslauer Dichterschule. 35. 1909. S. 228—235.

—: Güntter, O., Schiller und seine Geburtsstadt Marbach.
Westermanns Monatshefte. 1909. Dezember. S. 425—432 mit 6 Abbildungen.

—: Keller, L., Schillers Weltanschauung und seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus.
Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 17. 1909. Stück 6. 2. Auflage 87 S.

—: Krauß, Statistik der Schiller-Aufführungen.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 46 vom 14. November.

—: Kutscher, A., Schiller und wir.
Werdandi. 2. 1909. Nov./Dez. S. 1—9.

—: Lienhard, F., Über Schiller.
Xenien. 1909. H. 11. S. 257—260.

—: Maier, G., Neues zur Schillergenealogie.
Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 18. 1909. S. 282—294.

—: Schiller, wie sie ihn sehen.
Der Türmer. 1909. Dezember. S. 382—393.

—: Simon, Ph., Die Entstehungsgeschichte von Schillers Gedicht „Die Künstler".
Preußische Jahrbücher. 1909. November. S. 222—244.

—: Steig, R., Neue Schiller- und Goethe-Handschriften aus des Grafen Schlitz Nachlaß. (Xenien-Großkophta-Nausikaa-Divan.)
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 46 vom 14. November.

—: Wehnert, Der Spaziergang. Ein Beitrag zu Schillers Verhältnis zur Natur.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 473—491.

Scott: McGregor, A. J., Sir Walter Scott.
The African Monthly. 1909. November. S. 584—590.

Shakespeare: Conrad, H., Shakespeares Timon. Urheberschaft, Abfassungszeit und Entstehung.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 337—384.

—: Dowden, E., Is Shakespeare self revealed?
Contemporary Review. 1909. November. S. 542—561.

Shelley: Geest, S., Shelley und die Frauen.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 199—207.

—: Imelmann, R., Shelleys Alastor und Goethe.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 421—435.

Tennyson: Ridley, E., The genius of Tennyson.
Westminster Review. 1909. November. S. 511—514.

Weddigen: Weddigen, O., Peter Florenz Weddigen. Zum 100jährigen Todestage des Dichters und westfälischen Geschichtsschreibers, 9. Sept. 1909.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909/10. S. 62—65 mit 2 Abbild.

Widmann: Schwabe, Th., J. V. Widmann.
Das literarische Echo. 12. 1909/10. Sp. 9—15 mit 1 Portr.

Wernicke: Eichler, A., Christian Wernickes Hans Sachs und sein Drydensches Vorbild Mac Flecknoe. Zur Geschichte deutscher Kritik.
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1909. S. 208—224.

Wette: Schröder, L., Hermann Wette als westfälischer Volksdichter.
Grenzboten. 1909. Nr. 49. S. 455—459.

Neue Bücher und Bilder.

Die Kunst des Radierens. Von *Hermann Struck.* Bei Paul Cassierer, Berlin. 28 M.

Der Vorzug dieses Buches ist, daß es von einem Künstler geschrieben wurde, der die Techniken, die er beschreibt, selbst ausgeübt hat. So fehlt alles störende Beiwerk und nur die Handgriffe, die Manipulationen, das Technische wird erläutert. Nun sollte man meinen, das wirkte trocken, aber das ist gar nicht der Fall . . . Daß solche Bücher not tun, beweist die Tatsache, daß man diese anscheinend trockenen Ausführungen mit Interesse, ja mit Behagen liest. Wir sind übersättigt mit historischen, ästhetischen Abhandlungen, weitschweifigen Büchern, die nach einander aufzählen, was alles im Laufe der Jahrhunderte geschaffen ist, aber jedesmal, wenn wir fragen, weshalb es so geschaffen wurde, hören wir keine Antwort. Dabei ist die Technik doch das Erste, das Leitende; sie erklärt die Resultate und die Mängel, die Versuche und den Stil, die Tradition.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß solche Bücher sich mehren. Die Tagebücher, Briefwechsel, Schriften der Künstler treten daneben. Talmibildung, Phrasentum werden vermieden. Das eigentlich Wichtige, die Art und Weise und Anschauung des arbeitenden Künstlers treten in den Vordergrund. Vom Standpunkt künstlerischer Ehrlichkeit ist das nicht genug zu betonen.

Wie unbekannt ist die Arbeit des Künstlers gerade auf diesen technischen Gebieten. Wie sehr ist, auch in den trefflichsten Büchern, ein solches Erzeugnis, eine Radierung, die Technik der Aquatinta, Vern mou usw. usw. mißverständlicher Auffassung ausgesetzt, weil die Vorbedingungen des Verständnisses fehlen.

Indem die Arbeit des Künstlers des wohlfeilen Nimbus entkleidet wird und bewußt alle Regeln und Methoden seines Metiers erörtert werden, bekommt sie wieder etwas Handwerkliches und das berührt sehr wohltuend. Alles schwulstige Reden fällt fort. Man spürt die Freude des Arbeitenden, der uns einführt in seine Werkstatt.

Das ist das Schöne an dem Buch: der intime Eindruck. Es ist, als führt uns der Künstler in seine Werkstatt, in der er mit Hingebung und Ruhe, nur seiner Technik und ihren Mitteln sich widmend, arbeitet. All die kleinen Werkzeuge, der Stichel, der Polierstahl, der Schaber, liegen auf dem Tisch und haben ihr eigenes Leben und der Ätzgrund, Salpetersäure, Eisenchlorid und all die Chemikalien verraten ihr geheimes wirken. Es ist, als seien wir mit einem Male abgeschlossen von der Welt, gefeit gegen die Unrast und bemerken mit Erstaunen, daß es in diesem Getriebe noch stille Winkel gibt, in denen diese kleinen Blätter entstehen in geduldiger Arbeit der Künstler, die den Sinn alten Handwerkertums bewahrt haben. . . .

Gibt es das noch, so fragt man erstaunt? Ja, das gibt es noch und diese feine, geduldige Arbeit, die wegführt von Lärm und Alltag, bereitet eine feierliche Stille um dich und führt dich zu den feinsten, einzigsten Genüssen.

Das ist das Merkwürdige: auch der Nichtkünstler liest dies Buch mit Anteil. Wie ein Werk, das von intimen Dingen erzählt. . . .

Es ist mit einer Fülle schöner Radierungen aus allen Zeiten geschmückt und bietet so ein reiches Material zum Vergleichen, zum Erkennen.

Der beigegebene, kurze Abschnitt, der von der Lithographie und dem Holzschnitt handelt, ist nicht so instruktiv. Er scheint nur beigegeben und man meint zu spüren, daß der Künstler diese Techniken selbst nicht übte. Auch die Bemerkungen, am Schluß, zu den einzelnen Künstlern zeigen, daß der Verfasser mehr sich auf die technische Arbeit, denn auf die künstlerische Bewertung und das Erklären versteht. Hier ist die Grenze und der Kunstliebhaber mag das buchen.

Doch ist das ja gerade der Vorzug des Buches, daß es von der Arbeit redet. Dafür sind wir dankbar. Im Werk, im Schaffen des Künstlers erschließt sich uns das Geheimnis der Welt. *Ernst Schur.*

J.-B. Perronneau (1715—1783). Sa vie et son œuvre par *Léandre Vaillat* et *Paul Ratouis de Limay.* Ouvrage orné de 84 héliogravures. Frédéric Gittler éditeur 2 rue Bonaparte Paris (1909). 84 Seiten. Folio. Frcs. 150.

Auch die größeren Kunstgeschichten wissen von Jean-Baptiste Perronneau nichts zu melden. Als diesen Sommer eine Anzahl seiner Bilder in der Pariser Ausstellung der hundert Porträts erschienen, erregten sie das größte Aufsehen. Und bald nachher bewunderte man auf der Universitäts-Jubiläumsausstellung in Leipzig ein Gemälde seiner Hand, das den sächsischen Landkammerrat Friedrich Kregel von Sternbach darstellt und jetzt der Leipziger Universitätsbibliothek gehört. Dieses Bild ist auch den beiden ausgezeichneten französischen Kunstforschern entgangen, die zum ersten Male in einem mounmentalen Werke Perronneaus Leben und

Schaffen darstellen, sowie durch Reproduktion einer stattlichen Anzahl seiner Werke dem Leser die Möglichkeit eigner Anschauung gewähren.

Die Künstlerlexika nennen Perronneau als Schüler von Natoire und Laurent Cars, erwähnen seine Stiche und Porträts, wobei *Nagler* aber merkwürdigerweise den Stecher und den Maler als zwei verschiedene Persönlichkeiten behandelt. Er hat zuerst radiert, dann (seit 1744) in Pastell gemalt, wurde 1748 in die Pariser Akademie aufgenommen, stellte in den Salons der folgenden Jahre regelmäßig seine Porträts aus und erregte (nach Diderot) die Eifersucht des gefeierten La Tour. Den Höhepunkt vornehmer Einfachheit erreichte er 1753 in den Porträts des Bildhauers Adam und des Tiermalers Oudry, zugleich koloristisch glänzende Werke. Seit 1763 malt er in Holland, zuweilen ganze Jahre hindurch, die Nabobs, die großen Würdenträger der Republik, die stattlichen Bürgerfrauen, geht auch vielfach in die französische Provinz, nach Italien, Hamburg, Spanien, Rußland, Polen, um Porträtaufträge auszuführen, von Ruhelosigkeit getrieben, und immer in Geldsorgen. Auf dem Friedhof in Leiden, wo er zuletzt an der Heerengracht hauste, ist er am 20. November 1783 beigesetzt worden.

Die Nachwelt hat ihm den Ruhm eines der großen Pastellmaler aus der Glanzzeit dieser schönen Technik zugesprochen. Groult jagte vor 1870 schon seinen Bildern in den versteckteste Winkeln der Provinz nach und die Goncourts brachten damals (1867) die erste Charakteristik in der „Gazette des Beaux-Arts" und erklärten ihn für einen glänzenderen Koloristen als La Tour, einen Verwandten Reynolds. Noch ein Jahr später waren seine Bilder für lächerliche Summen, bis zu 25 Francs hinunter, zu haben, — glückliche Zeiten für die Kenner! Dann in den letzten Jahren ging es rapide aufwärts: 1898 brachte ein Pastell 5700 Francs, auf der vente Marne erreichten 1904 zwei Porträts 30000 und 70000 Francs und aus der Sammlung der Prinzessin Mathilde wurde in demselben Monat das Bildnis von Perronneaus Lehrer Cars, das sie für 175 Francs erworben hatte, zu dem fabelhaften Preise von 110000 Francs verkauft.

Am stärksten leuchtete sein Ruhm auf, als die Ausstellung der hundert Pastelle 1908 in Paris 23 seiner Werke vereinigte. Damals hob Albert Besnard mit Recht hervor, daß Perronneau zu früh gekommen ist und deshalb von den Zeitgenossen verkannt wurde, daß er unter ihnen wie ein Moderner wirkt. Sein feinerer und stärkerer Farbensinn erschreckt sie, das Licht, das seine Gestalten durchdringt und umwogt, blendet sie. Gerade dadurch darf er die Stelle des ersten Pastellisten seiner Zeit beanspruchen, eher als der früher so gefeierte La Tour oder Vivien oder Coypel; denn Perronneau ist mehr als sie alle der Geistesverwandte Watteaus.

Wir haben den Verfassern des vorliegenden schönen Werkes zu danken, daß sie in trefflicher, auf sorgsamer Forschung beruhender Darstellung zum ersten Male das gesamte Material über Perronneau zusammentrugen und verarbeiteten, dem Verleger für die würdige und reiche Gestalt des Bandes. Nur eins ist uns unverständlich: die geradezu sinnlose Anordnung der an sich ganz vortrefflichen Tafeln. Da ist weder eine zeitliche noch eine sachliche Folge zu entdecken und vergebens müht man sich, die historische Entwicklung des großen Künstlers an der Hand dieser langen Bilderreihe vorüberziehen zu lassen. Fll.

William Shakespeare. Ein Sommernachtstraum. Übersetzt von A. W. v. Schlegel mit Bildern von Arthur Rackham. F. Bruckmann A. G., München. MDCCCCIX. Groß-4°. In Pergamentband. Mark 32.—

Eine überaus liebenswürdige Leistung des bekannten englischen Illustrators Rackham, die in ihrem Vaterlande schon gebührende Anerkennung gefunden hat, vermittelt uns der Bruckmannsche Verlag und erwirbt sich dadurch den Dank derjenigen, die das Meisterwerk romantisch spielender, humordurchtränkter Dichterphantasie in eigenartiger schönheitsvoller Gewandung zu erblicken wünschen. Rackhams Pinsel umspielt mit einer Fülle umrahmender und selbständig eingefügter Bilder das Gedicht. Er zeigt sich als ein ganz Eigener, von keinem Vorbild beeinflußt, aller Mittel mächtig, um liebliche Menschlichkeit und derbes Rüpeltum, erfüllt von frischem Leben zu schildern. Aber sein eigentliches Bereich ist die dritte Welt, die Welt der Kobolde und Elfen, der Irrlichter und Spukgeister, der Wesen, die aus Baum und Strauch hervorkichern oder den nächtlichen Wanderer in Tiergestalt schrecken. Eine Naturbeobachtung von größter Intimität, die mit allen Lebewesen vertraute Freundschaft gepflogen hat, gewinnt auch dem Unscheinbarsten mannigfaltige Reize ab, ohne die Erscheinung im Dienste der künstlerischen Aufgabe an ihrem Eigendasein zu schädigen. Zwischen realistischer Treue und losgebundener Phantastik schwebt Rackham mit erstaunlicher Sicherheit dahin und trägt uns mit sich in sein Bereich beglückenden und erheiternden Spiels. Die zarten, blauen, grünen, gelbbraunen und silbergrauen Töne überwiegen in den technisch meisterhaft reproduzierten Aquarellen, mit denen das schöne Werk fast überreich geschmückt ist und breiten darüber die Mondscheinstimmung, in der alle festen Umrisse sanft verschweben.

Unter den zahlreichen, mit Bildern geschmückten Ausgaben des Sommernachtstraums darf sich keine dieser zur Seite stellen. Sie bedeutet einen Höhepunkt jener Illustrationskunst, die nicht mit täppischer Auslegerweisheit dem Dichter zu Leibe geht, sondern mit selbständiger Kraft die von ihm geschaffenen Gestalten und Bilder im Bereiche benachbarter seelenverwandter Kunst zu neuem Leben erstehen läßt. G. W.

Im Verlag von *Georg Müller* in *München* erschien der erste Band der Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken (jeder Band kartoniert M. 4.50, in Leinen M. 6.—, in Halbleder M. 7.—, Luxusausgabe in 200 Exemplaren M. 24.—)

Dieser neue Goethe wird zum erstenmal die Schriften in der Zeitfolge ihrer Entstehung darbieten, ohne allen

gelehrten Apparat, wie es bisher nur für die Jugendwerke erfolgreich von Salomon Hirzel und Michael Bernays unternommen worden ist. Die Goetheforschung wird sich mit dem Prinzip und seiner für die späteren Perioden gewiß nicht einfachen Durchführung auseinanderzusetzen haben. Der erste Band umfaßt die Jahre 1757—1773: die frühesten Gedichte, die drei ersten Dramen, die Anfänge der Prosa, darunter auch eine bescheidene Auswahl charakteristischer Briefe der Leipziger- und der folgenden Frankfurter Zeit. Weshalb eine Anzahl der Gedichte in einem kleineren Schriftgrad gedruckt sind? Vermutlich haben sie dem nirgends genannten Herausgeber weniger zugesagt. Aber solche ästhetische Privatwertungen haben doch ihr Bedenkliches.

Das Äußere der neuen Goetheausgabe ist des größten Dichters würdig. Das vortreffliche Papier trägt als Wasserzeichen seinen Namenszug, die schöne Ungerfraktur prägt wie keine andere Schriftart den Geist unserer klassisch-romantischen Epoche ab. Lange Jahre ehe sie wieder aufgefunden wurde, bin ich nicht müde geworden, immer von neuem auf sie hinzuweisen. Nun freue ich mich, daß sie für den vorliegenden monumentalen Zweck gewählt wurde. Sie wirkt in dem stattlichen Grad mit ungewöhnlich breitem Durchschuß auf das Auge höchst malerisch und erquicklich. Die schöne Satzanordnung und der bescheidene Schmuck von Linien und „Röschen" erhöht den diskret vornehmen Eindruck, den besten, den jemals eine deutsche Klassikerausgabe erweckte.

Der Einband, dunkelblau mit grünem Schnitt, zeigt als einzige Zierde ein kleines Wappen Goethes; die Schrift des Rückens ist gut verteilt.

Es wird später noch Gelegenheit sein, auf die Textgestaltung und einzelne technische Probleme des Unternehmens einzugehen, auch auf den geplanten Bilderschmuck, wenn erst einer der drei Supplementbände vorliegen wird, die außer Bildern und Stichen der Zeit Goethes eine reiche Zahl von Porträts, Illustrationen, Faksimiles bieten sollen. —i.

Der Verlag *E. A. Seemann* in *Leipzig* hat zum Thoma-Jubiläum eine stattliche Gabe dargebracht. Zehn Gemälde des Meisters erschienen, in einer Mappe vereinigt, als getreue Dreifarbendrucke zu dem geringen Preise von M. 3, mit einer warmherzigen, volkstümlich geschriebenen biographischen Einleitung von *Gustav Kirstein*, die Thoma selbst mit einem prächtigen Titelblatt schmückte. Man wird zu diesen trefflichen Reproduktionen, die das Schaffen des Malers nach seinen verschiedenen Richtungen charakteristisch darstellen, immer wieder gern zurückkehren, strömt doch von Thoma, wie von keinem anderen Künstler unserer Zeit, der Hauch herzensfrommen, gesunden, urkräftigen und tiefen Deutschtums aus. A—s.

Ernst Wiegandt, der Inhaber der alt angesehenen wissenschaftlichen Antiquariatsfirma *Alfred Lorentz* in *Leipzig*, eröffnet seine Tätigkeit als Verleger vielversprechend mit einer neuen Ausgabe des berühmten *Basedowschen Elementarwerkes* (3 Bände, Ernst Wiegandt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1909, Preis M. 28). In *Theodor Fritzsch* hat er einen Herausgeber von bewährter Tüchtigkeit gewonnen, der, was Sachkunde und kritische Gewissenhaftigkeit betrifft, jeden Anspruch erfüllt.

Die Einleitung vor dem ersten Bande (38 Seiten) unterrichtet ohne Umschweife über die Entwicklung Basedows und die Geschichte seines 1774 zuerst erschienenen Hauptwerkes, dessen starke Wirkung in der pädagogischen Literatur und der Geschichte des Unterrichts am Schlusse umschrieben wird.

Der Text folgt der zweiten Ausgabe von 1785, gibt aber in Fußnoten alle wesentlichen Abweichungen des ersten Druckes. Am Schlusse des zweiten Bandes sind die Namen der Beförderer und die Beurteilungen des Elementarwerks bis auf die neueste Zeit beigefügt.

Der dritte, in Quer-4° gedruckten Band, bietet in vortrefflicher Wiedergabe die 96 Tafeln, von denen, wie man weiß, *Daniel Chodowiecki* den größten Teil (nämlich 66) gezeichnet hat, während allerdings nur sechs von ihm gestochen sind. Das Gebiet des bürgerlichen Lebens seiner Zeit, das er wie kein anderer künstlerisch beherrschte, hat er hier an der Hand des von Basedow entworfenen Planes in allen seinen mannigfachen Erscheinungen dargestellt und so nicht nur eine der wertvollsten Partieen seines umfänglichen Werkes, sondern auch ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges geliefert, die vollständigste Darstellung des bescheidenen und doch reichen deutschen Lebens der großen Zeit seiner höchsten geistigen Blüte.

Die Reproduktionen gewähren in der Tat für die seltenen Originale vollwertigen Ersatz. Auch die gesamte Ausstattung der drei Bände, die saubere Antiqua, Druck von *Otto Wiegandt m. b. H.* in Leipzig, die charakteristisch in Lichtdruck nachgebildeten Handschriften Basedows und Chodowieckis (aus dessen Tagebuch), die hübschen Halbpergamentbände erfreuen das Auge des Bücherfreundes. X. Y. Z.

Gottfried Kellers Frühlyrik. Sechzig faksimilierte Gedichte. Eingeleitet und herausgegeben von *Adolf Frey*. Leipzig 1909. H. Haessel, Verlag. Groß-4°. 54 Seiten, Buchdruck, 124 Seiten Faksimile in Kleisterpapier-Einband.

Diese eigenartige und reizvolle Gabe war sogleich nach dem Erscheinen der 500 Exemplare völlig vergriffen; kein Wunder in Anbetracht des billigen Preises, der prächtigen Ausstattung und des Interesses, das die von dem artistischen Institut *Orell Füßli* in *Zürich* absolut getreu nachgebildeten Handschriften bei jedem Literaturfreunde erregen mußten.

Der erste Teil besteht aus Gedichten, die der Nachlaß von Kellers früherer Freundin Karoline Schulz als Überbleibsel vernichteter handschriftlicher Schätze barg, den zweiten bildet die Niederschrift der „Feueridylle", vom Dichter seinem hilfreichen Freunde dem Nationalrat *Ulrich Meister* in Zürich geschenkt. Beide zusammen stellen die ältesten auf uns gekommenen Zeugnisse seines poetischen Schaffens dar.

In sorgsamen, mit allen Mitteln gewissenhafter literarhistorischer Methode durchgeführten Forschungen stellt Frey die Entstehungszeiten der Gedichte fest, die Korrekturen des Beraters *Follen,* die in der Handschrift bezeugt sind, und die literarischen Einflüsse auf Inhalt und Form.

So ist alles geschehen, um dieses schöne Denkmal der Anfänge eines unserer großen Lyriker auf dem Fundament solider Sachkenntnis, dem Beschauer zu Genuß, Erhebung und Belehrung, würdig aufzustellen.

G. Witkowski.

Bekanntlich besitzen wir keine umfassende und erschöpfende Geschichte des Zeitungswesens aller Kulturnationen. Ein solch wichtiges und bedeutsames Werk, das so viele und schwierige Vorstudien erfordert, kann auch erst dann erwartet werden, wenn die Forscher eines jeden einzelnen Volkes aus Archiven, Bibliotheken usw. die einzelnen Mosaiksteine zusammengetragen haben werden, aus denen sich dann der Monumentalbau einer Geschichte der internationalen Presse entwickeln kann. Immerhin müssen wir jeden Beitrag, der uns diesem Ziel etwas näher bringt, mit Dank anerkennen. Ein solcher ist auch das vor einiger Zeit in magyarischer Sprache erschienene Werk: Geschichte des ungarischen Zeitungswesens seit einem Jahrhundert". Das von der königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem sogenannten Athenäum-Preis gekrönte Buch betitelt sich auf magyarisch „*A Magyar Hirlapirodalom Története 1780 tól 1867 ig*". (Budapest, Verlag von Wilhelm Lauffer.) Verfasser der verdienstvollen, 510 Seiten umfassenden Schrift ist der ordentliche Professor am Budapester Polytechnikum Dr. *Josef von Ferenczy*, der sich als Literarhistoriker durch so manche gediegene Schrift bereits einen klangvollen Namen gemacht hat.

Der Autor hat sich redlich Mühe gegeben, das gesamte Material, soweit es ihm in den Archiven, Bibliotheken des In- und Auslandes, im ungarischen Nationalmuseum usw. zugängig war, zu sammeln und kritisch zu sichten. Er hat den ungeheuren Stoff lichtvoll gruppiert, und nicht nur der Fachgelehrte, sondern auch der Laie wird gewiß das Werk mit Genuß lesen.

Vom Beginn der ungarischen Presse am Ende des 18. Jahrhunderts ausgehend, charakterisiert er die in magyarischer, lateinischer und deutscher Sprache erschienenen ersten Tages-, Wochen- und Monatsblätter. Ebenso wendet er seine Aufmerksamkeit den wissenschaftlichen Journalen sowie den volkswirtschaftlichen Blättern zu. Besonders interessant ist das Kapitel, worin er den Kampf um die Pressfreiheit in den Jahren 1848 und 1849 behandelt, wobei er bezeichnende Streiflichter auf die Zensur jener Zeit wirft. Die namhaftesten politischen Führer der Ungarn in den Jahren 1840 und 1850, wie z. B. Ludwig Kossuth, Graf Stephan Széchéni, Baron Siegmund Kemény, Baron J. von Eötvös, August Trefort, Graf Aurel Dessewffy und andere lernen wir zugleich als politische Journalisten kennen.

Das Werk verdient, daß es auch in die deutsche Sprache übersetzt werde; denn der Verfasser begnügt sich nicht damit, das ungarische Zeitungswesen, wie es sich seit einem Jahrhundert entwickelt hat, seiner kritischen Betrachtung zu unterziehen, sondern er behandelt auch vielfach die europäische Presse jener Zeit und bereichert durch so manche neue Angaben und Aktenstücke die Geschichte des europäischen Zeitungswesens im XVIII. und XIX. Jahrhundert.

Mag aus der Fülle des riesigen Stoffes, den Ferenczy zusammengetragen und systematisch geordnet hat, hier aufs Geratewohl nur einiges besonders bezeichnende und bemerkenswerte angeführt werden.

Im ungarischen Nationalmuseum zu Budapest befinden sich drei verschiedene Zeitungsblätter in deutscher Sprache, die Nachrichten über die verhängnisvolle Schlacht bei Mohács am 29. August 1526 enthalten, wo Sultan Soliman II. dem ungarischen König Ludwig II. aufs Haupt schlug. Sind auch diese Zeitungen keine besonders zuverlässigen Quellen über die Geschichte der Schlacht, so enthalten sie doch so manche wichtige Mitteilung, so z. B. über die mangelhafte Ausrüstung des ungarischen Heeres, die inneren Zwistigkeiten im ungarischen Lager und die Ursachen, die zu der Katastrophe führen mußten. Das eine dieser so seltenen Blätter betitelt sich: „New Zeyttung wie der Turckischen Keyser mit dem König von Vngern dye schlacht gethan hat, auff den tag Johannnis enthaupptung. Jm Jar MDXXVI." Das zweite führt den Titel: „Newe Zeyttung wie die Schlacht in Vngern mit dem Tüerkischen Keyser ergangen usw." und das dritte lautet: „Newe Zeyttung, wie es mit der Schlacht zwüschen dem Künig von Vngern und dem Türkischen Keysser ergangen. Item, wie der Künig von Hungern, umb ist gekommen. Item, wie der Türck die Statt Ofen erobert Vnnd wie Graff Christoffel Kriechisch Weyssenburg wider ingenommen hat. Item auch, wie Ferdinandus das Küniglich Schwert aus Behem empfangen hatt. Vff Simon und Jude abendt. Anno MXXVI."

Eines der ersten sogenannten fliegenden Blätter im XVI. Jahrhundert, die zuweilen auch mit allerdings sehr primitiven Illustrationen versehen waren, erschien im Jahre 1557 und hieß „Newe Zeytungen aus Ungarn", ein zweites Exemplar aus dem Jahre 1593, das ein Unikum ist, heißt: „Newe Zeittung Vnd Wundergeschiecht, so zu Constantinopel den 10. February dieses 1593 Jar offentlich am Himmel gesehen, worden, ... in Gesangweiss verfasset durch A. M. . . . . Gedruckt von Schützing in Hungern bey Hansen Männel Anno 1593."

Das erste regelmäßig erscheinende Wochenblatt in Ungarn, das sechs Jahre, nämlich von 1705 bis 1711, bestand, erschien in lateinischer Sprache. Es hieß „Mercurius Hungaricus" und wurde an die auswärtigen Gesandten, an die Höfe und auch im Lande selbst vielfach verbreitet. Besonders wichtig ist das Journal für die Geschichte der Kriege Rákoczys. Man nannte jene Blätter nach dem damaligen Brauch „Gazetten" oder „Novellen". So schreibt z. B. Graf Bercsényi an den Probst Brenner am 15. Februar 1710: „Ich ließ auch die ungarischen Gazetten senden und werden wir dieselben regelmäßig folgen lassen."

Das erste Blatt in magyarischer Sprache erblickte erst im Jahre 1780 das Tageslicht. Dasselbe, je 8 Oktav-

blätter umfassend, kam zweimal wöchentlich, nämlich Mittwoch und Sonnabend, heraus. Es hieß „A Magyar Hirmondó (der ungarische Bote). Ferenczy sagt u. a. von diesem Blatt: „Vergleichen wir dasselbe mit den übrigen in fremder Sprache erschienenen Blättern des Auslands, so erscheint dasselbe inhaltlich und formell sehr kläglich; dessenungeachtet erfreut es sich einer großen Verbreitung. Als es zu erscheinen anfing, hatte es 318 Abonnenten, fünf Exemplare gingen nach Frankreich und drei nach Spanien. Der Redakteur war auf dem Blatte nicht genannt und nur die Anfangsbuchstaben seines Namens finden wir am Ende der Zeitung. Dieser Redakteur hieß Matthias Rab. Er war ein hochgebildeter Mann, der gründliche Studien im Auslande gemacht hatte. Drei Jahre redigierte er oder, besser gesagt, schrieb er das Blatt, dessen Inhalt fast ganz ausschließlich aus seiner Feder herrührte. Die einzelnen Rubriken lauteten: „vermischte", „beglaubigte Nachrichten" „ungewisse Dinge", „einiges aus dem Ausland", „häusliche Gegenstände" usw.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die österreichische Presse unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia großer Freiheit sich zu erfreuen hatte und beruft sich auf eine Auslassung Gotthold Ephraim Lessings vom 25. August 1769 in einem Brief an Friedrich Nicolai, wo es u. a. heißt: „Wien, mag sein wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich dort immer noch mehr Glück als in Eurem französierten Berlin. Wenn der Phädon in Wien konfisciert ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist." Noch günstiger gestaltete sich die Lage der österreichischen Presse unter der Regierung des freisinnigen und aufgeklärten Kaisers Josef II., während nach seinem Tode die Zensur überaus streng gehandhabt wurde. Nicht minder hatte die Zollbehörde ein scharfes Auge auf die aus dem Auslande gesandten Zeitungen. Alles Verdächtige wurde konfisziert und nicht über die Grenze gelassen, und die Verbreitung von verbotenen Blättern wurde exemplarisch bestraft. Die Zensoren verfuhren mit der größten Willkür, gegen welche die Redakteure vergeblich Remedur suchten. Besonders schlimm erging es den ungarischen Blättern. Wie lächerlich oft die Ursachen der Zensurverbote waren, davon gibt der Verfasser einige erbauliche Pröbchen.

Nicht minder belustigend, aber auch tragi-komisch ist der Kampf, den die österreichische Regierung gegen Ludwig Kossuth im Jahre 1836 führte, als er ein Blatt unter dem Titel „gesetzgebersiche Mitteilungen", als Manuskript gedruckt, erscheinen ließ und in geschlossenen Briefen versandte. Alle Mittel der Chikane und Drangsalierung wurden versucht, um die geschriebene Zeitung im Keime zu ersticken. Aber es half nichts. Die Stände und die Behörden Ungarns nahmen sich, mit größter Energie des verfolgten Redakteurs an und die Regierung zog den Kürzeren. Da blieb den österreichischen Machthabern nichts übrig, als den unbotmäßigen Kossuth zu verhaften und ein Jahr lang im Kerker zu behalten.

Der Verfasser schließt sein vortreffliches Buch mit den Worten: „Wer die Geschichte Ungarns innerhalb eines Jahrhunderts schreiben will, kann nicht allein dessen Zeitungswesen nicht entbehren, sondern wird darin auch die lehrreichsten Quellen finden. Die periodische Presse Ungarns ist ein bedeutsamer Teil der politischen- und Kulturgeschichte der ungarischen Nation. Ihr Studium ist ebenso interessant wie lehrreich, weil sich in ihr die Hoffnungen und Bestrebungen, die Fortschritte und Rückschritte des ungarischen Volkes widerspiegeln. In ihren einzelnen Details, sowie in ihrer Gesamtheit legt sie Zeugnis ab von dem Interesse der Nation für die Bewegung der Zivilisation und bietet zugleich ein ergreifendes Bild der Kundgebung des patriotischen Empfindens." *Adolf Kohut.*

Geschichte der Familie Klingelhöffer. Mit vier Porträts und zwei Abbildungen in Lichtdruck, einem Wappen in Farbendruck und drei Stammtafeln, sowie einem Anhang „Erinnerungen des Kirchenrats Joh. Georg Ludwig Klingelhöffer" verfaßt 1844. Herausgegeben von *Theodor Klingelhöffer*, Dipl. Ing. Im Selbstverlage des Geh. Med.-Rats Dr. Klingelhöffer, Frankfurt a. M., Städelstraße 37. Frankfurt a. M. 1909. 244 S. 8°. Ladenpreis 15 M.

Das gut ausgestattete Werk berichtet von einer weitverzweigten hessischen Familie und ist in erster Linie bestimmt, ihren zahlreichen lebenden Gliedern Kunde von den Ahnen und den Gesippen zu geben. Die ältesten nachweisbaren Vorfahren reichen nicht über das XVI. Jahrhundert hinaus; einige ältere Träger des verbreiteten Namens lassen sich in die Genealogie nicht einreihen. Diesen Namen erläutert das erste Kapitel, sicher zutreffend, als Zusammensetzung des mhd. hovaere (Inhaber eines Hofes) mit der in vielen deutschen Gebieten gebräuchlichen Bezeichnung „Klinge" für einen Gießbach. Ohne Bewußtsein dieser Ableitung wurde das redende Wappen der Familie zuerst mit zwei gekreuzten Klingelbeuteln, dann ständig mit einer Glocke als Schildfigur versehen.

Die Klingelhöffer stammen aus dem Gebiete zwischen Marburg und Biedenkopf, waren zuerst Landwirte und Handwerker; der Stammvater Peter saß seit 1654 auf dem Schwanhof bei Marburg. Sein Enkel,

der Pfarrer in Michelbach Johann Heinrich Klingelhöffer, begründete die drei Zweige des Hauses, von denen zwei in der Hauptsache als hessische Beamtenfamilien fortblühen, der dritte im Rheinland sich technischen und kaufmännischen Berufen zuwandte.

Unter den Angehörigen der hessischen Hauptlinie verdienen besonderes Interesse die Brüder Gustav (1800—1873), August (1802—1874) und Karl (1805 bis 1882). Die beiden ersten nahmen als Gießener Studenten an der Burschenschaftsbewegung zu Anfang der zwanziger Jahre teil und gerieten in ähnliche Konflikte, wie sie *Niebergall*, dem besten der hessischen Dialektdichter, verhängnisvoll wurden. Gustav und Kurt begründeten sich seit 1833 in Amerika in Arkansas und in Lawrenceburg (Indiana) ein neues Dasein und von ihnen stammen die zahlreichen amerikanischen Klingelhöffer.

Die mühsame, überaus gewissenhafte Arbeit, deren Ergebnisse drei umfangreiche Stammtafeln zusammenstellen, verdient den Dank aller, die sich mit deutscher Familiengeschichte befassen, und darf als Muster ähnlicher Genealogien empfohlen werden. —i.

Die Bildnisse Albrecht von Hallers von Professor Dr. *Artur Weese*. Veröffentlicht aus Anlaß der Enthüllung des Denkmals, das Albrecht von Haller am 200. Gedächtnistage seiner Geburt in Bern gesetzt wurde. Mit (sehr zahlreichen) Lichtdrucken. Bern, Verlag von A. Franke. 1909. Folio. 284 Seiten. Gedruckt in 300 in der Presse numerierten Exemplaren. Preis M. 32.—.

Unter Mitwirkung einer Anzahl bewährter Helfer hat Weese die monumentale Ikonographie des großen Berner Bürgers, Naturforschers und Dichters geschaffen, mit der ihn das Denkmalkomitee beauftragte. Die dankbare Aufgabe — dankbar weil ein überreiches Material über den Wandel im äußeren dieses „Krösus des Wissens“ jeden erwünschten Aufschluß gab — hat eine Lösung gefunden, deren man sich nur freuen kann.

Aber darüber hinaus beansprucht das Werk besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein Meisterwerk edler, von keinen Schrullen und Originalitätsanwandlungen beirrter Buchkunst. Das Seitenbild sucht nur in dem besonders vorteilhaften Stand des Spiegels auf dem Papierformat seinen künstlerischen Reiz; jeder banale Schmuck erscheint entbehrlich. Liefern ihn doch ohnehin, reich und zugleich sachlich, die vielen durch das ganze Werk verstreuten Lichtdrucke nach den Originalen, die Hallers Erscheinung der Nachwelt überliefert haben, eine schier bedrückende Fülle von Porträts, Vignetten, Medaillen, Denkmälern. Die Ausführung der Platten durch die *Société anonyme des Arts graphiques (Saday) in Genf*, der Druck, besorgt von *Stämpfli & Cie.* in *Bern* stellt sich dem besten zur Seite, was der Lichtdruck der Gegenwart zu leisten vermag. Wir können unsern Lesern nur raten, ihrer Bibliothek dieses im Verhältnis zum Umfang und Wert der Leistung ungewöhnlich wohlfeile Werk einzuverleiben. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Von *zweitausend Jahre alten Schulbüchern* erzählt Dr. Maximilian Meyer auf Grund von illustrierten Aufsätzen von Kenyon und Milne im Berliner Tageblatt. Vor mir liegen die Phototypienproben einiger sehr, sehr alter Schulbücher. Sie sind an zweitausend Jahre alt und das Britische Museum, das sie mit anderen ägyptischen Funden erstand, hat gewiß dafür einen Preis gezahlt, wofür sich schon in manchem Dorfe ein neues Schulhaus errichten ließe. Sie sind aber auch unzerreißbarer als irgendein Struwwelpeter. Es sind hölzerne Täfelchen, kaum handbreit, länger als eine Zigarrenkiste; sie wurden in einer Öse gefaßt und dort zusammengebunden. Andere dieser Schultafeln sind in Metallrahmen gefaßt und daher unsern Schiefertafeln ähnlich. Auf den leicht weiß getünchten Grund ist zwischen eingeritzten Linien der griechische Text geschrieben. Eine Grammatik, nicht so bequem und so massenhaft herstellbar wie eine gedruckte, aber nach allen Regeln verfaßt. Da wird ein mit schikanösen Partizipien und allen möglichen Fußangeln ausgestatteter Satz durch alle Casus und Numeri durchgepaukt. Da sind Konjugationsübungen regelmäßiger und unregelmäßiger Verben usw. Nichts wird dem Schüler erspart, was nachmals je einem Quartaner und Tertianer Pein verursacht hat. Viele Tafeln, wahrscheinlich mit Syntax und anderen Regeln, fehlen. Dafür sind andere mit Lesestücken erhalten, aus Homer, den Tragikern, auch einiges Unbekannte. Auch Reste von Rechenbüchern fehlen nicht.

Zu diesen Lern- und Lesebüchern gesellen sich die antiken Schreibhefte, auch sie ganz eigentümlicher Art. Papyrus war den meisten Schreibenden wohl zu teuer; nur wenige Schreibübungen nach kalligraphischer Vorschrift sind in solchem Material erhalten. Seine Stelle vertrat die mit Wachs überzogene Holztafel, welche, wenn die eingeritzte Schrift ausgedient hatte, sich leicht wieder mit dem zu einem Falz hinten auslaufenden Griffel glätten ließ, namentlich wenn sie zuvor angehaucht wurde. Weit häufiger sind im ägyptischen Boden, welcher alle diese Dinge aufbewahrt, die Reste tönerner Täfelchen, auf die sich mit der gespaltenen Rohrfeder der Alten bequem schreiben ließ. Vieles in diesem Elementarunterricht erweist sich gänzlich unabhängig von dem Wechsel der Zeiten und beweist, daß das Buchstabieren damals ebenso schwierig war wie heute und mit ähnlichen Mitteln beigebracht wurde. *P. Hennig.*

Unlängst ist in England ein Exemplar des überaus seltenen italienischen Berichtes über *Frobishers Reisen* zum Vorschein gekommen. Von diesem Buche ist ein zweites Exemplar anscheinend nicht erhalten; allerdings wurde im März 1845 bei der Versteigerung *Bright* ein Exemplar davon (Nr. 2304 des Katalogs) für

2 Pfund 10 Schilling verkauft, doch ist über den Verbleib dieses Exemplars nichts bekannt und man darf wohl annehmen, daß es mit dem oben genannten Stück, mit dem es auch im Einband übereinzustimmen scheint, identisch ist. Der Titel des Berichtes, der gleichfalls bisher nicht völlig bekannt war, lautet: „*Lo Scoprimento dello Stretto Artico e di Meta Incognita Ritrovato nel Anno MDLXXVII & MDLXXVIII dal Capitano Martino Frobishero Inglese. Posto Novamente in luce nel nostro idioma Italiano dal Sig. Gio. Lorenzo Anania . . . In Napoli Appresso Gio. Battista Cappelli, 1852.*“ Der sozusagen amtliche Bericht von Frobishers Reisen in den Jahren 1576, 1577 und 1578 wurde von George Beste abgefaßt und von dem bekannten Drucker Henry Bynnemann unter dem Titel „*A True Discourse of the late Voyages of discoverie, for the finding of a passage to Cathaya, by the Northweast*“ gedruckt. Von diesem Erstbericht sind Exemplare im British Museum, in der John Carter Brown- und Lenox-Bibliothek sowie in den Privatsammlungen von Robert Hoe, E. D. Church, A. T. White und E. E. Ayer vorhanden. In der Widmung beklagt sich Beste über einige unberechtigte Reiseberichte, die sehr zum Schaden der ehrenvollen Leistungen Frobishers in die Öffentlichkeit gebracht worden seien, und ebenso spricht sich Bynnemann über diese „*trifling pamphlets*“ sehr abfällig aus; gemeint sind damit offenbar die kleinen Reisebücher von Settle, Ellis und Churchyard. Von diesen erschien das erste unter dem Titel „*A True Report of the Last Voyage into the West and Northwest Regions*“ im Jahre 1577; vorhanden sind davon Exemplare im British Museum, in der Bibliothek John Carter Brown und E. D. Church, von denen das letztbezeichnete im März 1907 bei Sotheby 760 Pfund brachte. Thomas Ellis, „Matrose und einer von der Gesellschaft“, schrieb „*A True Report of the Third and Last Voyage into Meta Incognita*“, das im Jahre 1578 als ein schmaler Oktavband von 20 Seiten von Thomas Dawson gedruckt wurde. Von diesem Buche ist nur ein einziges Stück in der Sammlung Church bekannt, das im März 1907 von Sotheby um 920 Pfund erworben wurde. *Thomas Churchyard*, ein literarischer Lohnschreiber und anscheinend persönlicher Freund Frobishers, veröffentlichte im Mai 1578, unmittelbar vor Beginn von Frobishers dritter Reise, „*A Prayse and Reporte of Mayster Martin Forboishers* (sic) *Voyage into Meta Incognita*“; von diesem sind nur drei Stück bekannt, davon zwei im British Museum und eins in der Sammlung Church, das im März 1907 um 1000 Pfund erworben wurde. *Settle's* Buch scheint zuerst ins Französische übersetzt worden zu sein und wurde, vermutlich in Genf, von *Anthoine Chuppin* unter dem Titel: „*La Navigation du Capitaine Martin Forbisher*“ gedruckt. Von dieser französischen Übersetzung wurden wieder je eine deutsche und eine lateinische Ausgabe hergestellt, die beide im Jahre 1580 bei *Katharina Gerlachin in Nürnberg* erschienen. An sie schließt sich, was das außerordentliche von dem Buche damals hervorgebrachte Aufsehen beweist, die zwei Jahre darauf in Neapel erschienene, oben erwähnte italienische Übersetzung an. *(The Nation.)*

Denkmal für den ersten Buchdrucker Rußlands Iwan Feodorow in Moskau. Am 14. Oktober wurde in Moskau ein Bronzestandbild des angeblich ersten russischen Buchdruckers enthüllt. Dasselbe ist nach einem Entwurf des Bildhauers *M. Wolnuchin* ausgeführt und zeigt am Sockel das Wappen Feodorows. Es steht am Teatralny Projesd im Mittelpunkte Moskaus und ist auf Anregung der Präsidentin der russischen archäologischen Gesellschaft, Gräfin Uwarow errichtet worden. Wenn man nicht Georg Czernowic als ersten russischen Drucker gelten lassen will, der schon 1493 in Tschernigow an der Desna „Joannis Damasceni Octoichus“ in illyrischer Sprache mit cyrillischen Schriften druckte, so ist der Diakon *Iwan Feodorow*, der 1553 die erste Presse in Moskau aufstellte, als der erste Drucker Rußlands zu betrachten. In Gemeinschaft mit Timoféef Mstislavzoff druckte er unter Aufsicht des Dänen Hans Hansen im Jahre 1564 die Apostelgeschichte, den in der russischen Literatur berühmten, höchst seltenen „Apostol“, in slavischer Sprache. Das einzige jetzt noch bekannte Exemplar davon besitzt die Bibliothek der unter Iwan IV. 1563 gegründeten Synodaldruckerei in Moskau. Die es gedruckt hatten, wurden durch das unwissende Volk der Ketzerei und Zauberei angeklagt und sahen sich genötigt, nach Polen zu flüchten, wo sie ihre Druckertätigkeit in Wilna und Lemberg fortsetzten. Bei dem Einfalle der Polen wurde die Werkstatt mit einem großen Teile der Stadt ein Raub der Flammen. Erst unter dem Großfürsten Michael Feodorowitsch im Jahre 1644 erstand eine neue Druckerei, die zahlreiche theologische Werke in schönem Schnitt der Typen hervorbrachte. Das erste Buch weltlichen Inhalts, in Rußland gedruckt, soll ein Werk über Kriegskunst gewesen sein, das 1647 erschien. Zweihundert Jahre mußten seit Erfindung der Buchdruckerkunst ins Meer der Ewigkeit sinken, bevor die Licht bringende Kunst Gutenbergs in Rußland der weltlichen Wissenschaft nutzbar werden konnte. *P. Hennig.*

Der letzte Bibliograph *Molières, Jules Le Petit*, sagt in seiner 1888 in Paris erschienenen „*Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains français du XVe au XVIIIe siècle*“ von der ersten, 1669 erschienenen Ausgabe des Molièreschen „Tartuffe“: „Man findet unterschiedlos Exemplare sowohl mit dem Titel: ‚*Le Tartuffe ou l'Imposteur*‘ (Tartuffe oder der Betrüger), wie auch mit dem Titel: ‚*L'Imposteur ou le Tartuffe*‘, ohne weiteren Unterschied“. Er bringt dann eine Wiedergabe des ersten, aber nicht des zweiten Titels, die er eben für vollkommen gleichwertig ansieht. Ein Mitarbeiter der Neuyorker „Nation“ kommt nun auf Grund eingehender Beschäftigung mit der Geschichte Molières zu dem Ergebnis, daß diese Annahme nicht zutrifft, daß vielmehr der Titel „*L'Imposteur*“ der ältere ist, der andere später gedruckt wurde und jenen ersten zu ersetzen bestimmt war.

Das Stück wurde im Jahre 1664 geschrieben und die ersten drei Akte am 12. Mai jenes Jahres vor Ludwig XIV. aufgeführt. Einige Freunde des Königs fühlten sich durch die Satire verletzt und setzten das Ver-

bot seiner öffentlichen Aufführung durch; doch wurde es sowohl 1664 wie 1665 noch mehrfach gespielt. Alle Berichte aus jenen Jahren bezeichnen nun das Stück als „*Tartuffe*". Im Jahre 1667 wurde das Verbot unter der Bedingung aufgehoben, daß der Name Tartuffe sowohl vom Titel wie aus der Liste der Personen gestrichen und eine Anzahl Stellen gemildert würden. Daraufhin erhielt das Stück den Titel „*L'Imposteur*" und die Hauptperson den Namen „*Panulphe*", und wurde mit diesen und einigen weiteren Änderungen am 5. Februar 1669 zum ersten Male wieder aufgeführt. Das Tagebuch des Schauspielers *La Grange*, eines Mitgliedes der Molièreschen Truppe, verzeichnet unter diesem Datum die Aufführung des neuen Molièreschen Lustspiels „*Imposteur ou Tartuffe*". In dem Rowfantschen Exemplar mit dem Titel „*L'Imposteur*" gehen nun dem Text nur zwei Blätter voraus, nämlich das Titelblatt und das königliche Privilegium mit der Liste der *elf* Schauspieler auf der Rückseite; in dem Exemplar mit dem Titel „*Le Tartuffe*" gehen dagegen 12 Seiten vorher, nämlich ein weißes Blatt, der Titel, neun Blätter mit einer Vorrede und ein Blatt mit dem Privilegium, das wiederum auf der Rückseite die Namen der Schauspieler trägt, aber *zwölf* statt elf, indem zu den früheren noch „*Elmire, femme d'Orgon*" hinzukommt Die erwähnte Vorrede ist nach *Brunet* in einigen Exemplaren nicht vorhanden; im übrigen ist der Text in beiden Ausgaben völlig gleich. Das Privilegium ist vom 15. März 1669 datiert und gibt Molière das Recht, „durch den Buchhändler oder Drucker, den zu wählen ihm belieben wird, ein von ihm gedichtetes Theaterstück, ‚*L'Imposteur*' betitelt, drucken, verkaufen und verschleißen zu lassen", am Schluß findet sich der Vermerk: „Druck zum ersten Mal beendet am 23. März 1669". Der durch das ganze Buch laufende Kopftitel ist „*L'Imposteur*" auf den linken und „*Comédie*" auf den rechten Seiten, mit Ausnahme der letzten Seite (96), die den Kopftitel „*L'Imposteur, Com.*" trägt. Die zweite rechtmäßige Ausgabe, deren Druck am 6. Juni 1669 beendet wurde, hat überall den Titel „*Tartuffe*". Nun erschien sowohl im Jahre 1667 wie auch, in zweiter Auflage, im Jahre 1668, also vor dem Druck des Lustspiels, ein „Brief über das Lustspiel vom Betrüger" (*„Lettre sur la comédie de l'Imposteur"*), dessen Urheberschaft allgemein *Molière* selbst zugeschrieben wurde. Nimmt man diese Tatsachen zusammen, so erscheint es in der Tat erwiesen, daß die beiden Ausgaben nicht gleichzeitig sind, sondern daß die Ausgabe mit dem Titel „*L'Imposteur*" zuerst und ohne die Vorrede, die mit dem andern Titel und der Vorrede aber später gedruckt wurde. Das würde auch die Tatsache erklären, daß die Ausgabe mit dem Titel „*L'Imposteur*" viel seltener ist als die zweite.

Von den zahlreichen Handschriften der Werke *Molières* ist bekanntlich nur außerordentlich wenig auf uns gelangt; um so größer ist natürlich die Freude, wenn hier und da einmal wieder eine echte Handschrift des Dichters, und sei sie noch so unerheblich, auftaucht. Ein Magistratsbeamter von Toulouse, M. *Piganiol*, hat unlängst, wie der „Mercure de France" mitteilt, das Glück gehabt, eine Namensschrift Molières zu entdecken, und zwar in einem Buche, das einst unzweifelhaft zur Bibliothek des Dichters gehört hat. Er hatte dieses Buch, einen kleinen Sedezband, schon vor vielen Jahren bei einem der bekannten fliegenden Buchhändler an der Seine gekauft, es aber dann lange Zeit unbeachtet in seiner Bibliothek liegen lassen, bis er es kürzlich einmal zum Lesen vornahm und dabei fand, daß auf dem Vorsatzblatt der Name „*J. B. Molière*" stand. Der Titel des Buches lautet: „*De Imperio Magni Mogolis, sive India vera Commentarius*". Verfasser ist der berühmte Reisende *Bernier*, der um die Mitte des XVII. Jahrhunderts große Teile von Asien und Afrika erforschte und mit Molière sehr befreundet war. Es ist also nur natürlich, daß Molière, der zugleich ein großer Freund von Büchern war und eine ansehnliche Bibliothek besaß, auch dieses Buch sein eigen nannte. Neben seinem Namen hat Molière auch den Preis eingetragen, den er für das Buch bezahlt hat; beide Einträge zeigen die gleiche Schrift und Tinte; leider ist nicht angegeben, wo hoch der bezahlte Preis war.

Für die mit der großen Schwedischen Kunstgewerbe-Ausstellung, die diesen Sommer in Stockholm stattfand, verbundene *Verlosung kunstgewerblicher Arbeiten* hat der Verlosungsausschuß, wie „Svenska Dagbladet" meldet, als Gewinne auf dem Gebiete des Buchgewerbes *Bibliophilen-Ausgaben* in einer Auflage von nur je 100 numerierten Exemplaren von vier schwedischen Literaturwerken, die ebenso literarisch wertvoll wie unbestritten beliebt sind, durch vier hervorragende Buchdruckereien der Hauptstadt ausführen lassen. Dabei ist in Papier, Schrift, typographischer Ausstattung und Einband das Bestmögliche zu erreichen gesucht. Gewählt wurden hierzu:

1. *Karl Michael Bellmann*, „Fredmans Epistlar", in Oktavformat auf echtem, festem Büttenpapier von schwach grünlichem Ton von *Ivar Haggströms* Buchdruckerei gedruckt. Zahlreiche Vignetten und Friese in Federzeichnungsmanier sowie auch den Einband, der von *Gustaf Hedberg* in Pergament mit Golddruck ausgeführt ist, komponierte dazu der bekannte Buchkünstler *Olle Hjortzberg*. Die Textrevision besorgte nach der Originalausgabe von 1790 Dozent *Ruben Gustafson Berg*. Ladenpreis 30 Kr.

2. *Erik Gustaf Geijer*, „Dikter" (Gedichte), in Quartformat auf „Antik"-Papier schwedischen Fabrikats von *P. A. Nordstedt & Söner* gedruckt, mit Geijers Bildnis in Photogravüre nach S. J. G. Sandbergs Original. Der Einband besteht aus Kalbspergament mit reicher Goldpressung. Ladenpreis 30 Kr.

3. *August Strindbergs* Drama „Mäster Olof" in der Versausgabe, in Quartformat auf Büttenpapier von der Fabrik *Lessebo* von Centraltryckeriet hergestellt, mit Friesen, Schlußstücken und Initialen in Rot, die die künstlerische Mitarbeiterin dieser Firma, Frl. *Emmy Biberg*, nach dem Vorbild der Buchausstattung zur Reformationszeit zeichnete. Die Deckel des auch von ihr komponierten Einbands (Pergament mit Golddruck)

halten Leinenbänder zusammen, die eigens hierfür von der Frauen-Kunstwebschule „Handarbetetsvänner" gewebt wurden. Ladenpreis 30 Kr.

4. *Selma Lagerlöf*, „Gösta Berlings saga". Das Format ist Großquart mit zwei Spalten auf der Seite, die Schrift Cicero Mediäval mit Überschriften und Initialen in Rot, auf dickem Büttenpapier von gelblichweißer Tönung von *Bröderna Lagerström* gedruckt. Der Einband ist von *Gustaf Hedberg* gezeichnet und hergestellt. Fünfzig Exemplare sind in Pergament eingebunden (Ladenpreis 50 Kr.), die übrigen fünfzig in Kalbsleder (Ladenpreis 60 Kr.). Die Textrevision besorgte die Verfasserin persönlich.

In was für Hände wohl diese Bibliophilenbücher bei der Verlosung geraten werden?

Auch ein Akt der Denkmalpflege. „Man kennt die Anekdote von dem Bauern, der zu seiner Verwunderung erfahren hatte, daß eine gelehrte Gesellschaft bei ihrer nächsten Tagung sein merkwürdiges altes Fachwerkhaus besichtigen wolle: er riß die Bude ein und ließ sich von einem Maurermeister aus der nächsten Stadt ein neues bauen, um die Gäste würdig zu empfahen. — Also auch der Kirchenvorstand der Jerusalem-Gemeinde zu Berlin, der bei dem noch sehr ungenügend organisierten öffentlichen Denkmalsschutz leider mit den ihm anvertrauten Grabdenkmälern machen kann was er will. Grab und Stein des Dichters *E. T. A. Hoffmann* waren noch vor wenigen Jahren in dem schönsten Zustande. Aber das 1822 von Hoffmanns 24 Freunden gesetzte Denkmal war nur aus Sandstein, und der gilt im Zeitalter der Siegesallee nicht für voll. Hoffmann kam bekanntlich Anfang des Jahrhunderts in Mode, und der besagte Kirchenvorstand wollte nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben; eine „Grabdenkmalfabrik" (so nennt das Unternehmen sich im Adreßbuch) erhielt also den Auftrag, den schoflen alten Stein mit seiner dämlichen Symbolik durch einen modernen ohne unnützes Beiwerk zu ersetzen. Ein „Arbeiter" der „Fabrik" zertrümmerte das sinnige Werk des alten Meisters mit der selben Wonne, mit der die Angehörigen gewisser Völkerschaften ihre Greise schlachten, und man stellte statt dessen ein Stück Granit in Form eines Plättbretts hin. Der Text des alten Steines ist in der Handschrift eines fleißigen Schulmädchens mechanisch wiederholt, auch der Zusatz ‚Gewidmet von seinen Freunden', der hier eine offenkundige Fälschung bedeutet und dem Wissenden wie Hohn klingt." — Diese heiter-traurige Episode steht zu lesen in dem Werke *„E. T. A. Hoffmann im persönlichen Verkehr"*, das *Hans von Müller*, der feine und gelehrte Hoffmann-Kenner, herausgegeben hat.

Von der *Reichsdruckerei zu Berlin* erhielt soeben das *„Deutsche Museum"* zu München zur Ausgestaltung der Gruppe *„Buchdruck"* eine lange Reihe sehr wertvoller Druckerzeugnisse: z. B. deutsche und italienische Inkunabeln in Faksimiledrucken, eine Kollektion von Druckschriften des XV. bis XVIII. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen, sehr schöne Nachbildungen von Holzschnitten alter Meister sowie als Meisterwerk neuerer Buchkunst ein Exemplar der „Nibelungen" von *Joseph Sattler*. Hierzu kamen die Schriftproben der kaiserlichen Reichsdruckerei, Randeinfassungen, Initialen und Zierleisten in fünf Bänden u. a. m. *Fl.*

Zur Casanova-Bibliographie (vergleiche Seite 256 dieses Jahrgangs) ließen sich jedenfalls noch manche Ergänzungen nachtragen. Ich verzeichne hier den ersten, von Octave Uzanne besorgten Abdruck der zwei unveröffentlichten Kapitel aus Casanovas Memoiren: Papiers inédits de Jacques Casanova de Seingalt. Les Mémoires: Extrait des chapitres quatre et cinque (in: L'Ermitage. Revue de Littérature et d'Art. Dix-septième Année. Tome II No. 9. Paris 1906. S. 151—168; daneben erschienen noch andere Casanova-Mitteilungen in derselben Zeitschrift), sowie die erste deutsche Übersetzung dieser Kapitel von Franz Blei (in: Der Amethyst. Wien. 1906. Seite 327—342). Die beste englische Übersetzung der Memoiren ist: The Memoirs of Jaques Casanova. Written by himself now for the first time translated into english, in twelve volumes. (Paris?) Privately printed (in 1000 Exemplaren).

G. A. E. Bogeng.

Das durch Gustav Freytags „Soll und Haben" berühmt gewordene Molinari-Haus in Breslau soll um ein Stockwerk erhöht, und so der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben. Bei dieser Gelegenheit wird die Fassade wieder das Aussehen erhalten, das sie zu der Zeit hatte, in welcher der Roman spielt.

Das Germanische Museum in Nürnberg ist in den Besitz eines ebenso eigenartigen, wie willkommenen Vermächtnisses gelangt. Der im März dieses Jahres in München verstorbene bekannte Kunst- und Kulturhistoriker Professor Dr. *Alwin Schultz*, der dem Verwaltungsausschusse des Museums fast vierzig Jahre hindurch angehört hatte, hat letztwillig seinen gesamten wissenschaftlichen Apparat, sowie einige Kunstgegenstände, darunter einen silbermontierten altmeißener Porzellanhumpen, als seine Stiftung überlassen. Das Vermächtnis gewährt die wertvollsten Einblicke in den ausgedehnten Interessenkreis und die Arbeitsweise eines vielseitigen und überaus fruchtbaren deutschen Gelehrten. Zu einem viele Tausende von Blättern umfassenden, sorgfältig nach Zeiten, Ländern und Schulen geordneten Bilderrepertorium für alle nur denkbaren Zweige kunstgeschichtlicher Forschung gesellt sich eine, gleichfalls sehr reichhaltige, auch manche ältere Blätter enthaltende Kostümbildersammlung, die mit jenem zusammen 310 Mappen und Kapseln füllt. Die wissenschaftliche Korrespondenz, die zugleich eine nicht uninteressante Autographensammlung darstellt, wird zusammmen mit den genannten Bildersammlungen, den um viele wertvolle Anmerkungen und Exkurse bereicherten Handexemplaren der Werke des Forschers, seinen Notizbüchern und sonstigen Aufzeichnungen noch

manchem Kunst- und Kulturhistoriker von nicht geringem Nutzen sein, und so weiterhin für die Wissenschaft reiche Frucht tragen.

Im Heft 1 des 48. Jahrganges der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" veröffentlicht der Egerer Archivar kaiserlicher Rat Dr. *Siegl* einen Aufsatz über *Johannes Sensenschmid*, einen berühmten Buchdrucker aus Eger, und dessen Werke. Dieser Sensenschmid, der um 1425 zu Eger geboren wurde, legte 1470 die erste Druckerei in Nürnberg an, übersiedelte 1478 nach Bamberg und starb hier bald nach 1490 oder 1491. Die Erzeugnisse aus seiner Offizin werden zu den prächtigsten und bestausgestatteten auf dem Gebiete des Wiegendruckes gerechnet. Besonders gerühmt wird aber der Fleiß, den Sensenschmid auf die Korrektur seiner Werke zu verwenden pflegte. Diese Werke hat Dr. Siegl an der Hand der Kataloge des Britischen Museums in London und anderer größerer Bibliotheken genau verzeichnet, dabei auch zwei Drucke angeführt, die in keinem bibliographischen Handbuche über Inkunabeldrucke aufgenommen erscheinen, im Egerer Archiv jedoch erhalten geblieben sind. Es sind zwei Einladungen von Bürgermeister und Rat und den Armbrustschützen zu Bamberg an den Egerer Rat und die Schießgesellen in Eger vom 9. Juli 1483 und vom 23. Juli 1488.

Eine *Ausstellung von Werken russischer Schriftsteller* beabsichtigt man nach dem Vorbild des jüngst errichteten Tolstoi-Museums in *St. Petersburg* zu veranstalten. In den Räumen der Akademie der Wissenschaften sollen die Werke und noch vorhandenen Manuskripte sämtlicher bedeutenden russischen Dichter und Schriftsteller, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, wie auch deren Bildnisse und Büsten ausgestellt werden, um über die auch für das Ausland bedeutsam gewordenen Größen, die die russische Literatur hervorgebracht hat, eine Übersicht zu geben.

(Nationalzeitung.)

Der 55. Band der *Allgemeinen deutschen Biographie* wird, nach einem Bericht des Geh. Rats Dove (des Nachfolgers Dr. Bettelheims in der Redaktion des Werkes) an die historische Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften, als Schlußstein fünfzigjähriger Arbeit zu Wintersanfang 1909 vorliegen. Er wird den Umfang der vorausgehenden Bände nicht ganz erreichen. Auch ein Generalregister wird mit Benutzung der Vorarbeiten des Kanzleisekretärs Graap (Schleswig) vom Reichsarchivpraktikanten Dr. Fritz Gerlich hergestellt.

Für die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, die im Auftrage der Historischen Kommission der Münchener Akademie geschrieben wird, geht die Geschichte der Physik ihrer Vollendung entgegen. Professor *Gerlach* in Clausthal hofft sie etwa binnen Jahresfrist fertigstellen zu können. Auch die Geschichte der Rechtswissenschaft, die Professor *Landsberg* in Bonn, in drei Bänden schreibt, geht jetzt mit der abschließenden zweiten Hälfte des dritten Bandes ihrer Vollendung entgegen.

Eine Gedächtnisausstellung für Angelika Kauffmann veranstaltet derzeit das Kupferstichkabinett des Museums der bildenden Künste in Pest. Die Freundin Goethes ist mit acht Gemälden, darunter ihrem Selbstbildnis und einer bezeichneten Miniatur „Flora", ferner mit 19 Radierungen vertreten. Die Ausstellung wird durch 164 zeitgenössische Reproduktionen nach Werken der Angelika vervollständigt, von Graphikern wie Bartolozzi, Reyland und Burke.

Elektrizität, Saugluft-, Heiz- und Entstaubungs anlagen im Gebäude der neuen Königlichen Bibliothek zu Berlin. Die neue Königliche Bibliothek in Berlin, die einen ganzen Straßenblock, einnimmt, ist nunmehr in der Hauptsache des imposanten Baues nach den Plänen von Ihne und Adams vollendet. Besonderes Interesse beanspruchen in dem weitläufigen Bau jene Verrichtungen, welche die Bestellung, Förderung und Verteilung der Bücher zu vermitteln haben und von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft installiert wurden.

Die Magazine sind in den nach den Straßenfronten zu gelegenen Teilen des Gebäudes angeordnet. Das Problem, die Bücher von hier aus an mehrere Ausgabestellen zu befördern, bedurfte eines besonderen Apparates. Die viel gerühmten amerikanischen Institute gleicher Größe, die für denselben Zweck elektrische Beförderung in Form eines einzigen Paternosterwerkes besitzen, konnten als vorbildliche Muster nicht in Betracht kommen, da dort, in den Präsenzbibliotheken, nur eine einzige Ausgabestelle, nämlich die im Lesesaal, vorhanden ist und man die Magazine sämtlich unmittelbar um diesen Raum gruppieren konnte.

Der Apparat der Berliner Königlichen Bibliothek arbeitet in folgender Weise. Der vom Besteller im Lesesaal oder an einer Leihstelle abgegebene Bestellzettel auf irgendein Werk wird von einem Bibliotheks-Beamten mit einem Zeichen versehen, das den Lagerort des Buches genau angibt. Der Zettel wird darauf in einer Kapsel mittels Rohrpost in den Raum einer „Zentralstelle" geblasen, deren es zwei, die eine im Ostflügel, die andere im Westflügel des Gebäudes, gibt. Jede Zentrale ist durch kleine elektrische, vermittels Druckknopf steuerbare Aufzüge mit den einzelnen Büchergeschossen unmittelbar verbunden und zwar je einer mit einem der Geschosse. Für sämtliche Geschosse gemeinsam steht außerdem noch je ein Bücher- und Personen-Fahrstuhl zur Verfügung. Desgleichen führen von der Zentrale zu den Bücherspeichern pneumatische Rohre. Der Empfänger des eben erwähnten, zur Zentralstelle beförderten Bestellzettels besorgt nun, wiederum auf pneumatischem Wege, und zwar nach Maßgabe des Signums des betreffenden Werkes, die Weiterbeförderung in das entsprechende Büchergeschoß. Dort weilende Diener entnehmen die Bücher den Gestellen

und legen dieselben in Handwagen (die demnächst durch elektrische ersetzt werden sollen) und rollen die Wagen an den nächsten Aufzug, der sie dann zur Zentralstelle mitnimmt. Elektrische Signallampen künden unten das Herannahen des Fahrstuhles an. Die Bücher werden nun vom Vermittlungsbeamten unter Benutzung einer kleinen elektrischen Bahn entweder nach dem Ausgaberaum des Lesesaales oder nach anderen Ausgabestellen geschafft. Die mit etwa $2^1/_2$pferdigen Motoren ausgerüsteten Wagen arbeiten völlig automatisch.

Außer für die Beförderung der Bücher hat die elektrische Kraft hier im Hause noch mannigfache andere Dienste zu leisten. Es seien u. a. die von der Firma Rudolf Ottemeyer in Berlin installierten Heizanlagen genannt. Die aus dem Hofschacht entnommene Frischluft wird von einem Exhauster angesogen und gelangt zunächst in eine mit Rippenheizkörpern ausgerüstete große Vorwärmekammer. Die angewärmte Luft wird vom Exhauster in die Kanäle gedrückt und auf diese Weise in den Lesesälen usw. verteilt. Die Dampfzufuhr in die Rippenheizkörper wird durch Ventile geregelt, während die Zufuhr an Warmluft durch Jalusien vermittelst ebenfalls außerhalb der Heizkammern liegender Handräder genau eingestellt werden kann. Ähnliche Regulierorgane befinden sich in den andererorts im Hause verteilten, gleichfalls mit Heizkörpern versehenen kleineren Zusatzwärmekammern. Mit demselben elektrischen Exhauster kann das Haus ebensogut mit kalter Luft versehen werden. In diesem Falle werden die Heizkörper geschlossen, nur der Frischluftkanal bleibt geöffnet.

Eine Besonderheit bilden die im Kellergeschoß befindlichen maschinellen Einrichtungen zur Erzeugung des Vakuums für die Entstäubungs-Anlage. Da diese schon wegen der Reinigung der Bücher besonders wichtig ist, so hat man zwei Anlagen errichtet, so daß im Notfalle die eine für die andere einspringen kann. Neben dem Elektromotor befindliche Kästen enthalten Wasser, in das der angesammelte Staub hineingeleitet wird.

Eine Rohrpostanlage, von der Firma Paul Hardegen & Co. in Berlin installiert, verbindet die Hauptbureaus der Bibliotheksleitung miteinander. Sie besteht im wesentlichen aus zwei Elektromotoren von je 14 PS, welche die Exhaustoren in Bewegung setzen.

P. Hennig.

Die Begründung einer neuen *Privatpresse* kündigt der Verlag *Hans von Weber* in *München* an. Es sollen bedeutende Werke der deutschen und fremden Literatur in einer Auflage von hundert Stück erscheinen und der Name lautet entsprechend „Die Hundert“, ein Bookclub also, der seinen Mitgliedern das Erlesenste nach Inhalt und Gewandung bieten will. Der Einband bleibt dem Belieben des Einzelnen überlassen (sehr richtig!). Jährlich sollen höchstens vier Publikationen erscheinen, die Preise zusammen 200 Mark nicht übersteigen. Den Anfang wird eine getreue typographische Nachbildung des „Tristrant“ von 1484 bilden, für den sich durch Zufall das gesamte Satzmaterial in der ursprünglichen

Gestalt beschaffen ließ. Gewiß erfreulich, uns wäre freilich vom Standpunkt der Wissenschaft eine schöne mechanische Reproduktion, trotz diesem glücklichen Ungefähr, noch lieber. Wie uns der Verlag privatim mitteilt, haben sich bereits fast dreihundert Unterzeichner gemeldet, ein schönes Zeugnis des wachsenden Opfersinns für wertvolle Publikationen.

Aus der Initiative *Melchior Lechters* und unter seiner Leitung werden aus der Druckerei von *Otto von Holten* in *Berlin* die Drucke der *Einhorn-Presse* hervorgehen. Sie wollen (selbstverständlich) für das Buch als Kunstwerk in unserer Zeit einen gültigen Typus schaffen helfen. Wäre es nicht besser, das Buch, sofern es Kunstwerk ist, immer differenzierter, als einzigartiges Individuum zu gestalten? — Als Opus 1 erscheint „Herrschaft und Dienst" von Friedrich Wolters, ein Buch vom rein geistigen Herrschertum, gelöst von den Zufälligkeiten der Zeit und des Ortes, gedeutet (wieder selbstverständlich) an *Stefan George*. Subskription bis zum 15. Dezember 1909, Büttenausgabe 24 Mark (500 Exemplare), Pergamentausgabe 300 Mark (zehn Drucke auf Pergament in gebleichtem Schweinsleder-Einband).

Die Buchhandlung *Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk* in *München* teilt uns mit, daß das *Prümer Evangeliar* (siehe Juniheft, Beiblatt S. 13) von *K. von Rózycki* in einem Privatdruck beschrieben worden ist, dessen noch übrige Exemplare der Firma vom Verfasser zum Verkauf übergeben worden sind (Preis M. 2). Der Titel lautet: Das *Evangeliarium Prumense*, ein Geschenk des Kaisers Lothar I. an das Kloster Prüm (a. 852). 1904 (8°, 16 S. mit 3 Tafeln).

Die bedeutende Bibliothek des Bibliophilen *Francesco Comparetti* in Rom, Via Ripetta, wurde durch Brand vollständig zerstört. Man schätzt den Wert der vernichteten Bücher und Pergamenthandschriften auf mindestens 150000 Lire.

Die bekannte Zeitschrift für französische Volkskunde „*Mélusine*", die seit 1878 von den Herren *Rolland* und *Gaidoz* in zehn Bänden herausgegeben worden ist, wird nach dem Tode Rollands ihr Erscheinen einstellen. Ein elfter Band, den der zweite Herausgeber bearbeitet, wird ein Generalregister enthalten und, wie der Verlag *H. Welter* in *Paris* mitteilt, im Frühjahr 1910 erscheinen.

Der zweite Jahrgang des *Taschenbuches des Bücherfreundes* (siehe Maiheft, Beiblatt S. 7) von Dr. *Bogeng* für 1910 (Verlag von *Max Harrwitz*, Nikolassee) wird voraussichtlich Anfang Dezember dieses Jahres erscheinen. Wie wir hören, sollen in der Fortsetzung der „Fachkunde des Büchersammlers" etwa 1000 Büchereien berücksichtigt werden; auch der erste Versuch einer Darstellung der historischen Entwicklung des Altbücher-

marktes in Hinsicht auf seine moderne Organisation wird lebhaftem Interesse begegnen. Der erste Teil bringt eine unter der Kollektivbezeichnung „Grisebachiana" gebotene Erinnerung an das frühere Ehrenmitglied der Gesellschaft der Bücherfreunde, *Eduard Grisebach*, dazu eine Abbildung aus seiner Bücherei und die getreue Wiedergabe seiner zwei Exlibris. Den von der Kritik ausgesprochenen Wünschen ist nach Möglichkeit (durch größere Schrift usw.) Rechnung getragen worden, so daß dieser Jahrgang 1910 vermutlich noch mehr Beifall finden wird als sein Vorgänger.

In seinem Katalog 50, der unter seinen 210 Nummern manches schöne und seltene Buch anbietet, verzeichnet *Paul Graupe* in *Berlin* ein Calendarium latinum für das Jahr 1491, das nach Typen und Druckanordnung dem Leipziger Drucker *Martin Landsberg* (*Herbipolensis*) zuzuweisen ist und bisher unbekannt war. Das Kalendarium fehlt auch unter den Drucken Landsbergs in dem soeben als Jubiläumsausgabe für die Universität Leipzig erschienenen XXXV. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen: Die Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen und der Herzoglichen Bibliothek in Altenburg. Ein Verzeichnis von *Otto Günther* (Leipzig, Otto Harrassowitz 1909, XI, 353 S.). Wir benutzen die Gelegenheit, diese wertvolle und nützliche Bibliographie Inkunabelsammlern und Bibliothekaren zu empfehlen.

Diesem Hefte liegen Prospekte bei: von der Verlagshandlung *Harmonie* und *S. Schottländer's Schlesische Verlagsanstalt* in Berlin, über die von *Hans Feigl* besorgte neue Ausgabe des Vossischen Homers (Verlag *Carl Konegen* in Wien), über Lothar Schmidt's Briefsammlung „*Die Renaissance*" (Verlag *Klinkhardt & Biermann* in Leipzig), und über die *Memoirenbibliothek* des Verlags *Robert Lutz* in Stuttgart.

Literatur und Justiz.

Wegen *Feilhaltens unzüchtiger Abbildungen* ist am 24. Juni vom Landgerichte Posen der Papierwarenhändler *Michael Pankowski* zu 20 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Außerdem ist auf Einziehung von 28 Ansichtspostkarten erkannt worden. Der Angeklagte will die Karten nur in einem zugeklappten Album aufbewahrt haben, aber es ist festgestellt, daß neun von den Karten im Schaufenster gelegen haben. Die Karten sind sämtlich Nachbildungen von Gemälden berühmter Meister und stellen üppige Frauen dar. Kunstliebhaber, sagt das Urteil, mögen dadurch nicht verletzt werden, wohl aber das große Publikum, wenn es die Bilder im Schaufenster oder im Album des Angeklagten sieht. Der Angeklagte hat die Karten nicht bloß zum Studium verkauft, sondern auch zur Befriedigung geschlechtlicher Lüsternheit. Die Revision des Angeklagten, der darauf verwies, daß die Originalgemälde keinen Anstoß erregen, wurde am 9. November vom Reichsgerichte verworfen.

Am 30. Oktober nachmittags erschienen fünf Polizeibeamte in der Verlagsbuchhandlung E. W. Bonsels & Co., München, Leopoldstraße 77, und konfiszierten die vorhandenen 40—50 Exemplare des Buches „Kyrie eleison" von W. Bonsels, das, mit verschiedenen Radierungen Willy Geigers ausgestattet, 1907 herauskam. Im vorigen Winter las der Verfasser bei einer Abendveranstaltung des Münchener „Deutschen Literaturvereines" im „Russischen Hof" einige Abschnitte aus diesem Werke vor, das die ganze Tragik eines Menschen schildern will, dessen Sexualität ihn bis an die Grenzen des Mordes treibt. Das Buch will literarisch gewertet sein und ist angeblich auch von Autoritäten so genommen worden, wie dem Verfasser verschiedene Briefe, unter anderen von Detlev v. Liliencron und Richard Dehmel, bezeugten. Der Verlag hat sofort Protest gegen die Konfiszierung einlegen lassen.

Fl.

Beschlagnahmt wurde die Druckschrift „Die Geschichte von Venus und Tannhäuser, eine romantische Novelle" von *Aubrey Beardsley*, Verlag von *Hans von Weber* in *München*, nach § 184,1 des Reichsstrafgesetzbuchs. (Leipziger Tageblatt.)

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Paul Alicke in *Dresden*. Nr. 87. Handzeichnungen alter und neuer Meister.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 568. Theologia Catholica zum Teil aus der Bibliothek des † Prälaten Dr. Friedrich Schneider in Mainz. Erster Teil: Die Bibel und ihre Exegese.

Richard Bertling in *Dresden*. Nr. 66. Autographen. Dichter. Schriftsteller. Gelehrte. Literarhistoriker. Buchhändler. Buchdrucker.

B. H. Blackwell in *Oxford*. Nr. 133. India and the far East.

C. G. Boerner in *Leipzig*. Nr. 14. Autographen und historische Dokumente enthaltend die reichhaltige historische Sammlung Adolf Brauer — Weimar. — Nr. 15. Faust und Werther (einer der typographisch und inhaltlich reizvollsten Kataloge der neueren Zeit).

Ernst Carlebach in *Heidelberg*. Nr. 312. Naturwissenschaften und Medizin. — Nr. 313. Astronomie. Chemie. Mathematik und Physik. — Nr. 314. Kunst und illustrierte Werke.

Franz Deuticke in *Wien I*. Antiquarischer Anzeiger. Nr. 81.

Victor Eytelhuber in *Wien VIII/1*. Antiquariats-Anzeiger Nr. 40.

Ernst Frensdorff in *Berlin SW. 11*. Antiquariats-Katalog Nr. 56.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I*. Anzeiger Nr. 89. — Nr. 93. Deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Richard Härtel in *Dresden-A*. Nr. 65. Kulturgeschichte.

Karl Ernst Henrici in *Berlin W. 35.* Nr. 5. 207 Frauenporträts. 437 Männerporträts.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 372. Kulturgeschichte, Handel und Verkehr.

Wilh. Jacobsohn & Co. in *Breslau V.* Nr. 235. 1500 wertvolle hervorragende Werke aus Kunst und Wissenschaft.

Koebner'sche Buchhandlung in *Breslau I.* Nr. 275. Kultur- und Sittengeschichte. Curiosa. Französische Romane. Folkloristik.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 181. Bibliothek des schwäbischen Dichters Adolf Grimminger, Deutsche Literatur (erste Ausgaben), Literaturgeschichte, Taschenbücher, Germanistik, Sagen- und Mythenkunde.

Bernh. Liebisch in *Leipzig.* Nr. 178. Für Bücherliebhaber.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Antiquarischer Büchermarkt. Nr. 74 und 75. Geschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Literaturgeschichte. — Nr. 194. Billige und gute Bücher aller Wissenszweige.

Friedrich Meyers Buchhandlung in *Leipzig.* Nr. 91. Deutsche Literatur.

C. Mussotter in *Munderkingen, Wg.* Nr. 92. Deutsche Literatur seit Goethes Tod.

Ottosche Buchhandlung in *Leipzig.* Kunstgeschichte, Ästhetik, Illustrierte Bücher, Archäologie, Baukunst und Architektur.

Oskar Rauthe in *Berlin W. 57.* Berliner Antiquariats-Anzeiger Nr. 18. — Nr. 19. Deutsche Literatur in Erstausgaben.

Sänger & Friedberg in *Frankfurt a. M.* Nr. 12. Bibel. Bibliographie. Flugblätter und Gelegenheitsschriften. Hebraica und Judaica. — Nr. 13. Antiquarische Predigten.

Wilhelm Scholz in *Braunschweig.* Nr. 42. Bücherschätze für solche, die ohnmaßen Begehr haben nach alten Scarteken, Famoslibellen, gelehrten historischen Schinken aus Nieder-Sachsen und andern Ländern des Heil. Römischen Reichs D. N. und der sunstigen Alten vnd Newen Welt, auch fröhlicher Dichtkunst, edler Musika, Bildnuß vnd Gleichnuß, sowie der Sacrosancta Theologia, bakulosen Wissenschaften vnd dergl. mehr.

Franz Seeliger vorm. Lederer in *Berlin W.* Nr. 7. Erste Ausgaben. Berolinensia. Folklore, Genealogie, Heraldik, Kunst- und illustrierte Werke (Lacroix).

Süddeutsches Antiquariat in *München.* Nr. 119. Deutsche Literatur von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Karl Theodor Völcker's Verlag und Antiquariat in *Frankfurt a. M.* Nr. 279. Rheinprovinz und Westfalen.

W. Weber in *Berlin W. 8.* Nr. 1. Mitteilungen aus dem Antiquariat.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 96. Sachsen, Thüringen. — Mitteilungen für Bücherfreunde. Neue Folge. Nr. 40.

Rudolf Zinkes Antiquariat, B. van Groningen in *Dresden.* Mitteilungen Nr. 2.

Aufruf.

Am 22. Juli ist **Detlev v. Liliencron**, 65 Jahre alt, plötzlich gestorben. Erst mit 40 Jahren als Dichter hervorgetreten, erst mit 60 Jahren zu allgemeiner Anerkennung gelangt, konnte er nicht mehr für den künftigen Wohlstand seiner nächsten Angehörigen sorgen. Die Einnahmen aus seinen Werken reichen nicht aus, um seiner Witwe einen standesgemäßen Haushalt und seinen Kindern eine der Bedeutung ihres Vaters angemessene Erziehung zu sichern. Liliencron ist der einzige deutsche Dichter, aus dem der Geist der Bismarckschen Zeitwende spricht, der Aufschwung des deutschen Selbstgefühls; mit ebenso volkstümlicher Natürlichkeit wie eigentümlicher Phantasie faßt er die männlichsten und menschlichsten Züge jener bewegten Zeit zusammen, und es würde nicht rühmlich für Deutschland sein, wenn die Kinder gerade dieses Dichters auf private Almosen angewiesen blieben. Wir halten es für eine Herzenspflicht unseres Volkes, für eine Ehrenpflicht jedes Gebildeten, das zu verhüten, und ersuchen alle Gleichgesinnten, zu einer **Nationalspende an die Hinterbliebenen des Dichters** beizusteuern. Alle Zeitungen bitten wir um Nachdruck dieses Aufrufes. Zur Einsammelung der Beiträge hat die Reichshauptbank in Berlin ein Girokonto unter dem Titel „Liliencron-Spende“ eingerichtet, auf das **bei allen Reichsbankanstalten** (auch Nebenstellen) Einzahlungen bis Ende des Jahres (für die Einzahler gebührenfrei) erfolgen können. Am 3. Januar 1910 wird die Sammlung geschlossen. Das Bankhaus M. M. Warburg & Co. in Hamburg hat sich bereit erklärt, die mündelsichere Verwaltung des gesammelten Vermögens zu übernehmen, und wird den Ertrag der Spende binnen vier Wochen nach Schluß der Sammlung im „Reichs-Anzeiger“ bekannt machen.

Oberbürgermeister Dr. Adickes, Frankfurt a. M. — Conrad Ansorge, Berlin-Westend. — Geh. Kommerzienrat Ed. Arnhold, Berlin-Wannsee. — W. Geh. Rat Prof. Dr. Adolf v. Baeyer, München. – Generaldirektor Ballin, Hamburg. – Prof. Peter Behrens, Berlin-Neubabelsberg. – Reichskanzler Dr. v. Bethmann-Hollweg, Berlin. — Oberbürgermeister Geh. Rat. Dr. Beutler, Dresden. – Kommerzienrat E. v. Borsig, Berlin-Tegel. — Albert Brockhaus, Leipzig. — Fürst Bernhard v. Bülow, z. Z. Rom. – Oberpräsident Detlev v. Bülow, Schleswig. — Bürgermeister Dr. Burchard, Präsident des Senats, Hamburg. — Dr. Richard Dehmel, Blankenese b. Hamburg. — Dr. Kurt v. Eichborn, Breslau. — General der Kav. v. Einem, Kmmdr. d. VII. A.-K., Münster i. W. — Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, Weimar. — Geh. Komm.-Rat Dr. L. Gans, Frankfurt a. M. — Prof. August Gaul, Berlin-Grunewald. – Generaldirektor A. v. Gwinner, Berlin. — W. Geh. Ob.-Reg.-Rat Prof. D. Dr. Harnack, Gen.-Dir. d. K. Bibl., Berlin. — Dr. Gerhart Hauptmann, Agnetendorf i. Riesengebg. — Wirkl. Geh. Rat Havenstein, Präsdt. d. Reichsbank-Dir., Berlin. — Prof. Dr. Adolf v. Hildebrand, München. — Wirkl. Geh. Rat Dr. v. Holleben, Botschafter a. D., Berlin. — Geh. Komm.-Rat Emil Kirdorf, Mülheim (Ruhr) u. Gelsenkirchen. — Oberbürgermeister Kirschner, Berlin. — Prof. Dr. Max Klinger, Leipzig. — Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Laband, Straßburg i. E. — Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Lamprecht, Leipzig. — Dr. Karl Lanz, Mannheim. — Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. v. Leyden u. Frau Marie v. Leyden, Berlin. – Prof. Dr. Alfred Lichtwark, Hamburg. — Prof. Max Liebermann, Berlin. — Wirkl. Geh. Rat Oberpräsidt. v. Loebel, Potsdam. — Geh. Komm.-Rat Dr. Ing. J. Loewe, Berlin. — Dr. Marcus, reg. Bürgermstr., Bremen. — Senator Dr. v. Melle, Hamburg. — Generalkonsul Franz v. Mendelssohn, Berlin-Grunewald. — Generalkonsul Robert v. Mendelssohn, Berlin-Grunewald. — Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer, Leipzig. — Gen.-Dir. Dr. Ing. W. v. Oechelhäuser, Dessau. — Geh. Komm.-Rat A. v. Pflaum, Stuttgart. — Dr. Wilhelm Raabe, Braunschweig. — Geh. Baurat Dr. Ing. Emil Rathenau, Berlin. — Dr. Walther Rathenau, Berlin. — Prof. Dr. Max Reger, Leipzig. — Bürgermeister Dr. G. Reicke, Berlin. — Prof. Dr. Raoul Richter, Leipzig. — Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer, Berlin. — Karl v. Schlözer, a. o. Gesandter u. bevollm. Minister, München. — Prof. Dr. G. v. Schmoller, Berlin. — Geh. Seehandlgsrat A. Schoeller, Berlin. — Edmund J. A. Siemers, Hamburg. — Prof. Werner Sombart, Schreiberhau i. Riesengeb. — Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg i. E. — Frau Adeline Stinnes, Mühlheim (Ruhr). — Komm.-Rat Gustav Stinnes, Mühlheim (Ruhr). — Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauß, Charlottenburg. — Prof. Dr. Hans Thoma, Karlsruhe. — Admiral à l. s. d. Seeoff.-Krps. Thomsen, Kiel. — Staatsmin. u. Staatssekr.

d. R.-Marine-Amts Admiral v. Tirpitz, Berlin. — General-Lt. z. D. Lothar v. Trotha, Godesberg a. Rh. — Prof. Wilhelm Trübner, Karlsruhe. — Prof. Louis Tuaillon, Berlin-Grunewald. — Vize-Admiral z. D. V. Valois, Berlin. — General d. Kav. Frhr. v. Viteinghoff, Kmmdr. d. IX. A. K., Altona. — Dr. Ernst Vollert, I. Vorst. d. Deutsch. Buchhdlr.-Börsenvereins, Berlin. — Oberbürgermeister Wallraf, Cöln. — Max M. Warburg, Hamburg. — Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. August Weismann, Freiburg i. Br. — Oberpräsident v. Windheim, Königsberg i. Pr.— Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. W. Wundt, Leipzig.

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

I. Jahrgang. Januar 1910. **Heft 10.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Als neue Mitglieder sind der Gesellschaft seit Ausgabe des IX. Jahrbuches beigetreten

für das Jahr 1909:

21. *Kantons- und Universitäts-Bibliothek* zu Freiburg (Schweiz).
27. Dr. *Erwin Riedemann*, Referendar, Hamburg, Alsterufer 27.
94. *Alfred Nauen*, kgl. spanischer Vice-Consul, Mannheim, E. 4. Nr. 2.
153. Dr. *Paul Mahn*, Herausgeber der Grenzboten, Berlin-Westend, Ahorn-Allee 43/45.
200. *Carl Merck*, Referendar, Hamburg, Alte Rabenstr. 29.
207. Dr. *Curt Zander*, Geh. Regierungsrat, Berlin W., Kurfürstenstr. 117.
225. Dr. *Robert Priebsch*, Professor an der Universität, London, 1. Downside Crescent, Haverstock Hill, London N. W.
233. *Max Köpcke*, Kaufmann, Hamburg, Bieberstr. 9 II.
265. *E. L. Milner-Barry*, Esq., M. A., University College of North Wales, Bangor, England.
313. Dr. med. *Friedrich Wiese*, Assistent der Kgl. medizinischen Klinik, Breslau, Hobrechtufer 4.
427. Dr. *Harry Hollatz*, Privatdozent der Rechte, Schloß Peseux bei Neuchâtel, Schweiz.
447. Dr. *Leopold Karl Goetz*, Professor der Universität, Bonn, Kurfürstenstr. 13.
481. *Edgar Michahelles*, Kaufmann, Hamburg, Heilwigstr. 33
533. *Emil Steinbecher*, Prokurist i. H. Heinrichshofen'sche Buchhandlung, Magdeburg, Breiteweg 171/2.
648. Dr. jur. *Hans Kirchberger*, Referendar, Leipzig, Kronprinzstr. 2.
633. Dr. *László von Farkas*, Gutsbesitzer, Budapest VIII, Baross útca 3 (z. Z.: Ortmann (N.-Österr.), Sanatorium Wienerwald).
649. *Erich Kohlsaat*, Klein Flottbeck bei Altona, Holztwiete 16.
661. *Paul Schwarzer*, Glasfabrikdirektor, Glashütte Friedrichsthal bei Costebrau (N.-L.).
725. *Johannes Prinzhorn*, Pastor und Realschuldirektor a. D., Leipzig, Yorkstr. 5 part.
803. *Ernst Godeffroy*, Kaufmann, Hamburg, Heimhuderstr. 32.
856. Dr. jur. *Reinhard Crasemann*, Landrichter, Hamburg, Carlstraße 32.
891. *Eugen Görtz*, Mainz, Boppstr. 2.

Für das Jahr 1910 sind vorgemerkt:

Dr. med. *Ernst Schümann*, Dresden-A., Johannstädter Krankenhaus.
August Roos, Mannheim.
Dr. jur. *Werner von der Schulenburg*, Referendar, Hamburg, Böhmersweg 4.
Dr. *Rudolf Katz*, Frauenarzt, Berlin W., Motzstr. 19 I
Fräulein *Elli Holländer*, Breslau 18, Kurfürstenstr. 5.
Rudolf Richter, Hamburg, Schwanenwik 36.
Michael Elias, Institutsvorsteher, Darmstadt, Hochstr. 58.

Die Versendung der zweiten Publikation für das Jahr 1909, *Schillers Persönlichkeit*, *Band III*, herausgegeben von Dr. *Julius Petersen*, wird im Februar erfolgen.

Auf die durch Beschluß der Generalversammlung vom 26. September festgesetzte Erhöhung des Jahresbeitrags für 1910 und folgende Jahre auf *zwölf Mark* sei hier nochmals hingewiesen.

Auf Grund von § 6 der Satzungen ist durch einstimmigen Beschluß des Gesellschaftsvorstandes Herr *Willy Schindler*, Verlagsbuchhändler (bisher in Berlin-Wilmersdorf, Motzstr. 51., zurzeit in Preßburg) aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden.

WEIMAR, Grunstedterstr. 16.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen
I. A. Prof. Dr. Carl Schüddekopf.

Pariser Brief.

Unter den künstlerisch gebildeten und strebenden Pariser Verlegern herrscht eine *Mißstimmung über die Leistungsfähigkeit der französischen Privatdruckereien*, die ein Wortführer dieser Verlegergruppe kürzlich in einem Bericht an das Unterstaatssekretariat der schönen Künste zum Ausdruck brachte. Bei dieser Gelegenheit wurde von Herrn *Dujardin-Beaumetz* eine Nummer der Zeitschrift für Bücherfreunde vorgelegt mit der Bemerkung „Sehen Sie, eine derartig vollendete typographische Leistung auf vorzüglichstem Papier können wir in Frankreich von unseren Privatdruckereien zurzeit nicht erreichen.“ Gleichzeitig wurden dem Unterstaatssekretär der schönen Künste als typographische Musterbeispiele einige neue in Antiqua gedruckte Bücher des *Inselverlages*: Balzac, Gesammelte Werke, Le Sage, Gil Blas, Hugo von Hofmannsthal, Der weiße Fächer, das Hyperion-Jahrbuch und Henry van der Velde „Vom neuen Stil“ überreicht mit der Bitte, von den außerordentlichen Fortschritten des deutschen Buchgewerbes, die die französischen Leistungen aus neuester Zeit weit überträfen, Kenntnis zu nehmen. Auch die Kataloge der Firma *Gebrüder Klingspohr* in Offenbach haben in den Pariser Verlegerkreisen schöne Eindrücke geweckt.

Es ist nun die Frage zu erwägen, ob diese kleinen, ideellen Erfolge deutscher Buchkunst in Frankreich praktische Folgen zu zeitigen vermögen. Wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, sind die Aussichten nicht sehr groß. Während die Firma *Welter* in Paris, deren Besitzer ein geborener Deutscher ist, ihre Verlagswerke größtenteils in einer Weimarer Druckerei herstellen läßt, scheuen sich die alten, eingesessenen Franzosen aus Konservativismus oder Nationalgefühl ihre Druckaufträge ins Ausland gehen zu lassen. Trotzdem kann es allen deutschen Offizinen nachdrücklich empfohlen werden, ihre Preislisten und Kataloge französischen Verlegern regelmäßig zu übersenden; chemigraphische Kunstanstalten, Notenstechereien, besonders die Leipziger Firma *Roeder* haben ja bereits in Frankreich nennenswerte Erfolge erzielt. Aber mir scheint, wirklich große und dauernde Erfolge moderner Schriftgießereien und Druckereien in Frankreich werden erst dann zu erzielen sein, wenn eine Genossenschaft der deutschen Schriftgießereien, Buchdruckereien und derjenigen deutschen Verleger, die die neue Buchkunst besonders pflegen, in Paris sich eine unternehmungslustige und tatkräftige *Zentralvertretung* geschaffen haben, die einen ausgedehnten Stab französisch sprechender Stadtreisender engagiert und neben einem reichhaltigen Lager von Preislisten, Katalogen und Probebänden für eilige Arbeiten auch über einige Pressen verfügt, die von deutschen Buchdruckern besorgt werden.

Es ließe sich mit einem solchen Institut vortrefflich ein internationales Verlagshaus verbinden, das ebensowohl französische wie auch deutsche Werke verlegt. Ich bin sicher, daß ein solches Unternehmen Aussichten auf schöne Erfolge haben würde, und bemerke dazu als Kuriosum, daß ich von französischen Freunden schon zweimal im Laufe eines Jahres gefragt worden bin, ob ich es für möglich hielte, daß ein deutscher Verleger den Verlag einer französischen Zeitschrift übernehmen würde, die in Frankreich, den slavischen Ländern und auch in Deutschland Aussicht auf Absatz hätte. Dies mag als ein schwaches Zeichen für das Bedürfnis einer Verwirklichung der oben ausgesprochenen Ideen gelten und gleichzeitig den matten Unternehmungsgeist der französischen Verleger kennzeichnen.

Daß auch die Gründungen neuer Verlagshäuser zuweilen den Ernst, der bei uns in solchen Fällen üblich ist, vermissen lassen, beweist das neue Unternehmen *La renaissance du livre* (Paris, 7 Place St. Michel). Nimmt man einen Band dieser „Luxusausgaben zu 45 centimes“ zur Hand, scheint der Firmentitel recht gewagt. Das Papier ist nicht schlecht, der Druck in zwei Kolumnen mit schmalem Rand sauber, der Umschlag ganz hübsch. Aber von Luxus und Renaissance ist keine Rede. Es handelt sich um eine nochmalige Verbilligung des französischen Buches. Als verdienstreiches Symptom dieses Verlages muß hervorgehoben werden, daß in der anderen Kollektion Romane nur guter, zeitgenössischer Schriftsteller erscheinen und in der hundert Bände umfassenden Klassikerausgabe alle Meister der Literatur vom XI. bis zum XIX. Jahrhundert gesammelt werden. Das Unternehmen dient der Verbreitung der größten Dichter und Denker Frankreichs und darf insofern empfohlen werden. Im nächsten Jahre will der gleiche Verlag in derselben Ausstattung monatlich einen Novellenband mit Beiträgen von Schriftstellern aller Nationalitäten herausgeben. In jedem Band soll jedes Volk mit der Novellette oder Skizze eines Dichters vertreten sein, die 500 Druckzeilen nicht übersteigen darf. Die Übersetzungen aus dem Deutschen hat der Dichter *Charles Vildrac* 8 rue Keller übernommen, der für Anregungen sehr dankbar ist. (Auch erklärt sich der Unterzeichnete gegen Übersendung von Rückporto zur Vermittlung deutscher Novelletten für dieses Unternehmen bereit.)

Weihnachten hat auch über Frankreich eine Bücherflut ergossen, aus der ich einige bemerkenswerte Erscheinungen kurz hervorhebe.

Die bekannte Firma *Larousse* gab unter Leitung von Maxim Petit und Mitarbeiterschaft von van Keymeulen, Zalorowski, Louis Bresson, Boot, Le Cornu, Dekking, Pinchaud, van t'Veld, Adrien Mellion ein schönes Prachtwerk mit glänzenden Reproduktionen (349 Zinkographien, 15 Einschaltblättern, 2 farbigen Beilagen) über *Holland* heraus (Preis 17.— Fr.), Einband entworfen von Georges Auriol. Gleichzeitig erschien der erste Band der „*Histoire de la France illustrée*“ mit 980 Abbildungen (Preis 33 Fr.) in der gleichen, mustergültigen Ausstattung. Das Verlagshaus *Eggimann* hat eine Ikonographie *Jean-Jacques Rousseaus* von dem Grafen Girardon in 8°, illustriert durch 16 Einschaltbilder, zum Preise von 25 Fr. herausgebracht. Zehn Exemplare wurden auf holländischem

Papier abgezogen und gelangten zu 60 Fr. in den Handel. — Der gleiche Verlag hat soeben die erste Lieferung eines großen Monumentalwerkes, das *Parthenon*, herausgegeben, das in 136 Großfolioblättern Gesamtaufnahmen und alle architektonischen Details enthalten wird, die der Verleger für dieses Werk besonders aufnehmen läßt. Das Buch, dem *Maxime Collignon* eine Einleitung voranstellt, erscheint in einer einmaligen Auflage von 1000 Exemplaren zu 200 Fr. — Endlich ist in diesem Verlage kurz vor Weihnachten der vierte Band des *„Inventaire général des dessins du Musée du Louvre et du Musée de Versailles. Ecole française“* erschienen (Preis 25 Fr.) Der Band ist 135 Seiten stark, enthält ein Vorwort von *Jean Guiffrey* über Antoine Coypel, den Katalog von Corot-Delacroix, und 610 d. h. drei Viertel der aufgeführten Zeichnungen in phototypischen Reproduktionen im Format 4 × 6, 10 × 15, oder 20 × 30. Das Buch ist wie die früheren Bände mit feinster Sorgfalt vollendet gedruckt. Das Gesamtinventar der französischen Zeichnungen wird auf 30 Bände berechnet. — Eine Luxusausgabe von *Anatole Frances* Roman „Thaïs“ mit 15 Kompositionen und einem farbigen Frontispice von *G. Rochegrosse* in 8° Jesus für die Ausgabe auf Japan, in 8°-raisin für die Ausgabe auf Velinpapier, gedruckt in *„La Semeuse“* verdient die Aufmerksamkeit der deutschen Bücherfreunde (Preis 150, 100, 35 Fr.) — Zu *J. K. Huysmans* „Les soeurs Vatard“ hat *V. F. Raffaelli* 29 Zeichnungen entworfen. Diese Luxusausgabe wurde in 250 Exemplaren gedruckt und zu 150 Fr. in den Handel gebracht. — „Les Paraboles“ von *Lemaistre de Sacy* sind von *Eugène Burnand* mit 11 recht hübschen Lithographien (90 × 63) illustriert worden. *Vicomte E. M. de Vogüé* und *André Michel* schrieben zwei Vorworte zu diesem Werke (30 × 40), dessen erstes Exemplar auf Whatman-Papier mit einer Originallithographie als Beilage 1200 Fr. kostet, Nr. 2—30 ebenso 1100 Fr., Nr. 31—40 ohne diese Beilage 775 Fr., Nr. 41—150 auf kaiserlichem Japanpapier, die Illustrationen auf Chinapapier abgezogen und auf das Whatman- bez. das Japanpapier aufgehöht. Diese Exemplare enthalten eine Heliogravüre als Beilage und die 11 Tafeln in zwei Zuständen, Preis 400 Fr. Nr. 151—1500 sind auf Velinpapier gedruckt, enthalten 61 Textzeichnungen und 11 Einschaltblätter, Preis 150 Fr.

Über die vielen Bilderbücher und Sondernummern der Monatsschriften, die zu Weihnachten erschienen sind, ist neues nicht zu sagen. Die Weihnachtsbelletristik hier aufzuzählen übersteigt die Aufgabe dieser Chronik. Dagegen möchte ich an dieser Stelle auf einige Neuerscheinungen der französischen Lyrik hinweisen, die durch den Handel gar nicht oder nur unter Schwierigkeiten zu beziehen sind, weil die betreffenden Autoren und Verleger in gar keiner oder nur loser Beziehung mit dem deutschen Buchhandel stehen: *René Ghil*, De la poésie scientifique (Gastein-Sergé Paris, 17 rue Fontaine), ein wertvoller Beitrag zur Theorie der modernen Lyrik Frankreichs. — *Paul Fort*, Ballades françaises. 10. Band: Mort cerf mit einer Studie über den Dichter von Louis Maudin. (Vers et Prose, 15 rue Racine), ein neuer Band mit Gedichten in rhythmischer Prosa. — *Jean Clary*, D'or et de soleil (Montpellier Edition de Pan 10 rue de l'Observatoire), Gedichte eines jungen, beachtenswerten Talentes. — *Georges Duhamel*, L'Homme en tête. Poème (Vers et Prose, 15 rue Racine), die neueste Arbeit des hoch begabten Dichters. — *Georges Duhamel et Charles Vildrac*, Notes sur la technique poétique, (chez les auteurs, 66 rue Gay-Sussac), eine geistreiche Aphorismensammlung zur modernen Prosodie. — *Paul Castiaux*, La Joie vagabonde, Gedichte (Mercure de France). — La poésie allemande contemporaine übersetzt von *Charles Morice* (Nietzsche, Dehmel, Mombert, Stefan George, Hofmannsthal, Rilke, Dauthendey, Wedekind) (nicht im Handel). — Weiter sei die vortreffliche Biographie *Nietzsches* von *Daniel Halévy* aus dem Verlag *Calman-Lévy* erwähnt und eine meisterliche Studie des Dichters *André Spire* über den Engländer Israël Zangwill (Cahiers de la quinzaine, 8 rue de la Sorbonne).

Im Anschluß an meine einleitenden Betrachtungen möchte ich darauf hinweisen, daß die letzten vier genannten Bücher, deren Ausstattung unbeträchtlich ist, in der französischen Provinz gedruckt worden sind; die übrigen dagegen, für Bibliophilen interessant, auf sauberem und gutem Papier in klarem Druck in Belgien.

Ad. van Bever edierte im Verlage *Sansot et Bie* (Paris 7 rue de l'Epéron) in einem Bändchen in 18-raisin auf rauhem, gefärbtem Papier zum Preise von 4 Fr. „La fleurs de poésie françoise, recueils joyeulx, contenant plusieurs huitains, dixains, quatrains, chansons, aultres dictez de diverses matières etc.“ von 1542 und 1543. Diese galante Liebesgedichtsammlung, zu der der Herausgeber ein Vorwort und Kommentare geschrieben hat, wendet sich hauptsächlich an ein bibliophiles Publikum. Die Originalausgabe dieses Urbildes der galanten Poesie Frankreichs ist nur in wenigen Exemplaren erhalten; auch der Neudruck im Jahre 1864 durch Mertens & Tils in Brüssel in 106 Exemplaren ist selten, so daß diese Neuausgabe dieses kultur- und literarhistorisch gleich bedeutsamen Werkes sehr verdienstlich ist, zumal die alte Orthographie treulich gewahrt ist.

Aus den Zeitschriften ist hervorzuheben: Eine eingehende Studie mit persönlichen Erinnerungen über Constantin Hugo von *Octave Uzanne*, und eine wertvolle Einschätzung des verstorbenen Dichters Alfred Jarry (Verfasser von Ubu roi und Surmâle) von *Guillaume Apollinaire* in Les Marges, November 1909 (5 rue Chaptal). Dieser merkwürdige Mensch würde die deutschen Literarhistoriker und Bibliophilen sicherlich interessieren: ich empfehle daher nachdrücklich den kleinen Aufsatz. — In der Dezembernummer der Nouvelle Revue française veröffentlicht *Paul Claudel* drei Hymnen. — In den drei letzten Nummern der Revue des lettres et des arts entdeckt *Jacques Reloul* einen Vorläufer der Romantiker, Ramond, (1755 bis 1827), ein wertvoller Beitrag zur Literaturgeschichte. — Über die Reform der Orthographie läßt sich Professor *Ferdinand Brunot* in der „Phalange“ vom 20. November aus, ein hochinteressanter Beitrag zur Sprachkritik. — Die Grande Revue hat *Sudermanns* „Hohes

Lied" in französischer Übersetzung veröffentlicht und am 25. Dezember einen bedeutsamen Beitrag über die Lyrik der Gegenwart von *Henri Ghéon* publiziert. — La Revue hat am 1. Dezember Briefe und unbekannte Dokumente aus dem Leben *Barbey d'Aurevillys* gebracht und am 15. Dezember Speisekarten aus der Belagerungszeit von 1870, zusammengestellt und kommentiert von *Frank Schloesser.* L'Amateur d'Autographes (3 rue Fürstenberg) veröffentlichte in der Dezembernummer die Korrespondenz von *Rachel* nach unveröffentlichten Briefen von *Alfred de Musset* und in Faksimilereproduktion drei Briefe von *Grimaud de la Reynière.*

Graf *Alexandre de Laborde* hat im Auftrage der Société des bibliophiles über die Cité de Dieu des heiligen Augustin eine Monographie veröffentlicht, die eine historische und kritische Studie des Werkes, Anmerkungen über das Leben des heiligen Augustin und ein chronologisches Verzeichnis der Übersetzungen enthält. Zum ersten Male wurde dieses Werk im Jahre 1376 von *Raoul de Praelles* im Auftrage Karls V. ins Französische übersetzt. Obgleich diese Übersetzung in den Kreisen der Geistlichen und des Adels außerordentlichen Beifall fand, erschien vor 1522 kein neuer Kommentar und vor 1570 keine neue Übersetzung. Labordes Publikation enthält weiter ein Verzeichnis aller die Cité de Dieu betreffenden Miniaturen, die beschrieben und nach Schulen eingeteilt sind. Wenn die Bestimmungen der Miniaturen oft unzulänglich sind, so ergibt sich das aus der lückenhaften Kenntnis der mittelalterlichen Kunst. In dem Werk sind 138 Miniaturen in Phototypie, Heliogravure und Zinkographie reproduziert, darunter drei Miniaturen der Turiner Nationalbibliothek, die 1904, wenige Tage nach der photographischen Aufnahme, durch den Brand fast gänzlich zerstört worden sind.

Die Brüder *Marius-Any Leblond* haben für ihren Roman En France den diesjährigen Goncourt-Preis von 5000 Fr. erhalten. Die Leblonds, die aus Madagaskar stammen, haben sich als Romanschriftsteller und Kunstkritiker bereits einen Namen gemacht und vor Jahren schon mit dem exotischen Roman Zizèle einen schönen Erfolg erzielt.

Die Banque de France hat einen neuen *Hundert-Frank-Schein* drucken lassen, der am Neujahrstag in Umlauf gesetzt werden wird. *Luc-Olivier Merson* hat die Zeichnung entworfen. Auf der einen Seite sind zwei sinnende Frauen dargestellt, die Handel und Landwirtschaft versinnbildlichen sollen, auf der anderen eine Glücksgöttin, die zu einem Arbeiter niedersteigt. Die billige und konventionelle Symbolik auf diesem vielfarbigen Geldschein, der den blauen Schein mit seiner ebenso einfältigen Symbolik verdrängt, hat schon jetzt den flinken Witz der Pariser herausgefordert.

Am 21. Dezember ist der 36jährige Dichter *Charles Louis Philippe* plötzlich einem Typhusanfall erlegen. Jeder, der in den letzten zehn Jahren einige Monate nur in Paris verbrachte, hat sein in den Kreisen der Jugend hochverehrtes Buch „Bubu de Montparnasse" gelesen, das den Ruhm dieses starken Talentes begründete. Philippe schrieb einen farbigen, köstlichen Stil und hat einen bedeutenden Einfluß auf die neuere Prosa gewonnen.

Von den Bücherauktionen im Laufe des November und Dezember ist Folgendes zu berichten: Am 15. November erzielten in einer Bilderversteigerung, in die einige Bücher gemengt waren, die ausgewählten Fabeln von *La Fontaine* illustriert von *Dessand* 1773, 6 Bände 300 Fr. Am 24. November wurde in einer Versteigerung einer im ganzen nicht interessanten Bibliothek ein Exemplar der Physiologie du mariage von *Balzac* (1834) mit 134 Originalzeichnungen von Chaunet für 569 Fr. versteigert. — In einer Autographenversteigerung am 26. November wurden u. a. folgende Preise erzielt: *Abbé Leblanc* an den Maler La Tour 325 Fr.; Brief von *Franklin* 205 Fr.; Brief von *Fulton* 125 Fr.; Brief der *Kaiserin Josephine* 125 Fr.; Autograph von *Marie Antoinette* 125 Fr.; Brief von *General Boulenger* 13 Fr.; *Armand Fallières* (1882) 12 Fr.; *Loubet* 5 Fr.; *Gambetta* 32 Fr.; *Kaiser Nicolaus II* 15 Fr.; *Papst Pius X* 11 Fr.; *Henri Rochefort* 5 Fr.; *Auguste Rodin* 18 Fr.; Autographen der *Pompadour* 170 Fr.; der Königin *Victoria* 12 Fr.; *Maurice Barrès* 3 Fr. —

Eine Manuskript- und Bücherversteigerung am 1. Dezember brachte 25000 Fr. Das Manuskript Louison von *Alfred de Musset* erzielte 3600 Fr. — Ein persisches Manuskript mit Miniaturen XVII. Jahrhunderts 1700 Fr. — Ein persisches Manuskript XVIII. Jahrhunderts 250 Fr. — Ein persisches Manuskript XVIII. Jahrhunderts 1000 Fr. — Luxusausgabe auf Chinapapier: „Adolphe" von *Benjamin Constant*, Einband von Michel 605 Fr. — Am 14. Dezember begann die Versteigerung des verstorbenen Chefingenieurs *Marquis de Salvert Bellenave*, Mitglied der Gesellschaft der hundert Bibliophilen. Die Versteigerung dieser bedeutenden Büchersammlung wird sich bis in den Januar hineinziehen. In den ersten sechs Tagen wurden im ganzen 208500 Fr. erzielt. Darunter: Originalausgabe der Metamorphosen mit Zeichnungen von *Boucher*, *Eisen*, *Gravelot* usw. 1771 Originaleinband 3480 Fr. — Le Décaméron von Boccaccio mit galanten Zeichnungen von *Gravelot* 1761 980 Fr. — Les Baisers de *Dorat* 1770 auf holländischem Papier 640 Fr. — Mémoire de Saturnin par *Gervaise de la Touche* 1787. Zeichnungen von *Borel* 2455 Fr. — Chansons de *la Borde* 1773 figürliche Zeichnungen von *Moreau* 1950 Fr. — Fables von *La Fontaine* 1775, erste Ausgabe 2205 Fr. — Le Temple de Gnide par *Montesquieu* 1772 Zeichnungen von *Eisen* mit ganzem Rand 2205 Fr. — Dasselbe 1300 Fr. — Contes et Nouvelles von *La Fontaine* 1762, Édition des Fermiers généraux avec 15 figures doubles refusées 920 Fr. — Livres d'heures sur velin du XVI s. marque Germain Hardouyn, reliure de l'époque 1900 Fr. — Récréations de *Bonaventure des Périers* 1558, imprimés en caractères de civilités 930 Fr. — Fables von *La Fontaine* 1679 5 Bände, erste Ausgabe 800 Fr. — Le Pâtissier français imprimé par Elzévier 1655 500 Fr. — Odes de *Ronsard*, 1550 aus dem Besitz von Sainte Beuve und mit Anmerkungen von ihm 750 Fr. — Quinze histoires *d'Edgar Poë*, illustriert von *Legrand* 1000 Fr. — La femme de trente ans par *Balzac*, auf Japan, Zeichnungen von *Robaudi*

in drei Zuständen, Einband von Menier 810 Fr. — La rotisserie de la reine Pédauque par *A. France*, Originalausgabe auf holländischem Papier mit 46 Originalaquarellen von *Morin* 1005 Fr. — Le Roman de la momie par *Th. Gauthier* auf Japanpapier illustriert von *Luavis* 972 Fr. — Oeuvres de *Molière*, édition Testard 1896 papier du Japon, Zeichnungen von *Leman* und *Leloir* in drei Zuständen 1380 Fr. — La petite classe, 12 Radierungen von *Louis Legrand* 1099 Fr. — Livres d'heures von *Louis Legrand* (1898) 695 Fr. — Faune parisienne par *Ramiro* et *Legrand* edition de luxe 700 Fr. — Les Trophées par de *Hérédia*, Zeichnungen von *L.-O. Merson* 620 Fr. — Les fleurs du mal par *Baudelaire*, Zeichnungen von *Rassenfosse* 805 Fr. — A rebours von *Huysmans*, illustriert von *Lepère* 900 Fr. — Ramuntcho von *Loti*, illustriert von *Zo* 916 Fr. — Recueil des plaisants devis, auf Pergament, Mosaikledereinband von *Capé* 1010 Fr. — *Rostand*, Cyrano de Bergerac, Originalausgabe auf Japan mit 16 Aquarellen von *Robaudi* 1040 Fr. — La Pucelle von *Voltaire* (1825) Velinpapier, Exemplar aus dem Besitz von Pixérécourt mit Autograph von Voltaire 1010 Fr. — *Henri de Régnier*, Trois contes à soi-même. Miniatures de *Maurice Ray* pour les Cent bibliophiles 1907 in 4° 420 Fr. — *Guy de Maupassant*, Contes choisis. Paris imprimé aux frais et pour la Société du Livre d'Art 1891—92 gr. in 8° 495 Fr. — Le roman de la Rose par *Guillaume de Lorris* et *Jean de Meung* dit *Copinel*. Amsterdam chez Jean Frédéric Bernard (Paris veuve Pissot 1735, 3 Bände in 12. Supplément au Glossaire du Roman de la Rose. Dijon. J. Sirot 1737 in 12° zusammen 4 Bände, in 12° 720 Fr. — Les essais de Michel seigneur de *Montaigne*. A Amsterdam chez Anthoine Michiels, libraire, Bruxelles, François Foppens, 1659. 3 vol. in 12. Front. gezeichnet von Clouwet 345 Fr. — Les amours de *P. de Ronsard*, Vandomois, nouvellement augmentées par lui et commentées par *Marc Antoine de Muret*. A Paris chez la veuve Maurice de la Porte 1553 pet. in 8 390 Fr. — Les quatre premiers livres des Odes de *Pierre de Ronsard*, Vandomois. Ensemble son Bocage. A Paris chez Guillaume Cavillat 1550 pet. in 8 750 Fr. — Les œuvres de M. *François Rabelais*, docteur en médecine. S. L. (Amsterdam L. et D. Elzevier) 1662. 2 Bände pet. in 12. Alter Einband 400 Fr. — Ordonnances royaux (les) sur le faict et iuris diction de la preuosté des marchands et escheuinage de la ville de Paris. Ensemble le priuilage aux bourgeois. A. Paris pour Guillaume Merlin, demourant sur le pont au change; et pour Vincent Sertenas, tenant sa boutique au Palais 1556 in 4 (alter, restaurierter Einband) 500 Fr. Unter den Radierungen von *Rops* erreichte der Zyklus „Les Diaboliques" 1 150 Fr. (7 Blätter); Les Sataniques (5 Blätter) 520 Fr.

Am 15. Dezember wurde eine Kollektion des *Journal des dames et des modes* par la Mésangère, von 1797 bis 1836, 943 Modeblätter umfassend, für 1900 Fr. versteigert.

Paris, Ende Dezember. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Das British Museum hatte vor etwa sechs Jahren einen Katalog der sogenannten *„Niniveh-Bibliothek"* herausgegeben, für den die vorbereitenden Arbeiten seinerzeit Dr. *Karl Bezold*, Professor an der Universität in Heidelberg, durchgeführt hatte. In der „Niniveh-Galerie" des Instituts sind die wichtigsten Tafeln der königlichen Bibliothek jener Stadt nunmehr fast vollständig ausgestellt, neu entdeckte Objekte nach ihrer Entzifferung hinzugekommen, und somit die reichhaltigste Schriftensammlung ihrer Art, die es in der Welt gibt, der Öffentlichkeit übergeben. Diese Bibliothek bestand bereits in einer bescheidenen Form zu den Zeiten *Sargons* (722—705), Königs von Assyrien. Sein Sohn *Sennacherib* (von dem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird) und sein Enkel *Esarhaddon* vermehrten die Sammlung. Sargons Urenkel, *Assurbani-pal* (668—626) muß aber als der eigentliche Begründer der großen Bibliothek genannt werden, von der allein sich etwa 20000 Tontafeln im British-Museum befinden. Diese wurden in Trümmerhügeln von Kujundschik in den königlichen Palästen der dortigen Akropolis entdeckt, ungefähr gegenüber der heutigen Stadt Mosul. Die Tafeln bestehen aus hellbraunem oder rötlichem Ton und wurden beschrieben, während letzterer noch feucht war. Dies geschah mit einem stumpfen, dreikantigem Stift aus Holz, Metall oder Elfenbein; alsdann wurde das Material im Ofen gebrannt. Die Täfelchen lagen wahrscheinlich auf Regalen etikettiert, wie vorhandene Beispiele beweisen. Die verschiedenen Klassen der Schriften konnte man sofort nach der Form und anderen Zeichen erkennen.

Als 722 Sargon den assyrischen Thron einnahm, begann *Merodach-Baladan II.* (721—710), König von Babylon, den großen Unabhängigkeitskampf gegen Assyrien unterstützt durch alle Priesterstädte in Chaldea und unter finanzieller Hilfe der Tempelschätze. Sargon und Sennacherib versuchten die Bewegung durch Feuer und Schwert zu unterdrücken, erzielten jedoch keine dauernden Resultate. Erst ihr Nachfolger Esarhaddon (681—668) übersah die Situation, d. h. er erkannte die geistige Überlegenheit Chaldeas. Um ein Gegengewicht zu schaffen, erweiterte er die Bibliothek von Niniveh und verband mit derselben auch eine neugegründete Universität. Die Aufzeichnungen wurden aber nicht nur auf Tafeln, sondern auch auf Kegeln und Zylindern bewirkt. So befindet sich in der Bibliothek u. a. das sogenannte *„Sanherib-Prisma"*, auf dem in sechs Seiten in Keilschrift der Feldzug gegen Hiskia von Jerusalem erzählt wird.

Kürzlich erhielt nun die Kollektion einen sehr wertvollen Zuwachs in Form eines achtseitigen *Terrakotta-Zylinders*, der in Keilschrift viele bisher nicht gekannte Details aus der Regierungszeit des bereits oben erwähnten Königs Sennacherib enthält. Die Schrift ist

fast ganz unversehrt, so daß die wenigen beschädigten Stellen dem Text keine Einbuße erzeugen, da glücklicherweise nebenher noch eine Ergänzung aus anderen Keilinschriften erfolgen konnte. Die Sachverständigen erklären, daß vom paläographischen Standpunkt betrachtet, die Schrift zu den schönsten im Museum befindlichen gehört. Sie datiert aus dem Jahre 694 vor Christi und besteht aus 720 Zeilen, mithin die ausführlichste, über Sennacherib überhaupt vorhandene, und für Historiker von erheblicher Bedeutung sich erweisende Kunde. Der König vergrößerte die Stadt um etwa ein Drittel und umgab sie dann mit zwei Wällen, von denen der äußere vierzig Ziegel stark war. Er legte Wasserleitungen und Baumpflanzungen an, und erbaute sich einen ebenso kolossalen wie prachtvollen Palast. Dann ließ er sieben Tore errichten, deren Namen und Lage so beschrieben ist, daß die betreffende Liste für weitere Forschungen und Ausgrabungen sich als sehr nützlich erweisen dürfte. Zu all den genannten Bauten und Anlagen zog Sennacherib zwangsweise Einwohner von Chaldea heran, sowie solche aus Aran, Mannai, Kue, Cilicien, die Philister und Leute aus Tyrus.

Die Haupterzählung in Keilschrift bildet aber der Bericht über die 698 und 695 in Cilicien geführten Feldzüge, woselbst eine im großen Stil ausgebrochene Revolte mit grausamer Härte unterdrückt, das Volk zum Teil fortgeführt, die Schätze des Landes nach Niniveh gebracht wurden, und der König den gefangenen Rebellenanführer Kirua bei lebendigem Leibe die Haut abziehen ließ. Auch eine Seeschlacht fand an der cilicischen Küste gegen eine griechische Flotte statt, die der König besiegte und die Schiffe erbeutete. —

Von einer andern Bibliothek im British-Museum, der „*Granville-Library*", die stets eine Anzahl ihrer seltensten Bilderhandschriften ausstellt, ist zu berichten, daß die Herstellung von faksimilierten Tafeln mit erläuterndem Text ihren Fortgang nimmt. Wie vielleicht erinnerlich, bestand die erste bezügliche Serie aus drei byzantinischen, vierzehn englischen, sechzehn französichen, sechs flämischen, zwei deutschen und neun italienischen illuminierten Manuskripten. Der Preis für je 50 Abdrücke beträgt nur fünf Schilling.

Einer der bedeutendsten Kunstsammler Englands, Mr. *Salting*, verstarb kürzlich, und ein großer Teil seiner Sammlungen fällt der Nation zu. Unter seinem Nachlaß befinden sich auch prachtvolle Miniaturwerke, namentlich französischen Ursprungs.

Ferner hat die Direktion des British-Museums soeben den dritten Band der in ihrem Besitz katalogisierten autographischen *Musik-Manuskripte* erscheinen lassen. Der Titel lautet: „Catalogue of Manuscript Music in the British Museum by *Augustus Hughes-Hughes*. Vol. III. Instrumental Music, Treatises, etc." Außer vielen andern mehr oder minder interessanten Handschriften hebe ich besonders solche von *Händel*, *Haydn*, *Mozart*, *Beethoven*, *Weber*, *Schubert*, *Mendelssohn*, *Schumann* und *Wagner* hervor. Der Appendix des Werkes reicht bis zu Ende 1908. Mit Beethovens Hand finden wir gelegentlich die Bemerkung: „Diese ganze Stelle ist gestohlen . . . . ."

Am 17. Dezember verauktionierte die Firma *Sotheby* eine Serie von 25 Briefen *Beethovens* und ein Memorandum von seiner eignen Hand geschrieben. Die Briefe datieren alle aus dem Jahre 1816 und sind meistens adressiert an Karl Bernard, der 1817 der Herausgeber der „Wiener Zeitung" war. Beethoven kam 1814 mit dem gedachten in Berührung bei Gelegenheit der Adaptierung von Weissenbachs patriotischer Kantate: „Der glorreiche Augenblick". Die gesamten Briefe und das Memorandum wurden für 13200 M., so weit zu erfahren war, für ein Kölner Institut angekauft.

Durch Vermächtnis war dem British-Museum vor einiger Zeit die berühmteste *Wedgwood-Sammlung* zugefallen, die je zusammengebracht worden war, und deren Wert auf 800000 M. geschätzt wird. Merkwürdigerweise vermochten die Kenner und Liebhaber von Wedgwood-Ware nicht zu entdecken, wo die ausgezeichnetste Arbeit geblieben war, die überhaupt Wedgwood angefertigt hatte, und die in einem großen, von der Kaiserin Katharina II. von Rußland für 40000 M. bestellten Tafelservice bestand. Einem hervorragenden Kunstkenner und Schriftsteller, dem Dr. *Williamson*, gelang es, das Meisterwerk in Peterhof wieder neu zu entdecken, woselbst es so gut wie vergraben lag. Mit Bewilligung des Kaisers von Rußland wurde das Service in London ausgestellt, und der Entdecker gab ein interessantes Buch heraus, das über Wedgwood im allgemeinen und im besondern über das prachtvoll gemalte Tafelservice handelt. Der Titel lautet: „Wedgwood dinner service made for Catherine II of Russia. Dr. Williamson. London. Bell & Co." Der Schrift sind 70 gute Illustrationen beigefügt.

Mit der Nobilitierung des bekannten Verlegers *Sir Frederick Macmillan*, Präsidenten der „Publishers Association", sollte sowohl die Person als auch die gesamte Genossenschaft der Buchhändler geehrt werden. Von den vielen glänzenden Werken, die bei der Firma Macmillan & Co. herausgekommen sind, erwähne ich nur u. a. „Tennyson", „Kingsley", „Mattew Arnold" und die rühmlichst bekannt gewordene Serie „Men of Letters", zu der auch „Kipling" und die monumentale Biographie „Gladstone', verfaßt von Lord Morley, gehört.

Gladstone war im wirklichen Sinne des Wortes das Muster eines Bibliophilen, wie nicht nur die von ihm angelegte St. Deinioldo-Bibliothek in Hawarden, sondern fast jedes einzelne Buch derselben bezeugt, das die Spuren des Lesens und seiner Persönlichkeit bezeugt. So vor allem die mit Bleistift vermerkten Zeichen seiner Zustimmung, seiner Vereinung, oder des Zweifels. Viele seiner Bücher sind mit weißen Blättern durchschossen, so namentlich „Cicero", die „Ilias" und „Odyssee". Homer und Dante waren seine Lieblingsschriftsteller. Es ergibt sich indessen sofort aus seinen Noten, daß ihn die Gedanken und nicht die Sprache der Griechen und Römer anzog. Er wollte nichts davon wissen, daß die Iliade und Odyssee auf Grund volkstümlicher Gesänge nach und nach entstanden sei, vielmehr vertrat er die Ansicht: jedes der Werke sei sozusagen in einem Zuge und von einem Dichter nur verfaßt.

Eine selbst in London, und begreiflicherweise auch daher auf dem Kontinent sehr wenig bekannte Bibliothek ist die des *indischen Amtes*. Und doch birgt diese Büchersammlung außerordentlich wertvolle Schätze für alle Spezialforscher der indischen Geschichte, Geographie, Kultur, Literatur und Sprache. Zudem wird an jener Stelle in bereitwilligster und entgegenkommenster Freundlichkeit jede bezügliche Auskunft erteilt. Es war mir daher eine angenehme Überraschung, zu erfahren, daß der Bibliothekar der indischen Bibliotheken, der ausgezeichnete Fachgelehrte Mr. *F. W. Thomas,* zum Ehrendoktor der Universität München ernannt wurde.

Vom Auktionsmarkt kann endlich berichtet werden, daß die Tendenz für wirklich gute oder seltene Bücher im Steigen begriffen ist, wie aus nachstehenden Versteigerungsresultaten leicht erkennbar wird. *Walter Scotts* „Tales of My Landlord" erste Ausgabe 2200 M. (Hornstein). „Speculum Humanae Salvationis", 2000 M. (Quaritch). In der am 30. November bei *Sotheby* stattgehabten Auktion erreichten besonders gute Preise alle von *Dolet* verfaßten oder auf ihn Bezug habende Werke. Nach seinem Tode in Lyon, 1546, wurden seine sämtlichen Bücher von der Inquisition verbrannt. Dolets 1544 geschriebenes Buch „Le Second Enfer d'Estienne Dolet", wurde mit 3060 M. honoriert. Für „La Bible Hystoriaux .... du Latin de Pierre Comestor par Guyatt des Moulins", ein reichilluminiertes, französisches, aus dem XV. Jahrhundert stammendes Manuskript, bewilligte Mr. Sabin 31000 M. Caxtons Ausgabe von Higdens „Polychronicon" erreichte 3300 M. (Bloomfield). — *O. von Schleinitz.*

Wiener Brief.

Im Dezemberheft habe ich von dem Erwerbe einer schönen Autographensammlung Mitteilung gemacht, in der sich auch ein *Manuskriptteil aus dem 2. Teile des Faust* und zwar von Goethes eigener Hand befinde.

Diese Handschrift ist identisch mit derjenigen, die in der Weimarer Ausgabe Bd. 15, 2, S. 39 als H^a (damals im Besitze der Frau *Rosa von Gerold in Wien*) von Erich Schmidt beschrieben worden ist.

Von den anderen im vorigen Hefte erwähnten Autographen, von denen übrigens ein Teil bereits verkauft ist, möchte ich ferner eine Handschrift *Fr. Th. Vischers* hier wiedergeben. Die Zeilen lauten:

In den Worten, die ich an *Mörikes* Grab sprach, sollte dort, wo von seinem Humor die Rede ist, noch stehen: Er lachte gerne, nicht in seichter Lustigkeit, sondern so, wie die Fremdlinge auf Erden gerne lachen, weil sie einen hohen Sehpunkt haben.

Fr. Vischer.

Endlich setze ich noch ein Gedicht *Clemens Brentanos* her, das gleichfalls in der Handschrift des Dichters vorhanden ist.

Es lautet:

Aprill.

Aprill bin ich, und führ des Stieres Zeichen
Der im Aprille wird zum Pflug gespannt
Aprire heißet öffnen, öffnend reichen
Die Knospen schon der Sonne ihre Hand
Die überraschend tief mit Rutenstreichen
Statt Küssen sie berührt; es ist bekannt —

Die Autographensammlung, die zwei Foliobände umfaßt, befindet sich, wie bereits erwähnt, im Besitze des Wiener Antiquars *Franz Malota.*

Nun zur zweiten Angelegenheit, auf die ich zurückzukommen im vorigen Hefte versprach. Ich erwähnte dort eine Entdeckung, die Dr. Schiffmann in Linz gemacht zu haben glaube und die nach den Anschauungen Dr. Schiffmanns geeignet sei, einiges Licht in die noch immer dunklen Anfänge der Wiener Buchdruckerkunst zu bringen. In der Linzer Studienbibliothek hat sich nämlich eine bisher unbekannte lateinische Rochuslegende vorgefunden, die mit dem gleichen Holzschnitte geschmückt ist, wie die fünf Wiener Druckerzeugnisse vom Jahre 1482, von denen angenommen wird, daß sie die ältesten Dokumente der Wiener Druckkunst und von einem und demselben Drucker hergestellt sind. Dieser Linzer Rochus stamme nun mit den drei anderen Drucken, mit denen er seit alter Zeit zusammengebunden ist, aus der Druckerei des *Konrad Zeninger* in Nürnberg. Einer ist 1475 (Original 1455), einer 1481 gedruckt. Rochus- und Leopoldlegende tragen keine Impression. Aus allen diesen Feststellungen zog nun, wie berichtet, Dr. Schiffmann den Schluß, daß entweder Nürnberg die Stadt ist, aus der der erste Buchdrucker nach Wien einwanderte, und daß er von dort den Holzschnitt mitbrachte, oder aber daß dieser erste Drucker in Wien mit dem Nürnberger Zeninger in Geschäftsverbindung stand und sich von diesem die Platte aus Nürnberg kommen ließ. Gegenüber dieser Ansicht Dr. Schiffmanns war ich im letzten Hefte bereits in der Lage, kurz darauf zu verweisen, daß Herr Dr. *Schwarz,* ein anerkannter Fachmann auf diesem Gebiete, der übrigens gerade jetzt mit einer größeren Arbeit über die Anfänge der Wiener Buchdruckerkunst beschäftigt ist, sich die von Dr. Schiffmann gezogenen Schlüsse nicht anzueignen vermag. Vor allem hält es Herr Dr. Schwarz noch lange nicht für ausgemacht, daß die von Dr. Schiffmann aufgefundene lateinische Ausgabe der Rochuslegende das Original und die aus dem Jahre 1482 stammende Wiener Rochuslegende nur eine Übersetzung ist. Es sei auch eine in Nürnberg 1484 gedruckte deutsche Ausgabe bekannt, die doch sicher auf die Wiener Vorlage vom Jahre 1482 zurückgehe. Ist die in Linz aufgefundene lateinische Ausgabe wirklich ein Druck von *Zeninger* in Nürnberg und handelt es sich bei dem Holzschnitt nicht etwa um einen Nachschnitt, dann haben wir hier, wie Dr. Schwarz weiter meint, eben das nicht seltene Beispiel der Wanderung von Holzstöcken von Offizin zu Offizin vor uns. Die Schlußfolgerung, die Herr Dr. Schiffmann aus dem Auftauchen der lateinischen Ausgabe zieht, sei ganz unbegründet. Ebenso unrichtig sei die Zuweisung eines

der Zeningerdrucke in das Jahr 1475 („Original 1455"). Es handle sich hier um das Büchlein „De fine mundi" von *Vincentius Ferrerius* (Cop. II. 2475), das in der Schlußschrift die Jahreszahl 1455, als das Jahr der Heiligsprechung des Vincentius trägt. Die Druckertätigkeit Zeningers habe nicht *vor* 1479 begonnen.

Kurz möchte ich auch von einem Vortrage Erwähnung machen, den kürzlich der Kustos der K. K. Wiener Hofbibliothek Dr. *Gottlieb* in der Österreichischen Ex-libris-Gesellschaft hielt. Dr. Gottlieb sprach über *Habsburger Ex libris*. Seine hochinteressanten Darlegungen dürften, wie ich höre, demnächst bereits einem weiteren Kreise zugeführt werden. Ich möchte übrigens schon heute auf die Jahrbücher der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft aufmerksam machen, die sich stets durch ihren gediegenen Inhalt wie auch durch die den Text begleitenden Illustrationen auszeichnen. Die heurige Veröffentlichung wurde unmittelbar vor Schluß des Jahres ausgegeben und soll demnächst in diesen Heften ihre Würdigung finden.

Das „Lit. Echo" vom 1. Dezember 1909 hat bereits in seiner Rubrik „Echo der Zeitungen" jenes Schriftstück aus dem Besitze der Familie Streicher in Wien, verzeichnet, das J. Minor in der Wiener „Neuen Freien Presse" Nr. 16241 vom Jahre 1909 veröffentlichte. Das erwähnte Schriftstück befindet sich, wie ich nachtragen kann, im Besitze des Herrn Emil Streicher, eines Enkels des schwäbischen Tondichters Andreas Streicher und bildet eine der ursprünglichsten Quellen der Biographie Schillers. Denn hauptsächlich diesem Briefe, den die Schwester Schillers, Christophine Schiller, verehelichte Reinwald, an Andreas Streicher richtete, verdanken wir Andreas Streichers oft gerühmtes und neu gedrucktes Schriftchen „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785". Merkwürdig ist nun – und deshalb will ich hier darauf zurückkommen — daß bisher sich gar kein Forscher um diesen Brief gekümmert hatte, obwohl er sogar einmal öffentlich ausgestellt war. Auch das „Lit. Echo" nimmt von der *interessanten Vorgeschichte* dieser Veröffentlichung keine Notiz. Ebenso entging der Brief, worauf auch Minor hinweist, den Herren Max Hecker und Julius Petersen in ihrer Zusammenstellung „Schillers Persönlichkeit", der Publikation der Gesellschaft der Bibliophilen aus den Jahren 1904 bis 1909, trotzdem er schon im Jahre 1905 auf der Wiener Schillerausstellung von Herrn Emil Streicher der Öffentlichkeit dargeboten worden war. Jetzt erst hat Jakob Minor den Brief zum ersten Male und im Wortlaute veröffentlicht. Der Plan, eine Schrift über Schillers Flucht herauszugeben, bestand bei Andreas Streicher schon seit dem Jahre 1820. Die Absicht geriet dann ins Stocken, wurde aber im Jahre 1826 wieder aufgenommen. Am 30. August 1826 wandte sich nun der alte Freund des jungen Schiller an die ihm vor Jahrzehnten bekannt gewordene Schwester Schillers, Christophine. Ihre umfang- und inhaltreiche Antwort, datiert von Meiningen, den 16. September 1826, ist der in Frage stehende Brief. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein so wichtiges Dokument zur Erforschung der Persönlichkeit Schillers den Gelehrten und Forschern bisher entgehen konnte.

Auch ein anderer Gedenktag, der Abraham a Sancta Claras, gab einzelnen Unterrichteten Gelegenheit, uns über eine wenig bekannte und recht interessante Verwandtschaft des berühmten Barfüßermönches und Hofpredigers Kaiser Leopolds einiges zu erzählen. Es wird, insbesondere außerhalb Wiens, recht wenige geben, die da wissen, daß der einst so gefeierte und berühmte Rechtsanwalt und Parlamentarier Dr. *Eugen v. Mühlfeld* ein Nachfahre Abraham a Sancta Claras war. Johann Ulrich Megerle — so hieß ja der große Wiener Kanzelredner mit seinem wirklichen Namen — und Megerle v. Mühlfeld nannten sich auch ursprünglich die Mitglieder der adligen Familie Mühlfeld. Sie stammt aus Württemberg, wie auch Abraham a Sancta Clara. Der erste Megerle, der geadelt wurde und das Adelsprädikat v. Mühlfeld erhielt, war der im Jahre 1740 in Wien geborene Johann Baptist Megerle, ein Beamter im Kaiserlichen Naturalienkabinette, der dessen Schätze mit denen der beiden Münzkabinette im Jahre 1797 auf Befehl des Kaisers nach Prag rettete. Der Parlamentarier Dr. Eugen v. Mühlfeld war auf seinen Vorfahren nicht wenig stolz. Er besaß eine förmliche Abraham a Sancta Clara-Bibliothek und eine große Anzahl Bildnisse des derb-genialen Sittenpredigers, die ihm ein schönes Stück Geld gekostet haben. Gut daß er es hatte, nach dem Rezepte des Vorfahren: Beatus ille vir, qui habet multum Silberg'schirr!

Auch der zwanzigste Todestag *Ludwig Anzengrubers* ging nicht vorbei, ohne daß uns Forscher mit zum Teile hochbemerkenswerten Funden zur Erforschung des Volksdichters bekanntgemacht hätten. Schon im Vorjahre drang ein und das andere Dokument aus der Zeit, da Ludwig Anzengruber als kleiner Schauspieler bei reisenden Truppen engagiert war, in die Öffentlichkeit. Der Schatz stammt aus dem Nachlasse des Freundes Anzengrubers, eines gleichfalls kleinen Mimen, Karl Gürtlers, und befindet sich jetzt in der Wiener Stadtbibliothek. Gürtler, gleichzeitig mit Anzengruber an einer kleinen Schmiere tätig, gründete einen „Ritter-" und später dann „Götterbund" getauften Verein von Schauspielern und gab als Organ des Bundes ein handschriftliches Wochenblatt mit dem überaus bezeichnenden Namen „Die lose Goschen" heraus. Von diesen Beiträgen Anzengrubers hat sich nur einer: „Die schauderhafte Plunzen" erhalten. Später kam Gürtler noch an das kleine Theaterchen nach Steyer, Anzengruber nach Krems mit einem Monatsgehalt von 25 fl. Gürtler stiftete wieder einen „Narrenbund" und eine handschriftlich hergestellte Zeitschrift, den „Narrenturm", für die Anzengruber gleichfalls Beiträge schrieb. Den zwischen Gürtler und Anzengruber in dieser Zeit (Theatersaison von 1861—1862) geführten Briefwechsel und einen Teil der von Anzengruber für die genannten handschriftlichen Wochenblätter gelieferten Beiträge sind nun unlängst in einem umfangreichen Aufsatze *Otto Erich Deutschs* in der Wiener „N. Fr. Pr." veröffentlicht worden. Eine dritte in Steyer herausgegebene handschriftliche Zeitung hieß „Die Hölle". Anzengruber schrieb u. a.

einen „Brief eines Gottes aus dem Exil zu Krems an den Olymp" in Steyr. Dieser Brief und ein dreiteiliges Tagebuch „Ein Monat in Elendenstein" erschien in der „Hölle". Ein weiterer Beitrag von „Momus"-Anzengruber betitelte sich „Das Greifenegger Brautgelage, oder: Das Übel besser machen", das gleichfalls in der „Hölle" veröffentlicht wurde. Dann, zu Anfang des Jahres 1862, rückt Anzengruber mit einer monatlichen Satire „Japhet, der einen Dümmern sucht, ein Roman nach den mündlichen Überlieferungen und den Papieren der Elendsteiner Familie XYZ., wie nach eigenen Erlebnissen von Momus" heraus, einer harmlosen Geschichte, die sich aber nach den Angaben Otto Erich Deutschs nicht für Veröffentlichung eigne. Die an Gürtler gerichteten Briefe des damals in großem Elende lebenden späteren Dramatikers verschaffen uns einen manchmal erschütternden Einblick in die Leidenszeit Anzengrubers. Übrigens kann Otto Erich Deutsch von einem neuerlichen Anzengruberfunde berichten. Im Theaterarchiv von Baden bei Wien fanden sich drei Stücke von L. Gruber vor, wie der Deckname Anzengrubers zur Zeit der Schauspielertätigkeit war. In Baden war ja auch seinerzeit Anzengruber für kleine Rollen engagiert. Von diesen drei Stücken ist die Posse in zwei Akten „Die Libelle" gänzlich unbekannt gewesen. Das gleichfalls aufgefundene einaktige Lustspiel „Der Telegraphist in der Nacht" war nur dem ungefähren Inhalte nach aus seinerzeit ablehnenden Kritiken bekannt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß das im Besitze des früheren Badner Theaterdirektors Schreiber befindliche Archiv, das die erwähnten drei Arbeiten Anzengrubers birgt, in einem Dutzend großer Kisten verpackt ist und solange unzugänglich bleiben soll, bis es einen Käufer gefunden hat, da die neue Direktion diese Bücherei nicht übernahm.

Aus dem Verlage *Karl Gräser & Cie.* in *Wien* sind mir drei Erscheinungen zugekommen. Gleich das erste Buch reizt das Auge: *Erich Felders „Die Wienerin"*. Es ist ein überaus nett ausgestattetes, mit zwanzig Reproduktionen nach Originalen Wiener Meister geschmücktes, in einem zierlichen, das Bild einer anmutigen Wienerin tragenden Pappband gebundenes nicht umfangreiches, aber immer fesselndes Werk. Über Wien und die Wiener wird ja jetzt recht viel geschrieben, Gutes und Schlechtes, Richtiges und Verkehrtes. Auch, was Erich Felder erzählt, möchte ich nicht alles unterschreiben und das Bild der Wienerin malt sich in seinem Auge manchmal ganz sonderbar und wunderlich. Dem Text möchte ich daher da und dort ein kleines, an manchen Stellen sogar ein recht großes Fragezeichen anhängen, aber die Ausstattung des Buches will und muß ich die ihr gebührende Ehre geben. Schließlich braucht einer nur die darin enthaltenen Bilder der feinen Wiener Frauen anzublicken und er kommt reichlich auf seine nur geringen Kosten.

Ganz anders geartet und von ernsterem Kaliber ist die zweite Erscheinung aus dem Verlage Graeser. Sie nennt sich *„Österreicher. Literarische Essays"* von *Erich v. Schrötter.* Es sind zehn Porträte heimischer künstlerischer Begabungen, die Schrötter hier zeichnet, drei schon Dahingegangener und sieben noch unter uns Weilender. Der Titel Österreicher verrät, was Schrötter mit der Herausgabe dieser Aufsätze beabsichtigte. Die Männer, die er uns vorführt, sind ihm offenbar spezifische Vertreter des Österreichertums, wenngleich ich nicht glaube, daß er in ihnen representative men unseres Wesens erblicken wollte. Das wäre auch sicher zuweit gegangen. Gegen die gut geschriebenen Betrachtungen läßt sich wesentliches nur da und dort einwenden, nur scheinen sie mir ein wenig kurzatmig zu sein. Nicht, daß ich die Langdärmigen liebte, aber, wer uns mit wenigeren Strichen ein treffendes Bild vorzeichnen will, muß über die Kunst derer vom Holzschnitte verfügen. . .

Ein überaus prächtiges Buch ist nun das dritte Werk, das mir der Verlag Graeser zuschickte. Es ist eine Monographie über unseren lieben Wiener Meister *Rudolf v. Alt*, die der vielgestaltige und vielgewandte *Arthur Rößler* schrieb. Um es gleich zu sagen, mit Liebe und in tiefer Verehrung schrieb. So bescheiden tritt im Titel dieses schöne Werk auf, daß es nicht einmal auf dem ersten Blatte die hundertundzweiundsiebzig Illustrationen nennt, die der Band zählt und die dem Texte angehängt sind. Zwar heißt es in dem kurzen Vorwort Rößlers, daß das Hauptsächliche in diesem Werke die Illustrationen seien, aber so gewiß dies wahr ist, so soll die liebevolle Würdigung, die Rößler seinem verehrten Meister mit dem fast hundert Seiten betragenden Text zuteil werden läßt, deshalb nicht um ihr verdientes Lob kommen. Wer Rudolf v. Alt war? Ja, lange haben es nicht zu viel Österreicher gewußt, lange hatte es gebraucht, bis der Ruhm des Namens endlich über das Weichbild der Wiener Stadt und die Grenzen Österreichs hinausdrang. „Rudolf v. Alt", schrieb einst Speidel, „steht in seiner Art so bedeutend da, daß ihm kein Jüngerer auch nur an die Schultern reicht". Der „österreichische Menzel" wurde er geheißen, obwohl Rößler wohl mit Recht gegen diesen Vergleich protestiert, da Vergleiche eben nur immer Notbehelfe seien. Es ist wirklich staunenswert, welche Unmassen von Schöpfungen Rudolf v. Alt hervorbrachte, mag er auch die dreiundneunzig Jahre erreicht haben, die das Schicksal dem großen Wiener vergönnte. Die dem Werke angefügten zahlreichen Illustrationen geben wenigstens einen kleinen Begriff davon. Insbesonders das Wahrzeichen von Wien, der Stephansturm, hat es Rudolf v. Alt angetan, dessen Bedeutung als Maler hinter der als Zeichner um nichts zurücksteht. Und dann noch die prächtige Persönlichkeit des Alten selbst, die uns Rößler so warmherzig schildert! Das ist wirklich einmal ein wunderbares Buch, in allem und jedem. Das äußere Gewand, das ihm der Verlag gab, ist seines Inhaltes würdig. Der in seiner einfachen Schmucklosigkeit so überaus wirkende Schmuck des blauen, von diskret gehaltenen Goldornamenten durchzogenen Leinenbandes, das feine Papier, der gute Druck, die scharfen Illustrationen, all das macht diese Monographie zu einem Werke, das jeder Bibliophile mit Freude betrachten und mit noch größerer Freude in seine Bücherreihen einstellen wird. Ich glaube wirklich, daß das künstlerisch gehaltene Buch nun endlich überall auf dem Wege ist. Wie hätte

eine solche Monographie noch vor einem Jahrzehnt ausgesehen! Und wahrscheinlich hätte sie mindestens das Dreifache gekostet. Jetzt wagt es bereits ein Verlag, ein so prächtiges Buch wie das Rößlers über Alt mit einem Ladenpreis von nur 10 Mark anzusetzen. Auch das ist ein Verdienst, das ich noch zum Schlusse hervorheben möchte.

Und weil hier schon von Arthur Rößler, dem Dichter, Schriftsteller, Kunstgelehrten, Sammler und auch Bibliophilen, wie ich weiß, die Rede ist, diesem interessanten Österreicher, dem übrigens in dem früher erwähnten Essaybande von Schrötter ein Essay gilt, so soll hier gleich ein Buch Erwähnung finden, dem er gleichfalls nahesteht und das auch für Bibliophilen von Interesse ist. Ich meine *Paul Eudels Fälscherkünste*, nach der autorisierten Bearbeitung von *Bruno Bucher*, neu herausgegeben und ergänzt von *Arthur Rößler* (Leipzig, Verlag von *Fr. W. Grunow*, 1909). Exemplare der ersten im Jahre 1885 erschienenen deutschen Ausgabe sind ziemlich selten geworden, obgleich sie, wenn man das Wort nur recht ernst nimmt, wohl nicht zu den bibliophilen Seltenheiten gehören, wie Rößler in seinem Vorworte zur Neuausgabe meint. Auch ist der Preis eines solchen Exemplares nicht so ein besonderer; das im Nachlasse Gaul vorhandene erzielte bei der im Jahre 1907 stattgefundenen Auktion nur einen Preis von 8 fl. 50 kr., wie das dritte Jahrbuch der Bücherpreise ausweist. Immerhin war es kein schlechter Gedanke des Verlages, das Werk durch eine neue Auflage wieder allgemein zugänglicher zu machen. Rößler hat, sowie der erste Herausgeber Bruno Bucher, die Arbeit Eudels gekürzt und ist in diesem Bestreben sogar noch weiter gegangen als Bucher, um das Werk von seinem unnötigen Ballaste zu befreien. Dem Sammler folgt der Fälscher auf dem Fuße, so lange es Sammler gibt, wird es Fälscher geben. Dieser durch die Erfahrung bestätigte Satz wird dem Werke in Sammlerkreisen stets ein Interesse sichern. Eudel hat fast alle Gebiete der Sammeltätigkeit, soweit sie nicht lächerliche Marotten sind, behandelt. Freilich hat sich die Technik des Fälschertums seit 1885 vervollkommt, so daß die eine oder andere Partie veraltet anmutet. Uns Bibliophilen interessieren namentlich die Kapitel Bücher und Einbände und Autographe. Umgekehrt wie Pilatus müßten wir manchmal fragen, was ist Fälschung. Ich verweise hier nur auf die interessanten Mitteilungen Otto Denekes in einem der früheren Hefte unserer Zeitschrift, in denen uns höchst unterrichtende Aufklärungen gegeben wurden, wie manche Erstausgaben Goethescher Schriften hergestellt sind und wahrscheinlich noch immer hergestellt werden. Von einer eigentlichen Fälschung kann da nicht die Rede sein, denn „echt" ist in diesen Erstausgaben genau genommen alles, wenn auch die Bruchteile aus verschiedenen Ausgaben zusammengestoppelt sind. Im übrigen wäre es an der Zeit, wenn uns einmal ein Fachkundiger eine Arbeit über die heutigen Buchfälscherkünste schriebe. Diese Bemerkungen und Einwendungen sollen dem von Arthur Rößler neu herausgegebenen und sehr gut ausgestatteten Buche Eudels keinen Abbruch tun, denn es ist noch immer sehr lesenswert und birgt eine Fülle interessanten, noch immer nicht veralteten Stoffes.

Um meinen diesmaligen Bericht nicht über Gebühr auszudehnen, will ich heute eine Reihe von mir zugekommenen Publikationen nur kurz verzeichnen, mir eine Besprechung der Erscheinungen für die nächsten Hefte vorbehaltend. Von meinem Landsmann *Albert Wesselski*, dem bekannten feinen Übersetzer, ist im gleichen Verlage, wie das früher erschienene „Mönchslatein", nämlich bei *Wilhelm Heims* in Leipzig *Karl de Costers*, des belgischen Dichters, *Uilenspiegel und Lamme Goedzak*, ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen, in deutscher Ausgabe mit Bildern und Titel von *Hugo Steiner-Prag*, ediert worden; das Werk nennt sich die „erste Deutsche Ausgabe", hier freilich mit Oppeln v. Bronikowskis bei Diederichs erschienenen Übersetzung leider in Konkurrenz geratend. Des weiteren nenne ich: *Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand v. Saar*. Ein Briefwechsel, herausgegeben von *Anton Bettelheim*, (Christoph Reißers Söhne, Wien 1910); *Erinnerungen eines alten Österreichers* von *R. v. Przibram* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). *„Nicht rasten und nicht rosten"*. Jahrbuch des deutschen und österreichischen *Scheffelbundes* für 1908/09. (Wien, Verlag des Scheffelbundes.) *Geschichte Österreichs* mit besonderer Berücksichtigung auf das Kulturleben von Dr. *Franz M. Mayer*, 2 Bände (Wilhelm Braumüller, Wien 1909); das *Wiener Ghetto*, seine Häuser und seine Bewohner, bearbeitet von Dr. *J. Schwarz* (Wilhelm Braumüller, Wien 1909), *Briefe von und an Friedrich von Gentz*, herausgegeben von *Friedrich Carl Wittichen* (R. Oldenbourg, München und Berlin); *Deutsch-Österreichische Klassikerbibliothek* Bd. 5—13 (Karl Prohaska, Teschen). *Richard Schaukal. Verse.* (1892—1908.) Der ausgewählten Gedichte erster und zweiter Teil. 2 Bände (Georg Müller, München 1909), *Innsbrucker Festgruß* von der philosophischen Fakultät dargebracht der *58. Versammlung Deutscher Philologen* und Schulmänner in Graz (Wagner, Innsbruck 1909), *Russische Volksmärchen.* Neue Folge. Deutsch von *Anna Meyer* (Dr. Rud. Ludwig, Wien 1910). *Die Buchdruckerei des Jesuitenkollegiums* in Wien (1559—1565) von *Moritz Grolig* (Alfred Hölder, Wien 1909). Die angeführten Werke sollen nach Maßgabe unsrer Raumverhältnisse und ihrer Bedeutung der Reihe nach in den nächsten Heften gewürdigt werden.

Zum Schlusse noch einiges über Wiener Auktionen. Die Auktion *Schindler* im Dorotheum wird erst im Januar zu Ende geführt sein, weshalb ich heute darüber noch nicht berichten will. Über die Ergebnisse der bei *Gilhofer & Ranschburg* Anfang Dezember vorgenommenen Versteigerung von Kupferstichen und Aquarellen usw. und der großen *Chodowiecki-Sammlung von 1565 Blättern* nachstehend die wichtigsten Daten, soweit sie für unsere Zeitschrift Bedeutung haben.

Nr. 26. *Johann Heinrich Schmidt*, Maria Antoinette (bisher unbekannt) und Ludwig XVI., Brustbilder. Pastelle auf Pergament Kr. 3400 —; Nr. 98. *Chodowiecki-Werk* (zahlreiche große Seltenheiten wie Engelmann 1, frühe Plattenzustände mit den reichen Einfällen unzerschnittene, erste Folgen) 1565 Blätter

Kr. 2450 —; Nr. 316. *Dalmatinische* Volkstrachten. Ansichten und Volksszenen. 22 Blätter. Aquarelle von *V. Poiret.* kl. und qu.-fol. Kr. 180 —; Nr. 332. *Galerie des Enfans de Mars.* Paris, Martinet (1807—14). Kr. 700 —; Nr. 333. *Preußische Armee unter Friedrich dem Großen.* 30 Blätter mit 170 Uniformtypen. Federzeichnungen eines gleichzeitigen Künstlers. Um 1770. Kr. 100 —; Nr. 334. *Schematische Darstellung der preußischen Armee.* (Berlin etwa 1790.) Kr. 150 —; Nr. 730. Klebeband mit 150 Blättern, in verschiedenen Techniken aus dem Besitze der Prinzessin Amalie von Sachsen-Koburg-Gotha. Kr. 1000 —; Nr. 748. *Italienische Trachten und Volksszenen des XVI. Jahrhunderts.* 105 Original-Aquarelle aus der Zeit. Kr. 3450 —; Nr. 753. *Menzel, Adolf* Quadrilles du carneval à Berlin 1836. Berlin 1836. Kr. 100 —; Nr. 755. *Pferdegebisse und Stangen.* Manuskript aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts. 170 Blätter. fol. Mit 335 Abbildungen von Gebissen, Riemen, Stangen usw. in natürlicher Größe, darunter 24 künstlerisch in Farben ausgeführt. Der Text sehr sorgfältig kalligraphiert. Kr. 760 —.

Ich bemerke ausdrücklich, daß auf der Auktion bei Gilhofer & Ranschburg noch andere sehr bemerkenswerte und sehr hohe Versteigerungspreise für einzelne Gegenstände erzielt wurden, die ich aber, als außerhalb des Interessenkreises unserer Zeitschrift fallend, hier nicht anführte.

Wien. *Hans Feigl.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Van den Gheyn, J., Note sur quelques scribes et enlumineurs de la cour de Bourgogne, d'après le comte Gautier Paulain (1450—1456).
Bulletin de l'académie royale d'archéologie de Belgique. 1909. S. 89—94.

Parker, G., Illuminated Mss. in the Ruskin Museum, Sheffield.
Library Association Record. 11. 1909. S. 572—579.

Bibliophilie. Exlibris.

Bogeng, G. A. E., Grisebachiana. 1. Autobibliographisches. 2. Ein Buch aus Michelangelos Bibliothek. 3. Eduard Grisebach. Von ihm — über ihn.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 2. 1910. S. 3—13.

Bogeng, G. A. E., Umriß einer Fachkunde für Büchersammler. 6. Umrisse zu einer Geschichte der Bücherliebhaberei.
Jahrbuch für Bücher-Kunde und -Liebhaberei. 2. 1910. S. 17—180.

Golzinger, G., Ex libris Dr. Hans Sternberger.
Archiv für Stamm- und Wappenkunde. 9. 1908/09 (1909). S. 12, 1 Taf.

Hennig, G., Buch-Eigner-Zeichen.
Der Bibliothekar. 1. 1909. S. 45—46 mit 4 Abbildungen.

Bibliothekswesen.

Buyse, O., Les Bibliothèques pour enfants aux Etats-Unis. Le relèvement moral et intellectuel par le livre.
Bulletin du musée de l'enseignement industriel et professionnel de la province de Hainaut. 1909. Nr. 6—8.

Coulson, T., The Situation of branch libraries.
Library World. 12. 1909/10. S. 201—204.

Endemann, J., Die Reichsgräflich von Hochbergsche Majoratsbibliothek zu Fürstenstein in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens (1609—1909).
National-Zeitung. 1909. Sonntags-Beilage Nr. 49 vom 5. Dezember.

Ladewig, P., Über Büchereiaufgaben der Kommunen.
Archiv für Volkswohlfahrt. 3. 1909/10. S. 76—81.

Leihgebühren an den wissenschaftlichen Bibliotheken.
Tägliche Rundschau. 1909. Nr. 569 vom 5. Dez., 1. Beilage.

Notable Libraries: Bristol.
Library World. 12. 1909/10. S. 217—224 mit 4 Abbildungen.

Loveday, T., The Edgar Allen Library of the University of Sheffield.
Library Association Record. 11. 1909. S. 567—571.

McGill, W., Dust in libraries.
Library World. 12. 1909/10. S. 204—207.

Piper, A. C., Training for librarians in Germania.
Library World. 12. 1909/10. S. 208—209.

Reinach, S., Musées, bibliothèques et hypogées.
Revue archéologique. 4e Sér. 14. 1909. S. 267—270.

Riem, G., Gefängnis-Bibliotheken.
Der Bibliothekar. 1. 1909. S. 30—31.

Schüning, W., Eine Schifferbibliothek.
Der Bibliothekar. Monatsschrift für Arbeiterbibliotheken. 1. 1909. S. 81—82.

Schwenke, Bibliotheksgebühren.
Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 619 vom 6. Dez.

Someren, J. T. van, De Universiteitsbibliotheek in onze dagen. Een woord bij de opening van de nieuwe bibliotheeklokalen te Utrecht.
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 7. 1909. S. 248—250.

Buchdruck und -Gewerbe.

Beiträge zur Inkunabelkunde. (Fortsetzung.)
Frankfurter Bücherfreund. 7. 1909. S. 97—115 mit 13 Abbildungen im Text und 2 Tafeln.

Bogeng, G. A. E., Von der Konstindustri-utstälningen Stockholm 1909.
Archiv für Buchbinderei. 9. 1909. S. 129—133 mit 4 Abbildungen.

Crothers, S. M., The Convention of books.
Atlantic Monthly. 1909. Dezember. S. 734—741.

Delitsch, H., Der Schriftunterricht an der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig.
Archiv für Buchgewerbe. 46. 1909. S. 185—189 mit 8 Abbildungen.

Enschedé, J., W., Papier en papierhandel in Noord-Nederland gedurende de zeventiende eeuw. (Slot.)
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 7. 1909. S. 97—111, 173—188, 205—231 mit 11 Abbild.

Hase, O. von, Die Entstehung des deutschen Buchgewerbevereins.
Archiv für Buchgewerbe. 46. 1909. S. 287—293.

Kruitwagen, B., De oudste druk van het Missale Traiectense. (Köln, Conrad de Homberch 1480 —1482.)
Tijdschrift voor boek- en bibliotheekwezen. 7. 1909. S. 248—250.

Lacombe, P., Notes d'iconographie parisienne.
Bulletin de la société de l'histoire de Paris. 36. 1909. S. 133—171 mit 11 Abbild. i. T. und 3 Tafeln.

Niemeyer, W., Graphik und Buchgewerbe auf der Ausstellung für christliche Kunst, Düsseldorf 1909.
Archiv für Buchgewerbe. 46. 1909. S. 250—257 mit 8 Abbildungen.

Schaukal, R., Das Buch.
Gegenwart. 1909. Nr. 52. S. 976—978.

Volkmann, L., Die Arbeit des deutschen Buchgewerbevereins in 25 Jahren.
Archiv für Buchgewerbe. 46. 1909. S. 294—307.

Westheim, P., Die Schrift als soziales Problem.
Archiv für Buchgewerbe. 46. 1909. S. 221—230.

Buchhandel.

Plenge, J., Der Fall Bertelsmann in zweiter Instanz.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 3. 1909. S. 57—64.

Prager, R. L., Buchhandel und Hansabund. Vortrag, gehalten im Berliner Sortimenterverein.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 15331—35.

La Statistique internationale de la production intellectuelle.
Droit d'Auteur. 22. 1909. S. 157—167.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Delalain, P., Les Annales Typographiques 1757—1763.
Bibliographie de la France. 1909. Chronique S. 226—229, 238—240, 245—248. (Wird fortges.)

d'Ester, K., Aus der Geschichte des „Courrier du Bas-Rhin", einer preußischen Finanzspekulation am Niederrhein. (Cleve, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.) I.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909. S. 114—115.

Bibliographie.

Olmedilla y Puig, J., La Bibliografia y alguna de sus aplicaciones.
La España Moderna. 21. 1909. S. 63—86.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Bleich, E., Volksmärchen und Kunstmärchen. Zur Geschichte des deutschen Kunstmärchens.
Eckart. 4. 1909/10. S. 153—165.

Bradford, G., The Novel two thousand years ago.
Atlantic Monthly. 1909. Dezember. S. 836—843.

Hellmuth, M., Das Dämonische im deutschen Märchen.
Der Osten. Literar. Monatsschrift der Breslauer Dichterschule. 35. 1909. S. 248—254.

Kalkum, P., Westfälische Dichter des 17. Jahrhunderts. I. II.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909. S. 103—105. 111—114.

Einzelne Schriftsteller.

Abraham a Sancta Clara: Schönbach, A. E., Abraham a Sancta Clara.
Österreichische Rundschau. 1909. Dezember 1. S. 378—382.

d'Annunzio: Guglia, E., Zur Charakteristik der Frühwerke Gabriele d'Annunzios.
Xenien. 1909. H. 12. S. 334—347.

Anzengruber: Kienzl, H., Ludwig Anzengruber.
Arena. 1909/10. H. 5. S. 538—545 mit 3 Abbild.

—: Rath, W., Anzengruber.
Kunstwart. 1909. 2. Dezemberh. S. 379—384.

—: Rath, W., Ludwig Anzengruber. (29. November: 70. Geburtstag. 10. Dezember: 20. Todestag.)
Tägliche Rundschau. 1909. Unterhaltungsbeilage Nr. 287 und 288 vom 9. und 10. Dezember.

Arndt: Müsebeck, E., Ein Brief E. M. Arndts an F. L. Jahn aus dem Jahre 1811.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 50 vom 12. Dezember.

Arnim und Brentano: Böckel, O., Des Knaben Wunderhorn. (Entstehung und Bedeutung.)
Eckart. 4. 1909/10. S. 179—186.

Auerbach: Bettelheim, A., Auerbach und Anzengruber. II.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 49 und 50 vom 6. und 13. Dezember.

Barbey d'Aurevilly: Laurentie, F., Barbey d'Aurevilly.
Revue de Paris. 16. 1909. Nr. 24. S. 787—822.

Bellman: Fürst, R., Karl Michael Bellman.
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 578 vom 10. Dez.

Björnson: Strecker, K., Björnstjerne Björnson.
Tägliche Rundschau. 1909. Nr. 285 und 286 vom 7. und 8. Dezember.

Bürger: Janentzky, Ch., G. A. Bürgers Ästhetik. *Forschungen zur neueren Literaturgeschichte.* 37. 1909. 250 S.

—: Süd, M., Münchhausen. Eine Glosse zu G. A. Bürgers Psyche. *Xenien.* 1909. H. 12. S. 347—351.

Busch: Hermann, G., Der Vater von Max und Moritz. *Berliner Zeit am Mittag.* 1909. Nr. 286 vom 7. Dezember.

Dante: Cossio, A., L'Archeologia dell'arte in Dante. *Giornale Dantesco.* 17. 1909. S. 179—217.

Eggers: Seidel, H. W., Friedrich Eggers. (Zu seinem neunzigsten Geburtstage am 27. November.) *Eckart.* 4. 1909/10. S. 112—121.

Fontane: Theodor Fontane als Staatsbeamter. Aus unveröffentlichten Briefen des Dichters. *Frankfurter Zeitung.* 1909. Nr. 331 vom 29. November.

Franck: Oberländer, K., Von drei Dichterbrüdern und ihrem Geschlecht. *Archiv für Stamm- und Wappenkunde.* 9. 1908—09 (1909). S. 135—140.

Freiligrath: Proelß, J., Freiligraths Unkler Liebesroman. *Frankfurter Zeitung.* 1909. Nr. 341 vom 9. Dez.

Frenssen: Böckel, F., Frenssens Aufstieg und Niedergang. *Der Türmer.* 1910. Januar. S. 608—613.

Ganghofer: Ganghofer, L., Lebenslauf eines Optimisten. Buch der Jugend. *Süddeutsche Monatshefte.* 1910. Januar. S. 1—41. (Wird fortges.)

Geiger: Wenz, R., Albert Geiger. *Gegenwart.* 1909. Nr. 47. S. 876—879.

George: Verheißer, H., Stefan George. *Xenien.* 1909. H. 12. S. 321—334 mit 1 Porträt.

Goethe: Damm, R. von, Verwandtschaft braunschweigischer Adelsgeschlechter mit Goethe. *Braunschweigisches Magazin.* 1909. S. 125—127 mit 1 Tabelle.

—: Döll, A., Goethes Mitschuldigen. Mit Anhang. Abdruck der ältesten Handschrift (1769). *Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur.* 3. 1909. XIII, 274 S.

—: Geiger, L., Unbekannte Verse des jungen Goethe. *Gegenwart.* 1909. Nr. 51. S. 958—960.

Hearn: Bisland, E., Japanese letters of Lafcadio Hearn. I. *Atlantic Monthly.* 1909. Dezember. S. 721—733.

—: Logé, M., Lafcadio Hearn. *Mercure de France.* 1909. Dez. 1. S. 385—402.

Hebbel: Hennings, J., Friedrich Hebbel als Mensch. *Xenien.* 1909. H. 12. S. 351—356.

—: Lempfert, F., Das Nibelungenlied und Hebbels Trilogie. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 23. 1909. S. 691—718.

—: Schnabel, H., Betrachtungen über Hebbel. *Die Tat.* 1. 1909. S. 448—461, 518—527. (Schluß folgt.)

Hölty: Michael, W., Überlieferung und Reihenfolge der Gedichte Höltys. *Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur.* 2. 1909. VIII, 169 S.

Hoffmannsthal: Burger, F., Der Impressionismus in der Strauß-Hoffmannsthalschen Elektra. *Die Tat.* 1. 1909. S. 253—264.

Hugo: Simon, G., Pierre Corneille. Projet de drame et scènes inédites par Victor Hugo. *Revue de Paris.* 16. 1909. Nr. 24. S. 669—697.

Ibsen: Archer, W., From Ibsens workshop. *Fortnightly Rewiew.* 1909. Dezember. S. 976—992.

—: Strecker, K., Ibsens Nachlaß. *Literarisches Echo.* 12. 1909/10. Sp. 477—484.

—: Woerner, R., Ibsen und Nietzsche. *Frankfurter Zeitung.* 1909. Nr. 333 vom 1. Dez.

Jörgensen: Pier, H. v., Jörgensen. *Bücherwelt.* 7. 1909/10. S. 46—50.

Irving: Berg, W., Washington Irving. Zur 50. Wiederkehr seines Todestages. *Gegenwart.* 1909. Nr. 48. S. 895—898.

Kerner: Richert, J., Geschichte der Lyrik Justinus Kerners. *Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie.* 36. German. Abt. 23. 1909. 143 S.

Key: Wien, A., Lebenslinien. Eine Studie zum 60. Geburtstage Ellen Keys. *Der Zeitgeist.* Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 49 vom 6. Dezember.

Lagerlöf: Heinsius, G., Selma Lagerlöf. *National-Zeitung.* 1909. Sonntags-Beilage Nr. 50 vom 12. Dezember.

Leander: Klemperer, V., Richard Leander. *Gegenwart.* 1909. Nr. 48. S. 898—900.

Lenau: Bischoff, H., Handschriftliche Notizen von Sofie von Löwenthal zu Lenaus Gedichten. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 23. 1909. S. 601—623.

Liliencron: Meyer, R. M., Detlev v. Liliencron. *Vossische Zeitung.* 1909. Sonntagsbeil. Nr. 51 vom 19. Dezember.

Mauthner: Steiner, L., Fritz Mauthner. Zu seinem sechzigsten Geburtstag. *Deutsche Arbeit.* 9. 1909/10. S. 111—119 mit 1 Porträt.

Meredith: Piggot, R., George Meredith's women. *Westminster Review.* 1909. Dez. S. 656—664.

Meyer: Baldensperger, F., Conrad Ferdinand Meyer et ses rapports avec la Suisse romande et la France. *Bibliothèque universelle et revue suisse.* 1909. Dezember. S. 449—469.

Milton: Michell, C., The Tercentary of the bird of Milton. *Hermathena.* 35. 1909. S. 271—278.

Mörike: Maync, H., Neue Mörike-Literatur. *Deutsche Literaturzeitung.* 30. 1909. S. 3013—22.

Platen: Eulenberg, H., Der Graf Platen. Betrachtet Anno 1909. *Der Zeitgeist.* Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 51 vom 20. Dezember.

Raabe: Falkenberg, H., Wilhelm Raabe, einer unserer ganz Großen. (Schluß.)
Bücherwelt. 7. 1909/10. S. 50—58.

—: Krüger, H. A., Raabes Erstlingswerke. II. Ein Frühling.
Eckart. 4. 1909/10. S. 166—179. (Schluß folgt.)

Riehl: Dieckmann, Wilhelm Heinrich Riehl als Novellist.
National-Zeitung. 1909. Sonntags-Beilage Nr. 51 vom 19. Dezember.

Schiller: Berger, K., Wie meine Schillerbiographie geworden ist. *Eckart.* 4. 1909/10. S. 98—112.

—: Gravenhorst, H., Über Schillers „Phädra". Eine literarische Studie.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 668—678.

—: Horneffer, A., Schiller und Nietzsche.
Die Tat. 1. 1909. S. 527—535.

—: Keller, L., Schiller und Albrecht Friedrich Lempp.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. N. F. Bd. 1. H. 5. 1909. S. 214—220.

—: Lilienfein, H., Zum Schillertage. 10. November 1759. — 10. November 1909.
Eckart. 4. 1909/10. S. 81—87.

—: Rodenbusch, Die dichterische Behandlung des Stoffes in den Kranichen des Ibykus.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 682—686.

—: Die innere Entwicklung in Schillers Jungfrau von Orleans.
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 144. 1909. H. 11. S. 813—827. (Wird fortgesetzt.)

—: Widder, F., Lessingreminiszenzen bei Schiller.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 678—681.

Schlegel: Runze, G., Schleiermacher und Friedrich Schlegel nach dem Urteil von Gustav Kühne.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. N. F. Bd. 1. H. 5. S. 220—237.

Seidel: Seidel, H. W., Prinz Sternkobold oder das karrierte Ungeheuer. Aus der Knabenzeit Heinrich Seidels. *Eckart.* 4. 1909/10. S. 186—191.

Shakespeare: Aronstein, Die öffentlichen Gewalten und das Theater in England im Zeitalter Shakespeares.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeil. Nr. 52 vom 26. Dezember.

—: Berger, A. Frhr. von, Meine Hamburger Dramaturgie. 6. Aphorismen zur Darstellung des „Hamlet".
Österreichische Rundschau. 21. 1909. S. 441—452.

Spieß: Stauf v. der March, O., Ein deutsch-böhmischer Romantiker (Christian Heinrich Spieß).
Deutsche Arbeit. 9. 1909/10. S. 162—166.

Stehr: Wantoch, H., Hermann Stehr.
Literarisches Echo. 12. 1909/10. H. 7. Sp. 470—477. 1 Porträt.

Stendhal: Paupe, A., Stendhal et ses livres (documents inédits).
Mercure de France. 1909. Nr. vom 16. Dezember, S. 653—662.

Stifter: Bettelheim, A., Adalbert Stifter an Friedrich Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen).
Deutsche Arbeit. 3. 1909/10. S. 152 ff.

Strachwitz: Brandes, W., Strachwitz-Reliquien.
Eckart. 4. 1909/10. S. 87—98.

Verhaeren: Key, E., Emile Verhaeren und seine neuesten Gedichte. (La Multiple Spendeur.)
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1909. Nr. 49 vom 6. Dezember.

Neue Bücher und Bilder.

Gustav Wustmann, der Verfasser der überaus unkünstlerischen, jedes feineren Sprachgefühls baren „Sprachdummheiten", verwaltet im Hauptamte Bibliothek und Archiv der Stadt Leipzig. Aus den von ihm betreuten Schätzen hat er schon manche schöne Funde zutage gefördert und in anziehender Fassung dargeboten. Unter dem Titel *„Aus Leipzigs Vergangenheit"* erscheint jetzt im Verlage von *Fr. Wilh. Grunow* in *Leipzig* die dritte Reihe seiner gesammelten Aufsätze. Der Inhalt reicht an vielen Stellen über die Ortsgeschichte hinaus, gewährt dem Kultur-, Kunst- und Literaturhistoriker wertvolle Hilfen. Was Wustmann über den Tanz im alten Leipzig berichtet, was er über Frauenhäuser und freie Frauen beibringt, mag für die gleichzeitigen Zustände in anderen, namentlich mitteldeutschen Städten ungefähr ebenso gelten. Die Anfänge der deutschen Theatergeschichte beleuchtet an einer wichtigen, bisher dunkeln Stelle die Reihe der Nachrichten über das Auftreten der englischen Komödianten in Leipzig. Anmutig erzählt er von Gellert als Lehrer des Deutschen, etwas zu wortreich von dem Aufenthalt des Kupferstechers Geißler in Rußland. Zu der noch immer fehlenden, über die für ihre Zeit vortreffliche Darstellung von Robert Prutz hinausführenden Geschichte des deutschen Zeitungswesens liefern die Aufsätze über das „Leipziger Tageblatt" und Robert Schumanns „Zeitschrift für Musik" gediegene Vorarbeiten.

G. W.

Ludwig Feuerbach. Sein Leben und seine Werke von *Dr. Adolph Kohut. Fritz Eckardt Verlag. Leipzig 1909.* (XIV., 437 Seiten, M. 6.—, gebunden M. 7.50.)

Zwei unserer Größten, Gottfried Keller und Richard Wagner, haben von der Philosophie Ludwig Feuerbachs an entscheidenden Wendepunkten ihres Schaffens die wichtigsten Einwirkungen erfahren. Unter den Vorläufern Nietzsches steht er an erster Stelle und vor Fechner hat er die Identität des Physischen und Psychischen behauptet. Von ihm stammt das in tieferem Sinne gemeinte, später von den Materialisten so banal angewendete Wort: „Der Mensch ist, was er ißt". Auch ohne diese historischen Bezüge wäre die Religionsphilosophie Feuerbachs mit ihrer entschiedenen Wendung

gegen den supranaturalistischen Egoismus des Christentums eine der Hauptetappen auf dem Wege von Hegel zur Philosophie der Gegenwart. Die äußere Anerkennung ihres dauernden Wertes und der Geistesgröße Feuerbachs bedeutet die neue, noch unvollendete Ausgabe seiner Werke von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl, daneben die „Ausgewählten Briefe", publiziert 1904 in zwei Bänden von Bolin, dem auch die erste, knapp aber gründlich charakterisierende Biographie des Philosophen zu verdanken ist. Mehr in die Breite des äußeren Verlaufs und der inneren Wandlungen der Lebensgeschichte geht die neue von Kohut verfaßte Biographie. Wertvolle, bisher unbenutzte Handschriften verleihen seinem Buche erhöhte dokumentarische Bedeutung, darunter wohl am interessantesten die Eingabe an Johannes Schulze, den Reformator des höheren preußischen Bildungswesens, vom 26. März 1835, in der Feuerbach sich um einen preußischen Lehrstuhl der Philosophie bewirbt. Diesem Schriftstück reiht sich als bedeutsames Selbstbekenntnis das folgende kürzere, ebenfalls bisher unbekannte an: „Laß den andern glauben, was er will, aber fordere dafür auch von ihm, daß er dich nicht glauben läßt, was Er glaubt. Diese Forderung ist gerecht u. billig. Aber ungerecht u. verwerflich, verwerflicher noch als die Intoleranz des Gläubigen, ist die Intoleranz des Aufgeklärten, welcher von den Andern ohne Unterschied verlangt, daß sie zwar nicht so glauben, aber so denken, so frei u. gescheut sein sollen, wie Er selbst. Man muß auch gegen die Unfreiheit u. Dummheit tolerant sein." Auch über solche dokumentarische Funde hinaus wohnt dem Buche Kohuts ein hohe Eigenwert bei. Es schildert mit ruhiger Sachlichkeit, die doch der Wärme nicht entbehrt, den äußeren Lebenslauf, die persönlichen Beziehungen, die Geistesarbeit Feuerbachs und ihren Einfluß auf Mit- und Nachwelt und fesselt den Leser, auch wenn die eigentlichen philosophischen Probleme ihm ferner liegen. An dieser Stelle sei besonders der ungewöhnlich vornehme Druck und die gute Ausführung der neun in Lichtdruck beigegebenen Porträts hervorgehoben. Warum fehlt aber ein Register, das ein solches Werk für mannigfache Zwecke kaum entbehren kann? X. Y. Z.

Gefälschte Kunstwerke. Von *Stephan Beissel.* 8° (VIII und 176 S.) Freiburg 1909, Herdersche Verlagshandlung. M. 2.30; gebunden in Leinwand M. 3.—.

Dieses amüsante Büchlein wird dem Sammler mit seinen mancherlei ernsten und spaßhaften Historien aus den Geheimnissen des Kunsthandels vergnügte und lehrreiche Stunden gewähren. Auch neben den, soeben in neuer Auflage erschienenen „Fälscherkünsten" von Eudel-Bucher und dem „Raritätenbetrug" von Groß (Berlin 1901) behauptet es seinen Wert als nützliche Ergänzung, schon weil eine Menge der neuesten und gefährlichsten „trics" und namentlich die in der Presse der letzten Jahre erwähnten Fälle zusammengetragen sind. Das erste Kapitel ist zu entbehren, denn es handelt nur von den Preissteigerungen der jüngsten Zeit. Bei den folgenden erscheint mir die Einteilung nicht gerade vorteilhaft, und es wäre zu wünschen, der Verfasser hätte sein Material lieber nach den Kunstgebieten geordnet (Malerei, Plastik, Kunstgewerbe, Graphik, Handschriften und Drucke). Vielleicht gibt eine zweite Auflage dazu Gelegenheit. —i.

Als Seitenstück zu dem im vorigen Jahre erschienenen, überaus nützlichen „Berliner Bibliothekenführer" von P. Schwenke und A. Hortzschansky gab *Eduard Zarncke* bei *Johann Ambrosius Barth* einen *„Leipziger Bibliothekenführer"* heraus, die Festgabe des Verlags zum Universitätsjubiläum. Das gut gedruckte Buch mußte wohl mit Rücksicht auf diese Bestimmung etwas übereilt werden; wenigstens hätte der Herausgeber sonst gewiß die mannigfachen Unterschiede in Art und Umfang der Auskünfte, die ihm erteilt wurden, ausgeglichen. Die Angaben über die Privatbibliotheken leiden besonders an diesem Mangel. Unseres Erachtens könnten sie ohne Bedenken fortfallen. Daß ein Pfarrer, der zugleich Privatdozent der Assyriologie ist, insbesondere Bücher alttestamentlichen, assyriologischen, religionsgeschichtlichen Inhalts besitzt, oder daß der erste Kirchenrechtler Deutschlands Werke seines Hauptgebiets sein eigen nennt, versteht sich doch eigentlich von selbst. A—s.

Friedrich Meyer läßt seinem von allen Seiten als nützliches Hilfsmittel für Forscher und Sammler anerkannten *„Verzeichnis einer H. Heine-Bibliothek"* jetzt ein *Namen- und Sachregister* folgen (Leipzig, Dyksche Buchhandlung 1910, M. 6.—). Die mühevolle Arbeit erhöht den Wert des umfangreicheren Vorgängers erheblich. Für jedes Gedicht, jeden Aufsatz, jeden Brief an und von Heine sind nun leicht die Druckorte und die Literatur darüber aufzufinden. Wissenschaft und Bibliophilie schulden dem Fleiße des kenntnisreichen Leipziger Buchhändlers erneuten Dank. G. W.

Von der Zweimonatsschrift *Hyperion (München, Hans von Weber)*, auf die wir schon zu Beginn dieses Jahrgangs hinwiesen, sind die Hefte 8—10 erschienen. Sie bewähren von neuem die Fähigkeit des Herausgebers *Franz Blei*, das Erlesene aus altem und neuestem Schrifttum zu versammeln und zum Genuß anspruchsvoller Geister in fein abgewogener Mischung zu vereinen. Und ebenso bedeutet jede der Kunstbeilagen dieser Hefte (Handzeichnungen von *Rembrandt, Cornelis Bega, Jan von Goyen, Jan Breughel, van Dyck, Watteau, Boucher* aus der Bremer Kunsthalle; Lithographien von *Constantin Guys*, *Vincent van Gogh, Maillot, Toulouse-Lautrec, Manet, Millet*) einen wertvollen Besitz für jeden, der die starken, unmittelbaren Seelenlaute echter Kunst zu vernehmen imstande ist. —i.

Das altbewährte *Deutsche Wörterbuch* von *Fr. K. L. Weigand* erscheint gegenwärtig in fünfter, neu bearbeiteter Auflage, (Verlag von *Alfred Töpelmann* in *Gießen*, etwa zwölf Lieferungen zu M. 1.60). Der

erste Band, A—*K*, liegt schon vollständig vor. Nach Karl von Bahder und Karl Kant, die beide vorzeitig von der Herausgabe zurücktreten mußten, hat sie der Leipziger Indogermanist *Hermann Hirt* übernommen, und man darf behaupten, daß die Arbeit in keine besseren Hände gelegt werden konnte. Denn die Eigenart des „Weigand", die sich durch 75 Jahre bewährt hat, beruht zum großen Teil, gegenüber den anderen deutschen Wörterbüchern, in den Etymologien, und Hirt war, als einer der eifrigsten lebenden Forscher auf diesem Gebiete, berufen, die neuen Ergebnisse der Wissenschaft von der Herkunft der Wörter vollauf zu verwerten. Dagegen tritt die Geschichte der Wortform etwas zurück, was auch dadurch begründet erscheint, daß hier das Bedürfnis nach Belehrung in den weiten Kreisen, an die sich das Weigandsche Wörterbuch wendet, nicht so stark ist, wie z. B. an den, zum Teil über Grimm hinausgeführten Nachweisen über das erste Vorkommen, an den mit im allgemeinen ausreichender Auswahl berücksichtigten Fremdwörtern, an der Deutung der deutschen Vornamen, deren Beibehaltung dem Herausgeber dringend ans Herz gelegt sei. Dagegen darf er sich ohne Bedenken entschließen, auf die von Weigand herrührenden, überflüssigen und zum Teil komisch wirkenden Deutungen allbekannter Wörter zu verzichten. Für unsern Leserkreis wird zumal die große Zahl von Erklärungen veralteter oder in der Gegenwart nur noch mundartlich vorkommender Ausdrücke von hohem Werte sein. Alles macht den erneuerten Weigand zu einem Werkzeug, dessen Verläßlichkeit ich in den letzten Monaten vielfach erprobt habe. *G. Witkowski.*

Katalog der *Deutschen Handschriften* der k. k. Öffentlichen und *Universitätsbibliothek* zu *Prag.* I. Teil. Die Handschriften bis etwa zum Jahre 1550. Prag, Kommissionsverlag der J. G. Calveschen k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung 1909. Groß-8°. 155 Seiten. M. 4.—.

Nach dem guten Muster, das Truhlář in seinem Verzeichnis der Prager lateinischen Handschriften aufgestellt hat, verzeichnet hier *Walther Dolch* die älteren deutschen Manuskripte derselben Sammlung, in jeder Beziehung die Anforderungen einer solchen Bibliographie erfüllend. Die 219 Stücke sind genau nach äußerer Beschaffenheit und Inhalt beschrieben; die Geschichte jeder Handschrift wird soweit als möglich zurückverfolgt. Verhältnismäßig gering ist die althochdeutsche Zeit vertreten: das von Lambel in den Wiener Sitzungsberichten veröffentlichte Heliandbruchstück aus dem IX. Jahrhundert ist das älteste Stück, dann folgen die Glossen zum Prudentius (XI./XII. Jahrhundert). Die Geschichte der Sammlung reicht ebenfalls — bis auf die wenigen, vermutlich aus dem alten Karolinum stammenden Bände — nicht weit, nur in das XVI. Jahrhundert zurück und verzeichnet neben dem starken Zuwachs aus Klosterbibliotheken auch Verluste, namentlich durch die Schweden im Jahre 1648. Der niedrige Preis der wertvollen Arbeit dürfte der Unterstützung des österreichischen Unterrichtsministeriums und der segensreich wirkenden Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zu danken sein. —i.

Kleine Mitteilungen.

Mit Stempel eingedruckte Schriftzeichen einer altkretischen Tonplatte. Bei seinen Ausgrabungen in Phaistos (1908 und 1909) fand Pernier eine runde Platte aus fein geschlemmten Ton, die auf beiden Seiten eine lange Inschrift trägt. Die Zeichen sind mit Stempeln, wohl aus Elfenbein oder Knochen, eingedrückt. Es sind im ganzen 241 Zeichen, 45 verschiedene Typen. Pernier hält die Tafel für einheimisches Fabrikat, obwohl die Zeichen denen der altkretischen Bilderschrift kaum gleichen. Evans hält sie für importiert. Wenn die Platte auch nicht geradezu als gedrucktes Schriftstück gelten kann, bleibt sie doch ein Zeugnis der hohen Kultur des zweiten Jahrtausends, die sich zu rascherer Schrift schon mechanischer Hilfsmittel bediente. *(Zentralblatt für Bibliothekswesen.)*

Im bayrischen Landtag hat der Zentrumsabgeordnete Freiherr von *Freyberg* am 16. November gegen die *Gesellschaft der Bibliophilen* den Vorwurf geschleudert, ihre Werke seien die allerschändlichsten, sie selbst nichts anderes als eine Vereinigung von Freunden der erotischen Literatur. Sein Parteigenosse *Osel* sekundierte ihm dabei. Später mußten beide Redner ihre höchst leichtsinnigen Angriffe, die schon im amtlichen Stenogramm berichtigt erscheinen, zurücknehmen, beziehungsweise auf die Wiener Pornographen hinüberwälzen, mit denen die Gesellschaft der Bibliophilen nichts gemein hat. Ihr erster Vorsitzender, *Fedor von Zobeltitz*, hatte schon durch eine Erklärung in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 24. November die Bemerkungen des Freiherrn von *Freyberg* als *grobe Unwahrheiten* gekennzeichnet und darauf hingewiesen, daß unter den zahlreichen Publikationen der Gesellschaft kein einziges Buch sei, das die Angriffe des Herrn Abgeordneten treffen könnten. Dabei hätten die Vorsitzenden der Gesellschaft bei den Generalversammlungen häufiger Gelegenheit genommen, dagegen zu protestieren, daß im geheimen arbeitende, spekulative Firmen sich für ihre Schmutzliteratur des Deckmantels der Bibliophilie bedienen.

Der Hinweis auf die pornographischen Verleger Wiens gab dann der dortigen „Reichspost" Anlaß, am 30. November den Artikel „Eine Schmach für Wien" aus der „Münchener Allgemeinen Rundschau" wiederzugeben. Dies veranlaßte am 2. Dezember unsern Wiener Redakteur *Hans Feigl* zu einer Zuschrift an die „Reichspost", in der von neuem die „Gesellschaft der Bibliophilen" und unsere Zeitschrift als ihr Organ vor jeder Verwechslung mit der sogenannten „Gesellschaft österreichischer Bibliophilen", bewahrt werden soll, während der schon in der Münchener Debatte genannte

Wiener Verlag von *C. W. Stern* als Herd von Schmutzpublikationen gekennzeichnet wird.

Das Diözesankomitee der niederösterreichischen Katholikenorganisation beschloß in seiner Sitzung vom 30. November, sich mit diesen Verhältnissen zu befassen und entsprechende Maßregeln in Angriff zu nehmen.

Die Gesellschaft der Bibliophilen und unsere Zeitschrift begrüßt die Bewegung, so bedauerlich auch ihr Ausgangspunkt, der ungerechtfertigte Angriff von der bayrischen Landtagstribüne, erscheint. Niemand würde es freudiger als wir empfinden, wenn von allen Parteien ein Kesseltreiben gegen die Verleger und Verbreiter der Schmutzliteratur eröffnet und die ganze Rotte, die aus gemeiner Berechnung auf verdorbene Instinkte ihren erbärmlichen Gewinn zu ziehen sucht, zur Strecke gebracht würde.

Auf einem Pergamentblatt aus Ägypten, das die Universitätsbibliothek *Gießen* aus den Fonds ihrer Jubiläumsstiftungen erworben hat, entdeckte Privatdozent Lic. *Glaue* daselbst gegenüber einem lateinischen Bibeltexte (Luc. 23 und 24) Stücke der gotischen Bibelübersetzung, die sich unter den bis jetzt bekannten gotischen Fragmenten noch nicht finden. Das Blatt stammt aus dem Anfang des V. Jahrhunderts. Eine Publikation ist in Vorbereitung.

Auf der diesjährigen deutschen Historikerversammlung referierte Professor *Spahn* (Straßburg) über die Anregungen zur Gründung von Zeitungsmuseen, die der Aufsatz von Kekule von Stradonitz an der Spitze des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift gegeben hat. Den örtlichen und landschaftlichen Geschichtsvereinen wurde vor allem die lohnende Aufgabe der Sammlung des vorhandenen und neu erscheinenden Zeitungsmaterials zugewiesen. Zum Schluß faßten folgende, mit allseitiger Zustimmung angenommene Sätze das Ergebnis der Beratungen zusammen: „Die Konferenz von Vertretern landesgeschichtlicher Publikationsinstitute erklärt die Sammlung des gesamten deutschen Zeitungsmaterials als eine wichtige und unabweisbare Aufgabe. Als Sammelstellen kommen in erster Linie in Betracht die staatlichen und städtischen Archive und Bibliotheken. Darüber hinaus wäre es wünschenswert, wenn für die wichtigeren Organe im allgemeinen geschichtlichen Interesse eine *zentrale* Sammelstelle — vielleicht, da die Reichspostbehörde bereits über ein Pflichtexemplar sämtlicher Zeitungen verfügt — im Anschluß an das *Reichspostmuseum* geschaffen werden könnte. Bezüglich der technischen Frage, wie sich die materielle Erhaltung der Zeitungen sicherer bewirken läßt, als es bisher möglich war, empfiehlt sich die Einsetzung einer aus Vertretern der Publikationsinstitute und des Verbandes deutscher Zeitungsverleger bestehenden Kommission. Um festzustellen, was an älteren Zeitungen an öffentlichen Sammelstellen vorhanden ist, beziehungsweise woher es ergänzt werden kann, wird den Publikationsinstituten empfohlen, geeignete Kräfte mit der *bibliographischen Aufnahme der Zeitungen* ihres Arbeitsgebiets zu betrauen." In die zur Erörterung der technischen Fragen einzusetzende Kommission wurden seitens der Konferenz Prof. *Spahn* (Straßburg), Prof. *Hansen* (Köln), Bibliotheksdirektor *Wolfram* (Straßburg) und Prof. *Kötzschke* (Leipzig) gewählt.

Das angesehene Antiquariat von *Ludwig Rosenthal* in *München* beging am 1. Dezember die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens. Seit es in Fellheim, der Vaterstadt des Begründers, am 1. Dezember 1859 entstand, hat es sich in stetem Wachsen zu einem der ersten Institute des wissenschaftlichen Büchermarkts entwickelt. Zeugnis davon legt der mit dem Bildnis Ludwig Rosenthals versehene Katalog 130 ab. Geschmückt mit 40 Abbildungen, verzeichnet er in der bei dieser Firma gewohnten sorgsamen Aufnahme 149 Seltenheiten ersten Ranges, darunter außer dem bekannten Rosenthalschen Missale speciale Gutenbergs, von dem in den letzten Jahren so oft die Rede war, zwei Blätter einer ganz unbekannten Ausgabe des dreißigzeiligen Donats, auf Pergament gedruckt. Das fast unverletzt erhaltene eine dieser Blätter ist als Beilage zum Katalog faksimiliert, zugleich als das einzige bisher bekannte vollständige Blatt eines Donat.

Entrechtung der Autoren und Verleger durch den Werdandibund. Das kürzlich erschienene Heft 8 der Schriften des Werdandibundes „Wertung" enthält einen, wie es den Anschein hat, ernstlich gemeinten Vorschlag aus der Feder von Hans Schliepmann, der darauf abzielt, die schlechte Literatur zu bekämpfen, vor allem die sozialdemokratischen Zeitungen durch Begründung einer volkstümlichen Zeitung, die vom Staate herausgegeben würde. Dem Staate soll aber außerdem das Recht erteilt werden, gute Bücher, wo sie auch immer vorhanden sind im lieben deutschen Vaterlande, einfach zu nehmen und in Massenauflagen billig unters Volk zu bringen. Zwar sei von Vereinen und weitsichtigen Unternehmern schon viel getan, aber diese Tätigkeit hinke dank dem Urheberschutz mindestens 30 Jahre nach. „Hat der Handel das Recht, geistige Werke nur vom Standpunkte des Geldherauspressens anzusehen?" fragt Herr Schliepmann. Nein, muß man antworten, auch *geistiges* Eigentum ist Diebstahl; man muß die „guten" Autoren zu Staatspensionären machen, die Verleger zu Handlangern und Beamten für die Ausfindigmachung von Talenten und für den großen Staatsverlagsvertrieb. Die nicht guten Schriftsteller — Sichtung durch Beamte — dürfen weiter zu beliebig hohen Preisen auf Risiko der Privatverleger erscheinen. Den Druck der „guten Literatur" besorgt selbstredend die Staatsdruckerei, nachdem sie die meisten Privatdruckereien aus zahlreichen hereingebrochenen Konkursen billig angekauft hat. — — — —

Man sollte es kaum glauben, daß es möglich ist, solche Vorschläge an anderer Stelle als in einem Witzblatte zu machen. Dabei haben wir in Deutschland eine überaus reiche gediegene Literatur lebender und verstorbener Schriftsteller, die zu außerordentlich billigen Preisen in anständiger Ausstattung jedermann erreichbar ist.

H. P.

Zwei wesentliche *Neuerungen* an den *preußischen wissenschaftlichen staatlichen Bibliotheken* verdienen die allgemeine Beachtung, umsomehr, als man — je nach dem Standpunkte des Beurteilers — hoffen darf oder fürchten muß, daß sie mindestens von einem Teile der Bundesstaaten bald nachgeahmt werden.

Die Einführung von *Gebühren für die Benutzung der Universitätsbibliotheken und der Königlichen Bibliothek* in Berlin wird demnächst auf dem Verordnungswege erfolgen. Diese Einrichtung besteht bereits seit einigen Jahren in Österreich, sie wird zurzeit in Italien lebhaft diskutiert. Daß man auch in Preußen dazu gegriffen hat, ist dadurch verursacht worden, daß die Mittel der preußischen Universitätsbibliotheken, trotz gelegentlicher kleinerer und größerer Erhöhungen der Vermehrungsetats immer weniger ausreichten, um auch nur die nötigsten Novitäten zu erwerben, während die Ausfüllung von Lücken im Bestande durch antiquarische Käufe bei den meisten Anstalten fast ganz außer Übung kam, weil eben kein Geld dafür vorhanden war. Die Ursachen dieser Erscheinung sind das gewaltige Anschwellen der literarischen Produktion, die immer weiter gehende Spezialisierung des wissenschaftlichen Betriebs, der vor allem das ungeheuerliche Anschwellen der für Zeitschriften von den Bibliotheken auszugebenden Summen zu danken ist, die Verteuerung der Bücher durch allerhand Umstände, von denen die *Rabattpolitik des Börsenvereins der Buchhändler* nur einer ist, endlich aber die Steigerung der Ansprüche der Benutzer an die von den Bibliotheken bereit zu haltende Literatur. Der zuletzt genannte Umstand ist ganz gewiß an sich eine hocherfreuliche Erscheinung, die grade die Bibliotheken um keinen Preis missen möchten, aber seine Wirkung ist doch eben die und muß die sein, die an sich unzureichenden Etats noch mehr zu belasten. Es wäre nun sehr erwünscht gewesen, wenn die Bibliotheken die fehlenden Mittel einfach von der Finanzverwaltung hätten erhalten können, wie in *Schweden*, wo vor etwa Jahresfrist die Vermehrungsetats der drei großen Staatsbibliotheken ungefähr auf das Doppelte des bisherigen Betrags gebracht wurden. So wie die Finanzverhältnisse im Reiche und in Preußen nun einmal liegen, war es aber ausgeschlossen, die nötigen Beträge allein aus Staatsmitteln zu erhalten. Es werden in Zukunft von den Benutzern der preußischen Staatsbibliotheken, die Bücher entleihen — *die Benutzung der Lesesäle bleibt nach wie vor kostenfrei* — für jedes Halbjahr 2,50 M. erhoben werden. Von den Studierenden, die ja weitaus den Hauptteil der Benutzer der Universitätsbibliotheken bilden, wird dieser Betrag mit den Kollegiengeldern usw. von den Universitätskassen erhoben werden, ob sie die Bibliothek benutzen wollen oder nicht. Diese scheinbare Härte war nicht zu vermeiden, denn wenn die Gebühr erst bei der Benutzung erhoben worden wäre, wäre ein Teil der Studenten dadurch verleitet worden, durch Andere Bücher für sich entleihen zu lassen, was immer zu Unzuträglichkeiten führt, ein anderer Teil hätte lieber auf die Benutzung verzichtet. So, wie die Sache geregelt worden ist, darf man eher hoffen, daß das Bewußtsein, die Gebühr doch zahlen zu müssen, manchen Studenten veranlassen wird, die Bibliothek zu benutzen, der ihr sonst ferngeblieben wäre. Etwas schwieriger war die Behandlung der studentischen Benutzer der Königlichen Bibliothek. Diese Benutzer waren bisher ohne weiteres, wie zur Benutzung der Universitätsbibliothek so zu der der Königlichen berechtigt. Ihnen an beiden Anstalten Gebühren aufzuerlegen, hat man für zu hart gehalten, sie werden nur der Universitätsbibliothek, nicht der Königlichen zu zahlen haben, wofür die Universitätsbibliothek ein Drittel der ihr zufließenden Gebühren an die Königliche Bibliothek abführen wird. Die den Universitätsbibliotheken durch diese Gebühren neu zugehenden Summen werden die Vermehrungsetats um durchschnittlich die Hälfte der bisherigen Beträge erhöhen, und da auch der Staat im Zusammenhange mit der Einführung der Gebühren seine Aufwendungen erhöhen wird, werden überall Sätze herauskommen, die wenigstens einigermaßen als ausreichend betrachtet werden dürfen, um den laufenden Bedarf zu decken. Zur Ausfüllung der großen Lücken grade in der jüngsten Literatur reichen auch diese Beträge nicht, dafür wird eine Sonderbewilligung von rund einer Million für die Gesamtheit der Bibliotheken nötig sein. Die Finanzverwaltung hat dieses Verlangen auch als berechtigt anerkannt, ohne zurzeit den Betrag bewilligen zu können.

Eine so bedeutende Erhöhung der Vermehrungsfonds bringt ganz naturgemäß ein entsprechendes Wachstum der Arbeit mit sich. Es ist deshalb wertvoll, daß gleichzeitig für den Nachwuchs des mittleren Personals eine feste Norm geschaffen wurde. Seit einigen Jahren sind an den preußischen Staatsbibliotheken zur Entlastung der Bibliothekare Stellen für mittlere Beamte (Bibliothekssekretäre) geschaffen worden und sollen weiter solche geschaffen werden. Im Herbst vorigen Jahres ist nun für die Bewerber um diese Stellen eine Diplomprüfung eingeführt worden, der betreffende Erlaß wurde u. a. im Zentralblatt für Bibliothekswesen, 1909, Oktoberheft, veröffentlicht. Diese Diplomprüfung gilt für die Bewerber für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken wie für den Dienst an Volksbibliotheken und verwandten Anstalten. Es sind dabei keineswegs, wie das in der Tagespresse vielfach irrtümlich mitgeteilt worden ist, in erster Linie weibliche Kräfte ins Auge gefaßt, für die zurzeit an den preußischen Staatsbibliotheken pensionsfähige Stellungen gar nicht bestehen; wohl aber ist, wie einzelne Abschnitte der Prüfungsordnung ausdrücklich sagen, damit gerechnet, daß auch weibliche Kräfte dieses Diplom erwerben. Wie weit die Volksbibliotheken von ihrem Personal zukünftig den Besitz dieses Diploms vor der Anstellung verlangen werden, muß dahingestellt bleiben. Sie haben, wenn sie nicht etwa staatlich subventioniert sind, volle Freiheit darin. Man darf aber annehmen, daß ebenso, wie viele preußische Städte von den Bibliothekaren ihrer Stadtbibliotheken das Zeugnis über das Bestehen der staatlichen bibliothekarischen Fachprüfung verlangen, es auch mit dem Diplomzeugnis bei städtischen Volksbüchereien sein wird. Die staatlichen Bibliotheken

erwarten von der neuen, nicht zu leichten Prüfung und der in der Ordnung vorgesehenen mehrjährigen Ausbildungszeit, daß für die Stellen der Bibliothekssekretäre jederzeit sorgfältig ausgebildete Bewerber zur Verfügung stehen werden. Es käme nun darauf an, zu den schon vorhandenen Stellen dieser Art eine genügend große Zahl, sowohl für männliche wie für weibliche Kräfte, am besten mit ganz getrennten Arbeitskreisen, neu zu schaffen. Hy.

Nachschrift der Redaktion. Wir stimmen der Erhebung von Bibliotheksgebühren nicht so leicht zu, wie anscheinend unser verehrter Mitarbeiter. Die grundsätzliche Anerkennung des *officium nobile* der Staatsverwaltung, wissenschaftliche und Kunstsammlungen der Forschung unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, wird damit an der wichtigsten Stelle durchbrochen, und hier heißt es, dem Versuch so kräftig als möglich entgegenzutreten, denn der Appetit wächst bekanntlich nach dem ersten Bissen. Dagegen freuen wir uns der in Aussicht genommenen Vermehrung der mittleren Beamtenstellungen. Wer durch lange Jahre beobachtet hat, wie die akademisch gebildeten Bibliothekare dem Aufsichtsdienst, den *mechanischen* Katalogisierungen (nach der eigentlichen Titelaufnahme), dem Verkehr mit dem Buchbinder usw. ihre hoch bezahlten Kräfte widmen müssen, der sagte sich schon längst, daß hier ein unnötiger Aufwand getrieben wird.

Zwei Vorträge von *R. L. Prager*, der eine über „*Antiquariat und Antiquare*", der zweite über „*Bibliographie und Bibliophilie*", sind als Sonderabdrücke aus dem „Börsenblatt" im Verlag des Verfassers erschienen. (Preis je 80 Pf.) Beide unterrichten kurz und gewandt über ihre Gegenstände, auch in historischer Beziehung. Aber es ist nicht hübsch von Herrn Prager, daß er als etwas „Erfreuliches" auch die „österreichische Gesellschaft der Bibliophilen" erwähnt. Was der Name dieser gar nicht existierenden Gesellschaft bezeichnet, ist etwas für jeden anständigen Bücherfreund sehr Unerfreuliches.

Der internationale Verlegertag, welcher vom 27. Juni bis 2. Juli nächsten Jahres in Amsterdam tagen soll, wird sich mit wichtigen Fragen zu beschäftigen haben. Zunächst empfiehlt das Komitee eine Besprechung des Einflusses des Feuilletonromans und der Erzählungen in Zeitschriften auf das Buch. Ferner sollen die Beziehungen der Tagespresse, der literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, illustrierten Wochen- und Monatsschriften zu dem Buche erörtert werden. Weiterhin werden die Mittel erwogen werden, wie der Verkauf guter wissenschaftlicher Werke am besten zu fördern ist. Der Einfluß der Preisverringerung des Papiers und der mechanischen Illustrationsmittel auf das Buch soll einer Untersuchung unterzogen werden. Aktuelle Themata, die zur Erörterung gelangen werden, sind die Verfertigung und der Verkauf von Instrumenten, welche die mechanische Wiedergabe von Musik bezwecken, die Kinematographie in Beziehung auf das Autorrecht, die öffentliche Dar-

stellung, das Buch und die Herausgabe von Musikwerken. Ferner sollen verhandelt werden: das von den Buchhandlungen zu beachtende Verhalten gegenüber Büchern, deren Inhalt den guten Sitten zuwiderläuft, ferner die Mittel, die eine Besserung herbeizuführen geeignet sind. Weitere Themata sind: die neue amerikanische Gesetzgebung in Beziehung auf das Autorrecht und auf die Berner Konvention, endlich der Einfluß der literarischen Kritik auf das Buch. Das ist ein reiches Programm für sieben Tage eines Kongresses.

...i...

Literatur und Justiz.

Von der I. Strafkammer des Landgerichts Breslau wurde am 18. November die Unbrauchbarmachung sämtlicher Exemplare der folgenden Druckschriften (Verlag J. Singer & Co., Berlin C 2, bezw. Berlin und Leipzig) angeordnet: *Dr. med. Wilhelm Hammer*, Licht- und Schattenseiten geschlechtlicher Enthaltsamkeit; *Dr. Veriphantor*, Der Flagellantismus; derselbe, Der Fetischismus; derselbe, Der Sadismus.

Aus *Hamm* i. W. wird unter dem 7. Dezember gemeldet: Das Schöffengericht verurteilte den Redakteur des „*Simplizissimus*" *Gulbransson* wegen Beleidigung der Verwaltung der Zeche Radbod zu sechs Monaten Gefängnis. Veranlassung gab die Veröffentlichung einer Zeichnung mit beigefügtem beleidigenden Gespräch zweier in den Trümmern eingeklemmten Bergleute.

In der schwankenden Rechtsprechung über Boccaccios „Dekamerone" und den ihm wesensverwandten „Heptamerone" bedeutet vorläufig das jüngst ergangene Urteil des Reichsgerichts, das beide Werke unter die unzüchtigen Schriften einreiht, die letzte Etappe. Aus dem Urteil der Vorinstanz, dessen Feststellungen von dem obersten Gerichtshof als einwandfrei angenommen wurden, seien folgende Sätze herausgehoben: Das Gericht hat festgestellt, daß diesen Büchern objektiv der Charakter einer unzüchtigen Schrift innewohnt. Daß sie kulturhistorisch interessant sein mögen, wird zugegeben; aber die geschlechtlichen Dinge nehmen darin einen so großen Raum ein, daß mindestens für die Jetztzeit und die ungebildete Allgemeinheit der jetzt lebenden Menschheit das Gefühl der literarisch-ästhetischen Erhebung trotz der vorhandenen dichterischen Vorzüge völlig zurücktritt gegenüber dem Ekel über die Liebessachen rein geschlechtlicher Art, die die Sinnlichkeit ungehörig und widerlich erregen. Jedenfalls verletzt die Schrift das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der Jetztzeit gröblich und behandelt geschlechtliche Verhältnisse so, wie es jetzt nicht mehr erlaubt ist. Das wirklich noch Wertvolle verschwindet in dem Wust von Unzüchtigkeit derart, daß eine Aussonderung unmöglich ist. Das Gericht hat die Behauptung des Angeklagten, daß er die Schriften nicht gelesen habe, nicht für widerlegt angesehen; es hat ihn aber für verpflichtet erklärt, sich

zu erkundigen, da er sicher schon von dem Rufe gehört habe, in welchem diese Bücher stehen, und der Titel „Liebesschwänke“ ihn schon darauf hätte hinweisen müssen, welchen Charakter das Buch hat.

Der angeklagte Buchhändler, ein früherer Gastwirt, wurde zu einer Geldstrafe von 50 M. verurteilt.

Das Reichsgericht bestätigte am 18. Oktober ein Urteil des Oberlandesgerichts Hamburg, das die von der Polizei verbotene Aufführung der Egerschen Komödie *„Mandragola“* im deutschen Schauspielhaus (Leiter Dr. *Alfred Freiherr von Berger*) gestattet. Das Urteil besagte, daß zwar der Inhalt der „Mandragola“ — an sich betrachtet — unsittlich sei. Es sei in ihm zum ausschließlichen Thema die Übertölpelung eines greisenhaften und zeugungsunfähigen Ehemannes durch die Verführung seiner jungen, tugendhaften Frau gemacht, wobei die heikle Ehebruchsgeschichte ohne Warnung und Belehrung breit wiedergegeben werde, nur um prickelnde Wirkungen zu erzielen. Jedoch könne anderseits nicht gesagt werden, daß es der Verfasser auf unsittliche Zwecke abgesehen habe, vielmehr ziele alles auf eine Belustigung des Publikums durch die schwankartig gestaltete Pikanterie hin. Durch den unsittlichen Charakter eines Theaterstückes sei aber noch nicht die Feststellung getroffen, daß eine Verletzung oder Gefährdung der Sittlichkeit vorliege, die die Polizei zum Einschreiten zwinge. Zunächst müsse es sich bei dem § 19 des Verhältnisgesetzes um ein unmittelbares Interesse der Gesamtheit handeln. Wenn die Polizei im öffentlichen Interesse einschreite, so könne das wegen Erregung von Ärgernis, wegen Lockerung der gebotenen Anschauungen über die Sittlichkeit und auch wegen Verführung und Anregung zu persönlicher Unsittlichkeit geschehen. Zunächst müsse die Erregung eines öffentlichen Ärgernisses verneint werden. Bei Beurteilung dieser Frage dürften gewisse Erfahrungen des täglichen Lebens, so bedauerlich sie auch seien, nicht außer acht gelassen werden. Das Theaterpublikum sei heute keineswegs so sittenstreng, als daß es nicht auch sittlich anrüchige Stücke in sich aufnehmen könne. Auch sei es jedem freigestellt, solche Stücke nach Belehrung durch die Tageskritik zu vermeiden. Aus diesen Gründen könne auch nicht angenommen werden, daß das Stück die Sittlichkeit gefährde. Was in München, Nürnberg und Wien aufgeführt worden sei, ohne Ärgernis erregt zu haben, werde in Hamburg wohl kaum eine andere Wirkung ausüben. Um die Lockerung der Sitten zu bewirken, sei es zu possenhaft: niemand werde die Fabel und ihre Vorführung ernst nehmen. Daß das Stück an sich die Lüsternheit errege, könne auch nicht angenommen werden. Der Dialog zwischen der Ehefrau und ihrem Liebhaber habe nichts Unzüchtiges an sich, während alles Übrige vom Spiel abhinge. Es könnten aber auch Szenen aus klassischen Werken so dargestellt werden, daß sie die Sinnlichkeit erregen, während anderseits durch dezentes Spiel derartiges vermieden werden könne. Über das Spiel habe die Beklagte aber Einwendungen nicht gemacht.

Kataloge

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Theodor Ackermann in München. Nr. 575. Kunst, Kunstgeschichte, Architektur. Belletristik, Literaturgeschichte, Geschichte, Geographie und Hilfswissenschaften. Alpines.

Paul Alicke in *Dresden-A.* Nr. 89. Für den Weihnachtstisch des Bibliophilen.

Bangel & Schmidt (Otto Petters) in *Heidelberg.* Nr. 41. Deutsche Literatur bis Goethes Tod.

Baseler Buch- und Antiquariatshandlung vormals Adolf Geering in *Basel.* Nr. 332. Helvetica.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Frankfurter Bücherfreund. Mitteilungen aus dem Antiquariat. Nr. 4.

Richard Bertling in *Dresden.* Nr. 67. Musiker-Autographen. Briefe und sonstige Schriftstücke. Musikmanuskripte. Widmungen.

Ernst Carlebach in *Heidelberg.* Nr. 315. Historische Darstellungen, Militär- und Schlachtenbilder. Porträts, Städteansichten usw.

Buchhandlung Gustav Fock (G. m. b. H.) in *Leipzig.* Nr. 351. Neue deutsche Literatur seit Goethes Tode bis zur Gegenwart.

Ernst Geibel Antiquariat in *Hannover.* Nr. 129. Städtegeschichte. Bücher, Bilder, Pläne von Städten und Orten aller Länder, vornehmlich von Deutschland.

Paul Graupe in *Berlin SW. 68.* Nr. 51. Weihnachtsbücher für Bibliophilen.

Otto Haas in *Berlin W.* 30. Nr. 1. Deutsche Literatur enthaltend eine große Anzahl Erstausgaben der Klassiker und Romantiker, Porträts deutscher Dichter und literarische Almanache.

Max Harrwitz in *Nikolassee bei Berlin.* Nr. 106. Abteilung I. A—K. Varia Rara. Curiosa. — Nr. 107. Deutsche Länder- und Städte-Geschichte.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 371. Americana et Hispanica rariora. — Nr. 373. Ägyptologie. Afrika. Altertumskunde. Geschichte, Geographie, Reisen. Sprachen.

Alois Hilmar Huber in *Salzburg.* Salzburger Bücherfreund. Mitteilungen aus dem Antiquariate Nr. 10—12.

Max Jaeckel in *Potsdam.* Nr. 36. Kultur- und Sittengeschichte.

Th. Kampffmeyer in *Berlin SW. 48.* Nr. 460. Werke aus allen Gebieten des Wissens. — Nr. 461. Werke aus dem Gebiete der Schönen Wissenschaften, Klassiker, Kunstgeschichte, Kunstgewerbe und Jugendschriften.

Friedrich Klüber in *Straubing.* Nr. 3. Katholische Theologie und Literatur. Rechts- und Staatswissenschaften. Ältere Literatur. Curiosa. Bavarica.

Fr. Klübers Nachf. Nahr & Funk in *München.* Nr. 169. Schöne Literatur, Literaturgeschichte usw.

C. Lang & Co. in *Rom.* Catalogo XI. Vedute e Storia di Città e Paesi dell'Italia Centrale.

Ludwig Rosenthals Antiquariat in *München*. Nr. 130. Seltene Wiegendrucke, Handschriften, Musiker-Autographen, Erd- und Himmelsgloben usw. (Siehe oben S. 99.)

Franz Richter in *Leipzig*. Nr. 7. Bibliothek Fleckeisen IV. Klassische Philologie.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die diesem Hefte beiliegenden Prospekte aufmerksam zu machen: *Taschenbuch des Bücherfreundes für 1910,* Verlag Max Harrwitz Nicolasee; *Napoleons Leben von ihm selbst,* Verlag Robert Lutz, Stuttgart; *Etwas das Goethe gesagt hat,* Verlag Carl Koneger, Wien; *Ludwig Rosenthals Antiquariat,* München.

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

I. Jahrgang. Februar 1910. **Heft 11.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

Pariser Brief.

Schon in einem meiner letzten Pariser Briefe erwähnte ich den großzügigen Mäcen *Jacques Doucet*, der sich nicht nur damit begnügt, eine wundervolle Sammlung des XVIII. Jahrhunderts zusammenzutragen und für die Kunstforschung eine mustergültige Bibliothek zu schaffen, sondern jetzt auch noch unter dem Titel: *La Société de Réproductions des dessins de Maîtres* eine Gesellschaft gegründet hat, die das Ziel verfolgt, vollendete Faksimile-Reproduktionen nach Handzeichnungen großer Meister, Kunstforschern und Liebhabern zum Selbstkostenpreise zu liefern. Die Publikationen dieser Gesellschaft werden nur direkt an Private geliefert. Es wird aufs strengste darüber gewacht, daß nicht Buch- oder Kunsthändler in den Besitz der Veröffentlichungen dieser Gesellschaft gelangen, weil Herr Doucet nicht will, daß seine philanthropischen Absichten zu spekulativen Treibereien mißbraucht werden. Das soeben erschienene erste Heft der Meisterreproduktionen enthält 25 Faksimile von Handzeichnungen von *Michelangelo*, *Fragonard*, *Claude Lorrain*, *Delacroix*, *Daumier*, *Degas* u. a. aus den Privatsammlungen Doucet, Courboin, Koechlin, Moreau-Nelaton, Vever Rodrigues usw. und kostet 25 Fr.

Trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln gelangte ein Exemplar dieses Werkes in den Handel und wurde von einer Pariser Buchhandlung zum Preise von 500 Fr. ausgeboten. Herr Doucet soll dieses Exemplar selbst wieder zurückgekauft haben. Das würde für die Energie sprechen, mit der Herr Doucet seine Absichten durchzusetzen weiß. Für den edlen und schönen Ernst seiner Absichten sprechen am besten die Reproduktionen selbst. Mit ihnen wird alles bisher Geleistete weit überboten. Die Feinheit und Treue dieser Reproduktionen ist derart vollendet, daß man sie wirklich mit den Originalen verwechseln könnte; und so hat man allen Grund, diesem Unternehmen das höchste Lob zu spenden. Die Subskription auf die zweite Folge dieser Veröffentlichung, die Ende des Jahres 1910 erscheinen wird, ist bereits abgeschlossen. Gleichzeitig mit der ersten Mappe hat die Gesellschaft ebenfalls in 100 Exemplaren ein zweites Werk herausgegeben unter dem Titel: *Catalogue de Ventes et livrets de Salons illustrés par Gabriel de Saint-Aubin*. Introductions et Notices par Emile Dacier. I. Catalogue de la Collection Crozat (1755). II. Livret du Salon de 1769 (Subskriptionspreis 25 Fr. Typographie de Frazier-Soye. Phototypies de Jean Barry imprimé sous la direction de André Marty).

Friedrich Melchior Grimm schrieb am 1. Mai 1772 an *Diderot*: „Ich habe auf dieser Versteigerung einen Maler und Althändler getroffen, der sich eine ebenso merkwürdige wie interessante Arbeit gemacht hatte. Neben die Beschreibung jedes Gemäldes hatte er auf den Rand der einzelnen Seiten kleine Tuschzeichnungen entworfen, die einen vollkommenen Eindruck der Komposition der einzelnen Gemälde gaben" (Correspondance de Grimm, Diderot etc. Ed. Toureux. IX, p. 497). *Saint-Aubin* hat eine stattliche Reihe von Auktionskatalogen und Katalogen der Salons mit derartigen Zeichnungen geschmückt, die einen bedeutenden dokumentarischen Wert haben. Zum Teil verschwanden sie nach dem Tode des Künstlers im Jahre 1780 und zu der Zeit, als man in Paris die Bilder von *Fragonard*, *Chardin* und *Latours* für wenige Franken kaufen konnte, lagen diese Kataloge auf den Seine-Kais. Einige kauften die *Goncourts*, andere *Destailleurs* auf, aus dessen Sammlung sie im Jahre 1893 in den Besitz des Baron de Saint Julien übergingen. Doucet hat kürzlich auch eine von Saint-Aubin illustrierte Beschreibung der Kirchen und Sehenswürdigkeiten von Paris wiedergefunden. Alle diese bibliophilen Seltenheiten sollen jetzt nach und nach in Faksimile von der Société de Réproductions des dessins de Maîtres neu herausgegeben und einem Liebhaberpublikum zum Selbstkostenpreis der Gesellschaft zugänglich gemacht werden.

Das zweite Ereignis der ersten Januarhälfte ist die feierliche Entsiegelung der Briefe *Alfred de Mussets* an die Unbekannte, die der testamentarischen Bestimmung gemäß nach dem Tode Mussets auf der Nationalbibliothek zu Paris deponiert und am 3. Januar d. J. von Jules Trubat 30 Jahre später entsiegelt wurden. Man wußte bereits seit langem, wer diese berühmte Unbekannte war: *Aimée-Irène d'Alton,* die am 20. IX. 1811 in Hamburg geboren wurde, im Jahre 1837 zu Alfred de Musset in Herzensbeziehungen trat, die nur sechs Monate dauerten, während denen Musset seine schönsten Werke, L'Espoir en Dieu, Mi-Carême, Emmeline, Croisilles usw. schrieb. Nach Alfreds Tode heiratete sie im Jahre 1861 seinen Bruder Paul de Musset. Der Figaro hat seit dem 13. Januar die Veröffentlichung dieser Briefe begonnen.

Unter den Neuerscheinungen der letzten Zeit sind hervorzuheben ein Buch, das wie die Enthüllung einer Affäre Steinheil des XVIII. Jahrhunderts erscheint: *La grande misère et les Voleurs au XVIII. siècle: Marion de Faouët et ses associés* 1740—1770 von *Jean Loridan*, ferner eine bedeutende kulturhistorische Schilderung: *La vie parisienne sous le Consulat et l'Empire* von *Henri d'Almiras. Lazare Sainéau* hat eine Geschichte des „Argot ancien" herausgegeben, in der seine konstitutiven Elemente, seine Beziehungen zu allen Geheimsprachen der lateinischen Länder dargelegt werden. Über die Krise der Revolutionsgeschichte (Taine et Aulard) hat *Auguste Cochin* im Verlage von Honoré Champion eine Streitschrift herausgegeben. Die *Société des recherches de Vaucluse* beginnt die Veröffentlichung der Dokumente, die sie über Avignon, Venaissin und Orange gesammelt hat. Bis Ende 1910 werden elf Bände erschienen sein. Ausführliche Prospekte sind durch *Honoré Champion* Quai Malaquais 5 zu beziehen. Im gleichen Verlage erscheint soeben von *Frédéric Lachèvre, Le Procès du poète Théophile de Viau* (20 Fr.). *George Auriol* hat unter dem Titel: *Le second Livre des monogrammes, marques, cachets et ex-libris* im Verlage von *H. Floury* eine hübsche Sammlung von Entwürfen herausgegeben.

Der Schweizer Maler *Philipp Robert* in Ried bei Bienne kündigt eine Luxusausgabe seiner Zeichnungen: *Feuilles d'Automne* an, die im Februar im Selbstverlage erscheinen sollen. *Bernard Naudin*, der das Plakat des Herbstsalons 1909 entwarf und kürzlich für den Roman Gaston Chérau im Matin Illustrationen zeichnete, bereitet eine illustrierte Ausgabe von *Peter Schlehmil* vor, die er mit 12 Radierungen schmücken wird. Das Buch wird zu Weihnachten 1910 erscheinen.

Der Dichter *Vernemouze*, ein Genosse Mistrals, ist gestorben. Die französische Akademie hat vor sechs Jahren sein Buch „Mon Auvergne" preisgekrönt.

Von *Charles Louis Philippe*, dessen Tod auch hier mitgeteilt wurde, veröffentlicht die *Nouvelle Revue française* eine kurze Erzählung Colette Blanchard, die die Bedeutung dieses Dichters als Fabulist und Stilist noch einmal in das schönste Licht rückt. Es ist die einfache Geschichte eines ganz armen Knaben, der mit neun Jahren aus Schwäche oder, um deutlicher zu sein, aus allgemeiner Unzulänglichkeit stirbt. Diese letzte Arbeit des Dichters ist ein erschütternder Beitrag zur Kinderpsychologie, die durch die Sehergabe eines großen Geistes aufgehellt und durchleuchtet wird. In derselben Nummer dieser Zeitschrift liefert *Michel Arnaud* einen geistreichen Beitrag zur Charakteristik der französischen Prosodie. Der im Verlage von *E. Messein* seit Januar 1909 erschienene, von dem Grafen *Fersen-Adelswärd* herausgegebene *Akademos* hat mit einem Defizit von 55000 Fr. sein Erscheinen eingestellt. Der Akademos erschien in Umfang und Ausstattung der Berliner „Neuen Rundschau" und hatte einen Stab bedeutender Dichter und Essayisten als Mitarbeiter. *L'art décoratif* veröffentlicht in der Dezembernummer eine hochinteressante Studie über die Wetterfahne von *Ralph Plantagenêt* und einen reich illustrierten Aufsatz über den Schwarz-Weiß-Künstler *Charles Picart Le Doux* von *Fernand Chaffiol.* Einen ungemein wertvollen Beitrag zur Literaturgeschichte liefert *Jules Troubat*, der ehemalige Sekretär Saint-Beuves, in der Revue in einer Artikelserie; *Le Cénacle de Saint-Beuve*, in der persönliche Erinnerungen und literarische Dokumente zur Zeitgeschichte vorgetragen werden. Die gleiche Zeitschrift bringt eine interessante Unterredung *Rodins* über das Mysterium der Kunst. Ein beachtenswerter Beitrag zum Verständnis *Nietzsche's* erscheint in der *Grande Revue* unter dem Titel: „*Nietzsche et Prudhon*" von *Georges Guy-Grand.* Aus der *Revue bleue* ist eine Studie über den französischen Chanson von *Emile Faguet* hervorzuheben, eine Studie über *Fontane* von *A. Bossert* und die Metaphysik *Leonardos* von *Piladan.* Die *Revue des bibliothèques* veröffentlicht in Nr. 10/12 1909 einen von *Emile Chatelain* bearbeiteten Katalog der Reproduktionen der Manuskripte, die sich in der Pariser Universitätsbibliothek befinden. In derselben Nummer stellt *Constantin Palaeocappa* eine Liste der griechischen Manuskripte in der vatikanischen Bibliothek zusammen. In der *Revue bibliophile* veröffentlicht *Eugène Griselle* einen Nachtrag zur Korrespondenz des Kardinals *Richelieu.*

Nach dem neuesten französischen Gesetz, das Ende 1909 in Kraft getreten ist und jetzt im Wortlaut publiziert wird, setzt sich das *Personal der Nationalbibliothek* in Paris aus 63 Beamten und 98 Unterbeamten zusammen. Der Generaladministrator erhält ein Gehalt von 15000 Fr. Die Schatzmeister und Konservatoren, deren es im ganzen fünf gibt, 9—11000 Fr.; die beigeordneten Konservatoren, neun an der Zahl, 6—7000 Fr.; die ersten Bibliothekare, sechs an der Zahl, 5—6000 Fr.; die Bibliothekare, 34 an der Zahl, von 2400—4500 Fr.; die acht Unterbibliothekare 2100 Fr. Der Wachtmeister 2800—3000 Fr.; Unterwachtmeister und Oberwächter 2500—2600 Fr.; Wächter erster Klasse 2100—2400 Fr.; Wächter zweiter Klasse 1400—1900 Fr.; Arbeiter 900—1500 Fr.; Hausmeister 600—1100 Fr. Zum Bibliothekar kann nur der ernannt werden, der zwei Jahre als Unterbibliothekar gedient und nach Ablauf dieser Zeit ein Examen bestanden hat. Als Unterbibliothekar kann nur der eintreten, der ein Jahr als Volontär gedient und eine Vorprüfung bestanden hat.

Zur Förderung der Bibliothek der Stadt Paris hat sich eine „*Société des Amis de la Bibliothèque de l'Hotel*

de Ville" gebildet, die für diese Bibliothek Stiftungen betreiben will.

Die Unterrichtsanstalten *Algiers* haben sich in den letzten Jahren in derart überraschender Weise entwickelt, daß die französische Regierung beschlossen hat, sie zu einer Universität zu vereinen.

Der französische Dichter und Kritiker *Henri Guilbeaux*, der in Paris mit so vielem Enthusiasmus für die Kenntnis der deutschen Dichtung der Gegenwart wirkt, ist eingeladen worden, in der „Neuen Universität" zu Brüssel in den Monaten Februar und März einen Vortragszyklus über dieses Thema zu halten. Aus dem *Hotel Drouot* ist nur über die Fortsetzung der Versteigerung der Bibliothek des Marquis *de Salvert Bellanave* zu berichten, die ein außerordentlich lebhaftes Interesse fand. Deutsche, französische und englische Antiquare und Sammler nahmen sehr zahlreich an dieser Versteigerung teil, so daß zum Teil sehr hohe Preise erzielt wurden. Diese zweite Auktion ergab im ganzen 187 729 Fr. Die einzelnen Preise stellten sich folgendermaßen:

5. *Aretino.* La Bibliothèque d'Arétin. Köln bei Pierre Marteau, klein, in -12°, echte Original-Ausgabe, in Holland gedruckt, gegen 1680, sehr selten und sehr gesucht. 82 Fr. — 12. *Beroalde de Verville.* Le moyen de parvenir. (Alter Einband.) Ausgabe mit der guten Lesart der „quatre gros ès troncs". 160 Fr. — 17. Verschiedene Werke des Boileau-Despréaux. Paris, Claude Barbin, 1701. 2 Bände in-12°. Frontispice und Figuren in rotem Maroquin. Edition favorite. 160 Fr. — 20. *Bossuet*, Gesammelte Leichenreden. Paris bei Grégoire du Puis, 1690, in-12°, granatfarbenes Maroquin, mit rotem Maroquin gefüttert, Original-Ausgabe von 1689, mit neuem Titel. 115 Fr. — 21. *Bossuet*, Predigt, gehalten bei der Eröffnung der Generalversammlung des französischen Klerus, den 9. November 1681. Paris bei Frédéric Léonard, 1682, in-4°, Originalausgabe. 55 Fr. — 22. Breviarium Ecclesiae Rotomagensis, 1777. 83 Fr. — 23. *Brantome.* Mémoires von Messire Pierre de Bourdeille. Leyden, bei Jean Sambix, 1699. Neun Bände. (Alter Einband.) 250 Fr. — 24. *Bruscambille*, Les Fantaisies de Bruscambille. Paris, Jean Nullot, 1615, klein, in-8°, gravierte Frontispice. 50 Fr. — 28. *Le Cabinet satyrique.* (Leyden, Les Hackes), 1666, zwei Bände, klein, in-12°, grüner Maroquin (L. Fixon). 150 Fr. — 29. Le Parnasse satyrique du sieur *Théophile* (Holland, Elsevier) 1660, klein, in-12°, roter Maroquin (Niédrée). 100 Fr. — 30. Le cabinet satyrique. (Holland, Commentar des XVIII. Jahrhunderts, zwei Bände in 12°, Maroquin. 59 Fr. — 31. Le Parnasse satyrique des Sieur Théophile 1627, in-12°, grüner Maroquin mit rotem Maroquin gefüttert (J. Canape). Seltene Ausgabe. 90 Fr. — 32. *Caron*, Collection de Farces, moralités, sotties. Zehn Bände in-8°, kartoniert (Einband der Epoche). 150 Fr. — 34. *Cayet*, Histoire prodigieuse et lamentable de Jean Fauste. Köln 1712, in-12°, von Harrewyn gravierte Frontispice, grüner Maroquin. 50 Fr. — 35. *Gabriel Chappuis*, Les Facetieuses Journées. Paris, bei Jean Houzé, 1584, in-8°, weinroter Maroquin (Bauzonnet-Trautz). 241 Fr. — 36. *Pierre Charron*, De la sagesse, drei Bücher, Leyden, bei Jean Elsevier, klein, in-12° (Simier). 95 Fr. — 37. Chronicorum Liber per *Hartman Schedel.* (Nürnberg 1493.) In Folio (alter Einband). Bekannt unter dem Namen Nürnberger Chronik, bemerkenswert wegen der über 2000 Holzschnitte, mit dem es geschmückt ist. 155 Fr. — 38. Les mémoires de messire *Philippe de Commines.* Leyden, Elzevier, 1648, klein, in-13°, gravierter Titel (alter Einband). 67 Fr. — 39. Les Comptes du monde adventureux. Paris, Robert de Mangnier, 1565, in-16°, roter Maroquin (alter Einband). 55 Fr. — 41. *Pierre Corneille*, L'imitation de Jesus-Christ. (Rouen) bei Laureus Maurry, 1651, in.12°, von David gravierte Frontispice, braun, mit rotem Maroquin gefüttert. 132 Fr. — 43. *Pierre Corneille*, Louanges de la Sainte Vierge. Paris, bei Gabr. Quinet, 1665, in-12°, grüner Maroquin (Duru), Original-Ausgabe. 78 Fr. — 44. Théâtre *de P. Corneille.* Paris bei Augustin Courbé & Guillaume de Luynes, 1660, drei Bände in-8°, gravierte Frontispice, roter Maroquin mit orange Maroquin gefüttert (L. Guétant). 165 Fr. — 45. Le Courrier facétieux. Lyon, bei Claude Larivière, 1653, in-8° front., Maroquin, La Vallière. 50 Fr. — 47. Werke des *Cyrano de Bergerac.* Paris bei Charles de Sercy, 1676, zwei Bände in-12°, Porträt des Cyrano von Heince, graviert von Le Doyen, granatfarbener Maroquin. 86 Fr. — 48. Psalterium Davidis, 1653, klein in-12°, gravierter Titel, roter Maroquin (alter Einband, Exemplar mit der Signatur von Longepierre. 105 Fr. — 49. Les délices de la Campagne. Paris, chez Pierre Des-Hayes, 1654, klein in-12°, Frontispice graviert und figuriert; grüner Maroquin (Cuzin). 61 Fr. — 51. *Demosthenis* et *Aeschinis* Opera, cum utriusque autoris vita, et Ulpiani commentariis, 1604, blauer Maroquin (Simier). 81 Fr. — 55. *Bonaventure des Périers.* Les nouvelles Récréations et joyeux devis. Lyon, Druckerei von Robert Graujon, 1585, klein in-4°, grüner Maroquin, sehr seltene Ausgabe. 930 Fr. — 59. Les Oeuvres françoises de *Joachim du Bellay.* Rouen bei Raphael du Petit Val, 1597, in-12°, grüner Maroquin mit rotem Maroquin gefüttert, von Jos. Thouvenin gebundenes Exemplar für Charles Nodier mit seinem vergoldeten Buchzeichen. 605 Fr. — 63. *D'Esternod.* L'espadon satyrique. Köln bei Jean Descumerie, 1680, klein in-12°, roter Maroquin (Trautz-Bauzonnet). 116 Fr. — 68. Les Contes et discours *d'Eutrapel.* Rennes für Noel Glament von Quimpercorentin, 1586, in-8°, blauer Maroquin, Original-Ausgabe, Exemplare von Le Duchat. 130 Fr. — 90. *Fallavel.* Le jeu du Trictrac. Paris, bei Nyon l'ainé, 1776, in-8°, roter Maroquin (alter Einband), Exemplar mit dem Wappen des Bui d'Aumont. 53 Fr. — 74. Figure del Nuovo Testamento, 1554, in-8°, Figuren in Holzschnitt, schwarzer Maroquin, erste Ausgabe der neutestamentlichen Figuren von Bernard Salomon, genannt Petit-Bernard. 82 Fr. — 78. *Martin Franc*, Le Champiô des Dames, 1530, klein in 8°, Figuren auf Holzschnitt, orangener Maroquin, Ausgabe in Rundschrift, selten und gesucht. 340 Fr. — 79. *Antoine Turetière*, Le Roman bourgeois. Paris bei Guillaume de Luyue, 1666, in-8°, gravierte Frontispice, roter Maroquin, Originalausgabe. 60 Fr. — 80. *Auli Gellii*, Noctes Atticae. Elzevirium 1651, klein in-12°, roter Maroquin mit Moiree gefüttert, Lozerian. 85 Fr.

— 85. *Ant. Hervet*, Opuscules d'amour, von Hervet. La Borderies et autres. Lyon, Jean de Tournes, 1547, in-8°, italienische Schrift, roter Maroquin, Niédrée. 370 Fr. — 86. Heures à lusaige de Rome, 1498, klein, in-4°, gotische Figuren auf Holz, brauner Maroquin, moderner Einband, Exemplar auf Velinpapier, Ausgabe mit großen Figuren in Holzschnitt, gemalter und geschmückter Schrift und historische Vignetten. 670 Fr. — 87. Hore in laudê gloriosissime virginis Marie. Paris, Sermain Hardouyn, klein in-8°, Stempel von Germain Hardouyn auf dem Titel, große Figuren und Vignetten in Holzschnitt, alter Einband, auf Velinpapier gedruckt, Einband aus dem XVI. Jahrhundert. 1900 Fr. — 90. *Horatii Flacci* Poemata omnia Venetiis, in aedibus, Atdi et Andreae, 1527, in-8°, fahlroter Maroquin, Lortio, Text-Reproduktionen der Ausgabe von 1519. 95 Fr. — 91. *Hotman*, Traicté de la dissolution du mariage par l'impuissance et froideur de l'homme ou de la femme, 1610, schönes Exemplar aus der Bibliothek des Grafen H. de la Bédoyère, mit seinem Exlibris. 110 Fr. — 94. Imitation de Jesus-Christ. Übersetzung des Abbé de Choisy, Paris, bei Antoine Dezallier, 1692, in-12°, Maroquin, Gravüren, mit blauem Maroquin gefüttert, Original-Ausgabe. 160 Fr. — 99. Les Oeuvres et Meslanges poetiques d'*Estienne Jodelle*. Lyon, Benoist Rigaud, 1597, in-12°, grüner Maroquin, Porträt dabei, von Thouvenin gebundenes Exemplar für Charles Nodier. 221 Fr. — 100. Les joyeuses aventures et nouvelles récréations. Lyon, Benoist Rigaud, 1582, in-16°, zitronenfarbener Maroquin, Exemplar aus der Bibliothek des Charles Nodier. 101 Fr. — 102. *Thomae a Kempis* canonici regularis. Lugduni, apud Joh. et Dan. Elsevirios, 1653, klein, in-12°, blauer Maroquin. 265 Fr. — 103. *La Bruyère*, Les caractères de Théophraste. Paris, bei Estienne Michalet, 1696, in-12°, Maroquin. 50 Fr. — 104. *La Fontaine*, Contes et Nouvelles en vers, Ausgabe mit Kupferstichen. Amsterdam bei Henry Desbordes, 1685, zwei Bände in-12°, roter Maroquin (David), erste mit den von Romain de Hooge gestochenen Blättern, geschmückte Ausgabe, Exemplar des ersten Abzugs. 150 Fr. — 105. *La Fontaine*, Fables choisies, in Versen. Paris bei Denis Thierry und Claude Barbin, 1678—79, vier Bände, viele Figuren von F. Chauveau. Fables choisies von M. de la Fontaine. Paris, bei Claude Barbin, 1694, ein Band, halbseitige Figuren zusammen fünf Bände in-12°, blauer Maroquin (Cuzin), erste vollständige Ausgabe der Fabeln. 800 Fr. — 107. *Pierre de Laucre*, Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris, bei Nicolas Buon, rue Saint-Jacques, 1613. 91 Fr. — 108. *Larivey*, Les Comedies facecieuses. Rouen, Raphael du Petit Val, 1641, zwei Bände in-12°, roter Maroquin (Koehler). 290 Fr. — 109. *Lasphrise*, Les premières oeuvres poétiques. Paris, von Jean Gesselin, 1599, in-12°, Porträt, roter Maroquin, Cape. 320 Fr. — 116. *G. de Lorris* et *Jean de Meung*, Le Roman de la Rose. Amsterdam, bei Jean Ferdinand Bernard (Paris, veuve Pissot), 1735, drei Bände in-12°, Nachtrag zum Roman de la Rose, Dijon, J. Sirot, 1737, in-12°, zusammen vier Bände in-12°, roter Maroquin (Deronse le père). 720 Fr. — 148. Les ordonnances royaux sur le faict et iurisdiction de la preuosté des marchands et escheuinage de la ville de Paris, Paris, für Guillaume Merlin, 1556, in-4°, geschmückte Schrift, fahlrotes Leder, restaurierter, alter Einband. 500 Fr. — 150. Les XV livres de la Metamorphose d'*Ovide*, in Paris gedruckt, von Denys Janot, 1539, in-16°, grüner Maroquin (Niédrée). 400 Fr. — 157. Le Pastissier François. Amsterdam, bei Lewis und Daniel Elzevier, 1655, klein in-12°, gravierter Titel, schwarzer Maroquin, mit rotem Maroquin gefüttert (hat lange für den seltensten Band der Elzevier-Sammlung gegolten; das Exemplar le boeuf de Montgermont ist auf 4550 Fr. geschätzt worden). 500 Fr. — 175. Ausgewählte Stücke, von *Cosmopolite* gesammelt, 1735, in-4°, fahlrotes Leder (Thouvenin), sehr seltene Auswahl des Duc d'Aiguillon, und unter seiner Aufsicht gedruckt zu Verret in der Tourraine. 440 Fr. — 180. *Ronsard*, Les Quatres premiers livres des Odes de Pierre de Ronsard, Guillaume Cavellat, 1550, klein in-8°, blauer Maroquin (Trenk-Bauzonnet), Exemplar, das Sainte Beuve gehörte, mit seiner autographischen Signatur und vielen Bemerkungen in Tinte. 750 Fr.

211. Anacréon, Sapho, Bion et Moschus. Paris, bei Boucher, 1773, ein Band, groß in-8°, Figuren, grüner Maroquin, zwölf Vignetten und dreizehn Schlußvignetten von Eisen. 270 Fr. — 212. *Beaumarchais*, La fille journée ou le mariage de Figaro, in-8°, Figuren, roter Maroquin, fünf Figuren von Saint-Quentin. 70 Fr. — 213. *Bernard Picart*, Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples, 1743, neun Bände alter und moderner Aberglaube, zusammen elf Bände, marmoriertes Leder. 106 Fr. — 214. *Berquin*, Idylles. Paris, bei Recault, 1775, ein Band in-12°, grüner Maroquin, vierundzwanzig Figuren von Marillier; Exemplar auf holländischem Papier. 100 Fr. — 215. *Berquin*, Romances. Paris, Quillan, 1777, in-12°, grüner Maroquin, Figuren von Marillier; Exemplar auf holländischem Papier mit Figuren vor den Nummern. 155 Fr. — 217. Bibel. 1730, sechs Bände in-4°, roter Maroquin, alter Einband; Exemplar mit Wappen und Namenszug des Prondre de Guermante. 331 Fr. — 219. Contes et nouvelles de *Boccace*, Figuren in Kupferstich von Romain de Hooghe, 1697, zwei Bände in-12°, roter Maroquin, alter Einband. 305 Fr. — 220. Le Décaméron de *Jean Boccace*. Paris, 1761, fünf Bände in-8°, roter Maroquin, 110 Figuren und 97 Schlußvignetten von Gravelot, Boucher, Cochin, Eisen; Exemplar mit der Serie von 21 galanten Bildern von Gravelot. 980 Fr. — 221. Le Décaméron de *Jean Boccace*. Paris 1761, fünf Bände in-8°, alter Einband, 110 Figuren und 97 Schlußvignetten von Gravelot, Boucher, Cochin und Eisen. 220 Fr. — 222. *Bordes*, Parapilla. Paris 1782, klein in-18°, roter Maroquin, sechs Figuren von Borel. 210 Fr. — 224. Cantiques et Potspourris. Paris, Cazin, 1789 (alter Einband), Gravüren von Lorel. 125 Fr. — 225. Les Cents Nouvelles nouvelles. Figuren von Hooge, 1701, zwei Bände, alter Einband. 105 Fr. — 226. Nouvelles espagnoles von *Cervantes*. Paris 1778, zwei Bände in 8°, figurierter roter Maroquin, zwölf Figuren von Desrais und Folkéma. 160 Fr. — 228. *Choderlos de Laclos*, Les liaisons dangereuses. Paris, 1796, zwei Bände in-8°, figurierter blauer Maroquin, 13 Figuren von Monnet, Mlle. Gérard

und Fragonard jun. 515 Fr. — 229. *Nicolas Chorier*, Le meursius françois, Paris, Cazin, 1782, zwei Bände in-18°, figurierter roter Maroquin, zwölf nicht signierte Figuren, jedoch von Borel. 501 Fr. — 230. *Cleland*, Woman of pleasure ou la Tille de joie, Paris, Cazin, 1776, figurierter grüner Maroquin, 15 Figuren. 355 Fr. — 231. *Cleland*, Woman of pleasure ou la Tille de joie, 1793, figurierter grüner Maroquin, 15 Figuren. 130 Fr. — 236. *Diderot*, La Religieuse. Paris 1798, in-12°, zitronenfarbener Maroquin, reiches Exemplar mit Figuren aus der Serie der Pariser Ausgabe, VII, 1799. 130 Fr. — 237. *Dorat*, Les Baisers. 1770, in-8°, roter Maroquin, Vignetten, Blumen und 22 Schlußvignetten von Eisen und Marillier; Exemplar auf echt holländischem Papier mit Titeln in rot. 640 Fr. — 238. *Dorat*, Les Baisers. Früheres vom Mai 1770, in-8°, Figuren. 75 Fr. — 239. *Dorat*, Fables nouvelles. 1773, roter mit blauem gefütterter Maroquin. 99 Vignetten u. 99 Schlußvignetten von Marillier; Exemplar auf französischem Papier, mit Figuren in schönen Abzügen. 650 Fr. — 247. Fénélon, Les Aventures de Télémaque. Amsterdam 1734, in-4°, roter Maroquin. 615 Fr. — 249. *Gervaise de la Touche*, Mémoires de Saturnin. Paris, Cazin, 1787, zwei Bände, in-18°, abgezogen in-8°, blauer Maroquin, Bradel-Derome, 21 Figuren von Borel, graviert von Ellinin; Exemplar für M. Morzan. 2455 Fr. — 251. Oeuvres de *Salomon Gessner*. Paris 1799, zwei Bände in-8°, granatfarbenes Leder, 48 Figuren von Moreau, holländisches, sehr dünnes Papier, Figuren vor den Buchstaben. 220 Fr. — 255. Heptaméron français, Berne 1781, drei Bände in-8°, blauer Maroquin (Chambolle-Durin), 73 Figuren von Freudenberg, 72 Vignetten und 62 Schlußvignetten von Dunker. 390 Fr. — 257. *Horace*, Quinti Horatii Flacci opera, 1737, zwei Bände in-8°, roter Maroquin, alter Einband, Exemplar des ersten Abzugs. 255 Fr. — 260. *La Borde*, Choise de chansons, in Musik gesetzt, mit Stichen von Moreau Perris bei Lormel, 1773, zwei Bände, groß in-8°, Musik und Text graviert (Chambolle-Durn). 1950 Fr. — 265. *La Fontaine*, Fables choisies in Versen, Ausgabe in Kupferstichen, Figuren von Fessard, den französischen Kindern gewidmet, Paris 1765, 1775, sechs Bände in-8°, roter Maroquin, alter Einband, Exemplar vom ersten Abzug. 2205 Fr. — 274. *Montesquieu*, Le Temple de Gnide. Gravierte Figuren von Le Mire nach Eisen, gravierter Text von Drouet, Paris bei Le Mire, 1772, in-4°, roter Maroquin, alter Einband. 1300 Fr. — 277. *De Nercial*, Félicia ou mes Fredaines. Paris, Cahin, 1782, vier Bände in-8°, 24 Figuren von Borel, von Elluin graviert. 400 Fr. — 280. Les Métamorphoses d'*Ovide*, Übersetzung von Abbé Banier. Paris 1767 —1771, vier Bände in-4°, grüner Maroquin; Exemplar vom ersten Abzug, mit seltenem alten Maroquin-Einband, Figuren von Boucher, Eisen, Gravelot, Leprince, Monnet, Moreau, Parizeon und Saint Gois gezeichnet. 3480 Fr. — 281. *Parapilla*, Gedicht in fünf Gesängen. Cazin 1782, klein in-18°, mit sechs Figuren von Lorel, graviert von Elluin. 165 Fr. — 282. Le Parc au Cerf, 1790, in-8°, roter Maroquin (Thouvenin). 160 Fr. — 286. Chansons nouvelles de *M. de Peis*, 1785, in-18°, Vignetten von Le Barbier. 245 Fr. — 287. Abbé *Prévost*, Histoire du Chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, 1753, zwei Bände in-12°, acht Zeichnungen von Gravelot und Pasquier. 205 Fr. — 288. *Querlon*, Les Graces. Paris, Laurent Prault, 1769, in-8°. 220 Fr. — 290. Oeuvres de maître *François Rabelais*. Zeichnung von Picard. Amsterdam, Bernard, 1741, drei Bände in-4°, alter Einband. 155 Fr. — 292. Recueil des meilleurs contes en vers. Cazin, Paris 1778, vier Bände in-18°, alter Einband. 750 Fr. — 293. Satyres et autres oeuvres de *Rignier*. Londres, chez Jacob Tonson, 1733, in-4°. 280 Fr. — 294. *Restif de la Bretonne*, La découverte australe par un homme volant. Leipsick et Paris 1781, zwei Bände in-12°. 255 Fr. — 295. *Restif de la Bretonne*, Les Françaises, 1784, vier Bände in-12°, 34 Zeichnungen von Biret. 250 Fr. — 297. *Restif de la Bretonne*, Le paysan perverti, 1776, 4. vol. La paysanne perverti, 1784, vier Bände in-12°, 120 Zeichnungen von Binet. 530 Fr. — 299. *Sedaine*, La tentation de Saint-Antoine. Paris 1681, ein Band in-8°, alter Einband, 17 Zeichnungen von Borel. 200 Fr. — 307. Voltaire, Romans et Contes, 1786, drei Bände in-8°, alter Einband, 13 Vignetten von Monnet, 57 Zeichnungen von Marilier, Martini. 580 Fr. — 309. *La Fontaine*, Contes et Nouvelles en vers. Paris, Barlon, 1762, zwei Bände in-8°, édition publiée aux frais des Fermiers Généraux. 920 Fr.

In der ersten Hälfte des Monats Januar herrschte im Hotel Drouot fast völliger Stillstand.

Paris, den 15. Januar. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

In der *„New-Gallery“* wird augenblicklich eine Kunstgewerbe-Ausstellung abgehalten, die als die beste ihrer Art anzusehen ist, die überhaupt seit der Entstehung der bezüglichen Gesellschaft dort dem Publikum zur Anschauung geboten wurde. Hier sind unter der Präsidentschaft *Walter Cranes* die Nachfolger von *William Morris* zahlreich vertreten, die, gleich wie dieser, bemüht bleiben, ihre Kunst in den Dienst der *Hebung des Buches* zu stellen. Gerade diese Sonderabteilung in der Ausstellung muß als eine vorzüglich gelungene bezeichnet werden. Es mag ja seltsam erscheinen, daß in unserer heutigen Zeit — deren Signatur es eben ist: keine Zeit besitzen, es Personen gibt, die lieber Bücher vermittelst ihrer *Handschrift* herstellen, und auch Käufer, die es vorziehen, erstere statt gedruckter Bücher zu erwerben. Aber wenn man hier die schönen Beispiele der Schreibkunst sieht, die sich ebenbürtig den gleichen von Morris angefertigten Werken zur Seite stellen, so begreift man vollkommen den betreffenden Bücherliebhaber. Allein nicht nur die Schrift hält sich auf gleicher Höhe mit der mittelalterlichen, in der stillen Klosterzelle hergestellten, sondern auch die Ausschmückung mit Miniaturen, sowie die gesamte Illumination ist eine so prachtvolle, daß sie, neben dem Reize eines gewissen hinzugekommenen eigenartigen

Zuges der Modernität, eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Es mag zwar etwas ermüdend für den Leser erscheinen, statt einer tatsächlichen Anschauung sich nur mit den Namen der betreffenden Verfasser und den Titeln der Bücher begnügen zu müssen, indessen sind letztere es wert, auch einem größeren Publikum bekannt gemacht zu werden, und dann bleibt es eine Pflicht, ein derart mühsames und geräuschloses Arbeiten auch anzuerkennen, das mitunter Jahr und Tag in Anspruch nahm; ganz abgesehen von der Zeit um es zu erlernen. Morris selbst, bei seinem großen Talent, gebrauchte hierzu annähernd zwei Jahre.

Besonders tief in den Geist der alten Schrift und Illumination einzudringen, gelang Mr. *Graily Hewitt*, von dessen handschriftlichen und illuminierenden Leistungen nachstehende hervorgehoben werden sollen: „*The Defence of Guenevere*“, das bekannte, von Morris im Text verfaßte und später als „Kelmscott-Druck“ herausgegebene Werk. Ferner „*Selwyn Image's Address to the Artworkers Guild*“, 1909, ein Manuskript in Gold; dann „*Rossetti's* Gedichte“; *Keats*, Ode to a Nightingale‘,; Sir *Walter Raleigh's* Bericht über den letzten Kampf des „Revenge“; „*The Book of Psalms*“, und endlich die von *F. Richter* reproduzierte, von *Graily Hewitt* geschriebene „Bergpredigt Jesu Christi“ (*Insel-Verlag*, *Leipzig*). Von andern Schreibern und Miniatoren nenne ich in aller Kürze nur: *Dorthy Morris, Edith Vaughan, Margaret Rooke* (Manuskript von Sir More's „Utopia“). Illuminationen von *Noel Rooke, Edward Johnston,* dann *Milton's* „Ode to Time“, eine gemeinschaftliche Arbeit von Edith Harwood und Graily Hewitt. Alsdann kann ganz besonders auf die sehr schön geschriebenen und prachtvoll dekorierten Werke von *Florence Kingsford Cockereil* und Mr. *Sidney Cockerell* aufmerksam gemacht werden, so namentlich „Hymn to the Sun by Aken-Aten, King of Egypt“. Schließlich bieten Glanzleistungen in diesem Fache die von *Jessie Bayes* ausgestellten Manuskripte, darunter „The Lady of Shalott“ und „Sigurd the Volsung“, so wie die schön von *Margaret Sholfield* illuminierte Handschrift „Charity“, deren Verkaufspreis auf 630 Mark angesetzt wurde.

Demnächst soll einer beträchtlichen Anzahl von Originalvorlagen für die Buchillustration und deren Reproduktionen Erwähnung geschehen. Hierher gehören von Mr. *Walter Crane* „The Quest of the Grail“ (reproduziert von *Franz Hanfstaengel*) und „The Canterbury Pilgrims“, farbig, reproduziert gleichfalls von derselben Firma; dann von *Veronika Whall* Illustrationen zu *Andersens* „A Snow Queen“ und „The Star Money“. Die ausgestellten Druckerzeugnisse der „*Doves Press*“, der „*Erangy Press*“, der „*Essex House Press*“, der „*Arden Press*“ und der „*Chiswik Press*“ sind empfehlenswert und tadellos. Namentlich in den gediegenen und hübschen Einbänden läßt sich der Einfluß *Cobden Sandersons* erkennen. Der genannte Meister selbst hat das Herstellen des Einbandes aufgegeben und beschäftigt sich nur noch mit dem Druck. Alles in allem finden sich hier wirkliche Kunstwerke vor. Der Ausstellungskatalog (6 Pence) wurde von *Walter Crane* nach der von ihm eingeführten Methode auch diesmal abgefaßt, d. h. für jedes einzelne Stück, soweit sich dies nur irgend feststellen läßt, wird der Zeichner, der Ausführende und der Aussteller genannt. Schließlich soll bei dieser Gelegenheit mitgeteilt werden, daß die unter Mr. Hallés Leitung stehende „New-Gallery“ am Ende dieser Ausstellung eingeht, nachdem jene während eines Zeitraums von 20 Jahren glänzende und glorreiche Tage erlebt hatte. Sic transit gloria mundi! Diese berühmte Galerie wird — ein modernes Café.

Die im British Museum, in der „National Gallery“ und im South Kensington Museum (Victoria and Albert Museum) periodisch in Serien ausgestellten illuminierten Bilderhandschriften mögen wohl dazu beigetragen und die Anregung zur Abfassung so zahlreicher Arbeiten in dieser Richtung gegeben haben. Augenblicklich hat *H. Yates Thompson* aus seiner erstklassigen Sammlung von Miniaturwerken der „National Gallery“ solche typische Schriften geliehen, die die betreffende Kunst Frankreichs und Italiens im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert veranschaulichen. Darunter befinden sich Beispiele von *Amigo Aspertini* und *Perugino.* In einem Horenbuch kommt in der Szene des Martyriums von St. Sebastian die sehr seltene Unterschrift des letztgenannten Meisters in nachstehender Weise vor: „*Petrus Perusinus pinxit*“. Soviel dem Darleiher bekannt, soll es sogar die einzige derartige Signierung sein. Die Schrift im Text hält sich derjenigen sehr nahe, welche die „Horae Giovanni Bentivoglio II, (1462—1516) von Bologna aufweisen, und in der Reid-Sammlung im Victoria and Albert Museum aufbewahrt werden. Auf der ersten Seite dieser Handschrift stehen die Buchstaben „B P G J“, die von Mr. *van de Put*, dem Bibliothekar des letztgenannten Instituts, als *Bonaparte Ghislieri* identifiziert wurden. Er war um 1522 Senator in Bologna, mit Perugino bekannt und seine Gattin wird als einer der Gäste auf der Hochzeit Annibale Bentivoglios mit Lucrezia d'Este (1487) erwähnt. Ein Gebetbuch, 1502 mit Miniaturen und Illuminierungen versehen, und wahrscheinlich als Hochzeitsgeschenk bestimmt, stützt sich in seinem biographischen Teil auf *Littas* „Famiglie Celebri Italiene“. Die Hochzeit, um die es sich hier handelt, ist die von Laudomia de' Medici mit Francesco Salviati. Die Braut war die Tochter von Lorenzo de' Medici und Semiramis Appiani von Piombino. Ein anderes höchst interessantes „Book of Hours“ ist dasjenige, das einst Eigentum von *Jean Dunois*, dem Bastard von Orléans, war, und in Paris um 1435 geschrieben und illuminiert wurde. Von andern wichtigen und typischen Beispielen der Miniaturkunst sollen wenigstens nicht unerwähnt bleiben: Ein etwa 1300 abgefaßtes und illuminiertes Pontificale für Metz, und eine Seite von einem Manuskript, betitelt „Faits des Romains“. Das dazu gehörige Miniaturbild stellt Caesar dar, wie er den Rubicon überschreitet, und wird *Jean Foucquet* von Tours, dem Hofmaler Louis XI., zugeschrieben.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Jahrestages von *Gladstones* Geburtstag fanden in England verschiedene Feierlichkeiten statt, von denen ich jedoch an dieser Stelle nur diejenige erwähne, die am 29. De-

zember vorigen Jahres in der Centralbibliothek des im Süden Londons gelegenen Stadtteils sich vollzog. Hier befindet sich für längere Zeit eine Ausstellung von Porträts, Manuskripten und Büchern von und über Gladstone, sowie persönliche Reliquien, unter andern auch die Axt, mit der er Bäume zu fällen pflegte. Außer der Königin Victoria gibt es niemand in England, dessen Porträt häufiger publiziert wurde wie das von Gladstone. In der Bibliothèque Nationale in Paris befinden sich 671 verschiedene Darstellungen Ludwig XIV. im Stich; von Gladstone wurden in den mannigfaltigsten Reproduktionsweisen in Schwarz und Weiß mehrere tausend Bildnisse angefertigt. Der Porträtindex der „American Library Association", der sich nur mit Büchern und periodischen Zeitschriften beschäftigt, bedurfte allein zwei Kolumnen, um die Abbildungen Gladstones aufzuzählen. Als Bibliophile im besten Sinne des Wortes, seiner klassischen Einfachheit und hohen moralischen Mutes wegen, wird sein Andenken auch außerhalb Englands in Ehren bewahrt bleiben.

Unter den soeben neu erschienenen *Druckwerken*, deren Zahl Legion ist, streife ich wenigstens drei Bücher. So nenne ich zunächst: „*A History of London.* The Victoria Histories. Constable & C." (31 Schilling 6 Pence). Das von mehreren Autoren in einzelnen Aufsätzen und Abschnitten verfaßte Werk ist deshalb besonders empfehlenswert, weil es das eingehendste und beste ist, soweit es sich um London als römische Stadt und um ihre Kirchengeschichte handelt. Zahlreiche Illustrationen tragen zum raschen Verständnis der Schrift wesentlich bei. Dann ist zu bemerken: „French Cathedrals, Monasteries and Abbeys, and Sacred Sites of France. By *Elisabeth R. Pennel.* Illustrated by *Joseph Pennel.* (Fischer Unwin.) Der Schwerpunkt dieses Buches liegt hauptsächlich in der vorzüglichen Illustration. Mr. Joseph Pennel ist ein so anerkannter Meister in der Illustrationskunst in Schwarz und Weiß, daß seine Vorzüge nach dieser Richtung hin keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Endlich mache ich namhaft: „The Odyssee of *Homer.* Printed at the Oxford University Press with the Greek Types, designed by *Robert Proctor* in red and black upon Kelmscott Press Paper" (Frowde). Die Oxforder Universitäts-Druckerei ist stets bedacht darauf gewesen, ihren rühmlichst bekannten Ruf aufrecht zu erhalten, und so vermag das vorliegende Werk nicht nur in gedachtem Sinne anerkannt zu werden, sondern es ist vielleicht sogar das beste ihrer bisher gelieferten Erzeugnisse. Bei der Herstellung der Typen scheint der Einfluß eines im British Museum aufbewahrten Manuskripts, betitelt „*Scala Paradisi*", aus dem X. Jahrhundert herrührend, von Einfluß gewesen zu sein. Selbstverständlich hat die Form der Buchstaben, durch die an ein Druckwerk zu stellenden Forderungen, gewisse Umänderungen erlitten.

Die jährlich und regelmäßig zur Jahreswende neu herauskommenden Auflagen älterer Nachschlagewerke gewähren gleichfalls in der Hauptsache nur Veranlassung zu einigen kürzeren Bemerkungen. „*Who's Who*" (Wer ist wer?), London. 1910. Black. 10 Schilling 6 Pence, bietet auf 2162 Seiten biographische Notizen über etwa 20000 Personen von Bedeutung. Unter den verstorbenen erwähne ich als die wichtigsten für diese Stelle die Dichter *George Meredith* und *A. C. Swinburne.* Für Journalisten und Schriftsteller, die sich mit englischen Verhältnissen zu befassen haben, ist ferner gleich unentbehrlich: „*Kelly's* Handbook to the titled, Landed & Official Classes". (Kellys Directories. London. 15 Schilling.) Dies Nachschlagebuch enthält alphabetisch geordnet biographische Notizen über 30000 Personen, so namentlich Lords, Parlamentsmitglieder, Personen mit Titeln, Beamte, Diplomaten, Richter, Offiziere des Heeres und der Marine, Geistliche, Kolonialbeamte, Gelehrte, Schriftsteller und literarische Gesellschaften. Ganz unentbehrlich aber für alle mit der Feder schaffenden Personen bleibt „*The Writers and Artists Jear-Book*". London 1910. Black; 1 Schilling, das Auskunft über alle englischen Journale, Zeitungen, und Zeitschriften, Namen und Adresse der Herausgeber usw., gibt. Dem eigentlichen Sammler und Bücherfreund wird aber vielleicht als das willkommenste „Book of Reference" (Nachschlagewerk), das von der Firma Elliot Stock publizierte „*Book Prices Current*" bleiben. Es ist der 23. Band seiner Art, und besitzt derselbe leider den Nachteil, verhältnismäßig teuer zu sein, das heißt: er kostet nach unserm Gelde 26 Mark. Das Buch enthält alle im Jahre 1908—1909 stattgehabten Versteigerungen von Belang, und die in denselben gezahlten Preise für Drucke und Manuskripte.

Die in den zahlreichen Auktionen der letzten Wochen, namentlich bei der Firma *Sotheby* erzielten Resultate lassen erkennen, daß im allgemeinen gute und seltene Bücher immer teurer, dagegen Durchschnittswerke eher billiger werden. Ganz besonders hochgeschätzt aber sind zurzeit alte, illuminierte oder in irgend einer Weise schön ausgestattete Manuskripte. „*De Rerum Proprietatibus*", ein illuminiertes französisches Manuscript aus dem XV. Jahrhundert erreichte 7000 Mark (Restall). „*Haymonis Episcopi Halberstadiensis Expositio in Epistolas Pauli Apostoli*", eine Handschrift des XV. Jahrhunderts, kam auf 2800 Mark. Ein in englischer Handschrift geschriebener und illuminierter Psalter, aus dem XIV. Jahrhundert stammend, wurde von Mr. *Quaritsch* mit 4000 Mark honoriert. Unter den Druckwerken erreichen namentlich alle solche hohe Preise, die sich auf Amerika beziehen und von dort, man kann sagen, mit unlimitierten Ankaufsaufträgen gesucht werden.

Für den Nekrolog ist der Tod des in England wohlbekannten Buchhändlers *William Brown*, der in Edinburg ansässig war, zu verzeichnen. Er besaß in Schottland die größte Kenntnis alter und seltener Bücher und kaufte auf den Londoner Auktionen alles auf Schottland Bezügliche, wenn es nur einigermaßen in irgend einer Hinsicht wichtig für seine Heimat war. Außerdem bekleidete der Verstorbene das Amt als Präsident der bibliographischen Gesellschaft in Edinburg.

Frh. O. v. Schleinitz.

Wiener Brief.

Zunächst möchte ich von der bevorstehenden Jahrespublikation der Grillparzergesellschaft berichten. Sie wird über den heimatlichen Kreis hinausschreiten und eine Reihe bisher gänzlich unbekannter Dinge enthalten die eine große Bereicherung unserer Literaturkenntnis des vorigen Jahrhunderts bedeuten. Dr. *Glossy* wird nämlich die über das *junge Deutschland* geführten, bisher in Polizeiarchiven *geheim gehaltenen Zensurakten* im Wortlaute veröffentlichen. Nach einem nur flüchtig genommenen Einblick in die Druckbogen glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich ankündige, daß manches Stück großes Aufsehen hervorrufen wird.

Auch ein anderes Jahrbuch sei heute warm empfohlen, nämlich das *VII. Jahrbuch der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft.* (Verlag der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft Wien I, Schauflergasse 6, für neueintretende Mitglieder zum Preise von 10 Kr. erhältlich.) Wie alle früheren Gaben der genannten Gesellschaft erscheint auch die diesjährige Publikation in vornehmem Gewande und in reicher innerer Ausstattung. Aus dem schönen Inhalt des Quartbandes, der auch diesmal mit zahlreichen fein ausgeführten Illustrationen geschmückt ist, seien u. a. der erste Aufsatz des Jahrbuches vom Vorstande der Gesellschaft, Hofrats R. v. Weittenhiller über Deutschordens-Exlibris genannt, ferner der Artikel Dr. Carl Mandls über „Seltene Exlibris aus der Sammlung Sr. Exzellenz des Grafen Johann Wilczek" (bekanntlich des Besitzers der berühmten Burg Schloß Kreuzenstein in Niederösterreich, wo auch Kaiser Wilhelm wiederholt Aufenthalt nahm). Graf Wilczek ließ die hervorragendsten Exlibris seiner Sammlung aus dem XVI. Jahrhundert in der Wohnstube seines Schloßbibliothekars eingerahmt als Wandschmuck anbringen. Zu erwähnen sind des weiteren noch eine Studie über Willi Geiger aus der Feder von Carl Fr. Schulz-Euler (mit sieben Beilagen), ein reizender Aufsatz des Herrn Gerhard Ramberg-Mayer über Theater-Exlibris, will sagen Exlibris von Theaterleuten und von ebendemselben Verfasser eine Würdigung E. M. Liliens, des bekannten Künstlers und Illustrators der im Verlage Westermann erschienenen, allerdings heißumstrittenen Bibelausgabe. Auch sonst enthält das Jahrbuch noch eine Anzahl interessanter Darstellungen, darunter auch die von dem eifrigen Vorstandsmitgliede der Gesellschaft, Buchhändler Josef Saar, geleitete Rubrik „Neuerscheinungen". Aus der Chronik ist zu entnehmen, daß die Mitgliederzahl der Gesellschaft stetig wächst.

Ein in nationalen Diensten stehendes, vom Deutschen Volksrate in Böhmen gefördertes Werk ist die im Erscheinen begriffene, vom Prager Kunstverlage *A. Haase* veranstaltete Kunstpublikation „*Deutschböhmen im Bilde*", zwanzig Hefte zu je vier Kunstblättern, wovon das erste, das *Böhmerwaldheft*, bereits vorliegt. Jedes der vier Blätter erweckt in uns den Wunsch, daß auch die folgenden Hefte dieselbe Vollendung aufweisen mögen. Zwei Originalsteinzeichnungen und zwei wirklich gelungene vielfarbige Reproduktionen, die Zeugnis von der hohen Stufe der Leistungsfähigkeit der Kunstanstalt A. Haase ablegen, führen uns in dieses südliche Ende des von nationalen Kämpfen so heiß durchtobten Landes. Da erblicken wir den altehrwürdigen Marktplatz von Budweis, den uns eine Dame, die hochbegabte Otty Schneider auf Stein gezeichnet hat, dann fesseln uns die kleinen, noch steinbeschwerten Häuser des Marktes Wallern, eine Originallithographie Karl Kostials; Alois Wierers Aquarell erzählt uns von dem rotdachigen, waldumgürteten Prachatitz mit seiner so mächtig hervortretenden Kirche, schließlich umweht uns ganz die Nähe Adalbert Stifters, wir treten in den schweigenden Hochwald ein, darinnen der berühmte Schwarze See, ein meisterhaftes Gemälde Ferdinand Staegers. Den Text schrieb Oskar Wiener, der Preis des Heftes beträgt 10 Kr.

Im Verlage der Kunstanstalt *J. Löwy* in Wien erscheint das Werk *Michael Pachers „Der Hochaltar in St. Wolfgang* und *die Arbeiten seines Kunstkreises*", mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums und des oberösterreichischen Landtages, von *Robert Stiaßny* herausgegeben. — Das Werk enthält auch neue Beiträge zur Geschichte der Tiroler Spätgotik; bildet doch der weltberühmte Hochaltar in St. Wolfgang am gleichnamigen See im Salzkammergut das in seiner Art einzige Denkmal dieses Stils in Österreich. Das Werk wird aus einem Tafelband in Großfolio bestehen, den Hochaltar in St. Wolfgang darstellend, mit 75 Lichtdrucken nach Originalaufnahmen auf 38 Tafeln in Mappe und einem Textband in Großoktav mit 40, meist ganzseitigen Abbildungen in Autotypie. Tafelband und Textband, erster Teil, sollen noch Ende Januar herauskommen, der zweite Teil folgt dann um die Mitte des Jahres 1910. Der Preis beträgt nur 60 Kr.

Eine reizende Weihnachtsgabe hat der *Wiener Goethe-Verein*, dessen Chronik bekanntlich zu den zum Teile schon recht schwer aufzutreibenden Stücken der Goetheliteratur gehört, mit dem letzten Doppelhefte seinen Mitgliedern geboten. Es ist ein verkleinerter *Neudruck* der „*Radirten Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth, Weimar 1821*". Wie man weiß, ist das Heft seinerzeit noch unter der persönlichen Anteilnahme Goethes herausgegeben worden. Nun hat ein spendefrohes Mitglied des Wiener Goethe-Vereins, Herr *Felix Schwab*, einen zunächst für einen engeren Kreis bestimmten Neudruck veranstaltet und dem Wiener Goethe-Verein eine entsprechende Anzahl Exemplare kostenlos überlassen. Der überaus geringe Mitgliederbeitrag des Wiener Goethe-Vereins, dessen sechsmal im Jahre erscheinende Publikation, die Chronik, die Mitglieder ohne weitere Leistungen beziehen, beträgt nur 4 Kr. für das Jahr (M. 3.33), worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß schon wieder (siehe den letzten Wiener Brief) von einem für die Schiller-Forschung wichtigen Dokumente zu berichten ist. Hugo Wittmann veröffentlicht in der „Neuen Freien Presse" neuerdings bisher ungedruckte hochinteressante Briefe von Schillers Vater. Sie sind an die

Tochter Christophine und an den Schwiegersohn Reinwald adressiert. Viel ist darin auch von dem großen Sohne die Rede, dessen Laufbahn anfänglich dem Vater soviel Sorge machen sollte, dessen aufsteigender Ruhm aber alsbald das Herz des Alten auf der Solitüde mit Stolz und Freude erhellte. Die Briefe zeugen von der ganzen aufrechten Natur dieses Mannes und dessen großen Liebe zu seinen Kindern.

In demselben Wiener Blatte veröffentlicht ferner Dr. *F. Hirth* (Hirsch) ungedruckte, gleichfalls hohes Interesse erweckende Briefe von *J. P. Lyser*, dem Maler, Dichter und Musiker, an *Robert Schumann.* Sie stammen aus der sogenannten „Davidsbündlerzeit", da Schumann an die Gründung der „Neuen Zeitschrift für Musik" schritt. J. P. Lyser lebte damals in Dresden, Schumann in Leipzig. Dr. Hirth, der, wie ich höre, mit einer größeren Arbeit über J. P. Lyser, dieser auch in unseren Blättern des öfteren schon gewürdigten großen künstlerischen Begabung, beschäftigt ist und über den Nachlaß Lysers verfügen soll, läßt uns durch die bereits mitgeteilten Proben auf eine kommende wertvolle literarische Arbeit hoffen.

Nunmehr liegt der II. Band des „*Jahrbuches des Stiftes Klosterneuburg*", herausgegeben von Mitgliedern des Chorherrenstiftes vor (siehe im vorigen Jahrgang, S. 378). Die Fachwelt und die Bücherfreunde wissen, welche reichen Schätze die Bibliothek und das Archiv des herrlichen Leopoldstiftes an der Donau birgt. In den Jahrbüchern soll nun nach und nach ein Teil dieser so lange im verborgenen gebliebenen Schätze der Öffentlichkeit erschlossen werden. Professor Dr. *Ferdinand Schönsteiner* eröffnet den Reigen mit einer bisher völlig unbekannten Kanonsammlung aus dem XII. Jahrhundert, die 400 Briefe Alexander III. enthält. Sie dürfte wohl die bedeutendste und umfangreichste Dekretalensammlung sein, die sich in Österreich vorfindet. Diese „Collectio Claustroneoburgenis", wie Dr. Schönsteiner sie nennt, wurde bei Gelegenheit der Herstellung eines neuen Handschriftenkataloges entdeckt. An Umfang und Alter ungemein hervorragend, werden diese Dekretalen einer der glänzendsten Erscheinungen auf dem Stuhle Petri die größte Beachtung finden. Dieser Kanonsammlung schließen sich die von *Berthold Cernik* veröffentlichten Tagebücher des Stiftes Klosterneuburg über die Invasionen der Franzosen in Österreich in den Jahren 1805 und 1809 an, ferner noch einige Arbeiten mehr lokalhistorischer Art. Dem Bande (Preis 8 Kr. Verlag Wilhelm Braumüller, Wien) sind eine Anzahl Faksimiles, Notenbeilagen und 37 Tafeln angeschlossen.

Ein reizendes Büchlein ist die im Verlage Hugo Heller & Co. in Wien erschienene, von *A. F. Seligmann* herausgegebene Briefsammlung „*Aus Briefen von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben 1826—1832*". Mit einer bisher noch unveröffentlichten Zeichnung von *Moritz von Schwind* und 15 Sepiazeichnungen nach Altwiener Veduten. Es sind Briefe, die der spätere Verfasser der Diätetik der Seele als junger Student an seinen Freund, Romeo Seligmann, den Vater des Herausgebers in den Jahren 1826—1831 gerichtet hat. Die Briefe zeigen uns bereits den ganzen Dichter Feuchtersleben und atmen die durchgeistigte Atmosphäre der schönen Zeit, da Schubert, Schwind, Bauernfeld, Grillparzer, Lenau, Auersperg, Deinhardstein, das „Jung-Wien" von damals, sich in dem berühmten „silbernen Kaffeehaus" in Wien zusammenfanden, wo auch Feuchtersleben und Romeo Seligmann zu ihrem Kreise stießen. Von allen diesen Menschen ist in dem wunderreizenden Büchelchen, das sich schon viele Freunde erworben hat und deren anmutige Bildbeigaben besonders hervorgehoben seien, die Rede.

Schließlich möchte ich noch eine Reihe kleinerer Nachrichten in aller Kürze mitteilen. Im Wiener Dorotheum gelangte Mitte Januar ein interessantes Porträt der Hofschauspielerin *Toni Adamberger* zur Versteigerung. Das Bild stellt die Künstlerin, bekanntlich einstens die Braut *Theodor Körners*, als Jungfrau von Orleans dar. Es ist von dem Altwiener Maler Anton Schellein gemalt und den meisten Wienern wohlbekannt, da es durch viele Jahre als Auslageschild der Seidenwarenhandlung „Zur Jungfrau von Orleans" am Graben diente. Es erzielte einen Preis von 890 Kronen.

Der soeben erschienene Kongreßbericht über die im Vorjahr in Wien stattgefundene *Haydn-Zentenarfeier* enthält im Anfang einen Auszug aus den Protokollen der dem Kongresse vorangegangenen internationalen Konferenz für ein „*corpus scriptorum de musica*" (Sammlung von Musikschriften aus dem VIII.—XVI. Jahrhundert). *Theodor v. Frimmels*, des bekannten Ästhetikers schöne „*Blätter für Gemäldekunde*" sind aus dem Verlage Gerold & Cie. in den Verlag *Franz Malota* übergegangen und werden vom nächsten Monate an in erweitertem Umfange erscheinen. Auf der großen im Mai dieses Jahres in Wien stattfindenden internationalen Jagdausstellung werden in besonderen, eine eigene Allee bildenden Bauten Wissenschaft und Kunst, die von der Jagd handeln, untergebracht werden. Einen Hauptreiz dieser Abteilung werden die aus aller Herren Länder zusammengestellten *kostbaren alten Jagdbücher* bilden, denen sich wertvolle historische Jagdbilder anreihen werden.

Nun noch ein Bericht über das *Auktionsergebnis* der Bibliothek des Wiener Sammlers *Schindler.* Die im Wiener Dorotheum mehr als zwei Monate dauernde Versteigerung der über 20000 Bände umfassenden Bücherei bot dem eigentlichen Bibliophilen nicht allzuviel, doch umfaßte die Bibliothek durchgehend gute und wertvolle Bücher, die zum Teile in spottbillig versteigerten Konvoluten abgingen. Im folgenden seien nur die unseren Leserkreis interessierenden Ergebnisse verzeichnet. Die Preise sind in österreichischer Kronenwährung angegeben. Schurz, Lenaus Leben 2 Bände 1855, 19,50 Kr.; Hölderlins sämtliche Werke, herausgegeben von Chr. Th. Schwab, 2 Bände 1846, 21 Kr.; Nietzsche, Menschliches, 1878 und Delff, Kultur und Religion, 9,50 Kr.; Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse 1891 und drei andere philosophische Werke, 5,50 Kr.; Bettina von Arnim, Das Buch gehört dem König 1843, 25 Kr.; Grimm, Deutsche Heldensage, 1829 und drei diverse Bände über Mythologie 5,50 Kr.; Lenz, Gesammelte Schriften, 3 Bände, 1828 und Matthisson, Erinnerungen, 5 Bände, Wien 1815, 13,50 Kr.; Bettina

von Arnim, Die Günderode, 1840, 15,50 Kr.; Riemer, Mitteilungen über Goethe, 2 Bände, 1841, 26 Kr.; Feuchtersleben, Sämtliche Werke in 7 Bänden, herausgegeben von Hebbel 1851, 4 Kr.; Stifter, der Nachsommer, 3 Bände, 1857, 29 Kr.; Clemens Brentano, Schriften, herausgegeben von Christ. Brentano, 9 Bände, 1852, 105 Kr.; Hergsell, Die Fechtkunst im XV. und XVI. Jahrhundert, 1896, 26 Kr.; Nietzsche, Zarathustra, 1899, Unzeitgemäße Betrachtungen 1. und 3. Heft, 1874 und 1893, 6 Kr.; — Fröhliche Wissenschaft, 1897, Wanderer und sein Schatten, 1880, Götzendämmerung, 1889, 9 Kr.; Marx, Das Kapital, 1. und 2. Band, 1883, 9 Kr.; Chesterfield, Letters to his son, 4 vols 1777, d'Israeli, Cureosilies of literature, 6 vols 1834, 8 Kr.; Die Wage, herausgegeben von Ludw. Börne, 1818—1821 in 1 Bande, 12,50 Kr.; Immermann, Der Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier, 1829. Szenen aus Münchhausen, gezeichnet von Souderland 1840, 5 Kr.; Jahrbuch der Literatur, 1. Jahrgang 1839, mit Heines Bild und 3 div. Jahrbücher, 6,20 Kr.; Tasso, Lettero, 1557 und in 10 Bände div. Literatur in italienischer Sprache, 4,50 Kr.; Rousseau, Les pensées, 2. 1766, und 3 Bände div. französische Klassiker, 3,50 Kr.; Görres, die christliche Mystik, 4 Bände, in 5 Bänden, 1836, 6 Kr.; Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Jahrgang 1826—1829 in 8 Bänden, 7 Kr.; Bäuerle, Direktor Karl, 2 Bände, 1856, 4 Kr.; Castelli, Memoiren, 4 Bände in 2 Bänden, 1861, 11 Kr.; The sorrows of Werther, 1786, 5 Kr.

Wien, im Januar. *Hans Feigl.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Bibliophilie. Exlibris.

Braungart, R., Alfred Coßmann.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 19. 1909. S. 73—82 mit 4 Abbild. i. T. u. 3 Taf.

Mayer, A., Emil Pretorius.
Mitteilungen des Exlibris-Vereins zu Berlin. 3. 1909. S. 35—37 mit 4 Abbild.

Montégut-Lamorelle, H. de, Ex libris de Brantome.
Bulletin de la société historique et archéologique du Périgord. 36. 1909. S. 487—489, mit 1 Taf.

Oursel, C., La Société des bibliophiles de Bourgogne.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 3. 1909. S. 94—96.

Zur Westen, W. von, Ein französisches Bucheignerzeichen in Typendruck aus dem Jahre 1554 (Jean du Tillet, Bischof von St. Brieuc).
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 19. 1909. S. 82—83 mit 1 Taf.

Zur Westen, W. von, Julius Diez.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 19. 1909. S. 138—145 mit 12 Abb.

Zur Westen, W. von, Allerlei Exlibris.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 19. 1909. S. 100—108, 109—132, mit 64 Abbild. i. T. u. 7 Taf.

Zur Westen, W. von, Otto Tauschek und Adolf Schinnerer.
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 19. 1909. S. 84—88 mit 4 Abbild. u. 1 Taf.

Bibliothekswesen.

Bishop, W. W., Inter-library loans.
Library Journal. 34. 1909. S. 527—532.

Le Budget de 1910 et les Bibliothèques.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 3. 1909. S. 107—111.

Decret fixant les cadres, les traitements, les conditions d'avancement et le régime disciplinaire du personnel de la Bibliothèque Nationale.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 3. 1909. S. 103—106.

Desplanque, E., La Bibliothèque de Lille pendant la Révolution.
Annales de l'Est et du Nord. 5. 1909. S. 584—615.

Estelrich, J. L., Biblioteca provincial de Cádiz. Noticia de su fundación y vicisitudes (conclusión).
Revista de archivos, bibliotecas y museos. Ep. 3. Ano 12. 1909. S. 321—329.

Forsstrand, C., Die Bibliothek des Königs von Schweden.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 15794.

Franke, J., Die Bibliotheken der preußischen Ministerien und der obersten Reichsämter.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 27. 1910. S. 1—29.

Fritz, G., Der Erlaß vom 10. August 1909 und die Volksbibliotheken.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 11. 1910. S. 1—4.

Die Berliner Medizinische Gesellschaft gegen die Bibliotheksgebühren.
Vossische Zeitung. 1910. Nr. 23. vom 14. Januar.

Grienberger, von, Katalog der Handbibliotheken des Katalogzimmers und des Lesesaales der k. k. Universitätsbibliothek in Wien.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 27. 1910. S. 76—80.

Horn, E., Bibliothekleihgebühr?
Der Tag. 1909. Nr. 306 vom 31. Dezember.

Kelly, B. M., The selection of juvenile books for a small library.
Public Libraries. 14. 1909. S. 367—372.

Mitterwieser, Hildebrand Brandenburg (Stifter von Büchern an die Karthause Buxheim, † 1514).
Exlibris, Buchkunst und angewandte Graphik. 19. 1909. S. 133—138, 1 Abbild., 1 Taf.

Mortet, Ch., Le Prêt de bibliothèque à bibliothèque en France et à l'Etranger.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 3. 1909. S. 85—93.

Nordhausen, R., Die neue Leihgebühr der Königlichen Bibliothek (in Berlin).
Der Tag. 1910. Nr. 11 vom 14. Januar.

Pollak, J., Moritz Steinschneider.
Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. 12. 1909. (Nekrolog für 1907.) S. 171—175.

Post, W. L., Outline for a working collection of public documents and aids to its use.
Library Journal. 34. 1909. S. 538—545.

Schulze, A., Der Bibliothekar und sein Beruf.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 27. 1910. S. 29—34.

Volpati, C., Per la storia e il prestito di codici della Marciana nel sec. XVI.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 27. 1910. S. 35—61.

Wright, P. P., The Library and the mechanic.
Library Journal. 34. 1909. S. 532—538.

Zimmer, H. O., Bibliotheksgebühren?
Vossische Zeitung. 1909. Nr. 610 vom 30. Dezember, Finanz- und Handelsblatt.

Zimmer, H. O., Bibliotheksgebühren und die öffentlichen Bibliotheken.
Kölnische Volkszeitung. 1910. Nr. 2 vom 1. Januar, Beilage zur Morgen-Ausgabe.

Buchdruck und -Gewerbe.

Collijn, J., Ave Maria. Den helige Erasmus. Tvänne intressanta ettbladstryck fran 1400-talet. För nordisk boktryckarekonsts jubelnummer.
Nordisk Boktryckarekonst. 1909. S. 447—453, 1 Taf., 4 Abbild. i. T.

Delisle, L., Les incunables de J. Pierpont Morgan.
Journal des savants. 1909. Dezember. S. 533—540.

Kleemeier, Fr. J., Livres d'Heures.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 15913—15916.

Schwenke, P., Neue Denkmäler des ältesten Buchdrucks in der Berliner Königlichen Bibliothek.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 27. 1910. S. 62—69 mit 1 Faksimile.

Sorbelli, A., L',,Ausmo" H. 2174 è di Baldassarre Azzoguidi? (Quadriga spirituale, Hain 2174.)
L'Archiginnasio. 4. 1909. S. 240—243.

Tramoyeres Blasco, L., La Biblia Valenciana di Bonifacio Ferrer (impresa por Palmart y Fernández de Córdoba en 1477—81.)
Revista de archivos, bibliotecas y museos. Ep. 3. Ano 12. 1909. S. 234—248 mit 2 Taf.

Wallau, H., Enschedés Geschichte des Letterngusses in Holland.
Archiv für Buchgewerbe. 46. 1909. S. 359—363, 1 Taf.

Buchhandel.

Die Dyksche Buchhandlung in Leipzig 1660—1910.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 412.

Deutsche Bücher auf dem römischen Index.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 15884—15886.

Eckardt, J. H., Der Berliner Buchhandel in alter Zeit.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1909. S. 15952—15954, 15985—15988.

Fischer, A., Der Verkauf von Bildern und Büchern auf der Messe als Kampfmittel gegen die Schundliteratur.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 11. 1910. S. 4—7.

Jullien, A., Die Verleger und die Konkurrenz des Staates als Verleger. Ein der 6. Tagung des internationalen Verleger-Kongresses in Madrid, 26.—30. Mai 1908 erstatteter Bericht (nebst) Ergänzungsbericht von P. Orrier.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 8—11.

Slater, J. H., The book-sales of 1909. P. 1.
Athenaeum. Nr. 4288 vom 1. Januar 1910. S. 12—14.

Waldmann, E., Autoren-Honorare und Buchhändler-Vermögen einst und jetzt. (Nach: d'Avenel, Les riches depuis sept cent ans.)
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 179—181, 237—241.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Bossert, G., Zur Geschichte der Zensur in Augsburg 1538.
Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte. 15. 1909. S. 209—213.

Bruchmüller, W., Aus der Geschichte der Leipziger Zeitung (mit Faksimile der „Neu-einlauffende Nachricht von Kriegs- und Welt-Händeln Nr. 1 vom 1. Januar 1660.)
Leipziger Zeitung. Jubiläums-Beilage 1. Januar 1660—31. Dezember 1909.

Delalain, P., Les Annales Typographiques 1757 à 1763 (Suite et fin.).
Bibliographie de la France. 1909. Chronique S. 254—256, 259—260. 1910. S. 2—4.

D'Ester, K., Aus der Geschichte des „Courier du Bas-Rhin", einer preußischen Finanzspekulation am Niederrhein. 2. (Schluß.)
Dortmundisches Magazin. 1. 1909/10. S. 122—124.

Gili, G., Einige nationale, dem Geiste der Berner Konvention widersprechende Gesetzgebungen. Ein dem 6. Internationalen Verleger-Kongreß in Madrid, 26.—30. März 1908, erstatteter Bericht.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 363—365.

Kaemmel, O., Die Grenzboten und das Haus Grunow
Grenzboten. 1910. Nr. 1. S. 8—11.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Berdan, J. M., A definition of Petrarchismo.
Publications of the Modern Language Association of America. 24. N. S. 17. 1909. S. 699—710.

Bertram, E., Über den Wiener Roman.
Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. 4. 1909. S. 1—44.

Heuer, O., Johann Heinrich Ramberg als Illustrator unserer Klassiker.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 283—294 mit 7 Taf.

Kalkum, S., Westfälische Dichter des 17. Jahrhunderts. III.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909/10. S. 119—122.

Klemperer, V., Vom Aufstieg des Don-Juan-Themas.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1910. Nr. 3 vom 17. Januar.

Praviel, A., Les tendances du Félibrige.
Nouvelle Revue. 1910. Januar. S. 22—24.

Riemann, E., Nordfriesland in der erzählenden Dichtung seit Anfang des 19. Jahrhunderts.
Probefahrten. 16. 1910. 154 S.

Schnabel, H., Über das Wesen der Tragödie.
Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. 5. 1910. S. 16—42.

Schwartz, Ed., Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Zweite Reihe.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 127—138.

Stahl, E. L., Joseph von Auffenberg und das Schauspiel der Schillerepigonen.
Theatergeschichtliche Forschungen. 21. 1910. 235 S.

Sußmann-Ludwig, A., Das chinesische Drama. (Mit sechs Aufnahmen vom Chinesischen Theater in San Franzisko.)
Arena. 1909/10. H. 6. S. 46—51.

Einzelne Schriftsteller.

Brantome: Montégut-Lamorelle, H. de, Volume des poésies de Brantome.
Bulletin de la société historique et archéologique du Périgord. 36. 1909. S. 489—491 mit 1 Taf.

Busch: Volkmann, O. F., Wilhelm Busch der Poet. Seine Motive und seine Quellen.
Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literatur-Geschichte. N. F. 5. 1910. 85 S.

Chesterton: Blum, I., Gilbert Keith Chesterton.
Revue germanique. 6. 1910. S. 11—50.

Egge: Babillotte, A., Peter Egge.
Xenien. 1910. Nr. 1. S. 17—27.

Eichendorff: Wegener, H., Heinrich Wilhelm Budde, ein Jugendfreund Eichendorffs und Loebens.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 513—516.

Foscolo: Bacci, O., Foscolana.
Nuova Antologia. 1910. Gennaio 1. S. 116—127 mit 2 Abbild.

Frenssen: Dohse, R., Frenssen, Gustav. Klaus Hinrich Baas.
Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland. 1909. Nr. 25. Sp. 425—429.

Freytag: Gustav Freytag als Parlamentarier. Ein ungedruckter Brief des Dichters.
B. Z. am Mittag. 1910. Nr. 12 vom 15. Januar.

Gerstenberg: Hering, R., Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und sein Freundeskreis.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 372—407 mit 1 Portr., 1 Faksim.

Goethe: Deetjen, W., Ein Brief Goethes an Ludwig Christian Lichtenberg.
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 3 vom 16. Januar.

—: Morris, M., Goethe-Litteratur.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 518—554.

—: Petsch, R., Einführung in Goethes Faust.
Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 376—377. 1909. 36 S.

—: Steig, R., Goethes selbstbiographischer Nebentitel Dichtung und Wahrheit.
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 3 vom 16. Januar.

Grillparzer: Backmann, R., Kohm, Josef, Grillparzers Goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlaß.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 555—580.

—: Elster, E., Franz Grillparzer.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 158—228.

Hardt: Waldhausen, A., „Tantris der Narr".
Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Bonn. 4. 1909. S. 17—80.

Hauptmann: Badt, B., Und Gerhard Hauptmann las... Eine Impression. *Xenien.* 1910. Nr. 1. S. 27—33.

Hebbel: Bornstein, P., Friedrich Hebbels „musikalisches Drama": Ein Steinwurf. (Mit einem ungedruckten Brief Anton Rubinsteins.)
Vossische Zeitung. 1909. Sonntagsbeilage Nr. 2 vom 9. Januar.

—: Hennings, I., Elise Lensing.
Xenien. 1910. Nr. 1. S. 11—17.

—: Schnabel, H., Betrachtungen über Hebbel. (Schluß.) *Die Tat.* 1. 1909. S. 569—577.

Heine: Boucke, E. A., Heine im Dienste der „Idee". (Schluß.) *Euphorion.* 16. 1909/10. S. 434—460.

Herder: Morris, M., Herderiana im „Wandsbecker Bothen". *Euphorion.* 16. 1909/10. S. 360—379.

Huch: Bethge, H., Ricarda Huch.
Xenien. 1910. Nr. 1. S. 1—11.

Huldschiner: Strobl, K. H., Richard Huldschiner.
Literarisches Echo. 12. 1909/10. Sp. 541—551, 1 Portr.

Ibsen: Eloesser, A., Aus Ibsens Werkstatt.
Nord und Süd vereint mit Morgen. 1909/10. Januar-H. 1. S. 38—46.

Immermann: Deetjen, W., Aus Jugendbriefen Karl Immermanns.
Hannoverland. 1909. S. 230—234. 250—253. 268—271.

Jörgensen: Pier, H. v., Jörgensen. (Schluß.)
Bücherwelt. 7. 1909/10. S. 69—74.

Keller: Lissauer, E., Über die Lyrik Gottfried Kellers.
Rheinlande. 10. 1910. Januar. S. 29—32.

—; Waldhausen, A., Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" in seinen Beziehungen zu Goethes „Dichtung und Wahrheit".
Euphorion. 16. 1909/10. S. 471—497.

Kleist: Fischer, O., Mimische Studien zu Heinrich von Kleist. 6. Das Niederknien.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 412—425.

—: Wittneben, A., Zum 100. Geburtstag von Kleists „Prinzen Friedrich von Homburg".
Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 63. 1909. S. 696—706.

Lagerlöf: Rémusat, M., L'oeuvre de Selma Lagerlöf.
Revue de Paris. 1910. Januar. S. 105—134.

Lamartine: Lacretelle, P. de, Les origines paternelles de Lamartine.
Mercure de France. 1910. Januar 1. S. 50—70.

Laube: Memor, Aus Heinrich Laubes Wiener Theatherzeit.
Velhagen u. Klasings Monatshefte. 1910. Januar. S. 50—57.

Lenau: Castle, E., Lenau-Reliquien.
Österreichische Rundschau. 1910. Januar. S. 61—66.

Lesage: Cordier, H., Essai bibliographique sur les oeuvres d'Alain-René Lesage. (Schluß).
Bulletin du bibliophile. 1909. S. 599—611.

Liliencron: Detlev von Liliencron, Briefe an Ernst Frhrn. von Seckendorff.
Die neue Rundschau. 1910. Januar. H. 1. S. 33—60.

—: Minde-Pouet, G., Detlev von Liliencron als Volksschriftsteller.
Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. 11. 1910. S. 7—12.

Maeterlinck: Leblanc-Maeterlinck, Georgette. The later heroines of Maurice Maeterlinck.
Fortnightly Review. 1910. Januar. S. 48—56.

Meyer: Schaer, A., Betty Paoli und Conrad Ferdinand Meyer. Zeugnisse einer Dichterfreundschaft in elf Briefen (1877—1886). Herausgegeben und eingeleitet. *Euphorion.* 16. 1909/10. S. 497—510.

Mörike: Minor, Neuere Mörike-Literatur.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 580—588.

Nibelungen: Corves, C., Studien über die Nibelungenhandschrift A.
Zeitschrift für deutsche Philologie. 41. 1909. S. 271—319.

Nietzsche: Strecker, K., Friedrich Nietzsche als Mensch.
Tägliche Rundschau. 1910. Unterhaltungsbeilage Nr. 5 vom 7. Januar.

Petrarca: Zardo, A., Di un errore tradizionale intorno alla morte di Francesco Petrarca.
Archivio storico italiano. Ser. 5. T. 44. 1909. S. 327—336.

Rabelais: Schneegans, H., Rabelais und die groteske Dichtung.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 50—66.

Rossetti: Horn, K., Studien zum dichterischen Entwicklungsgange Dante Gabriel Rossetti's.
Normannia. Germanisch-romanische Bücherei. 5. 1909. 143 S.

Rousseau: Girardin, Comte de, Le comte de Wielhorski et I. I. Rousseau.
Bulletin du bibliophile. 1909. S. 569—586.

Rückert: Becker, A., Fünf unbekannte Gedichte Friedrich Rückerts.
Süddeutsche Monatshefte. 1910. Januar. S. 70—78.

Runge: Krebs, S., Philipp Otto Runges Entwicklung unter dem Einflusse Ludwig Tiecks. Mit 5 ungedr. Briefen Tiecks.
Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Bd. 1. H. 4. 1909. 168 S.

Salten: Fontana, O. M., Felix Salten und seine Novellen. *Xenien.* 1910. Nr. 1. S. 33—37.

Schiller: Hadlich, H., Die Jungfrau und Talbot. Über Schillers Darstellung religiös-sittlicher Lebensfragen.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 379—411.

—: Hensel, P., Schillers Ethik.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 267 ff.

—: Mentzel, E., Zur ersten Aufführung von „Kabale und Liebe" in Frankfurt a. M., am 13. April 1784.
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1909. S. 295—310.

—: Roedder, E. C., Selbstanleihe in Schillers Nachlaß.
Journal of English and Germanic Philology. 8. 1909. S. 330—352.

—: Die innere Entwicklung in Schillers Jungfrau von Orleans. (Schluß.)
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 144. 1909. H. 12. S. 906—919.

Schubart: Wohlwill, A., Zur Schubart-Biographie.
Euphorion. 16. 1909/10. S. 349—360.

Schupp: Vogt, C., Johann Balthasar Schupp. Neue Beiträge zu seiner Würdigung. (Forts.)
Euphorion. 16. 1909/10. S. 245—320.

Shakespeare: Badt, B., Erlebnis und Dichtung in Shakespeares Sonetten.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1910. Nr. 2 vom 10. Januar.

—: Daffis, H., Shakespeare-Bibliographie 1908. Mit Nachträgen zur Bibliographie früherer Bände des Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 45. 1909. S. 427—475.

—: Deckner, E., Die beiden ersten Hamlet-Quartos.
Normannia. 4. 1909. 48 S.

—: Grierson, H., Shakespeare and the sea.
Contemporary Review. 1910. Januar. S. 57—66.

—: Hagemann, C., Über Versuche moderner Shakespeare-Inszenierungen.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 45. 1909. S. XV—XXXII.

—: Keller, W., Zwei Bemerkungen zu „Julius Caesar".
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 45. 1909. S. 219—228.

Shakespeare: Krauß, R., Shakespeares Dramen auf der Stuttgarter Hofbühne (1783—1908).
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 45. 1909. S. 126—138 mit 1 Faksim.

—: Richter, H., Der Humor bei Shakespeare.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 45. 1909. S. 1—50 mit 2 Tabellen.

Shaw: Hamon, A., Le théatre de Bernard Shaw. Son comique. Sa construction. Ses types.
Revue bleue. 1909. Dez. 18. S. 790—794.

Staël: Burnier, Ch., Madame de Staël et le Landamman Pidou, correspondance inédite.
Bibliothèque universelle et revue suisse. 1910. S. 5—28.

Stifter: Hüller, F., Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil. (Schluß.) *Euphorion.* 16. 1909/10. S. 460—471.

Stolberg: Chuquet, A., Frédéric Stolberg et la Révolution française.
Revue germanique. 6. 1910. S. 1—10.

Sudermann: Mahn, P., Von Sudermann, Hauptmann und Shakespeare.
Grenzboten. 1910. Nr. 2. S. 91—95.

Turgenjew: Gebhard, R., Iwan Turgenjew in seinen Beziehungen zu Shakespeare.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 45. 1909. S. 171—184.

Werner: Leitzmann, A., Briefe Zacharias Werners an Karoline von Humboldt. (Schluß.)
Euphorion. 16. 1609/10. S. 425—434.

Neue Bücher und Bilder.

Die neuen Tempelausgaben. Es ist wirklich eine Freude jetzt, ein deutsches Buch in die Hand zu nehmen. Nicht jedes, aber viele bereits, und solche dieser Art werden ihrer immer mehr. Und die Freude an solchen Bänden verdoppelt sich noch, wenn ein königlicher Inhalt der schönen äußeren Gewandung entspricht. Insbesondere den Klassikern wird jetzt eine rühmliche Sorgfalt in der Ausstattung zugewendet. Es ist schon eine ziemliche Reihe von Unternehmungen, die hier genannt zu werden verdienen, die das deutsche Buch wieder zu Ehren bringen. Überflüssig, sie alle aufzuzählen, der Bücherfreund kennt sie und — was die Hauptsache ist — kauft diese Ausgaben auch. Ein edler Wettstreit ist da unter den deutschen Verlegern entbrannt, aber es ist wohl kaum zu befürchten, daß durch diese Rivalität Schaden gestiftet werden könnte. Deshalb begrüße ich mit aufrichtiger Freude den neuen Kämpfer um die Gunst des Publikums, der jetzt unter dem Namen *Tempelverlag* in die Arena tritt und der sich vorzüglich die Veröffentlichung mustergültiger Ausgaben deutscher Klassiker, mustergültig nach Form und Inhalt, zum Ziele gesetzt hat, dazu noch befreit von dem für die weiten Bevölkerungskreise wirklich entbehrlichen gelehrten und philologischen Ballaste der Erklärungen und Lesarten. Es sind Verlegernamen von Klang und Ansehen, die sich unter der Vereinigung „Tempelverlag" zu dieser schönen Aufgabe zusammengefunden haben: Diederichs, S. Fischer, Zeitler, Poeschel, H. v. Weber u. a. Jetzt liegen die ersten Bände vor, die, ich will es offen bekennen, meine Erwartungen übertrafen. Für diese einfachen, schlichten Bände paßt endlich einmal ein so oft mißbrauchtes Wort: sie sind wahrhaft vornehm. Das gilt von allem, was eben ein Buch ausmacht, vom Einband, Druck, Papier. *E. R. Weiß* ist allen Bibliophilen ein so vertrauter Name, daß es nur seiner Nennung bedarf, als des Künstlers, von dem die schöne, zur Verwendung gelangte Fraktur, sowie überhaupt die Gesamtausstattung stammt, um das so herzlich gerne gespendete Lob zu erhärten. Erschienen sind bis jetzt zwei Bände Goethe, vier Bände Kleist, zwei Bände Heine. Es ist wohl auch überflüssig, im einzelnen aufzuzählen, auf wie viel Bände jede Ausgabe eines Klassikers geplant ist. Das erfährt man in jeder Buchhandlung. Hervorgehoben aber soll noch die im Verhältnisse zu dem Gebotenen so erfreuliche Wohlfeilheit der Preise werden; kostet doch nur jeder, auch einzeln käufliche Band M. 3 in Leinen und M. 3.75 in Halbleder. Auf diese Tempelklassiker darf der deutsche Buchverlag stolz sein. Ich wünsche dem künstlerischen Unternehmen fröhliche Fahrt und verdientes Gedeihen.

Hans Feigl.

Das von uns schon im vorigem Hefte angekündigte *Opus I der Einhornpresse im Verlag Otto von Holten, Berlin*, ist erschienen. In letzter Zeit wurde von Melchior Lechter gesagt, daß er sich immer mehr den längst abgetanen Stassen und Fidus nähere. Bei dem figürlichen Titel des „Siebenten Ring" war dies auch gerechtfertigt und bei dem uns vorliegenden neuesten Werk ist ihm der Vorwurf sicher nicht zu ersparen. Lechters Wirkung ist ausgegangen von den ersten Georgeschen Werken, und dort, wo seine strenge Gotik sich mit den ehernen Versen Georges, wie in dem „Teppich des Lebens", vereinigt, hat er Vollendetes geschaffen. Bei diesem neuesten Werk ist zunächst der Pergamentband nicht tadellos (wie solche Bände sein sollen, zeigt uns der Sonntagsche Einband zu dem Weberschen Beardsleydruck). Das Vorsatzpapier ist im Verhältnis zu dem Ganzen zu hell und lebhaft. Am Titel und an den großen Initialen im Text zeigt sich die ganze Hilflosigkeit der Lechterschen figürlichen Zeichnung, was um so mehr zu bedauern ist, als wir an dem Ornamentalen des Titels sehen, was Lechter auf diesem Gebiete leisten kann. Die prächtigen Rahmen sind nur mit den Bordüren des frühen XVI. Jahrhunderts und denen des Meister Morris zu vergleichen. Die Versinitialen sind ohne nachfolgende Buchstaben unleserlich, wirken aber typographisch gut. Das ganze Satzbild erscheint außerordentlich schön und ruhig, bedingt durch die Georgesche Schreibung, die ja keine großen Anfangsbuchstaben kennt. Die Antiquatype ist von vorzüglicher Schärfe und in dem großen Grad von glänzender Wirkung, zumal das Werk auf einem hervorragend guten, graugelb getöntem Bütten gedruckt ist. Uneingeschränktes

Lob gebührt der Druckfirma *Otto von Holten,* die an präziser Arbeit das möglichste geleistet hat (namentlich muß man die Leistungsfähigkeit dieser Firma an dem nur in 10 Exemplaren zu je 300 M. hergestelltem Pergamentdruck bewundern!). Wir hoffen, daß die Prätensionen des Georgeschen Kreises für die nächsten Veröffentlichungen der Einhornpresse nicht allzu vorherrschend sein werden und sehen Opus II mit der Spannung, die diesem Unternehmen gebührt, entgegen.

R.

„Die Hundert“ im Hyperionverlage Hans von Weber, München. Über das neue Unternehmen dieses für die Buchausstattung immer mehr vorbildlich werdenden jungen Münchner Verlegers haben wir unsere Leser bereits unterrichtet. Jetzt liegt nun die erste Veröffentlichung *„Tristrant und Isalde“* vor, und wir müssen sagen, daß die Zweckmäßigkeit der „Hundert“ damit erwiesen ist. Das Werk ist von der Manzschen Druckerei nach dem Original „Männchen auf Männchen“ neu gesetzt worden, wir haben daher einen Faksimiledruck, der typographisch natürlich viel schöner werden konnte, als die auf Zinkplatten reproduzierten Faksimiledrucke, freilich für wissenschaftliche Zwecke doch nicht dieselbe Gewähr absoluter Treue bietet, wie diese. Die alte Augsburger Type wirkt auf dem besonders angefertigten van Gelder-Bütten außerordentlich schön, das ganze bildet mit den alten Holzschnitten eine wundervolle Einheit. Das herrlichste an dieser Publikation ist aber wohl der von dem Münchner Buchbindermeister *Theodor Gämmerler* angefertigte Ledereinband, der ganz auf echte Bünde und Eichenholzdeckeln gearbeitet ist. Die silbernen Schließen und der Blinddruck nach alten Stempeln auf dem Deckel machen ihn zu dem Schönsten, was wir in letzter Zeit in dieser Art sahen. — Wie uns der Verlag mitteilt, sind als nächste Veröffentlichungen vorgesehen: Die Gedichte Walters von der Vogelweide Westöstlicher Divan, Novalis' Hymnen an die Nacht und Baudelaires Fleurs du Mal. Die Druckereien W. Drugulin, Pöschel & Trepte, Enschedé en Zonen in Haarlem und Reichsdruckerei sollen mit ihnen zeigen, was ihre Höchstleistungen sind. *Eine* Befürchtung hegen wir allerdings bei den „Hundert“, daß nämlich bald eine Konkurrenz auftreten könnte, und dann nicht mehr das geleistet wird, was bei ruhiger Entwicklung zu erwarten ist.

R.

Dante. Stellen aus der *Göttlichen Komödie.* Umdichtung von *Stefan George.* In genauer Nachbildung der Ur-Schrift. Bei *Otto von Holten* Berlin hergestellt im Jahr Neunzehnhundertundneun für den Verlag der Blätter für die Kunst. Hoch-4°. 20 ungezählte Blätter, davon 15 beschrieben. Privatdruck. Subskriptionspreis M. 10.—.

Ein Leckerbissen für die Snobs, ein Kleinod für den Altarschrein der brünstigen Anbeter des Meisters. Zugegeben: Er formt den Vers zu edler klangvoller Schönheit, er weiß den Rhythmus zart und stark schwingen zu lassen, er füllt leergewordene Worte wieder mit ursprünglichen Inhalten. Er wird uns einen Dante geben, der nicht mühsames Nachstammeln ist, sondern Wiedergeburt aus einer zweiten Schöpferkraft. Dafür bürgen diese Proben. Aber warum muß sich mit diesem hohen Können solche spielerische Selbstliebe, solcher Mangel an Empfinden für Schönheit von Schrift und Farbe vereinen? Wieviel Zeit und Mühe mag der Dichter an diese mühsam hingemalten, einer plumpen Druckschrift ähnelnden Buchstaben, an die sauber gezogenen kleinen Rechtecke vor jeder zweiten Terzine verschwendet haben, die in ihrem grellen Rot so gar nicht zu dem blaugrünen Text stimmen wollen! Man braucht nicht Handschriftdeuter zu sein, um aus diesem Erzeugnis beherrschende Charakterzüge des Schreibers herauszulesen. Als der junge Goethe für Friederike Brion das Beste, was ihm nach seiner Ansicht bis dahin gelungen war, mit aller Sorgfalt in seiner schönen kraftvollen Hand zu Papier brachte, da sollte es eben Gabe von höchstem Liebeswert für die Einzige sein. Aber hätte er, oder Platen, oder Hebbel sich wohl je in so gespreizter Feierlichkeit vor den Verehrern ausstellen mögen?

G. W.

Die Universität *Upsala* hat der Leipziger Schwester zum fünfhundertsten Geburtstag eine Festgabe von erlesener Schönheit gewidmet. Es ist ein Quartband von 73 Seiten, auf schweres Bütten aus der Fabrik J. H. Munktell gedruckt von Almquist & Wiksell in Upsala. Er enthält zwei wertvolle Abhandlungen in deutscher Sprache von *Isaak Collijn*: „Die in der Universität zu Upsala aufbewahrten Bücher aus dem Besitze des Leipziger Professors und Ermländer Domherrn Thomas Werner“ und „Eine gedruckte Promotionsanzeige der juristischen Fakultät zu Leipzig aus dem Jahre 1509“. Vier trefflich ausgeführte Tafeln gereichen der edel-schönen Publikation zur besonderen Zierde.

G. W.

Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Herausgegeben von *Robert F. Arnold* und *Karl Wagner* (Schriften des Literarischen Vereins in Wien XI), Wien 1909, Verlag des Literarischen Vereins in Wien. XXX, 482 S. Nicht im Buchhandel.

Die Herausgeber haben, unterstützt von zahlreichen Landsleuten, eine erstaunliche Menge von Gedichten aus dem Jahr der Erhebung Österreichs gegen Napoleon zusammengebracht. Eigene starke Töne sind in der Sammlung kaum zu vernehmen; dagegen leben die längst vergangenen literarischen Moden des Nordens hier noch fort: anakreontisches Getändel (S. 11), die Oden Klopstocks (S. 13), vor allem die Grenadierweise Gleims und die Bardenpoesie, die Soldatenlieder Schubarts (S. 69—74). Am erfreulichsten und selbständigsten klingt es in der letzten Abteilung, in den Liedern vom Freiheitskampfe der Tiroler.

Die Herausgeber liefern mit ihren Anmerkungen (S. 273—476) ein Muster solider Philologenarbeit. Den Inhalt, die Geschichte, die Wirkung jedes einzelnen Liedes stellen sie mit einer bewunderswerten Sachkenntnis dar, und man wäre fast versucht, diesem

seltenen Aufgebot von Fleiß und Sorgfalt ein noch bedeutsameres Objekt zu wünschen. Indessen werden ihnen die Historiker und Literarhistoriker der Napoleonischen Zeit um so wärmeren Dank wissen. Nur verstehen wir nicht, weshalb die außerhalb der Österreichischen Monarchie gedichteten Lieder fortblieben. Die Teilnahme ganz Deutschlands an der Erhebung, der Jubel nach dem Siege bei Aspern und die dann folgende Enttäuschung haben doch, so weit die deutsche Zunge klingt, widergehallt, und die wutschnaubenden Verse *Heinrich von Kleists*, die begeisterten Zurufe *Eichendorffs* sollten mindestens nicht fehlen; schon weil sie an Kraft und Wert dem besten, was Österreich selbst in den „Wehrmannsliedern" *Collins* hervorbrachte, überlegen sind.

Wir benutzen die Gelegenheit, die, wie es scheint, noch zu wenig beachteten Publikationen des „Literarischen Vereins in Wien" unsern Lesern zu empfehlen. Für den Mitgliedsbeitrag von 20 Kr. liefert er seit 1904 jährlich zwei starke Bände, deren Inhalt nicht nur für den Literarhistoriker interessant ist. Bisher erschienen Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Zeitgenossen (4 Bände, herausgegeben von *August Sauer*), Aus meinem Leben, von *Fr. M. Felder* (herausgegeben von *Anton E. Schönbach*), *Eduard von Bauernfelds* gesammelte Aufsätze und *Anastasius Grüns* politische Reden und Denkschriften (beide herausgegeben von *Stephan Hock*), *Friedrich Schlegels* Briefe an Frau Christine von Stransky (herausgegeben von *M. Rottmanner*), *Betty Paolis* gesammelte Aufsätze (herausgegeben von *Helene Bettelheim-Gabillon*), Wiener Haupt- und Staatsaktionen (herausgegeben von *Rudolf Payer von Thurn*). Weiter sind zunächst in Vorbereitung: Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Wiener Theaters (herausgegeben von *Karl Glossy*), die von Goethe protegierte Zeitschrift „Prometheus" von 1808 (herausgegeben von *J. Minor*), *Hermann von Gilms* Briefe (gesammelt und herausgegeben von *M. Necker*), *Emil Kuhs* kritische Aufsätze (gesammelt und herausgegeben von *E. Schaer*), *Philipp Hafners* Werke (herausgegeben von *E. Baum*).

Es fehlt also dem Verein nicht an wertvollem Arbeitsstoff, und die besten unter den Literarhistorikern Österreichs leihen ihm ihre Unterstützung. So bleibt nur zu wünschen, daß die Teilnahme, auch im „Reiche", sich mehr als bisher diesem Verein zuwende, der so zielbewußt die bis jetzt noch vielfach vernachlässigte österreichische Literaturforschung fördert.

———

Professor *Robert F. Arnold*, der eine Herausgeber des eben angezeigten Werkes, hat seine „Bibliographie der Deutschen Bühnen seit 1830" in zweiter, vielfach verbesserter und vermehrter Auflage erscheinen lassen (Straßburg, Karl J. Trübner, 1909, M. 1,60). Eigentlich ist es der dritte Druck der nützlichen Zusammenstellung, da sie zum ersten Male als Anhang zu Arnolds ausgezeichnetem Buche über das moderne Drama 1907 erschien. Daß drei Auflagen in drei Jahren nötig waren, beweist das Bedürfnis einer solchen Bibliographie zur Theatergeschichte des XIX. Jahrhunderts für Wissenschaft, Sammler und alle, die mit der Bühne als Mitwirkende oder Kritiker zu tun haben.

G. W.

———

Dr. *E. W. Bredt*, Sittliche oder unsittliche Kunst? Eine historische Revision. Mit 50 Bildern. R. Piper & Co., G. m. b. H. München 1909.

Um die Frage, was in der Kunst als unsittlich einzuschätzen sei, zu beantworten, schlägt Bredt den einzig richtigen Weg ein, indem er von der Beschaffenheit des Beschauers ausgeht. Denn erst in diesem wird das Kunstwerk zu einer sittlichen Größe, indem es moralische Empfindungen und damit ethische Werturteile auslöst. Und da kommt er zu dem Ergebnis, daß unsere „normale" Kunstbetrachtung im Vergleich zu früher keine normale mehr ist, sondern eine sehr inferiore. Sein Schriftchen stellt einen Beitrag zur Kunsterziehung dar, insofern nur diese das ehemalige gesunde Verhältnis der großen Menge der Genießenden zum freien Schaffen des Künstlers wieder herstellen kann. Die gut gewählten Abbildungen und die eindringende, dabei leicht verständliche Darstellung unterstützen die Absicht des Verfassers aufs wirksamste.

X. Y. Z.

———

Ein großartig angelegtes Werk, die *Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes*, herausgegeben in Verbindung mit Wilh. Behncke, Mor. Dreger, O. von Falke, Jos. Folnesics, Otto Kümmel, Erich Pernice und Georg Swarzenski von *Georg Lehnert*, liegt nunmehr beendet vor (Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin). Kunstgeschichten besitzen wir in Überfluß, auch sogenannte populäre, über deren Wert sich streiten läßt. Aber eine von wissenschaftlichem Geiste getragene Geschichte des gesamten Kunst*gewerbes* in allgemein verständlicher Darstellung fehlte uns bisher. Es war auch eine schwierige Aufgabe. Ein ungeheures Gebiet mußte berücksichtigt werden, denn die Geschichte des Kunstgewerbes reicht ja weit zurück, so weit, als die Menschheit sich überhaupt damit beschäftigte, unsre Wohnung, unsre Kleidung, unsre Gebrauchsgegenstände mit künstlerischem Inhalt zu erfüllen. Der gemeinsame Boden von Kunst und Kunstgewerbe ist immer das Handwerk gewesen. Erst in unserm Maschinenzeitalter begann die künstlerische Seite gegenüber der gewerblichen des Schaffens zu verkümmern, und da setzte denn auch bald der Kampf gegen diese Gefahr ein. An sich ist es natürlich gleichgültig, ob der kunstgewerbliche Gegenstand aus Hand- oder Maschinenarbeit hervorgeht: entscheidend bleibt nur, daß künstlerische und gewerbliche Arbeit sich zu einem gemeinsamen, einem bestimmten Zwecke dienenden Erzeugnisse vereinigen.

Zunächst ist die klare und umsichtige Art zu loben, wie der Herausgeber das riesige Stoffgebiet gegliedert hat. Die Darstellung beginnt mit dem, was die vorgeschichtliche Zeit an Kunstgewerbe aufzuweisen hat. Da hat uns menschliche Kraft nur wenig erhalten im Vergleich mit dem, was sie zerstört hat. Erst die morgenländische Kultur hat uns mehr und Größeres

bewahrt. An sie knüpft sich das bedeutsame Kunstgewerbe der antiken Welt mit seiner überwiegenden Vorherrschaft des griechischen. Aus ihm geht dann das der ersten Christenheit und der Byzantiner hervor. Darüber hinweg stürmt die Völkerwanderung. Das mittelalterliche Kunstgewerbe umfaßt die karolingische, ottomanische und romanische Zeit bis zur Gotik. Nun behalten die Völker des südlichen und mittleren Europa die Führung, wenn schon noch immer morgenländisches, süd- und ostasiatisches Kunstgewerbe seine Einflüsse behält. So wird denn auch das asiatische Kunstgewerbe in der Darstellung als besonderer Abschnitt zwischen Mittelalter und Neuzeit eingeschaltet, die uns durch die großen Epochen der Renaissance, des Barocks und Rokokos, des Zopfs und Empires, des Klassizismus und der retrospektiven Stile bis auf unsre Tage führt.

Ist das große Werk für jeden Gebildeten von höchstem Interesse, so erst recht für uns Bibliophilen, denn die Gebiete Schrift, Papier und Buch umfassen eine breite Ordnung der Flächenkunst. Auf getrocknete Tierhäute, auf abgeschälte Bast- und Rindenstücke malte und ritzte der prähistorische Mensch Abbilde seiner Umgebung. Er lernte den Bast vermahlen und gewann das Papier, und so entwickelte aus den ersten Anfängen sich Schrift, Druck und Buch, bis zu den Wundern der mittelalterlichen Manuskripte und der Blütezeit unserer Typographie.

Neben der glänzenden Darstellung erfreut der künstlerische Bilderschmuck des Werks. Nicht nur der Text enthält eine Fülle prächtig ausgeführter Illustrationen: es sind auch über hundert Einschaltblätter beigegeben, von denen fast jedes einzelne ein Kunstwerk an sich ist. Zumal die Farbdrucke zeigen eine Höhe der Technik, die staunenswert ist. Schließlich sei auch der verhältnismäßig billige Preis erwähnt. Das Werk erscheint in neun Abteilungen zu je M. 4,25. Den Einband (in Ganzpergament mit Gold- und Schwarzdruck) entwarf Emil Orlik. F. v. Z.

Klimschs Jahrbuch (Klimsch & Co., Frankfurt a. M.) liegt uns im zehnten Jahrgang vor, in neuer Druckanordnung von F. G. Ehmke, der auch die geschmackvollen Titelzeichnungen entworfen hat. Mit der Ehmkeschen Antiqua kann ich mich freilich nur bedingt befreunden. Sie wirkt sehr reizvoll, wenn sie sich auf verhältnismäßig kleinem Raum mit breiter Papierumrahmung präsentiert, z. B. als Druck für einen hübsch ausgestatteten Gedichtband. Aber sie ist mir nicht kräftig genug für einen größeren Satzspiegel. Nun hat Herr Ehmke den Satz des Jahrbuchs zwar mit außerordentlichem Geschick angeordnet und zweifellos auch ein einheitliches Gesamtbild erzielt; dennoch wird man das Empfinden nicht los, daß seine leichtflüssige, feine und zierlich schlanke Antiqua sich besser für die Lyrik oder meinetwegen einen Band Aphorismen, für preziöse Artistenkunst und stilistische Finessen eignet als für einen Romanband oder gar ein wissenschaftliches Werk. Natürlich ist auch das schließlich nur eine Frage des Geschmacks; ich halte es für leicht möglich, daß meine Ansicht durchaus nicht allseitig geteilt werden dürfte.

Der Inhalt des Jahrbuchs ist wieder von höchstem Interesse und gibt zahlreiche neue Anregungen. Ich erwähne nur den trefflichen Aufsatz von Friedrich Bauer über die Grundlagen des Akzidenzdrucks, einen Artikel, der es verdiente, als besondere Broschüre veröffentlicht zu werden und der dann sozusagen als Bibel jedes Akzidenzdruckers dienen könnte. Ferner desselben Verfassers Studie über einheitliche Linienbildstärken, Max Brückners Aufsatz über die Ansichtskomposition bei merkantilen Drucksachen, die von größerer Wichtigkeit ist, als der Gegenstand an sich ahnen läßt und die tatsächlich häufig genug die Bestellungen beeinflußt; dann den Artikel „Eigenartige Reklameausstattungen mit Hilfe des photomechanischen Verfahrens" von E. Klimsch und A. Korth, der für die Reklamechefs größerer Firmen von speziellem Interesse sein wird. Paul Kersten hat wieder einen seiner instruktiven Beiträge zur Geschichte und Praxis des Bucheinbands beigesteuert, C. Falk einen aufklärenden Artikel über den keramischen Buntdruck, M. Husmann einen vortrefflichen Aufsatz über die Vereinfachung des Farbenlichtdrucks. Daß die Beilagen und Probeblätter mit großer Vollendung ausgeführt worden sind und die Technik auf respektabelster Höhe zeigen, braucht kaum erwähnt zu werden. Man betrachte nur den Velourdruck der Würzburger Universitätsdruckerei H. Stürtz, die Heliogravüre der Vereinigten Kunstanstalten Kaufbeuern, die Duplex-Autotypie von Meisenbach, Riffarth & Co., den Irisdruck der Farbenfabriken E. T. Gleitsmann, die Schriftproben der Bauerschen Gießerei, der von Genzsch & Heyse und der von Flinsch (die glänzend gelungene Proben der Ehmke-Kursiv mit dazu gehörigen Schmuckstücken gibt). Die zehn Bände des Klimschen Jahrbuchs bilden jedenfalls eine fachmännische Bibliothek von dauerndem Wert, die auch für die Entwicklung der Bibliophilie von Bedeutung ist. F. v. Z.

In der Sammlung kulturgeschichtlicher Publikationen, die bei der Verlagsgesellschaft Berlin, G. m. b. H., zu erscheinen beginnt, macht ein vortreffliches Werk von *Artur Schurig* den Anfang: *„Das galante Preußen gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts"* (gebunden M. 20). Der Titel könnte die Mutmaßung erwecken, daß es sich hier um eine jener zahllosen pornographischen Schriften handelt, mit denen eine unleidliche Spekulation uns seit Jahren überschüttet. Das ist keineswegs der Fall. Der Titel knüpft vielmehr nur an die ältere Memoirenliteratur an, die derlei Hinweise liebte und ist ja auch ganz charakteristisch; der Inhalt aber bringt eine sehr interessante Sammlung kulturhistorisch wertvoller Teile aus selten gewordenen preußischen Pamphleten und Satiren. Die Lichtenauliteratur überwiegt. Zwei fast ganz verschollene Pamphlete: „Geheime Papiere der Gräfin von Lichtenau (vulgo Minchen Encken)" von 1798 und „Der klägliche König" sind vollständig wiedergegeben worden, das eine eine derbe Anekdotensammlung, das andere eine Posse in Knittelversen. Weiteren satirischen Schriften über Friedrich Wilhelm II. und die Lichtenau sind nur charakteristische Abschnitte entnommen. Die Biblio-

graphie könnte wohl noch vervollständigt werden. Als Verfasser von „Saul der Zweyte" nennt Herr Schurig H. C. Schiede. Es ist aber J. F. E. Albrecht (Goedeke V, 503, 55), der sich auch in seinem Roman „Adelhaupt von Stockfisch" als „Verfasser Sauls II. genannt der dicke König" bekannte. Schiede schrieb nur „ein Seitenstück zu Saul II. König von Kanonenland" unter dem Titel „Der Gott der Lazzaroni", Neapel (Erfurt) 1800. Andreas Riems „Infernale" ist lediglich eine andere Titelauflage des „Substitut des Behemoth" (Goedeke IV, 227, 89), kein selbständiges Werk. Der zweite Teil enthält Fragmente aus der umfangreichen Schuwitzliteratur, der dritte Auszüge aus verschiedenen Werken zur Berliner Sittengeschichte. Auch diesen beiden Abschnitten sind Bibliographien vorangestellt, die zwar nicht annähernd erschöpfend sind, aber doch manches Neue bringen. Das Buch ist natürlich keine Lektüre für junge Damen, aber eine sehr geschickte Zusammenstellung kulturhistorischer Dokumente, die Interesse verdient. Der Verlag hat es recht geschmackvoll ausgestattet und auch eine Anzahl Abbildungen (Porträts, Ansichten und Titelfaksimiles) in Einschaltblättern beigegeben. —bl—

„*Goethe.* Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt von *Ludwig Geiger*" nennt sich eine neue, bei Ullstein & Co. in Berlin erschienene Goethebiographie, die, wie schon der Untertitel besagt, ein Volksbuch sein will und als solches Empfehlung verdient. Die Darstellung ist ein wenig trocken, aber die Anordnung, die der Zeit folgt, geschickt und übersichtlich. Professor Geiger hat sich geflissentlich bemüht, alles rein Philologische auszuschalten, Stiluntersuchungen, Betrachtungen über das Nachwirken der einzelnen Schriften und derlei mehr. Er ist bei den großen Zügen geblieben, und da der stattliche Band zudem einen reichen Illustrationsschmuck aufweist, so wird er auch der Jugend willkommen sein. △

Von den bei Georg Bondi erscheinenden prachtvollen *Shakespeare in deutscher Sprache* liegt uns der dritte Band vor, „König Johann", „Richard III." und „Heinrich IV." (erster Teil) in Schlegels Übersetzung enthaltend. Über die wundervolle Ausstattung der Ausgabe haben wir uns bereits eingehend geäußert, so daß wir uns für heute mit diesem kurzen Hinweis begnügen können. △

Mittelrheinische Kunst. Beiträge zur Geschichte der Malerei und Plastik im XIV. und XV. Jahrhundert von *Friedrich Back.* 4°. $14^1/_2$ Bogen Text, 67 Tafeln in Lichtdruck und 2 Tafeln in Farbendruck. Verlag *Joseph Baer & Cie., Frankfurt a. M.* (Preis in blauem Leinwandband 40 M.; Vorzugsausgabe in 45 numerierten Exemplaren auf schwerem Büttenpapier und in vergoldetem Pergamentband 75 M., Fürstenausgabe in fünf numerierten Exemplaren auf echtem Japanpapier 100 M.)

Spezialgeschichten innerhalb des Gebietes der deutschen Kunst sind noch immer Seltenheiten. So groß das Bedürfnis eines freilich bis jetzt nur engen Kreises nach ihnen ist, so sparsam ist die Auswahl. Das hat seinen natürlichen Grund darin, daß die altdeutsche Kunst erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit in das Licht der Forschung gerückt wurde. Das große Publikum hat überhaupt noch keine Ahnung, welche Schätze Deutschland in seinen Sammlungen und Kirchen besitzt. Hinter Dürer wird es dunkel. Aber gerade da leuchtet es in den *Lokalschulen* in den herrlichsten Farben auf. Eine Welt blühender Buntheit und keuscher Formenschönheit erschließt sich dem staunenden Auge. Eines der schwierigsten Sondergebiete bildet der Mittelrhein, das rheinfränkische Land. Spezialstudien von Thode, Kämmerer, Rieffel, Bock und andere haben den schwer zu bearbeitenden Boden gelockert. Nun war so viel geschehen, daß man an ein Zusammenfassen gehen konnte. Die nicht leichte Arbeit unternahm erfreulicherweise ein feinsinniger Kenner. Professor Back sitzt als Direktor des Großherzoglichen Museums zu Darmstadt gleichsam an der Quelle der mittelrheinischen Kunst. Das Museum selbst besitzt die wichtigsten Stücke und fast alles übrige drängt sich auf die Museen und Kirchen der Nachbarstädte zusammen. Back selbst hat durch glückliche Erwerbungen die reichen Bestände des Museums gerade hinsichtlich der lokalen Kunst von Jahr zu Jahr sorgsam erweitert. Somit ist er wie kaum ein andrer berufen über mittelrheinische Kunst zu referieren. Das vorliegende Prachtwerk ist dem Historischen Verein für das Großherzogtum Hessen zur Feier seines 75jährigen Bestehens von Freunden und Mitgliedern gewidmet. Die Tafelbilder wurden von Kunstfreunden, Vereinen und Behörden gestiftet. Unter den Stiftern finden wir unter anderen den Großherzog von Hessen, den Prinzen Friedrich Karl von Hessen, das Großherzogliche Ministerium, die städtische Kommission für Kunst und Altertumsgegenstände zu Frankfurt a. M. Es braucht sonach kaum gesagt zu werden, daß die Qualität der Ausstattung ersten Ranges ist. Eine kostbare und feine Gabe für anspruchsvolle Kunstfreunde.

Die Individualitäten der anonymen Primitiven gehen so weit auseinander, daß von einer mittelrheinischen Schule im strengen Sinne nicht gesprochen werden kann. Dennoch gelang es Back einige grundlegende Linien zu ziehen, die für die weitere Forschung von grundlegendem Werte sein dürften. So ist hier zum ersten Male, und zwar innerhalb des Mainzer Künstlerkreises, die sehr schwer zu gewinnende Verbindungslinie zwischen Plastik und Malerei gefunden worden (von den Figuren des Memorienportales des Domes zu dem Ortenberger Altar, dem Hauptwerk der deutschen Abteilung im Darmstädter Museum). Ferner konnte der Einfluß der Bamberger Statuen auf die Mainzer Plastik und der Einfluß italienischer Trecentisten, vermittelt durch Burgund oder Böhmen, auf die Malerei nachgewiesen werden. Auch böhmische Kunst, wie das Schottener Altarwerk beweist, spielt direkt in die lokalen Kunstrichtungen herein. Die Epoche Karl IV. scheint in Rheinfranken stark nachgewirkt zu haben. Eine Fülle feinsinniger, wertvoller

Beobachtungen macht das Werk für die engere Fachkritik unentbehrlich. M. E.

Richard Muther, Geschichte der Malerei. Konr. Grethleins Verlag, Leipzig 1909. Drei Bände, mit 2800 Abbildungen.

So schnell, wie Richard Muthers Stern meteorgleich aufstieg, sank er auch wieder. Wenn man ein Urteil über Richard Muther, das sich über das streitende Für und Wider erhebt, zusammenfassen will, so wird es also lauten können: Richard Muther hatte die Fähigkeit, die Starrheit, in der die alte Kunstanschauung befangen war, zu lösen und an die Stelle eines festen Urteils den persönlichen Eindruck zu setzen, den er frisch und unvermittelt festzuhalten und weiterzugeben verstand. Und mit diesem Pfunde hat er gewuchert. Mit Wissenschaft, die in Deutschland immer noch gerne als Mischung von verstaubter Gründlichkeit und Langeweile angesehen wird, hat das von vornherein gar nichts zu tun. Die echte große Wissenschaft hat mit diesem Streit, der in seinen Einzelheiten unbedingt etwas Kleinliches an sich hat, absolut nichts zu tun. Muther ist kein Fachmensch und wird auch nicht den Ehrgeiz gehabt haben, als solcher zu gelten. Daß dieser Streit überhaupt entbrennen konnte, zeigt den Mangel, eine Persönlichkeit klar zu durchschauen und so zu nehmen, wie sie ist und ihren Wert, mag es auch nur ein Übergangswert sein, anzuerkennen. Gerade die, die es mit der Kunst ernst meinen, werden ihm ihre Anerkennung nicht versagen, da er in ihrem Dienste Anregungen austeilte und Begeisterung zu wecken verstand — und das nicht mit schlechten Mitteln. So gründete sich der ganze Streit auf einem Mißverständnis. Man warf ihm einen Mangel an Fähigkeiten vor, die er überhaupt nicht besitzen wollte und — wollte er den in ihm liegenden Beruf so erfüllen, wie er ihn erfüllt hat – auch gar nicht besitzen durfte!

Auf der andern Seite muß man sagen: Wir haben Entwicklungen durchgemacht. Die Wissenschaft ist auch „künstlerischer" geworden. Wenn wir die jetzt nach seinem Tode erscheinende „Geschichte der Malerei" vornehmen und durchlesen, fühlen wir bald, wie dieses Werk zu werten ist. Es wiegt leicht; es ist teilweise flüchtig und rhetorisch. Es fehlen Tiefe und Ernst.

Aber doch – man schätzt das Werk, wenn man ihm richtig seine Stelle anzuweisen fähig ist. Es ist ein interessantes Lesebuch für die, die in die Kunst eintreten wollen und die Begleitung eines Führers suchen, der ihnen Belehrung gibt, ohne daß er ihnen Säcke schweren Wissens aufpackt. Ja, unter seinen Händen wird der Stoff packend, lebendig. Er versteht die Zuhörer zu locken und er führt sie, ohne daß sie die Zeit merken, durch die Jahrhunderte, von Anbeginn an bis an die letzte Schwelle der nächsten Gegenwart.

Dem Fachgelehrten bietet dieses Buch nichts. Der Ästhetiker wird manches oberflächlich, geschwätzig schelten.

Aber gibt es nur Fachgelehrte und Ästhetiker?

Hinter ihnen stehen die großen Massen des hungernden, belehrungslustigen, unwissenden Publikums. Wer soll für sie schreiben? Freuen wir uns, daß es Muther tat. Er hat nach seinen Kräften der Sache gedient.

Ernst Schur.

Kleine Mitteilungen.

Die *Bibliotheksgebühren der preußischen Staatsbibliotheken,* über deren bevorstehende Einführung im Januarheft dieser Zeitschrift berichtet wurde, bilden in dem preußischen Etat für 1910 bereits die Grundlage für eine durchgreifende Erhöhung der Anschaffungsfonds der preußischen Universitätsbibliotheken. Bei der Berechnung derselben ist nach den bisherigen statistischen Ergebnissen für alle zehn Universitätsbibliotheken zusammen die Zahl von 23 350 Studierenden und 3500 andern Benutzern zugrunde gelegt. Da jeder im Semester 2,50 M., im Jahre 5 M. zu zahlen hat, ergibt das jährlich 134 250 M., wovon 13 000 M. abzuziehen sind, die die Berliner Universitätsbibliothek jährlich an die Königliche Bibliothek abzuführen hat, als Entgelt dafür, daß die Berliner Studierenden an der Königlichen Bibliothek gebührenfrei bleiben. Es bleiben für den Bedarf der Universitätsbibliotheken also 121 250 M. Gebühren verfügbar. Welchem Zwecke sollen sie dienen? Da ist zunächst hervorzuheben, daß für die Ausfüllung von Lücken von diesem Betrage nichts zur Verwendung kommen kann, ja daß er nicht einmal für das von der Finanzverwaltung anerkannte laufende Bedürfnis zureicht. Nach der in den Anlagen zum Etat gegebenen Begründung sind folgende Beträge nötig: 1. Um die Universitätsbibliotheken in den Stand zu setzen, wenigstens in den *Erwerbungen aus der neuerschienenen Literatur* einigermaßen mit der Büchererzeugung Schritt zu halten, eine Vermehrung der Anschaffungsfonds um 50 %, für alle zehn Universitätsbibliotheken zusammen 150000 M. jährlich. 2. Für die *Berliner Universitätsbibliothek*, die am stärksten benutzt wird und am weitesten zurückgeblieben war, noch besonders jährlich 10000 M. Damit wird noch der Zweck verfolgt, die Königliche Bibliothek, die als Ausleihbibliothek für den ganzen Staat dient — sie verschickte 1908/09, wo die Bibliothek des Umzugs in den Neubau halber längere Zeit geschlossen war, noch rund 32000 Bände nach außerhalb – von der Seite der Studierenden her etwas zu entlasten. 3. Hat sich als notwendig herausgestellt, daß einzelne Bibliotheken bestimmte Literaturen noch über den unmittelbaren Bedarf der Universität hinaus besonders pflegen. Es sollen in *Kiel* die Werke der *nordischen Literaturen,* in *Göttingen* die *englischen und amerikanischen,* in *Bonn* die *romanischen und holländischen* und in *Breslau* die Werke aus den *slavischen Sprachen und Literaturen* besonders gesammelt werden. Für diese unter 3. genannten Zwecke sind im Etat zusammen 24000 M. jährlich als nötig angeführt. Es ergibt sich also für die zehn Universitätsbibliotheken ein jährlicher Mehr-

bedarf von 184000 M., wovon nur 121250 M. durch die Gebühren gedeckt sind. Den Rest von 62750 M. jährlich hat der Staat zu leisten übernommen. Natürlich sind die Schätzungen der Gebühren nur annähernde. Da die Zahlung für alle Studierenden aber obligatorisch und ein Nachlassen der Frequenz der Universitäten anscheinend noch nicht zu erwarten ist, dürften die Etatsansetzungen wohl überall erreicht werden. Die Erhöhung des Vermehrungsetats wird dann betragen je 26000 M. in Bonn und Göttingen, 24500 M. an der Berliner Universitätsbibliothek, 18000 M. in Breslau usw. Den niedrigsten Betrag erhält Greifswald mit 12500 M. Etwas anders gestaltet sich das Bild bei der *Königlichen Bibliothek* in Berlin. Ihr Vermehrungsetat betrug bisher jährlich 186400 M. An von der Berliner Universitätsbibliothek abzuführenden Gebühren soll sie, wie bereits gesagt, jährlich 13000 M. erhalten und ihre eigenen Gebühreneinnahmen sind mit 27000 M. in den Etat eingesetzt, so daß ihr Vermehrungsfonds zukünftig 226400 M. betragen würde, also eine Vermehrung um 40000 M., absolut genommen die stärkste, in Prozenten berechnet die schwächste, wie das bei der überragenden Stellung ihres Etats nicht anders sein konnte. — Für die Anforderungen der Gegenwart, was die Anschaffungen belangt, dürfte durch die Einführung der Bibliotheksgebühren — daß sie nur ein Notbehelf sind, wird wohl von keiner Seite bestritten werden — nun einigermaßen vorgesorgt sein. Es bleibt aber noch zweierlei zu tun übrig. Erstens die Ausfüllung der Lücken, die die zu geringe Höhe der Mittel in den letzten Jahrzehnten verschuldet hat, und zweitens eine den Erhöhungen der Vermehrungsetats entsprechende Vermehrung des Personals, besonders des mittleren. Für das erste hat in dem Etat für 1910 noch nichts geschehen können, für das zweite nur wenig. Immerhin sind fünf neue Stellen für Bibliothekssekretäre im Etat verlangt. —Hy.

Warum der verstorbene Zeichner des Münchner Simplizissimus, *F. v. Reznicek,* eigentlich so populär war? Der Pessimist in künstlerischen Dingen wird vielleicht darauf antworten, weil seine Manier auf *alles andere* hinaus wollte, als auf sichtbare, gefühlte Schönheit, weil sie ganz andere Zwecke hatte, als rein bildendkünstlerische. Denn, fährt unser aristokratischer Pessimist fort, Künstler, die in den Grenzen ihrer Kunst bleiben und nur optische Dinge malen, akustisch wohlklingende in Musik setzen oder anschauliche Gedanken poetisch gestalten wollen, werden immer nur von einem kleinen Kreise ähnlich spezifisch fühlender Auserwählter verstanden. Ihnen bleibt die Volksgunst, die sich nie auf künstlerische Vorzüge als solche gründen wird, ein für allemal versagt.

Der Ruhm des verstorbenen Frhrn. F. v. Reznicek beruht also keineswegs auf der Tatsache, daß er ein künstlerisch irgendwie bedeutsamer Zeichner, ein Mehrer im Reiche der schönen Linie, ein suggestiv wirkender Illustrator in des Wortes innerlicher Bedeutung gewesen wäre. Bewahre. Rezniceks Beliebtheit entsprang einer gewissen, durch fleißige Übung erlangten Geschicklichkeit, möglichst unanständige Geschichten akademisch geleckt und optisch uninteressant in monotonster, sich selbst plagiierender Wiederholung hinzumalen. Dadurch, daß er diese schematischen Figuren mit der erstaunlichen Erfahrung eines Hoffriseurs, eines Londoner bezw. Pariser Schneiders ausstaffierte, verlieh er ihnen jene künstlerisch sicher ganz wertlose mondaine „Appetitlichkeit", die der unerfahrene Dilettant als Qualität nahm.

Daß es Karikaturenzeichner geben muß, versteht sich von selbst. Warum sollte die bildende Kunst, vor allem die beschauliche Kleinkunst der für die Reproduktion arbeitenden Zeichnung, nicht auch einmal als Vortragsangabe „Allegro" aufweisen? Aber diese Karikaturen müssen im Sinne der bildenden Kunst, zu der doch wohl auch die Zeichnung gehört, *gut* sein, d. h. sie müssen an das Komische der optischen Erscheinungen als solches anknüpfen. Sie travestieren etwa das Aussehen einer Gestalt, die komische Stellung einer Person oder einer Gruppe von mehreren. Sie verzerren ein hochberühmtes Menschenkind zu einem höchst lächerlichen Ornament, fixieren die äußere Erscheinung des „hohen Tieres" in ein paar ganz expressiven Linien, Punkten, Flächen, die ganz spontan auf die Lachmuskeln wirken.

Es hat gewiß eine Masse Karikaturisten gegeben, die mit ihrem guten natürlichen Sinn nichts anders sein wollten als Zeichner und die dadurch graphische neue Werte schufen, welche manchmal die Kunst der lustigen Lächerlichkeit weit über allen akademischen Ernst stellten: Zu welchen Hundeschnauzen und Affenköpfen haben *Goya* und *Daumier* die liebe dumme Menschheit mit scharfen gewaltigen Strichen ikonographiert. Welche Energie der Flächendurchlebung zeigen die Blätter des Porträtisten der Pariser Welt, *Toulouse-Lautrec.*

Aber bei dem Akademiker Reznicek ist keine solche zeichnerische Entdeckung zu finden. Man sehe sich diese faden Walzerbilder durch, diese langweiligen „pikanten" Boudoir- und Schlafzimmerszenen, und man wird vergebens auf die erlösende, künstlerisch produktive Linie, auf die neue räumliche Konfiguration, auf originelle künstlerische Überschneidungen, Zusammenstellungen, auf optische Akzente warten. Wie kann man Erotik so furchtbar ennuyant, so farblos verblasen, so maßlos öd karikieren!

Reznicek ist tot! Vielleicht erlischt seine Popularität mit diesem endlichen Aufhören seiner unnützen und ästhetisch ganz wertlosen zeichnerisch-journalistischen Betriebsamkeit. Zu Nutz und Frommen der deutschen Zeichenkunst und hoffentlich auch des in graphischen Dingen leider noch immer arg rückständigen deutschen Geschmacks!

Dr. Fritz Hoeber.

Die „*Bibliographical Society*" von *Edinburg* hat soeben den ersten Teil ihres neunten Bandes herausgegeben. Er enthält eine Abhandlung über „Frühe Karten und Pläne von Edinburg" von *William Coway*, eine weitere über die „Gedruckten Kataloge der Advocates Library" von Mr. *Dickson*, eine sehr interessante Zusammen

stellung zur „Bibliographie Robert Burns" von *J. C. Ewing*, während der übrige Teil hauptsächlich den Inkunabeln gewidmet ist. Der verstorbene Vorsitzende der Gesellschaft, Mr. *J. P. Edmond*, hat eine kurze Beschreibung seines Verfahrens, Inkunabeln zu katalogisieren, ferner aber in Gemeinschaft mit Mr. *Gordon Duff* eine Abhandlung über die Bücher der Druckerei von Sweynheyn und Pannartz in Subiaco und Rom beigesteuert, die auch in weiteren bibliographischen Kreisen als die wohl beste über diese Drucker und ihre Tätigkeit bisher erschienene Arbeit Beachtung verdient. Aus den von Mr. Duff beigesteuerten Anmerkungen ist zu entnehmen, daß die Gesamtzahl der Bücher, die von diesen Druckern hergestellt wurden, 64 betrug, wovon die Bibliothek Ryland (Lord Spencer) 57, die Bodleiana 55, Lord Crawford 47, das Britische Museum nach dem amtlichen Katalog 46 Stück besitzt; doch müssen dieser Anzahl in Wahrheit zwei weitere hinzugefügt werden, die in Proctors Werk noch nicht verzeichnet sind. Durch den Katalog der von ihnen hergestellten Werke, den Sweynheyn und Pannartz ihrem Bittgesuch an den Papst im Jahre 1472 beifügten, sind wir über den Umfang ihrer Tätigkeit zuverlässig unterrichtet, und es geht daraus — im Gegensatz zu früher geäußerten Annahmen — mit Sicherheit hervor, daß nur *ein* Buch aus dieser Presse, nämlich ein von ihnen vermutlich im Beginn ihrer Tätigkeit hergestellter „Donatus pro puerilis", völlig verloren gegangen ist; das entspricht auch einer allgemeineren Erfahrung, die uns zeigt, daß volkstümliche Bücher wie diese Schulgrammatik aus begreiflichen Gründen sehr vielfach zu Verlust gegangen sind, während Bücher von gelehrterem und wissenschaftlichem Charakter weit seltener von diesem Schicksal betroffen wurden.

Haben somit die englischen Sammler in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts auch an sich der Erhaltung dieser kostbaren Drucke rühmliche Aufmerksamkeit zugewandt, so haben sie doch in einer wichtigen Beziehung sich schwer an diesen und überhaupt an den alten Drucken vergangen. Zu jener Zeit, als Lord Spencer und die anderen Sammler dieser Art ihre Tätigkeit begannen, waren alte Einbände verpönt; ein tadelloses Stück in Originalband wurde sofort zu Charles Lewis oder einem andern beliebten Binder geschickt, um in Saffian gebunden, beschnitten und an den Ecken vergoldet zu werden, wobei die Bücher auch sonst in jeder Weise mißhandelt und ihrer kostbaren Altertümlichkeit beraubt wurden. Die Folge ist, daß gerade die genannte Sammlung dieser Drucke zwar an Vollständigkeit an erster Stelle, an bibliographischer Vollwertigkeit aber weit hinter kleineren Sammlungen zurücksteht. Einige Mitteilungen Duffs mögen die vollkommene Mißachtung, die man in jener Zeit der Erhaltung des ursprünglichen Zustands der Bücher entgegenbrachte, beleuchten. Eins der wertvollsten Stücke, in deren Besitz Lord Spencer kam, war der berühmte Band, der die sogenannten Menteleinschen Ausgaben des Terenz und Valerius Maximus, im Originalband zusammengebunden, mit einem gleichzeitigen handschriftlichen Eintrag des Inhalts enthielt, daß diese Bücher im Jahre 1470 auf der Nördlinger Messe vom Drucker selbst (Adolf Rusch von Ingweiler, Mentelins Schwiegersohn) gekauft worden waren. Der Band war bekannt und von Forschern wie Seemiller, Panzer u. a. als eines der wichtigsten Zeugnisse zur Geschichte der Anfänge des Buchdrucks verzeichnet worden. Was machte Lord Spencer mit dem Bande? Da er nur den Valerius Maximus brauchte, von dem Terenz aber schon eine schöne Ausgabe (in grünem Saffian natürlich!) besaß, so ließ er den Band aufbrechen, den Valerius Maximus bei Walther in roten Saffian binden, das Blatt mit dem Eintrag aus dem Terenz herausreißen und in den Valerius einfügen, den Terenz selbst aber als Doppelstück verkaufen! Ähnliches kam damals vielfach vor; so erzählt Thomas Grenville in aller Harmlosigkeit, daß seine Erste Folio-Ausgabe Shakespeares, als sie in seinen Besitz kam, im Originalband war, daß er diesen aber sofort bei Lewis durch den unvermeidlichen roten Saffianband ersetzen ließ. Gerade die eifrigsten Sammler und Bücherfreunde, so bedauerlich es ist, haben damals in dieser Beziehung am schlimmsten mit den Büchern gehaust und die alten Bücher, die sie namentlich auch aus deutschen Klöstern in großer Zahl und völlig unversehrt kauften und kaufen ließen, unbarmherzig verunstaltet. *Nach: The Library.*

In Genf verstarb vor einigen Jahren Professor *Ernest Stroehlin*, ein Bibliophile von feinem Geschmack, der großen Wert auf *hervorragende Einbände* gelegt hat. Die größten Künstler auf dem Gebiete des Bucheinbandes wie *Asper, Champs, Durvand, Kieffer, Magnin, Meunier, Raparlier, Ruban* und *Thierry* haben ihm kostbare Erzeugnisse in Lederbänden geliefert, die mosaikartig ausgelegt oder mit Aquarellen bedeutender Künstler geschmückt sind. Die *französische Literatur*, die außerordentliche Seltenheiten und viele von den größten Buchkünstlern geschmückte Luxusausgaben enthält, kommt jetzt in mehreren Abteilungen in Paris zur Auktion. Die außerordentlich kostbare Sammlung *deutscher Reformationsdrucke* Stroehlins ist in den Besitz des Leipziger Antiquariats *Bernhard Liebisch* übergegangen; die Firma wird im Laufe des Sommers hierüber einen Katalog mit Preisen veröffentlichen. Es ist eine große Reihe eminent seltener Drucke, hauptsächlich Werke von Luther und seinen Zeitgenossen, auch seltene alte Bibeln. Viele dieser Bände sind mit interessanten Holzschnitten geschmückt. Fast alle sind ebenfalls kostbar in Leder gebunden, größtenteils von *Hans Asper*. Auch die Abteilung *englische Literatur* ist von Bernhard Liebisch erworben worden und wird in dem soeben erschienenen Katalog 181 der genannten Firma mit Preisen ausgeboten. Sämtliche Bände sind ungewöhnlich schön in Ganz- oder Halbmaroquin gebunden, auch hierunter sind wertvolle Luxusausgaben, z. B. Drucke der *Ballantyne-Press*.

Die Firma *C. G. Boerner in Leipzig* versteigert vom 14. bis 17. März eine der größten je in den Handel gekommenen *Chodowiecki-Sammlung*, die an Umfang

und Reichtum an Seltenheiten die großen aus dem Besitze des Meisters stammenden Reihen, die die Firma vor einigen Jahren versteigerte, weit übertrifft. Es ist in der Hauptsache die *Chodowiecki-Sammlung Engelmanns,* des bekannten Leipziger Verlegers, der das klassische Verzeichnis der Chodowieckis schrieb. Die Sammlung wurde vor kurzem von dem Besitzer der bedeutendsten überhaupt existierenden Chodowiecki-Sammlung einiger weniger ihm fehlenden Nummern wegen im ganzen erworben und nach Entnahme dieser wenigen Blätter fast vollständig und unberührt zur Versteigerung gestellt.

Berichtigung. Die Firma *Otto Wigand G. m. b. H.* in Leipzig ersucht uns, die unrichtige Schreibung ihres Namens in der Besprechung des von ihr trefflich gedruckten *Basedowschen Elementarwerks* (siehe Dezember-Beiblatt S. 66) zu berichtigen.

Literatur und Justiz.

Vom Landgericht Frankfurt a. O. ist am 6. August d. J. der Buchhändler *Leo Waldau in Fürstenwalde* wegen *Anpreisung und Ankündigung unzüchtiger Schriften* zu einem Monat Gefängnis und 1000 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Er hatte einen *antiquarischen Katalog* herausgegeben und versandt, in dem auch eine Anzahl erotischer Schriften enthalten waren. Das Gericht hat diese Schriften als unzüchtig angesehen. Der Angeklagte hat erklärt, daß er solche Schriften auf Grund des Katalogs nicht verkauft habe. Das Gericht hat ihm das geglaubt. Die Straftat ist lediglich in der Versendung des Katalogs erblickt worden. Der Angeklagte hatte geltend gemacht, daß nach § 22 des Reichs-Preßgesetzes Verjährung eingetreten sei, da er im September 1908 die letzten Kataloge versandt habe, die erste richterliche Handlung gegen ihn aber erst im Juni 1909 erfolgt sei. Das Landgericht hielt aber den § 22 im vorliegenden Falle nicht für anwendbar. Es handle sich hier gar nicht um Verbreitung von Werken strafbaren Inhaltes, sondern nur um Ankündigung solcher. Hierin liege eine vorbereitende Handlung, und diese verjähre nach allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen erst in fünf Jahren. — Auf die Revision des Angeklagten hob am 9. November das Reichsgericht das Urteil auf und sprach den Angeklagten frei. Der Einwand der Verjährung wurde für begründet erachtet. Die strafbare Handlung bestand in der Ankündigung und Anpreisung der unzüchtigen Schriften. Diese Handlung wurde durch die Presse begangen und muß nach den Feststellungen als verjährt gelten.

Die Verlagsgesellschaft München hatte eine Neuauflage des *„Satyricons des Petronius“*, übersetzt 1773 von *Wilhelm Heinse,* veranstaltet. Zu dieser Neuauflage hatte der Kunstmaler *Franz Christophe* die Illustrationen geliefert. Die Polizeidirektion München erachtete sechs dieser Illustrationen in der Buchausgabe für unzüchtig und erstattete Anzeige; die Staatsanwaltschaft stellte jedoch das Verfahren gegen Christophe ein, beantragte aber die Einziehung der von ihr als unzüchtig erachteten sechs Illustrationen und des mit einer Illustration versehenen Prospekts im objektiven Verfahren.

In der Verhandlung der vierten Strafkammer des Landgerichts München führte der als Sachverständige vernommene Oberstudienrat Dr. v. Arnold aus, daß der Text des Buches, das einer der besten Sittenromane aus der römischen Kaiserzeit sei, nicht zu beanstanden sei. Die Illustrationen gäben aber keinen Begriff von dem wirklichen Inhalte und Geist des Romans und würfen auf ihn das Licht einer pikanten Lektüre. Auch seien diese Illustrationen geeignet, die Sinnlichkeit zu erregen. — Der Direktor der graphischen Sammlung in München, Dr. Pallmann, führte jedoch in seinem Gutachten aus, daß er in den beanstandeten Illustrationen nichts Unzüchtiges finden könne. Künstler hätten zu jeder Zeit das Geschlechtliche zur Darstellung gebracht, wohl von dem Grundsatze ausgehend: *„naturalia non sunt turpia“*. In früheren Jahrhunderten sei dies sogar in Bibelausgaben zum Ausdruck gekommen. Der Übersetzer dieses besten Sittenromanes habe die höchste Wertschätzung des kunstsinnigen und kunstverständigen Königs Ludwig I. genossen. Um in den der Neuausgabe beigegebenen Illustrationen etwas Unzüchtiges zu finden, müsse schon ein gewisser erotischer Sinn im Menschen vorhanden sein. Der Sachverständige würde die Illustrationen unbedenklich jungen Mädchen zur Ansicht geben.

Der Staatsanwalt hielt seinen Antrag auf Unbrauchbarmachung der Illustrationen und des Prospektes aufrecht, da diese Illustrationen geeignet seien, die Sinnlichkeit zu erregen, und gegen das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl verstießen. — Der Verteidiger dagegen bat, den Antrag des Staatsanwaltes zurückzuweisen, da die beanstandeten Zeichnungen nicht unzüchtig seien.

Das Urteil lautete auf Zurückweisung der staatsanwaltschaftlichen Anträge unter Überbürdung sämtlicher Kosten auf die Staatskasse. Eine objektive Unzüchtigkeit konnte in den Illustrationen, die von dem Buche nicht getrennt werden können, vom Gerichte nicht gefunden werden.

(*Münchener Neueste Nachrichten.*)

In einer Buchhandlung der Charing Cross Road in London beschlagnahmte die Behörde 272 Exemplare der englischen Übersetzung von *Balzacs* „Contes drolatiques“. Als Grund wird unzüchtiger Inhalt angegeben.

Aus Wien wird den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ gemeldet: Die Zensur hat die Aufführung des vom Wiener Bürgertheater vorbereiteten Schwankes *„Das Musterhaus“* verboten. Die Handlung spielt in einem verrufenen Hause, das einem Sittlichkeitsfanatiker als Erbschaft zufällt. Insbesondere erregte eine

Weinstube mit Damenbedienung und die Person eines Buchhändlers, der in seinem Laden an Schulkinder unsittliche Schriften verkauft, mit vollem Recht den Einspruch der Behörde. Als Verfasser des Schwankes zeichnet Ernst Lamprecht, ein Pseudonym, hinter dem sich der Herausgeber einer Wiener Wochenschrift verbirgt.

Anläßlich einer von der k. k. Staatsanwaltschaft Wien beim k. k. Landesgerichte in Wien anhängig gemachten Untersuchung wurde im Auftrage dieses Landesgerichts in der Buchhandlung *L. Rosner*, 1. Bezirk, Franzensring Nr. 16, eine Hausdurchsuchung nach pornographischen Druckschriften vorgenommen. Hierbei wurden ca. 30000 Exemplare in einem Gesamtwerte von ca. 150000 Kronen beschlagnahmt und auf fünf Wagen in das Landesgerichtsgebäude gebracht. Die strafgerichtliche Untersuchung gegen den Geschäftsinhaber *C. W. Stern* wurde eingeleitet.

(*Wiener Zeitung.*)

Der Umstand, daß das Reichsgericht an die tatsächlichen Feststellungen der Vorinstanz gebunden ist, sofern sie nicht durch Rechtsirrtum veranlaßt worden sind, bringt es mit sich, daß das Reichsgericht in ganz gleichliegenden Strafsachen bald so, bald so entscheiden muß. Vor kurzer Zeit mußte der 3. Strafsenat ein Urteil aus Bremen bestätigen, durch das ein Händler nach § 184, 1 verurteilt worden war, weil er eine Postkarte feilgehalten hat, die, aus vier nackten Frauenkörpern zusammengesetzt, den Kopf eines Lebemannes zeigt. Die Bremer Strafkammer hatte in durchaus schlüssiger Weise nachgewiesen, daß diese Karte eine unzüchtige Abbildung enthalte. Am 19. August hat nun *dieselbe* Strafkammer des Landgerichts Bremen den Buchbindermeister W., der wegen derselben Postkarte angeklagt war, freigesprochen. Zu bemerken ist allerdings hierbei, daß die Strafkammer diesmal anders zusammengesetzt war. Wiederum ganz klar und schlüssig war im Urteile der Nachweis erbracht, daß von einer Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls des normalen Menschen keine Rede sein könne! — Die Revision des Staatsanwalts gegen dieses Urteil wurde von *demselben* Senat des Reichsgerichts verworfen. In der Begründung wurde betont, daß derartige sich widersprechende Urteile nach Lage der Gesetzgebung nicht zu vermeiden seien.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Der Kieler Bücherfreund. Nr. 21.

List & Francke in *Leipzig.* Nr. 417. Gelehrtengeschichte. Universitätswesen. Bibliothekswesen. Bibliographie. Buchhandel, Buchdruck usw.

Charles Meuel & Co. in *London WC.* Nr. 5. English and Foreign Books in various Classes of Literature.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35.* Nr. 19. Deutsche Literatur. Illustrierte Bücher. Stammbücher, Almanache. Werke für Bibliophilen. — Nr. 20. Werke aus allen Wissensgebieten.

F. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 140. Deutsche Literatur.

Max Perl in *Berlin SW.* Nr. 88. Seltene und wertvolle Werke vornehmlich aus Literatur und Kunst.

Gustav Pietzsch in *Dresden-A.* Nr. 23. Belletristik: a) Romane. b) Klassiker in Gesamtausgaben. Jugendschriften usw.

Oskar Rauthe in *Berlin W. 57.* Nr. 21. Doubletten staatlicher und privater Bibliotheken. Preiswerte Bücher aus allen Gebieten.

H. Schoder in *Turin.* Nr. 9. Histoire de la France de toutes les époques. Révolution française — Napoléon I[er] et son époque, livres, vues et caricatures rares.

C. Seligbergs Antiquariat in *Bayreuth.* Nr. 292. Deutsche Literatur, Sagen, Volkskunde usw.

W. Weber in *Berlin W. 8.* Nr. 2. Berlin (Revolutionsbewegung 1848). Romane. Theater. Universitäts- und Studentenwesen. Wörterbücher.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 222. Kunst- und Prachtwerke, Kupferstiche.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 97. Kunst, Kunstgeschichte, Illustrierte Bücher. Miscellanea aus der Kulturgegeschichte. Moderne Bücher, Bibliophilie, Privatdrucke usw.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 182.. Biographien, Memoiren, Briefwechsel. Geschichte. Reisen und Reisebeschreibung usw.

Karl Theodor Völcker's Verlag und Antiquariat in *Frankfurt a. M.* Nr. 281. I. Bücher: Allgemeines. Leichenpredigten und Epicedien. Mundartliche Humoresken in jüdischer Mundart. II. Bildliche Darstellungen: Gesamtansichten, Ereignisse, Trachten usw.

Moritz Perles in *Wien I.* Literarisches Signal 1910 Nr. 1. Schwarz-Weiß-Porträts aus dem literarischen Wien.

Paul Alicke in *Dresden-A.* Nr. 88. Moderne Graphik.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 573. Theater und Oper, zum Teil aus der Bibliothek des Herrn Albert Schatz in Rostock. Geschichte der Schauspielkunst. Die Bühnen einzelner Städte. Ballet. Theaterkostüme. Biographien von Schauspielern, Dramatikern und Komponisten. Gesamtausgaben von Werken berühmter Dramatiker. — Nr. 574. Indica et Iranica. Teilweise aus der Bibliothek von Viggo Fausböll. I. Literaturen und Sprachen Indiens und Persiens. — Nr. 576. Illustrierte Bücher des XIX. und XX. Jahrhunderts.

Dietrichsche Universitäts-Buchhandlung Becker & Eidner in *Göttingen.* Nr. 37. Deutsche Sprache und Literatur. Erstausgaben der klassischen und romantischen Zeit.

Rudolf Haupt in *Leipzig.* Verzeichnis wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Leipzig 1910.

Carl Greif in *Wien I.* N. F. Nr. 47. Almanache, Alpines, Berlin, Embleme, Flagellanten, Freimaurerei. Bücher über Wien, Gesamtausgaben, Privatdrucke, Inkunabeln, Curiosa und Rara, Erstausgaben usw.

M. Hauptvogel Nachf. in *Leipzig.* Nr. 39. Neuerwerbungen. — Nr. 40. Werke aus verschiedenen Wissenschaften u. a. Deutsche Literatur, Romane, Illustrierte Bücher, Kunst, Originaldrucke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Thuringica und Saxonica.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 375. Bibliotheca Latino-Americana Historica.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 327 und Nr. 328. Bibliotheca Theologica Abteilung I und II, enthaltend unter andern die Sammlung William Jackson, Paris. Abteilung I: Bibelausgaben. Katechismen und Monumenta paedagogica. Confessiones. Konzilien. Reichstage. Religionsgespräche. Abteilung II: Luthers reformatorisches Werk 1517—1521. Zyklen von Streitschriften Luthers, seiner Gegner und Anhänger. Deutsche und lateinische Luther-Autotypen nach Materien und in chronologischer Folge. Gesamtausgaben von Luthers Werken. Luther-Biographien.

Max Jaeckel in *Potsdam.* Nr. 37. Kultur- und Sittengeschichte. Abteilung II.

Libreria Antiquaria Internazionale in *Rom.* Nr. 1. Catalogue de livres anciens.

Bernh. Liebisch in *Leipzig.* Nr. 181. Literaturgeschichte. Erläuterungsschriften von Klassikern. Briefwechsel. Biographien, darin die durch prächtige Liebhaberbände ausgezeichneten englischen Bücher der Bibliothek Strochlin.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 192. Germanische und romanische Philologie.

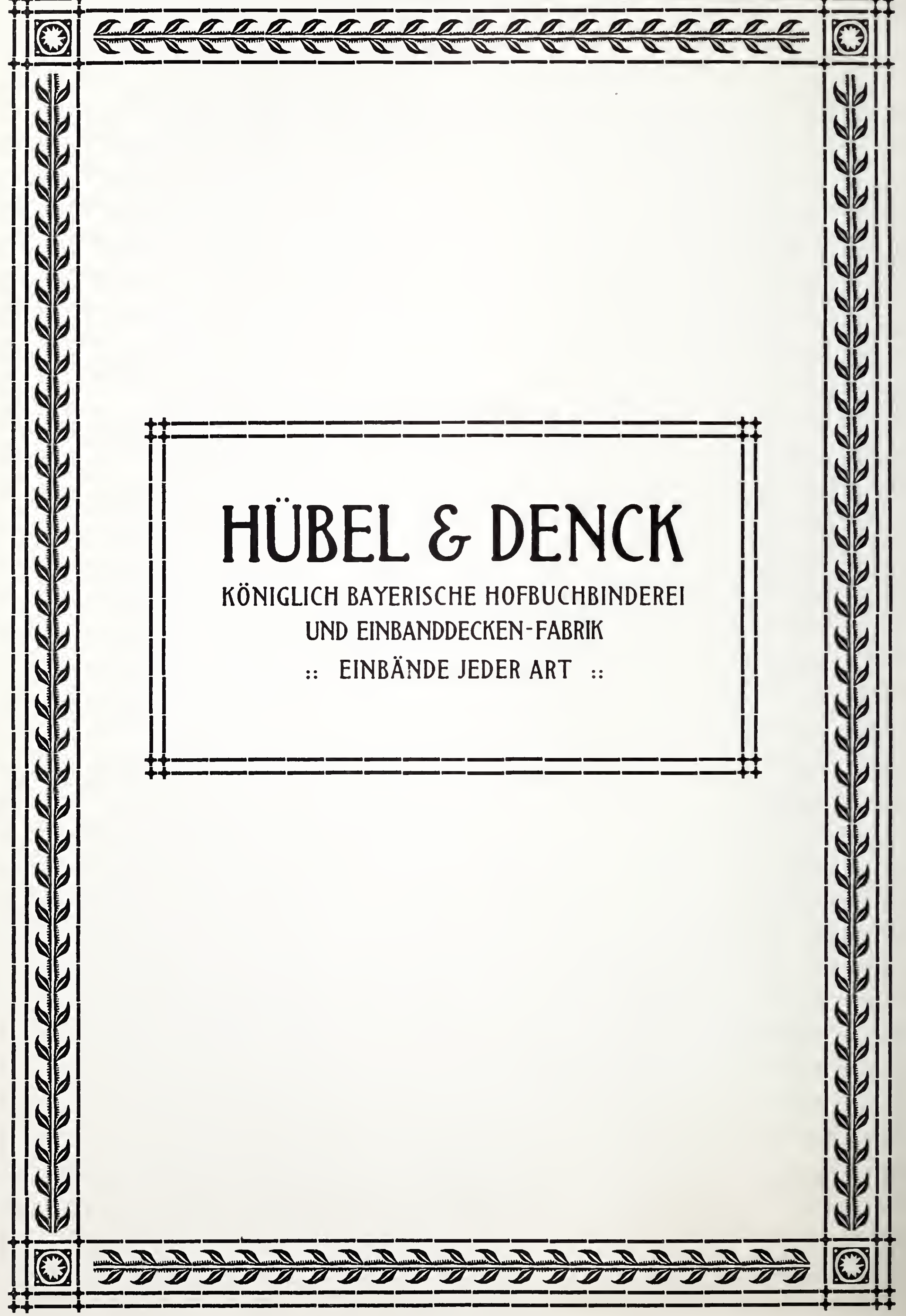
Franz Malota in *Wien IV.* Nr. 66. Periodica.

Schimkó Gyula in *Budapest.* Catalogus librorum antiquorum, curiosa et rara hungarica, germanica, latina, italica, gallica.

B. Seligbergs Antiquariat in *Bayreuth.* Nr. 292. Deutsche Literatur, Sagen. Volkskunde und -Lieder, Kultur- und Sittengeschichte. Curiosa. Alte Drucke. Varia.

W. Weber in *Berlin W. 8.* Neue Folge Nr. 1 und 2 Geschichtswissenschaft. Abteilung I: Allgemeine Weltgeschichte und historische Hülfswissenschaften. Abt. II: Geschichte des Deutschen Reichs. — Mitteilungen aus dem Antiquariat Nr. 1 und 2.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die diesem Hefte beiliegenden Prospekte aufmerksam zu machen: *Insel-Verlag,* Leipzig, *Heinrich Heines sämtliche Werke* in zehn Bänden und *Heinrich von Kleists sämtliche Werke und Briefe* in sechs Bänden; *Paul Graupe, Antiquariat,* Berlin, *Desideraten-Liste; Verlagsanstalt Alexander Koch,* Darmstadt, *Innendekoration.*


HÜBEL & DENCK
KÖNIGLICH BAYERISCHE HOFBUCHBINDEREI
UND EINBANDDECKEN-FABRIK
:: EINBÄNDE JEDER ART ::

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE

I. Jahrgang. März 1910. **Heft 12.**

Herausgegeben von Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-Gohlis, Ehrensteinstr. 20, Manuskripte an diesen erbeten.
Inserate direkt an den Verlag *W. Drugulin*, Leipzig, Königstraße 10.

An unsere Leser.

Da die Einrichtung der ausländischen Redaktionen allgemeinen Beifall gefunden hat, so sind wir bemüht gewesen, sie weiter auszudehnen, um in allen Hauptländern ständige Berichterstatter zu besitzen. Vom nächsten Hefte, dem ersten des neuen Jahrgangs, an werden außer dem *Londoner*, *Pariser* und *Wiener* Brief solche aus *Kopenhagen*, *New York*, *Moskau* und *Rom* erscheinen. Unsere Zeitschrift wird damit zu dem Organ der Bibliophilie, das am vollständigsten und ausführlichsten von allen Ereignissen und Erscheinungen dieses Gebiets Kunde gibt.

Die Redaktion
der „Zeitschrift für Bücherfreunde"

Pariser Brief.

Vor gerade zwanzig Jahren ist in Paris die städtische *Ecole du Livre* gegründet worden; sie wurde am 15. März 1890 in den Nebengebäuden des ehemaligen Collège Rollin 14 rue Vauquelin provisorisch installiert, in denen siebzehn Ateliers eingerichtet wurden.

Im Eröffnungsjahr wurden 116 Schüler aufgenommen; in den folgenden Jahren hob sich die Besucherzahl auf 195, 231, 275, 231, 225. Die Lehrzeit war für die jungen Leute von Anfang an auf vier Jahre bemessen. Es hat sich aber in allen Jahren ereignet, daß eine Reihe von Schülern die Ecole du livre früher verließ; einige infolge Krankheit; andere infolge der dringenden Notwendigkeit, Geld zu verdienen.

Bis zum Jahre 1896 verblieb die Pariser Buchgewerbeschule in den provisorischen Räumen des Collège Rollin und machte, da ihre Organisation noch keinen definitiven Charakter angenommen hatte, unruhige Zeiten durch. Die Pläne, Versuche und Kämpfe, die der endgültigen Bildung des Lehrprogramms und seiner idealen Verwirklichung vorausgingen, im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit führen. Es soll nur gesagt werden, daß die Ecole du livre eine jener Fortbildungs-Vollschulen ist, die die Pariser Stadtverwaltung in den ersten dreißig Jahren nach dem deutsch-französischen Kriege von 1873 ins Leben rief. Die Ecole du livre erhielt den Namen *Ecole d'Estienne*, nach der berühmten französischen Buchdruckerfamilie, deren Stammvater Henricus Stephanus (1460—1520), deren hervorragendster Vertreter Robert Estienne (1503—1559) war. Des letzteren Ruhm stützt sich hauptsächlich auf den „Thesaurus lingue latinae" und das lateinische und griechische Testament, dessen Herausgabe er besorgte. Über

seinen Sohn Henricus II Stephanus (1528—1598), der einen Thesaurus lingue graecae herausgab, hat 1862 Professor Paul Grautoff eine deutsche Biographie veröffentlicht. Bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts haben Mitglieder der Familie Estienne bahnbrechend im französischen Buchgewerbe gewirkt.

Im Jahre 1896 bezog die Schule Estienne am Boulevard Auguste Blanqui den vortrefflichen Neubau, der in seinen großartigen Dimensionen, in seiner luftigen und lichtreichen Anlage allen Bedürfnissen der Neuzeit entspricht. Der Unterricht teilt sich in eine theoretische und eine technische Abteilung; er dehnt sich auf alle Gebiete des Buchgewerbes aus. Der theoretische Unterricht, der in den Frühstunden von $8^1/_2$ bis 12 Uhr erteilt wird, soll das allgemeine Wissen der Lehrlinge mit besonderem Hinblick auf ihren späteren Beruf erweitern; er umfaßt: französische Sprache, Geschichte, Geographie, Lektüre des Griechischen und Russischen (ohne Grammatik), Physik, Chemie, Naturwissenschaft und ihre Verwertung für die Buchkunst, Kunstgeschichte, Geschichte des Buchgewerbes, Anatomie und Modellierung, Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung des Ornamentzeichnens, gymnastische und militärische Übungen.

Der grundlegende Unterricht für die Schüler im ersten und zweiten Jahre ist allgemein, während er für die Schüler im dritten und vierten Jahre spezialisiert wird je nach der Wahl ihrer Spezialbeschäftigung. Für die Lithographen, Graveure und Vergolder ist der Zeichenunterricht vorherrschend; für die Typographen das Französische und die Geschichte; für die Buchdrucker die Chemie und Mechanik. Der technische Unterricht, der auf die Nachmittagsstunden von 1 bis 6 Uhr fällt, umfaßt fünfzehn verschiedene Zweige. Der gesamte Schulbesuch ist, für in Paris lebende Franzosen, kostenlos; nur für das Mittagessen, das aus drei Gängen besteht, haben die Schüler 50 Centimes zu bezahlen, während ihnen eine kleine Vespermahlzeit gratis verabfolgt wird.

Die außerordentliche Spezialisierung der Arbeiten im französischen Buchgewerbe ist bekannt. In der Ecole d'Estienne wird streng darauf gesehen, daß jeder Schüler in allen fünfzehn Zweigen eine praktische Fertigkeit erlangt, so daß er nach Ablauf seiner vierjährigen Lehrzeit so umfassend gebildet wie nur denkbar ist. Und gerade diese vielseitige Ausbildung wird den jungen Leuten, die zum größten Teil in den bescheidensten Verhältnissen leben, von großem Nutzen. Sie erleichtert ihnen den Existenzkampf bedeutend.

Das Schuljahr ist in drei Trimester eingeteilt, nach dessen Abschluß die Schüler ein Examen zu bestehen haben. Diejenigen Schüler, die in dieser Prüfung sich nicht bewähren, müssen entweder dieselbe Klasse noch einmal durchmachen oder die Schule verlassen. Nach Ablauf der vier Jahre haben die Schüler eine Abgangsprüfung zu bestehen. Für diejenigen Schüler, die diese Prüfung bestanden haben, verwendet sich die Ecole du livre, um ihnen eine Stellung im praktischen Leben zu verschaffen. Die guten Schüler erhalten Belohnungen, Diplome, Bücher, Werkzeuge und Geldgeschenke.

Der Stadt erwachsen aus der Schule alljährlich etwa 250000 Francs Kosten, während die Einnahmen sich auf ungefähr 5000—10000 Francs belaufen; von den Kosten entfallen 150000 Francs auf das Personal und 90000 Francs auf das Material. In den Sommermonaten hat die Schule schon zu wiederholten Malen Studienreisen in die französische Provinz, nach Belgien, Deutschland und Österreich unternommen. Soviel über die äußere und innere Betriebseinrichtung dieser von dem Direktor Fontaine vortrefflich geleiteten Anstalt.

Eine Beschreibung der einzelnen Ateliers kann ich mir an dieser Stelle ersparen; sie unterscheiden sich nicht wesentlich von dem, was man in großen deutschen Fabriken zu sehen gewohnt ist. Es fehlt die Hast des modernen Fabrikbetriebes. Wenn man die weiten Räume dieses Instituts durchschreitet, nimmt man mit der angenehmsten Bewunderung den Fleiß und den Eifer der dreizehn- bis achtzehnjährigen Jünglinge wahr. Und ich habe mich mehr als einmal von der praktischen Methode der Lehrer überzeugt, die in jedem Gebiet die Schüler zur Selbständigkeit erziehen. Bedenkt man, daß die meisten Lernenden kleiner Leute Kinder sind, die so häufig eine schwere Hand haben, so muß man staunen, wie schnell sie akademisch zeichnen lernen, wie rasch sie die Instrumente ihres Kunsthandwerks beherrschen, wie leicht sie zart und weich arbeiten lernen.

Wie in den amerikanischen Universitäten ist die Theorie des Unterrichts nur eine Erläuterung der Praxis; und in der technischen Praxis lernt der Schüler, sobald er die notwendigsten Grundelemente des Handwerks beherrscht, selbständig disponieren, anordnen und komponieren. Die Zöglinge der dritten und vierten Jahrgänge vermögen nach einigen flüchtigen mündlichen Angaben einen Prospekt in verschiedenen Variationen zu entwerfen, können ohne Hilfe des Lehrers Exlibris zeichnen, Einladungskarten ornamental und typographisch komponieren, besitzen die Fähigkeit, nach der Photographie eines Gemäldes eine Radierung oder einen Kupferstich herzustellen und beherrschen praktisch und theoretisch die Kenntnisse der Photographie und Zinkographie.

Das ist zum größten Teil der verständnisvollen Oberleitung *Edmond Rochers* zu danken, der alle technischen Ateliers überwacht. Die Aufgaben, die den Schülern gestellt werden, sind verschiedenartig. Mir erscheinen diejenigen am besten, in denen ihnen die vollste Freiheit gelassen wird, in denen der Auftraggeber eine ideale Person war. So entstand die schöne, kostbar gedruckte Monographie der Ecole d'Estienne, die in einen prachtvollen Ledermosaikeinband gehüllt worden ist; so das Buch: Le Livre, eine von Edmond Rocher zusammengestellte Auswahl von Aussprüchen französischer Dichter (*Balzac, Baudelaire, Bergerat, Chenier, France, Ronsard* usw.) über das Buch, das in seinem Text, seinen verschiedenen köstlichen Charakteren und seinen zweifarbigen Ornamenten ein wertvolles Kulturdenkmal geworden ist und unter der Leitung der Professoren *Pannemaker, Daussy, Roger, Valette, Schott, Waroquier* unter der Oberaufsicht des Direktors *Fontaine* gedruckt worden ist. Dieser hübschen Leistung ist eine zweite, gleichwertige zur Seite

zu stellen: *La Vallée du Loir*, Text und Zeichnungen von *Edmond Rocher.* Satz, Druck, Reproduktion der Originale wurden von Schülern der Ecole d'Estienne ausgeführt. Die vielfarbige Titelzeichnung wurde auf reliefartig gepreßten Karton gedruckt, eine schwierige, technisch wohlgelungene Arbeit. Auf dem gelblichbraunen Papier fügen sich der Satzspiegel und die stumpf grün, blau, gelb und braungedruckten Zierleisten mit landschaftlichen Motiven zu einer anmutigen Einheit zusammen. Die eingeschalteten Radierungen geben einen weiteren Beweis für die Geschicklichbkeit der Schüler. Ähnliche gute Qualitäten weisen Visitkarten, Prospekte, Programme, Einladungen, Kalender und Broschüren auf, die alle mit empfindsamer Sorgfalt und geduldigster Muße gedruckt sind. Die Farbenwahl, die die Schüler in den meisten Fällen aus eigenem Ermessen treffen, zeugt von gesundem, mannigfaltig bewegtem Sinn für eine wirkungsvolle koloristische Gegenüberstellung.

Auch die Einbinde- und Vergolderkunst werden in der Ecole d'Estienne in ernster und der hohen Tradition würdiger Art gelehrt und gepflegt. Die Schüler werden angewiesen, mit wenigen Mitteln und auf die billigste Weise das Beste zu bieten. Die neuesten Schülerarbeiten sind gegenwärtig im *Musée Gallièra* ausgestellt. Die farbig reich nuancierten und in der Zeichnung gut abgewogenen Einbände zu den Meistern der Karikatur, zu dem Werk über Bucheinbände und Unsere Humoristen stehen ebenbürtig neben den Arbeiten von *Michel, Lortic, Magnier, Kieffer, Ruban, Noulhac, David, Canape, Carayon, Belville, Vermorel, Fagnant* die heute die bedeutendsten Meister des Bucheinbands in Frankreich sind und zum Teil aus der Ecole d'Estienne hervorgegangen sind. Geringere Pflege erfährt leider der Verlegereinband, der in Frankreich bekanntlich sehr wenig üblich ist.

In den Fächern der Reproduktion, des Druckes und Setzens nähern sich die Arbeiten der Zöglinge sehr den Aufgaben der Praxis. Der Lehrer stellt sich ihnen als praktischer Auftraggeber gegenüber, indem er ihnen als Kaufmann einen Katalog von Büchern, Kolonialwaren, Modewaren usw. zu entwerfen überträgt. Auch bei diesen Aufgaben wird von den Lehrern alle Sorgfalt angestrebt. In den Probedrucken unternimmt der Lehrer Korrekturen, wie sie in der Praxis oft von den auftraggebenden Kaufleuten gemacht werden; er bittet, noch dieses oder jenes hinzuzufügen oder anderes fortzulassen. Das alles ist für die Schüler sehr unterrichtend; sie lernen die umständlichen Korrekturen laienhafter Auftraggeber verarbeiten und gleichzeitig ihre Arbeitsleistung zeitlich einschätzen. Aber mir scheint, daß diese Sparten des Unterrichts, die einen praktischen Auftraggeber voraussetzen, gar zu realistisch behandelt werden. Man müßte sicherlich eine gründlichere Kenntnis der ganzen Schule und des gesamten Schülermaterials besitzen um hierüber ein endgültiges Urteil fällen zu können. Vielleicht sind die materiellen Verhältnisse der Schüler zu drückend, vielleicht sind vier Unterrichtsjahre eine zu kurze Zeit, als daß man von der Ecole d'Etienne erwarten dürfte, daß sie ihren jungen Leuten auch in der Akzidenzdruckerei nicht nur die Beherrschung des Herkömmlichen lehrt, sondern auch Mittel und Wege weist zur künstlerischen Ausgestaltung des Akzidenzsatzes.

In dieser Hinsicht scheinen mir besonders noch fortschreitende Tendenzen im Unterrichtsplan wünschenswert, um so mehr, da die bedauerliche Tatsache leider nicht fortzuleugnen ist, daß die in so vieler Hinsicht vorbildliche Ecole d'Estienne auf die Praxis des französischen Buchgewerbes einen noch viel zu geringen Einfluß ausübt. Dieses Institut ist eine so ideale Gründung, daß ihr Einfluß im ganzen Lande und in allen Erzeugnissen des französischen Buchgewerbes wirksam werden müßte.

Um das zu erreichen müßte der Besuch dieser Schule für die jungen Buchgewerbler obligatorisch werden. Aber die Durchführung einer solchen Idee stößt natürlich nicht allein auf materielle Schwierigkeiten; ihr steht schon allein die Gewerbefreiheit entgegen. Und doch würde in Frankreich gerade die Durchführung dieser Idee sehr nützlich sein; denn sie könnte vielleicht die Krisis im Verlagsbuchhandel heben, unter der das ganze Land seit Jahren leidet.

Vortrefflich und vielseitig ausgebildete Buchdrucker stellen im praktischen Leben höhere, ideale und reale Ansprüche, weil sie in einer Schule wie die Ecole d'Estienne gelernt haben, ihr Handwerk mit Idealismus zu betreiben. Sie könnten als Organisation einen Druck auf die Buchdruckereibesitzer und Verleger ausüben, damit diese für vorzüglichere Leistungen höhere Preise bezahlen und vom Publikum verlangen.

Bedauert man, den Einfluß der Ecole du Livre in den täglichen Markterzeugnissen der Buchindustrie zu gering entwickelt zu finden, so ist dieser Einfluß für die Luxusdrucke unverkennbar. Die Klarheit, Ruhe und Monumentalität der neueren, französischen Liebhaberausgaben ist häufig ein Verdienst von Schülern der Ecole d'Estienne oder wenigstens von dem Geist, den sie im Lande verbreitet. Daß zuweilen die künstlerischen Vorlagen der Illustrationen dieser Bücher nicht auf einer glänzenden Höhe stehen, ist nicht die Schuld der reproduzierenden Techniker. Daß der Typus der französischen Luxusbücher nicht dem der deutschen Liebhaberausgaben entspricht, liegt an dem anders gearteten Empfinden des französischen Volkes. Eine abstrakte Buchausstattung, wie sie bei uns vielfältigen Beifall findet, erscheint dem französischen Instinkt kalt und reizlos; er strebt immer danach das Buch mit sinnlich warmem Gefühl zu schmücken und sucht daher stets den Textspiegel mit Strichätzungen, Holzschnitten, Lithographien und Radierungen zu beleben.

Eine konservative Gesinnung spricht sich darin aus. Aber die französische Tradition ist so stark und schön, daß kein Grund vorliegt sie zu verlassen und beiseite zu schieben. Es scheint nur zuweilen an bedeutendem Fortsetzern dieser Tradition zu fehlen. Wir wünschen sie dem Lande. Denn je höher Frankreichs Buchkunst wächst, um so ernstere Anstrengungen muß Deutschland machen. Aus dem freien und edlen Wettkampf der beiden großen Länder können sich die schönsten Resultate für die ganze Kulturwelt ergeben.

An meinem Besuch in der Ecole d'Estienne knüpfte sich eine von mir arrangierte Ausstellung von neuen Veröffentlichungen des Inselverlages, der Marksteine von Drugulin und der Zeitschriften aus dem Verlage von *Bruno Cassirer, Drugulin* und *Klinkhardt & Biermann.* Die Ausstellung fand in den Kreisen der Lehrer und Schüler allgemeines Interesse.

Da sich meine Betrachtung über die Ecole d'Estienne so weit ausgesponnen hat, muß ich meine pariser Chronik für das nächste Mal zurückstellen.

Am 21. und 22. Januar fand im Hotel Drouot eine Versteigerung der Bibliothek des verstorbenen M. Ernest Stroehlin statt (siehe Februar-Beiblatt S. 127). Das Gesamtergebnis betrug 41 074 Francs. Ich hebe folgende Nummern heraus:

Balzac, Oeuvres complètes, illustriert, Paris 1900—1902, 48 Bände, in rotem Maroquin, 280 Fr. — *Banville,* Les Princesses. Zeichnungen von G. Rochegrosse, 175 Fr. — *Bédier,* Le Roman de Tristan et Iseult. Paris 1900. 288 Fr. — Bibliothèque des chefs-d'oeuvres du roman contemporain. Paris 1885—1889, 12 Bände, 295 Fr. — *Boufflers,* Aline, reine de Golconde. Paris 1901. 135 Fr. — *Boutet de Monvel,* Jeanne d'Arc. Paris 1897. 160 Fr. — *Claudin,* Histoire de l'Imprimerie en France, au XVe et au XVIe siècle. Paris 1900—1904, 3 Bände, 175 Fr. — *Daudet,* Lettres de mon Moulin. Paris 1905. 150 Fr. — *Stendhal,* La Chartreuse de Parme. Paris 1883, 2 Bände. 145 Fr. — *Stendhal,* Le Rouge et le Noir. Paris 1884, 3 Bände. 220 Fr. — Le Théâtre. Paris 1898—1905, 14 Bände. 250 Fr. — *Theuriet,* Fleurs de Cyclamens. Paris 1899. 125 Fr. — *Tissot,* La Sainte Bible. Ancien Testament. Paris 1904, 2 Bände und *Tissot,* La vie de notre Seigneur Jésus-Christ. Tours 1896—1897, 2 Bände. 1900 Fr. — *Verlaine,* Fêtes galantes. Paris 1903. 315 Fr. — *G. Perrot* und *Ch. Chipiez,* Histoire de l'Art dans l'Antiquité. Paris 1882—1904, 8 Bände. 195 Fr. — *Collignon,* Histoire de la Sculpture Grecque. Paris 1892—1897, 2 Bände. 137 Fr. — *Vasari,* Vies des plus célèbres peintres, sculpteurs et architectes. Paris 1839—1842, 10 Bände. 120 Fr. — *Bryon,* Dictionary of Painters and Engravers London, George Bell and sons, 1903—1905, 5 Bände. 105 Fr. — *Palustre,* La Renaissance en France. Paris 1879—1885, 3 Bände. 185 Fr. — *Müntz,* Histoire de l'art pendant la Renaissance. Paris 1889—1895. 155 Fr.

Am 28. und 29. Januar fand im Hotel Drouot die Versteigerung der Bibliothek von B. statt. Das Gesamtergebnis war 33 885 Francs.

Manuskripte. — Psalterium. Klein-8°. 162 Blätter. Einband in rotem Samt. Anfang des XIV. Jahrh. 2000 Fr. — Vetus Testamentum latine. XIV. Jahrh. 405 Fr. — Recueil de prières en français. In 16°. XIV. Jahrh. 1160 Fr. — Passio Domini Nostri Jesu Christi secundum Johannem. Klein in-8°. 9 Blätter. 300 Fr. — Horae, XV.—XVI. Jahrh. 15 Miniaturzeichnungen und Einfassungen auf Goldgrund. 1705 Fr. — Heures. 7 Blatt. XVI. Jahrh. 500 Fr. — Antiphonaire. 88 Blatt. Folio mit Noten. XVI. Jahrh., Papier. 120 Fr. — Hevres de Nostre Dame à lusaige de Paris, 1552, in 32° 100 Fr. — Armorial du XVIIe siècle, mit 589 Wappen. 340 Fr. — Imitation de Jésus-Christ [L'], Übersetzung von Lamennais. Paris 1883. 121 Fr.

Inkunabeln u. Bücher aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. — *Thomas Cantipratensis.* Bonum universale de proprietatibus. Köln, gegen 1475. 23 Blatt. 210 Fr. — Margarita Davidica. Augsburg, Günther Zainer. 110 Fr. — Meditationes sanctorum 8°. 180 Fr. — *Ludolphus de Saxonia.* Interpretatio evangelistarum et evangelii totius anni. 141 Fr. — Paraphrases *Erasmi Rotero.* Luteciae. 1523. 205 Fr. — Le Coustumier et stilles du Bailliage et Duché de Touraine, à Tours, par *Matthieu Chercele.* 100 Fr.

Illustrierte Bücher vom XV. bis XIX. Jahrhundert. Andr. Rumel à Sensenschmid, Justinianus imperator. Codex, Tafel und Inschrift. 406 Blatt. 506 Fr. — *Justinianus,* Dottrina della vita monastica. 272 Fr. — *Meder,* Quadragesimale novum, 1495. 190 Fr. — Heures à l'usage de Rome, 1496, für Simon Vostre, Buchhändler. 88 Blatt. 410 Fr. — Heures, à l'usaige de Rome, 1498. 92 Blatt. 206 Fr. — Horae intemerate beate Marie Virginis, 1503. Thielman Kerver. 124 Blatt. 420 Fr. — Heures. Paris 1510, für Anthoine Verard. 975 Fr. — Heures. Paris, Gilles Hardouin. 300 Fr. — *Champier,* La Vie et les gestes du preu chevalier Bayard. Paris, Jean Bonfons, 1525. 160 Fr. — Missale ad sacro sancte Romane, 1525, Jehan Huvin. 200 Fr. — *Fillastre,* Le premier (et second) volume de la Thoison d'or, 1530. 400 Fr. — *Josephus (Flavius).* Paris 1530. 185 Fr. — *Tite-Live.* Paris 1530. 3 Bände. 300 Fr. — Horae in laude beatiss. virginis Mariae. 1531. 159 Blatt. 605 Fr. — Mystère de Noé. 1546. Bern. 106 Fr. — *Esope,* Fables. Lyon 1547. 900 Fr. — *Posthius Tetrasticha in Ovidii,* 1569. 140 Fr. — *Le Pautre,* Tabernacles, lambris, cheminées. Paris 1657—1661. 141. — *Blondel,* De ladistribution des maisons de plaisance. Paris 1737. 2 Bände. 220 Fr. — *Louis Bretez,* Plan de Paris commencé l'année 1734. Paris 1739. 157 Fr. — Description des Festes données par la ville de Paris, les 29 et 30 août 1739. Paris 1740. 160 Fr. — Heures nouvelles, gestochen von L. Sénault. In Paris gegen 1740. 155 Fr. — *Germain,* Eléments d'orfévrerie, 1748. 191 Fr. — *Gravelot & Cochin,* Almanach iconogique, 1665—1771. 5 Bände. 165 Fr. — *Gravelot et Cochin,* Iconologie par figures ou traité complet des allégories, emblèmes, etc. Paris. 4 Bände. 121 Fr. — *Ovide,* Les Métamorphoses. Paris 1767—1771. 230 Fr. — *Meunier de Querlon,* Les Grâces. Paris 1769. 167 Fr. — *Pichon,* Sacre et couronnement de Louis XVI. Paris 1775. 155 Fr. — *Marguerite de Navarre,* Heptameron. Bern 1780—1781. 3 Bände. 286 Fr. — *Janinet,* Gravures historiques. Paris 1789—1791. 435 Fr. — Vues pittoresques des principaux édifices de Paris. Paris, gegen 1789. 1050 Fr. — *Sainte Bible,* ill. von Marillier. Paris 1789. 12 Bände. 240 Fr. — Cupidon vainqueur Almanach. Paris 1797. 310 Fr. — Tasse, Jérusalem délivrée. Paris 1803. 2 Bände. 150 Fr. — Collection des Maisons de commerce de Paris. Paris, 31 kolorierte Radierungen. 605 Fr.

Kleiner Holzkoffer mit rotem Maroquin überzogen mit Mosaikarbeit in grünem Maroquin, Faden und Spitzen, innen mit rotem Stoff überzogen und mit Schloß und Scharnieren versehen. 300 Fr.—Portefeuille,

klein in 4°. In rotem Maroquin, mit rotem, mit Blumen bestickten Maroquin und mit blauem Tabin gefüttert. Spitzen von *Derome*. Schloß in Silber mit Schlüssel. 310 Fr. — *John Smith*, A catalogue raisonné of the works of the most eminent painters. London 1829—1842. 10 Bände. 350 Fr.

Paris, 10. Februar. *Otto Grautoff.*

Londoner Brief.

Zu Ehren Mr. *Arthur Rackhams*, des in kurzer Zeit so berühmt gewordenen Buchillustrators, fand im Autoren-Klub in Whitehall-Court eine Festlichkeit statt, zu der eine große Anzahl von Fachgenossen erschienen waren. Der Präsident der Vereinigung, der Erzdechant *Sinclair*, hielt zunächst einen längeren Vortrag, in welchem er einen kurzen Abriß der Geschichte der Buchillustration gab und namentlich streng geschieden wissen wollte: „Buchdekoration und Buchillustration". Jene, so führte er aus, bezeugt die Liebe und Sympathie für das Buch an sich um ein Kunstwerk herzustellen; diese soll dazu dienen, damit der Leser leichter den intellektuellen Schatz des literarischen Wollens erfaßt.

Wenn man Arthur Rackham mit einem deutschen Künstler vergleichen will, so kann dies nur einigermaßen annähernd mit *Moritz von Schwind* geschehen. Seit einer Dekade hat uns Rackham prächtige Werke geliefert, darunter vor allen: „*Der Rattenfänger von Hameln*"; im Jahre 1905 erschien „*Rip van Winkle*", (deutsche Ausgabe bei *E. A. Seemann* in *Leipzig*); im nächsten Jahre das unvergleichlich interessant illustrierte Buch „*Peter Pan*"; dann 1907 „*Alice in Wonderland*" und die „*Ingoldsby Legends*". Für das Jahr 1908 sind die beiden Hauptwerke „*Midsummer Nights Dream*" (deutsch bei *F. A. Bruckmann* in *München*, siehe Dezember-Beiblatt S. 65) und „*Grimms Fairy Tales*" zu verzeichnen. Das Verhältnis des Illustrators zum Autor ist mit dem zu vergleichen, das zwischen Schauspieler und dem dramatischen Dichter besteht. Mangel an sympathischer Einsicht in den Sinn des Stückes vermag dies zu ruinieren, während andrerseits ein genialer Bühnenkünstler verborgene Möglichkeiten in seiner Rolle erblickt, die dem Verfasser unerkannt geblieben. Dann kann es sich ereignen, daß der Schauspieler einen Charakter schafft, der den Dramatiker zugleich entzückt und erstaunen läßt und ihn vielleicht sogar glauben macht, der Mantel Shakespeares, Goethes oder Schillers sei unbewußt auf seine Schulter gefallen. —

Zwei neuerschienene Bücherkataloge, beide in ihrer Art ersten Ranges, aber in Zahl und Art des Materials äußerst verschieden, werden für Bücherliebhaber und Kenner, des Interesses nicht entbehren. Der erstere, von dem an dieser Stelle schon mehrfach genannten Buchhändler Mr. *W. M. Voynich* verfaßt, enthält nur 421 Nummern, aber fast jedes der aufgeführten Werke seines Lagers bildet ein Unikum. Darunter befinden sich Bücher, die weder von Fabricius, Panzer, Hain, Brunet, Deschamps, Graesse, noch andern bibliographischen Autoritäten registriert wurden. Der Katalog ist nach der Methode von *Robert Proctor* hergestellt und wird namentlich das Urteil der bedeutendsten Sachverständigen häufig herangezogen. Unter den bezüglichen Schriften erwähne ich folgende: *Seneca* „*Epistolae ad Lucilium*", eine nicht zu verwechselnde Ausgabe mit derjenigen, die Panzer IX, 193 und 338 beschreibt. Von jener besitzt, soweit bisher festgestellt werden konnte, keine Bibliothek ein Exemplar. Weder in dem British-Museum noch in der Bodleian-Bibliothek befindet sich die hier aufgeführte erste Ausgabe von *Sallusts* „*Liber de Bello iugurtino*", 1499 in Deutschland gedruckt. Weitere wertvolle Drucke im Lagerkatalog von Mr. Voynich sind: „*Agenda Parochialium Ecclesiarum*", herausgegeben von Bischof Adalbert von Straßburg. „*Epistolae*", 1518, von *F. Filelfo*, „*Interpretationes Seu Somnia Danielus*", in Rom, ungefähr 1477 publiziert. *Libellus Aureus Quomodo ab Adulatore discernatur Amicus* (*Plutarch*), Rom, 1514. „*De Versuum Scansione* . . ." ein populäres Schulbuch, in Venedig etwa 1495 von Pincius gedruckt. *Hieronymus* „*Vita Sancti Padri*", aus der Offizin von Simon Bevilaqua von Pavia, Venedig, 1494, mit Holzschnitten im Stil der besten zeitgenössischen venezianischen Künstler. „*Terentius cum duobis commentis*, *Aelii Donati and Calphurnii, Venedig* der 1. Dezember 1497, mit ausgezeichnetem Holzschnitt als Titelblatt, Terentius in der Mitte, Calphurnius zur Linken und Donatus zur Rechten an einem Pult sitzend, dargestellt. *Fruili* „*Constitutiones Patrie Foriünly cum additionibus novites impresse*", Venedig, 1524. Die hinzugefügten drei Blätter sind allen Bibliographen bisher unbekannt gewesen. *Nicolaus de Saliceto* „*Liber Meditationum*", in Papier-Deckelumschlag mit Handmalerei, Venedig 1501. Eine Seltenheit ist ferner des *St. Hieronymus* fragliche Ausgabe der „*Epistulae*", von der man jetzt im allgemeinen annimmt, daß sie von Ullrich Han in Rom vor 1467 gedruckt wurde. Hierher gehört endlich noch die etwa 1480 von Heinrich Quentell in Köln hergestellte Bibel.

Der andere Katalog, von dem die Rede sein soll, betrifft die „*London Library*", nach der des British Museums, die wichtigste öffentliche Bibliothek in London. Der Index, verfaßt von dem Vorstande des Instituts, *Dr. Hagberg Wright* „*with Appendix and Synopsis of Headings by Messrs. Williams & Norgate*", bildet als „Titelkatalog" das naturgemäße Supplement zu dem bereits vorhandenen „*Author-Catalogue*". Die Anregung zur Bearbeitung eines solchen Kataloges erfolgte durch Leslie Stephen, der der Ansicht war, daß die „London-Library", ihrem großen Werte nach niemals entsprechend nützlich sein könne, ohne einen nach Stoff, Gegenständen und Materien geordneten Katalog zu besitzen.

Die Universität Oxford und Cambridge haben durch ihre eignen Druckereien eine Reihe hervorragender Werke, teils revidierte Neudrucke älterer Schriften, teils wirkliche Originalausgaben herstellen lassen. So wurde unter anderen von der „Clarendon Press" in Oxford gedruckt: „*Spensers Faerie Queene. Edited by J. C. Smith. 2. Vols. 18 S. net.*" Diese Version von Spensers

Feenkönigin hält sich äußerlich, gleich der ganzen Oxford-Serie, in einfachem Stil, innerlich aber ist sie die best vorhandene. Der Text stützt sich in der Hauptsache auf die Ausgabe von 1596 und enthält außerdem Anmerkungen, betreffend die Lesart in früheren Ausgaben. Da das Werk eines der bedeutendsten allegorischen Gedichte in englischer Sprache ist, und die meisten großen Künstler entweder zur Schaffung selbständiger Gemälde, oder zur Buchillustration inspirierte, so mögen einige Worte über jenes gestattet sein. Anno 1586 begann Spenser in Kilcolman Castle in der Grafschaft Cork das Poem. Drei Jahre später teilte er die ersten „Cantos" desselben Sir Walter Raleigh mit und widmete dieselben 1590 der Königin Elisabeth, die ihm hierfür ein Jahresgehalt von 50 £ aussetzte. Nach und nach erschienen die übrigen Bücher, indessen bleibt es zweifelhaft, ob die letzteren alle von ihm herrühren. 1599 starb der Dichter und wurde in der Westminster-Abtei, der englischen Walhalla mit ihrer unkünstlerischen Monumental-Ausschmückung, beigesetzt. Seine „Faerie Queene", ein in zwölf Büchern und zwölf Gesängen angelegtes Heldengedicht, wird am besten als ein solches zum Lob und Preis von zwölf Tugenden aufzufassen sein. Das ganze Werk zeichnet sich aus durch Reinheit des Sinnes, Phantasie, großen Wohllaut in der Sprache und vollendeten Versbau. Die Dichtung ist aber deshalb noch berühmt, weil der Verfasser hier zum ersten Male die später nach ihm „Spenser-Stanze" benannte Versart in Anwendung brachte. Er stützt sich dabei mehr auf die achtzeilige Stanze von Dunbar und auch auf Chaucer, als auf die italienische *ottava rima*. Zwei große Gedichte sind seitdem in demselben Versmaß erschienen: Thomsons „The Castle of Indolence" und Byrons „Childe Harold", aber nicht minder stehen Drayton, Browne, Milton, Andrew Marvel, Keats, Wordsworth, gleichwie auch Tennyson erheblich unter dem auf sie wirkenden Einfluß Spensers. Umgekehrt verdankt der letztere unendlich viel unserem deutschen „Reineke Fuchs" der zu jener Zeit bereits durch Caxtons Übersetzung und Druck in England bekannt geworden war.

Wirklich gelesen, d. h. vom Anfang bis zu Ende, haben die Werke Spensers wahrscheinlich nur sehr wenige Personen. Das Gedicht die „Faerie Queene" ist nämlich eines der längsten in der Welt, d. h. so umfangreich wie etwa die „Äneide", „Iliade" und „Odyssee" zusammengenommen. Chaucer und Spenser sind die beiden Dioskuren der Morgenröte poetischer Dichtung in England. Obgleich nun Spensers Personen mit Helm und Visir angetan, so sind sie doch fast alle Porträts bedeutender Zeitgenossen. „Una", „Gloriana", „Belphoebe" und „Britomart", sind zwar verkörperte Frauentugenden, aber zugleich denkt sich Spenser immer die Königin Elisabeth unter ihnen. „Duessa" ist gleichbedeutend mit Maria Stuart, und des Poeten Beschützer Philipp Sidney, Leicester und Raleigh werden als Großmut personifiziert. „Arthegall" ist Lord Grey, oder „Die Gerechtigkeit". Die englischen Präraffaeliten verwerteten sämtlich mehr oder minder in ihren Kunstwerken den von Spenser überlieferten Stoff. Zu Walter Cranes besten Werken gehört seine bezügliche Illustration. Der Altmeister Watts hat zwei seiner herrlichsten Gemälde „Britomart und ihre Amme sehen in den Wunderspiegel" und „Una und der Ritter vom roten Kreuz" unter zu Grundelegung von Spensers Text geschaffen. Una ist der Typus natürlicher, unschuldiger, bescheidener und unbewußter innerer Heiligkeit. Zunächst ungeprüft in den Wechselfällen des Lebens, dann aber erstarkend, in Liebe und Glaube wachsend, ringt sie sich bewußt zu einer höheren Natur empor, als sie solche beim Beginn ihrer irdischen Pilgerfahrt besaß. Der Dichter schildert „Una" folgendermaßen: „Ihr Engelsangesicht leuchtete herrlich wie das große Auge des Himmels und selbst im Schatten entstand Sonnenschein!"

Ein anderes Produkt der „Clarendon-Press" betitelt sich: „*Dante's Convivio. Translated into English by W. W. Jackson. 3 S. 6ᵈ net.*" Bei der sehr guten Bearbeitung bleibt nur zu bedauern, daß die Canzoni der Würde des Verses entbehren, um sie vor dem Kommentar auszuzeichnen. Dante selbst legte der formellen Abhängigkeit des Kommentars von den Canzonen dieselbe Wichtigkeit bei, wie es das Verhältnis des Dieners zum Herrn darstellt.

Das dritte neu herausgekommene Buch der „Clarendon Press" in Oxford führ die Überschrift: „*Scripta Minoa: The written Documents of Minoan Crete with special Reference to the Archives of Knossos. By Arthur E. Evans; Vol I. The Hieroglyphic and Primitiv linear Classes*". Der Verfasser, der mit Recht und mit uneingeschränktem Lob die grundlegenden Abhandlungen Adolph Kirchoffs über das griechische Alphabet, anerkennt, glaubt auf Grund der von ihm gesammelten und an Ort und Stelle ausgegrabenen Fundstücke den Beweis geliefert zu haben, daß die Phönizier ihr Alphabet aus der noch älteren Kultur Creatas entnahmen. Die angeführten Beispiele, die Entzifferung der Bilder-Hieroglyphen usw. bieten jedenfalls außerordentliches Interesse und werden sicherlich den bezüglichen Fachgelehrten Anregung zur Nachprüfung gewähren. Licht und Schatten über die ersten Stufen der kretischen, phönizischen, semitischen, griechischen und ägyptischen Geschichte richtig zu verteilen, bleibt wahrlich keine kleine Aufgabe!

Diesem Vorhaben gerecht zu werden, hat die Universität Cambridge entsprochen und in ihrer Druckerei ein bezügliches Werk, betitelt „*Selections from the Greek Papyri*", herstellen lassen und zwar mit Übersetzungen und Anmerkungen versehen durch den Reverend Dr. George Milligan. Der Zweck des Buches soll der sein, diejenigen Personen, die sich für die kürzlich in Ägypten gefundenen Papyrus-Schriften interessieren, das Verständnis für die linguistische und historische Wichtigkeit der gedachten Dokumenten-Sammlung zu erleichtern, und damit zugleich den Forschern im griechischen Neuen-Testament weitere Unterlagen zu geben. —

Wenn ich zwar zuletzt noch das bei der Firma Longmans & Co. erschienene Buch „Anna van Schurman, Artist, Scholar and Saint. By Una Birch" hervorhebe, so ist es darum doch in seiner Art nicht minder bemerkenswert wie die bereits genannten. Wenige

Personen, die Gelegenheit besitzen, sich das Porträt Anna van Schurmans in der englischen National-Galerie zu betrachten, werden wissen, daß diese einfach aussehende Frau eine der gelehrtesten ihres gesamten Zeitalters war. Männer wie Descartes, Cornelius Huyghens, Mierewelt, Gassendi, Heinsius und Voëtius fühlten sich geehrt durch ihre Freundschaft, und Damen wie die Königin Christine von Schweden, die Herzogin von Longueville, die Prinzessin Elisabeth von Böhmen und Maria von Medici waren stolz darauf, sich ihre Freundinnen zu nennen. Anna van Schurman galt als die Perle Utrechts ihrer großen Gelehrsamkeit wegen, denn sie sprach nicht nur fließend Lateinisch, Griechisch, Französisch und Italienisch, sondern vermochte auch Hebräisch, Syrisch und Chaldäisch zu lesen. Ja, sie verfaßte sogar eine äthiopische Grammatik. Als 1636 die Universität in Utrecht eröffnet wurde, hielt sie auf Veranlassung des ersten Rektors Voëtius, die Festrede in Form einer lateinischen Ode. Von ihr ausgeführte Radierungen, ihr Selbstbildnis darstellend, sind in dem Buche wiedergegeben. Nachrichten von Zeitgenossen über diese außerordentliche Frau sind nur sehr spärlich erhalten. Kürzlich hat sich aber ein bezüglicher Aufsatz in dem Werke „*Certain Miscellany Tracts. Written by Thomas Brown, Kt. and Doctour of Physick, late of Norwich (London 1684, 8⁰)* gefunden. Die fragliche Abhandlung führt die Titelüberschrift „*Musaeum Clausum, or Bibliotheka Abscondita, containing some remarkable Books...... scarce or never seen by any Man now Living*". Hier wird nun einer Sammlung von hebräischen Briefen Erwähnung getan, die zu der Korrespondenz zwischen Maria Molinea von Sedan und Anna Maria Schurman gehörten. Am bekanntesten war letztere als „die Schurmannin". Jöcher hebt in seinem „Allgemeinen Gelehrtenlexikon", (Leipzig, 1751) jenen Briefwechsel in hebräischer Sprache, hervor. — Für die Abteilung gedruckter Bücher im British Museum fanden in neuester Zeit durch Kauf sehr beträchtliche und wertvolle Bereicherungen statt. In aller Kürze gebe ich nur die Titel der vornehmlichsten: *Heliodorus „Aethiopian Historie; „The Queenes Maiesties Entertainement at Woodstock"*, ein Unikum, 1578 gedruckt; die erste Ausgabe von *Daniels „Pastorall Trago-comedie"* und *„The Quenes Arcadia"* (1606). Ferner wurden in der Auktion der „Amherst Bibliothek" für das Institut Werke aus der Offizin von *Wynkyn de Worde*, *Pynson* und *Copland* erworben.

Durch Schenkung erhielt die Manuskripten-Abteilung des British-Museums nachstehenden Zuwachs: Einen Duodezband in der Handschrift von William Morris, eine Abschrift des von Fitz Gerald übersetzten „Rubaiyat von Omar Khayàm", des persischen Dichters. Der Text ist in sehr kleiner, aber wundervoll ausgeführten lateinischen Buchstaben geschrieben, die Bordüren sind in Gold illuminiert, die Figuren der Miniaturen teils von Morris, teils von seinem Freunde Burne-Jones entworfen und von Mr. Fairfax Murray ausgemalt. Um sich in die alte mittelalterliche Schreibweise hineinzuarbeiten hatte Morris zwei Jahre, zum vorstehenden Werk ein halbes Jahr gebraucht. Er schenkte das Buch an die Gattin seines Freundes, Lady Burne-Jones, und diese überwies es dem Museum. Die andere Gabe besteht aus fünf Manuskripten von Oscar Wildes Hand, enthaltend folgende Dramen: „*The Sphinx*"; „*A woman of no Importance*"; „*An ideal Husband*"; „*Lady Windermere's Fan*" und „*The Importance of being earnest*". Mr. Robert Roß, des Autors literarischer Testamentsvollstrecker, übergab dem Institut die genannten Schriften. Sie gewähren durch die Streichungen, Zusätze und Änderungen ein anschauliches Bild von der Methode des Verfassers bei Herstellung seiner dramatischen Werke.

Bei einer Durchsicht der englischen periodischen Presse fiel mir im Januar-Heft von „Blackwords-Magazine" ein mit dem Titel „The Development of Germany" versehener Artikel auf, der eventuell für deutsche Leser Interesse bieten könnte. In der Tagespresse wird das bei der Firma Cassell erschienene, von Dr. Karl Breul neu durchgesehene und vermehrte „New German-English, English-German Dictionary" gelobt, und letzteres denen empfohlen, die mit einem Lexikon von mäßigem Umfange auszukommen vermögen.

Durch Freundeshand erhielt ich aus St. Francisco in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, soeben das in englischer Sprache gedruckte Werk „Some Cities and San Franzisko and Resurgam, by Hubert Howe Bancroft, New York", das uns den Eindruck verschafft: S. Franzisko könne nach Vollendung des Panama-Kanals wohl dazu berufen sein, die Königin der Städte am großen Ozean zu werden. An Energie haben es seine Bewohner nicht fehlen lassen! Die mir gleichzeitig übersandten dortigen illustrierten Zeitschriften und Journale lassen deutlich erkennen, wie das nach dem Erdbeben wieder auferstandene S. Franzisko, eine der schönsten Städte der Welt geworden ist. Hierbei möchte ich bemerken, daß sowohl in England wie in Amerika der Ort stets nur kurz „Frisco" genannt wird. In welcher Weise Amerika das Land unbegrenzter Möglichkeiten wurde, ersehe ich ferner aus einem illustrierten Aufsatz „California at the Alaska-Yukon Pacific Exposition". An der Stelle, nahe der Küste des großen Ozeans im Staate Oregon, wo vor kurzen Jahren ungebrochener Urwald stand, erhebt sich heute die Stadt Seattle, in der eine der erstklassigsten Ausstellungen stattfindet, deren Hauptziel darin gipfelt, das Fortschreiten Californiens in Kunst, Wissenschaft und Kunstgewerbe darzulegen. Und wiederum das Außerordentlichste hierbei ist der Umstand, daß eine Dame, Miß E. Almond Withrow, eine ausgezeichnete Malerin in S. Franzisko, Präsidentin der Kunstabteilung ist, und ihre Schwester Miß Marie Withrow als Autor eines Buches neben Bret Harte genannt wurde.

London, Mitte Februar. *O. von Schleinitz.*

Wiener Brief.

Wir alle wissen, welch mannigfachen Umständen der Seltenheitswert eines Buches seine Entstehung verdankt. Es sind nicht immer der Klang des Verfassernamens, nicht immer ehrwürdiges Alter, nicht immer der erste Druck eines Literaturerzeugnisses, die ein Werk zum Range einer Rarität erheben. Auch das sogenannte Zurückziehen eines Buches aus dem Handel, das Einstampfen der Restauflage, von vielen anderen Umständen ganz zu schweigen, haben da von jeher eine große Rolle gespielt. Das gilt auch für Werke noch lebender Schriftsteller und Dichter. Es sei nur ganz flüchtig an Gerhart Hauptmanns „Promethidenlos", an bestimmte Ausgaben Hoffmannsthals und Dehmels, an die Privatdrucke des Kreises um Stefan Georges erinnert. Nun wird bereits nach einem Werkchen eines Allerjüngsten eifrig gefahndet, nämlich des österreichischen Oberleutnants *Rudolf Hans Bartsch*, des Dichters der „Zwölf aus der Steiermark" usw. Zwei Bücher hat Bartsch, bevor er mit offenem Visir auf den Schauplatz trat, anonym veröffentlicht. Das eine, ein Roman, heißt „Als Österreich zerfiel . . . . 1848. Dieses Buch ist noch im Handel zu haben. Das zweite aber, noch vor dem letztgenannten Roman entstanden, zählt heute schon zu den gesuchten Seltenheiten. Es ist ein schmales Gedichtbändchen, ein Liederbüchlein, das vor neun Jahren unter dem Titel: „*Wald und Feldbrevier.* Ein Schock Liebeslieder, allen Liederkomponisten gewidmet", anonym in die Welt hinausging. Seinerzeit hat es der Autor, dem jetzt dutzendweise vertonte Proben aus den „Zwölf aus der Steiermark" und der „Elisabeth Kött" ins Haus geschickt werden, an viele Chormeister deutscher Gesangvereine verschickt, ohne daß auch nur einer davon Notiz genommen hätte. Das hat sich der Dichter damals sehr zu Herzen genommen und das Werkchen einstampfen lassen. Er selbst verfügt über keine Exemplare mehr, aber die ziemlich große Gemeinde des Dichters im Waffenrock ist jetzt eifrig auf der Suche nach dem dünnen Liederbüchlein.

Eine schöne Gelegenheit, kostbare Bücherschätze zu erwerben, wird sich in allernächster Zeit den Bibliophilen bieten; gelangt doch eine der *prachtvollsten Privat-Bibliotheken* infolge Todes ihres Besitzers zum öffentlichen *Verkauf.* Es ist die Bücherei des verstorbenen Wiener Kunsthistorikers *R. v. Schneider*, des gewesenen Direktors des kaiserlichen Antiken-Kabinettes in Wien. Was guter Geschmack, erlesener Sammelgeist im Laufe der Jahrzehnte zu erwerben verstand, ist in dieser Bibliothek vereinigt. Es sind 2000 Nummern mit ungefähr 5000 Bänden, die zum Verkaufe ausgeboten werden. Hervorragend vertreten sind Kunst- und illustrierte Werke, ferner zahlreiche nur in geringer Auflage hergestellte numerierte Ausgaben. Erstdrucke der Literatur, fast alle Liebhaberausgaben, die im letzten Jahrzehnt auf den Markt kamen usw. Ritter von Schneider pflegte beinahe alle Publikationen in broschiertem Zustande zu kaufen und ihnen besonders schöne Einbände geben zu lassen. Es geht sogar das Gerücht, die Sorge für die Erhaltung seiner Bücher sei soweit gegangen, daß der Besitzer sich nie entschließen konnte, die Bände auch nur im geringsten zu benützen, sondern daß er sich zum Studiengebrauch der öffentlichen Bibliotheken bediente. Die Sammlung ist von dem Wiener Antiquar *Franz Malota* käuflich erworben worden und wird nach Fertigstellung des Kataloges einzeln abgegeben werden.

Am 21. Februar beging der *Verein österreichisch-ungarischer Buchhändler* die Feier seines *50jährigen Bestandes.* Das Organ des Vereines, die „Buchhändler-Correspondenz" überreichte bei dieser Gelegenheit den Festgästen eine *schön ausgestattete umfangreiche Festschrift,* in der fast alle größeren Häuser mit der für die Entwicklung des österreichischen Buchwesens bedeutungsvollen Darstellung der Geschichte ihrer Unternehmungen vertreten sind.

Die Sammler von *Grillparzer-Drucken* und von allem, was mit Grillparzer in Zusammenhang steht — und wir in Wien allein haben derer nicht wenig — müssen, sofern sie auf Vollständigkeit oder auf besondere Erscheinungen in ihren Sammlungen Wert legen, jetzt schon zu — Ballspenden greifen. Auf dem großen unlängst stattgefundenen Balle der Stadt Wien, einem der ersten Repräsentationsbälle der österreichischen Residenz, gab es nämlich eine *literarische Damenspende.* Sie bestand aus einer Miniaturausgabe des Grillparzerischen Dramas „*Des Meeres und der Liebe Wellen*" und will auf die im Erscheinen begriffene, von Professor Sauer besorgte und von der Gemeinde Wien veranstaltete große historisch-kritische Grillparzerausgabe verweisen. Das Büchlein, in schmuckem Rotledereinband mit zierlicher Silberprägung, enthält in gut lesbarem Druck das ganze Grillparzerische Drama nach der von dem Dichter persönlich redigierten Originalausgabe mit mehreren Abbildungen, darunter einem Jugendporträt Grillparzers und einer Wiedergabe des ziemlich bekannten Kellerischen Gemäldes „Hero und Leander". Das als Ballspende erschienene Büchlein steckt in einer an einer Madeleine befestigten Metallhülse. Hülse und Madeleine sind aus Altsilber mit sehr zarter, durchbrochener Arbeit (Rosenmotiv und Wappen der Stadt Wien). Das sinnige und schöne Geschenk, eine gediegene Leistung des altberühmten Wiener Kunstgewerbes, wurde durch die Verlagsfirma *Gerlach & Wiedling* nach Entwürfen von *Robert Gerlach* hergestellt. Kaiser Franz Josef wurde ein ganz besonderes Exemplar gewidmet: das für ihn bestimmte Stück ist nämlich durchwegs Handarbeit in Feinsilber.

Bei dieser Gelegenheit sei auf einige *neue Funde* der *Grillparzer-Forschung* aufmerksam gemacht, die kürzlich Professor *Sauer* der Öffentlichkeit mitteilte und die in der von der Stadt Wien veranstalteten vorher erwähnten großen historisch-kritischen Ausgabe der Grillparzerischen Werke bereits verarbeitet erscheinen werden. Interressant ist u. a. die Mitteilung über den aufgefundenen Plan der „Sappho". Die Handlung des Sappho-Dramas erwuchs Grillparzer aus Erinnerungen an Wieland, den der Dichter nach Ansicht Sauers weit eifriger gelesen habe als man bisher annahm. Erwähnenswert mag ferner ein Schreiben Grillparzers an

einen Verleger sein, in dem der Dichter die Herausgabe einer Gesamtausgabe bei seinen Lebzeiten vor allem deshalb ablehnte, weil er bei der obwaltenden Strenge der österreichischen Zensur in diese Ausgabe seine besten Gedichte nicht unbeanständet aufnehmen könne. Wie ich höre, steht das Erscheinen des ersten Bandes der großen historisch-kritischen Grillparzer-Ausgabe unmittelbar bevor.

Eine von mir im Novemberhefte angekündigte Publikation ist nunmehr erschienen: *Alexander Petöfi. Poetische Werke.* In sechs Bänden. In deutscher Nachdichtung von *Ignaz Schnitzer.* Verlag *Halm & Goldmann,* Wien. Das Werk wurde nur in einer Auflage von 500 numerierten Exemplaren ausgegeben und kostet für Subskribenten 50 Kronen. Die sechs Abteilungen der Petöfischen Dichtungen sind allerdings nur in drei Bände gebunden. Das Satzbild ist schön, der Druck sehr angenehm, das Papier van Geldern Bütten, sechs feine Bilder in Lichtdruck, darunter ein neues Porträt Petöfis, schmücken den Text. Die drei Luxusbände (Entwürfe von dem Wiener Künstler *Rudolf Geyer*) weisen auf dem Pergamentrücken reiche Goldpressung auf, ohne deshalb überladen zu erscheinen. Recht stimmungsvoll wirkt das rot-weiß-grüne Farbenbild — rot-weiß-grün ist die Trikolore der Magyaren — das sich sowohl auf den mit Ornamenten reich verzierten Titelblättern, als auch auf den grünen Buchdeckeln in Verbindung mit dem weißen Einbandrücken und dem roten Schilde dem Auge zeigt, was den Bänden, da es nicht geschmacklos und aufdringlich in Verwendung kam, ein charakteristisches dem Inhalte, beziehungsweise der nationalen Herkunft des Verfassers Rechnung tragendes Gepräge gibt. Freilich ist Petöfi, wie so viele andere Magyaren, rein slawischer Abstammung und hat seinen ursprünglichen Namen Petrovics erst später in Petöfi ummagyarisiert. Einbegleitet wird der erste Band durch ein gehaltvolles Geleitwort des Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, *Albert v. Berzeviczy*, der eine lebensvolle Darstellung des bekanntlich recht bewegten und kurzen Lebenslaufes des Dichters aus der Feder des Herausgebers Ignatz Schnitzer folgt. Von Kennerseite wird der Übertragungsarbeit, einer Lebensaufgabe des Herausgebers, hohes Lob gezollt, wenngleich nicht verschwiegen werden darf, daß sich da und dort störende Versfüllsel und Ähnliches bemerkbar machen. Alles in allem bilden die Bände die erste schöne Ausgabe der dichterischen Werke des ungarischen Poeten in deutscher Sprache, der schon deshalb hohe Anerkennung gebührt, weil es immer ein verdienstvolles Unternehmen ist, an ein Werk Fleiß, Mühe und Geld zu wenden, das von vorneherein nur mit einem mäßig großen Abnehmerkreis rechnen kann.

Kurz sei von einer Reihe anderer Dinge Mitteilung gemacht. In Wien ist jüngst der bekannte Schriftsteller und Lexikograph *Dr. Ludwig Eisenberg* verstorben. Er war zeitlebens ein ungemein tätiger Mensch, der u. a. das Schriftsteller- und Künstlerlexikon „Das geistige Wien" herausgab, ferner das grosse Bühnenlexikon mit den Biographien und kritischen Würdigungen aller Schauspieler deutscher Zunge des XIX. Jahrhunderts.

Das österreichische Unterrichtsministerium hat den Schriftsteller *Ludwig Hevesi* mit der Herausgabe einer großen illustrierten *Monographie* über den Altmeister der österreichischen Landschafts- und Architekturmalerei *Rudolf v. Alt* betraut. Bei dem Wiener Kunsthändler *J. J. Plaschka* ist jetzt ein von *Josef Victor v. Scheffel* gemaltes bisher unbekanntes *Ölgemälde* zu sehen, das auf Blech, einen jungen Mann darstellend, in Berlin 1846 gemalt und mit vollem Namen gezeichnet ist. — Der Insbrucker Museumsbibliothek des „Ferdinandeum" wurde von Professor *Friedrich Schneller* in Rovereto ein sehr wertvolles Geschenk gemacht: etwa *100 Werke sprachwissenschaftlich-romanistischen Inhaltes* aus dem Nachlasse des bekannten tirolischen Sprachforschers Christian Schneller, des Vaters des Spenders.

Frau *Helene Bettelheim Gabillon* schrieb im zweiten Januar- und ersten Februarheft der „Österreichischen Rundschau" über den Fürsten *Friedrich zu Schwarzenberg*, den berühmten *„Landsknecht"*, wie sich dieser älteste Sohn des Feldmarschalls Carl zu Schwarzenberg als Autor seiner als Manuskript gedruckten Schriften nannte. Sein Buch „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes. Fidibusschnitzel aus meinem Gedenkbuche 1844" hat unter anderen auch Hebbel beim Erscheinen warm begrüßt. Ich erwähne den Aufsatz auch deshalb, weil die als Manuskripte gedruckten Schriften des „Landsknechtes" zu den großen bibliophilen Seltenheiten gehören. Ein vollständiges Exemplar des „Wanderbuches" ist unter 100 K nicht mehr zu haben und steigt noch beständig im Preise. Auch die „Ante-Diluvianische Fidibusschnitzel", gleichfalls als Manuskript gedruckt, sind, insbesondere mit den reizenden Titelblättern, sehr gesucht. Wie ich höre, ist ein Neudruck des fünfbändigen „Wanderbuches" geplant.

Ein anderer Österreicher und zwar gleichfalls einer, der aus starkem, hartem Holze geschnitzt war, ist übrigens jetzt bereits auferstanden: *Ferdinand Kürnberger.* Man könnte fast sagen, es bestand in unseren Landen längere Zeit hindurch eine Sehnsucht nach ihm, nach dem Manne mit dem ehrlichen Wollen, der reinen Gesinnung, der kräftigen Sprache. Insbesondere das jüngere Geschlecht der österreichischen Publizisten suchte in ihm Befreiung und Anfeuerung zugleich. Die einzelnen Originalausgaben sind jetzt schon selten geworden und haben Liebhaberpreise. Nun wird Kürnberger gegenüber eine Ehrenschuld getilgt. Im Verlage von *Georg Müller* in München erscheinen jetzt *„Ferdinand Kürnbergers Gesammelte Werke".* In acht Bänden. Herausgegeben von *Otto Erich Deutsch.* Der erste Band wurde kürzlich ausgegeben, die *„Siegelringe"*, eine Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Der zweite Band, die stets in hohem Ansehen gebliebenen „Literarischen Herzenssachen", wird die literarischen und dramaturgischen Feuilletons Kürnbergers umfassen, ihm werden sich die poetischen Werke also unter anderen der „Amerikamüde", „Schloß der Frevel", die Novellen, Tagebücher usw. anschließen. Kürnberger war nicht allein selbst ein Poet, sondern auch ein literarischer Seher. Er war einer der ersten Ver-

bünder von Gottfried Kellers Ruhm, zu einer Zeit, da viele Gebildete nicht einmal den Namen des Meisters Gottfried aus Zürich recht kannten. Lange bevor die Schröder, Wustmann u. a. auftraten, ist er bereits für die Reinheit und gegen die Luderhaftigkeit der deutschen Sprache im Felde gestanden, seiner geliebten deutschen Sprache, die er so meisterhaft beherrschte. Dieser starke, herbtrotzige Österreicher, dessen Seele aber von poetischem Glanze erfüllt war, wird hoffentlich auch im Deutschen Reiche draußen seine Leser finden, so wie er bei uns, nachdem er vor einem Jahrzehnt sozusagen neuerlich entdeckt worden ist, jetzt, dreißig Jahre nach seinem Tode, wieder zu den Lebendigen zählt. Was die buchtechnische Seite anbelangt, so verdient die Ausstattung des vorliegenden ersten Bandes alles Lob: er präsentiert sich sauber, gut und schön, wie es sich bei den Unternehmungen des Verlages Georg Müller wohl von selbst versteht. Jeder der ungefähr 500 Seiten starken Bände in Großoktav wird broschiert M. 6.—, in Leinen gebunden M. 7.50 kosten; doch behält sich der Verlag vor, den Subskriptionspreis einzelner Bände nach dem Erscheinen zu erhöhen.

Vom Auktionsmarkte ist nichts Wesentliches zu berichten.

Wien, im Februar 1910. *Hans Feigl.*

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Deutsche Kommission Bericht der HH. Burdach, Heusler, Roethe und Schmidt (über die Inventarisation der literarischen deutschen Handschriften).
Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. 1910. Bd. 1. Nr. 5 14 S.

Chatelain, E., Catalogue des reproductions de manuscrits qui se trouvent à la Bibliothèque de l'Université de Paris (Sorbonne).
Revue de bibliothèques. 19. 1909. S. 385—429.

Långfors, A., Notice sur deux livres d'Heures enluminés du XVe siècle, appartenant à Mme la Baronne Edvard Hisinger.
Mémoires de la société néo-philologique de Helsingfors. 5. 1909. S. 479–504 mit 2 Taf.

Bibliophilie. Exlibris.

Mayer, A., Emil Preetorius.
Nord und Süd vereint mit Morgen. 1910. 1. Februarheft. S. 213—218 mit 2 Abbild.

Omont, H., Inventaire de la bibliothèque de Ferdinand Ier d'Aragon, roi de Naples (1481).
Bibliothèque de l'école des chartes. 70. 1909. S. 456—470.

Bibliothekswesen.

Aubert, H., Notices sur les manuscrits Petau conservés à la Bibliothèque de Genève. (Fonds Ami Lullin.) (Forts.)
Bibliothèque de l'école des chartes. 70. 1909. S. 471—522.

Ball, S. B., Maps and atlases. Their selection and care. *Public Libraries.* 15. 1910. S. 11—15.

Bartholomew, A. T., and Gordon, C., On the Library at King Edward VI. school, Bury St. Edmunds.
Library. Ser. 3. Vol. 1. 1910. S. 1—27.

Bolton, G. R., History of the Bodleian Library.
Library World. 12. 1909/10. S. 241—246.

Bostwick, A. E., Labor and rewards in the library.
Public Libraries. 15. 1910. S. 1—5.

Carr, B. E., Some aspects of a financial library.
Library Journal. 35. 1910. S. 10—12.

Chapot, V., Archives, bibliothèques, musées. — L'organisation des bibliothèques. (Wird fortgesetzt.)
Revue de synthèse historique. 19. 1909/10. S. 129—149.

Circulaire relative aux bibliothèques générales des lycées et collèges (de la France).
Revue des bibliothèques. 19. 1909. S. 460—463.

Contribution à l'étude du prêt de bibliothèque à bibliothèque. (Allemagne, Autriche, Italie.)
Bulletin de l'Institut internat. de bibliographie. 14. 1909 (1910). S. 50—56.

Delisle, L., Les incunables du Musée Britannique. Article 1.
Journal des Savants. N. S. 8. 1910. S. 26—35.

Denis, Die Arbeiter- und Bauernbibliotheken der sozialistischen Organisationen in Rußland.
Der Bibliothekar. 2. 1910. S. 101—102.

Egremont, G., Libraries and the child.
Westminster Review. 1910. Februar. S. 175—182.

Einweihung der Volkslesehalle (in Braunschweig).
Braunschweigische Landeszeitung. 1910. Nr. vom 31. Januar.

Erman, W., La coordination des bibliothèques. Le plan général pour l'accroissement des bibliothèques d'Etat en Prusse.
Bulletin de l'Institut internat. de bibliographie. 14. 1909 (1910). S. 81—85.

(Evers, G. A.), Het nieuwe gebouw der universiteitsbibliotheek te Utrecht.
Eigen Haard. 35. 1909. S. 630—634. 643—649 mit 13 Abbild.

Keuffer, M., Zum Schicksal der Trierer Stadtbibliothek in französischer Zeit.
Trierische Chronik. Zeitschrift der Gesellschaft für Trierische Geschichte und Denkmalspflege. N. F. 6. 1909/10. S. 73—78.

Krauss, H., Information bureaus in libraries.
Library Association Record. 12. 1910. S. 14—22.

Notable Libraries: Liverpool.
Library World. 12. 1909/10. S. 261—272 mit 9 Abbild.

Martell, P., Süddeutsche Universitätsbibliotheken. 2. (Behandelt Göttingen und Münster!)
Archiv für Buchgewerbe. 47. 1910. S. 23—29.

Meisner, H., Die Kartensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin.
Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 4. 1910. Sp. 97—116.

Palaeocappa, C., Listes de manuscrits grecs de la Bibliothèque Vaticane (publ. par H. Omont).
Revue des bibliothèques. 19. 1909. S. 432—438.

Piper, A. C., Library expositions.
Library World. 12. 1909/10. S. 275—280.

Rush, Ch. E., Pratical problems in reorganization.
Library Journal. 35. 1910. S. 3—6.

Schwalbe, L., Die Erhebung einer Leihgebühr bei der Königlichen Bibliothek.
Der Tag. 1910. Nr. 16 vom 20. Januar.

Smith, Th. L., The public library and the mecchanic.
Public Libraries. 15. 1910. S. 6—10.

Wilson, L. R., The public library as an educator.
Library Journal. 35. 1910. S. 6—10.

Wolfstieg, A., Schule und Bibliothek.
Archiv für Volkswohlfahrt. 3. 1909/10. S. 181—191.

Buchdruck und -Gewerbe.

Baumgarten, P. M., Deutsche Schriftstellerei und Buchdruckerei dem römischen Stuhle empfohlen. Eine Denkschrift aus den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts.
Historisches Jahrbuch (Görres-Gesellschaft). 31. 1910. S. 88—89.

Delalain, P., Le Jeton des imprimeurs et libraires de Paris. (1722 ff.)
Bibliographie de la France. 1910. Chronique. S. 10—12.

Delpy, E., Bruno Héroux.
Archiv für Buchgewerbe. 47. 1910. S. 1—5 mit 18 Abbild.

Greg, W. W., The Trial of Treasure, 1567. A study in Ghosts. (Gedruckt von Thomas Purfoot.)
Library. Ser. 3. Vol. 1. 1910. S. 28—35.

Huth, A. H., and Pollard, A. W., On the supposed false dates in certain Shakespeare Quartos.
Library. Ser. 3. Vol. 1. 1910. S. 36—53.

Lasch, G., Der Bilderschmuck der ältesten Lutherischen Bibel.
Christliches Kunstblatt. 52. 1910. S. 13—19.

Lechner A., Aufnahme zugerischer Druckwerke in Bern zu Beginn des 18. Jahrhunderts.
Neues Berner Taschenbuch auf d. J. 1910. S. 93—106.

Plomer, H. R., The Protestant press in the reign of Queen Mary.
Library. Ser. 3. Vol. 1. 1910. S. 54—72 mit 4 Faksimiles.

Schinnerer, J., Moderne Inserate.
Archiv für Buchgewerbe. 47. 1910. S. 6—12 mit 22 Abbild.

Stephen, G. A., Publishers' bindings.
Library Association Record. 12. 1910. S. 9—13.

Thomas, H., The Emblemata amatoria of Philip Ayres. (17. Jahrhundert.)
Library. Ser. 3. Vol. 1. 1910. S. 73—95 mit 2 Taf.

Westheim, P., Buchausstattung ein wirtschaftliches Problem.
Archiv für Buchgewerbe. 47. 1910. S. 12—22.

Buchhandel.

Beer, L., Die Tätigkeit der Auskunftsstelle. Referat.
Korrespondenzblatt des Akademischen Schutzvereins. 4. 1910. S. 5—8.

Franco, C., Aus der Reisemappe eines deutschen Buchhändlers. 12. Allerlei aus der modernen Türkei.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 565—568.

Zur Geschichte der Bücherpreise.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 687—688.

Jahn, R., Der englische Buchhandel 1557—1625.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 786—787.

Statistik im Buchhandel.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 1141—1143.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Alder, O., Ratsschreiber J. K. Schäfer, der erste appenzellische Publizist. Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.
Appenzellische Jahrbücher. 37. 1009. S. 97—167, 1 Porträt.

Bandmann, O., Die deutsche Presse und die Entwicklung der deutschen Frage 1864—66.
Leipziger historische Abhandlungen. H. 15. 1910. XI, 193 S.

Bertrand, P., Nachdrucke in Kanada.
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 1910. S. 1240—1244.

La Convention de Berne revisée, du 13 novembre 1908. Commentaire des articles 4 et 15: Principe fondamental . . .
Droit d'auteur, 23. 1910. S. 2—7.

Obst, A., Der Beobachter an der Alster.
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. 14. 1909 S. 355—365.

Bibliographie.

Bonaventura, A., L'Associazione dei Musicologi Italiani e la bibliografia musicale.
Bibliofilia. 11. 1909/10. S. 285—293 mit 2 Faksim.

Faure, G., La classification décimale et son emploi en comptabilité.
Bulletin de l'Institut internat. de bibliographie. 14. 1909 (1910). S. 136–142.

Peddie, R. A., La bibliographie et l'organisation de la documentation en Angleterre.
Bulletin de l'Institut internat. de bibliographie. 14. 1909 (1910). S. 86–90.

Sustrac, Ch., Une lacune de l'outillage bibliographique. Les guides bibliographiques.
Bulletin de l'Institut internat. de bibliographie. 14. 1909 (1910). S. 69–73.

Yerkes, R. M., et H. H. Field, L'emploi des chiffres romains en bibliographie.
Bulletin de l'Institut internat. de bibliographie. 14. (1909). S. 77—80.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Bleich, E., Zur Entwicklung des deutschen Kunstmärchens. *Eckart.* 4. 1909/10. S. 289—303.

Brausewetter, A., Die Lieder Israels.
Westermanns Monatshefte. 1910. März. S. 890—892 mit 4 Abbild.

Buchmann, R., Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens.
Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literatur-Geschichte. N. F. 6. 1910. XVI, 236 S.

Härlin, A., Literarische Anleihen und Wandermotive.
National-Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 7 vom 13. Februar.

Hoffmann, K., Historische Dramen als Tragödien des modernen Problems.
Die Tat. Wege zu freiem Menschentum. 1. 1909/10. S. 634—645.

Kalkum, P., Westfälische Dichter des 17. Jahrhunderts. IV. V.
Dortmundisches Magazin. 1. 1909/10. S. 127—131. 139—144.

Lombard, A., L'Abbé Du Bos et l'origine de l'école romantiste.
Revue d'histoire littéraire de la France. 16. 1909. S. 677—690.

Maigron, L., Le Romantisme et l'homme de lettres.
Revue d'histoire littéraire de la France. 16. 1909. S. 645—676.

Meyer, R. M., Parodiestudien.
Velhagen & Klasings Monatshefte. 1910. Februar. S. 200—209.

Strauß und Torney, L. von, Literarische Selbstporträts. *Eckart.* 4. 1909/10. S. 326—335.

Zabel, E., Humor und Satire in der russisch. Literatur.
Nord und Süd vereint mit Morgen. 1910. 1. Februarheft. S. 223—235. (Schluß folgt.)

Einzelne Schriftsteller.

Arndt: Klemperer, V., Ernst Moritz Arndt. (Zu seinem fünfzigsten Todestage, den 29. Januar.)
Tägliche Rundschau. 1910. Unterhaltungsbeilage Nr. 23 vom 28. Januar.

—: Klemperer, V., Ernst Moritz Arndt als Lyriker.
Die Gegenwart. 39. 1910. Nr. 4. S. 69—71.

Arndt: Meisner, H., Ernst Moritz Arndt und seine Frau Nanna, geb. Schleiermacher. Mitteilungen aus ihrem Familienleben. *Eckart.* 4. 1909/10. S. 225–239.

—: Müller-Bohn, H., Erinnernngen an Ernst Moritz Arndt. Zum 50. Todestage des Dichters.
Vossische Zeitung. 1910. Nr. 48 vom 29. Januar.

Bierbaum: Otto Julius.
Das kleine Journal. 1910. Nr. 6 vom 7. Februar.

—: Rath, W., Bierbaum und Liliencron.
Tägliche Rundschau. 1910. Unterhaltungsbeilage Nr. 35 vom 11. Februar.

Brentano: Brechler, O., Prag in der Deutschen Dichtung. Clemens Brentanos Prolog zur „Gründung Prags". Mit Erläuterungen.
Deutsche Arbeit. 9. 1909/10. S. 282—292.

Byron: Byron and Bonaparte.
Quarterly Review. 1910. Januar. S. 1–31.

de Coster: Hussong, F., Tyll Ulenspiegel.
Tägliche Rundschau. 1910. Unterhaltungsbeilage Nr. 19 vom 24. Januar.

Courier: Samosch, S., Paul-Louis Courier. Eine Schicksalstragödie oder ein Sittendrama?
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 6 vom 6. Februar.

Dante: Boeken, H., Inleiding tot Dante's Hemel.
Nieuwe Gids. 25. 1910. Januar. S. 68—76.

Euripides: Croiset, M., Ce que nous savons d'Euripide.
Revue bleue. 1910. S. 65—68. 102–106.

Feydeau: Ettlinger, J., Ein vergessener Roman. (Ernest Feydeau, Fanny,)
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 4 vom 23. Januar.

Freytag: Dieckmann, J., Gustav Freytags dichterische Erstlinge.
National-Zeitung. 1910. Sonntags-Beilage Nr. 5 vom 30. Januar.

Goethe: Biese, A., Die Entwickelung des Goetheschen Naturgefühls.
Pädagogisches Archiv. 51. 1909. Dezember. S. 604–608.

—: Köster, A., Spinoza—Goethe—Kant.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1910. Nr. 5 vom 31. Januar.

—: Masing, W., Sprachliche Musik in Goethes Lyrik.
Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. 108. 1910. 79 S.

Gotthelf: Fasola, C., Jeremias Gotthelf (1797—1854).
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 291–309.

Grillparzer: Hock, S., Zur Einführung in das Studium Grillparzers.
Germanisch-romanische Monatsschrift. 1. 1909. S. 721—733.

—: Sauer, A., Ein Prager Roman als Quelle von Grillparzers „Ahnfrau".
Deutsche Arbeit. 9. 1909/10. S. 328—330.

Gutzkow: Houben, H. H., Karl Gutzkow in Berlin im Jahre 1837. I.
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 4 und 5 vom 23. u. 30. Januar.

Heinse: Poppenberg, F., Heinses Skizzenbücher.
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 6 vom 6. Februar.

—: Zinkernagel, F., Wilhelm Heinse. Ein Opfer des deutschen Klassizismus.
Frankfurter Zeitung. 1910. Nr. 19 vom 20. Januar.

Hölty: Fritsch, L., Ludwig Heinrich Chr. Hölty.
Xenien. 1910. S. 91—95.

Hofmannsthal: Frank, H., Über Hoffmannsthal.
Xenien. 1910. S. 70—79.

Hugo: Chabert, S., Un exemple d'influence virgilienne. Virgile et L'oeuvre de Victor Hugo.
Annales de l'Université de Grenoble. 21. 1909. S. 673—737.

Ibsen: Key, E., Ibsen et la femme.
La Revue. 1910. Nr. 2. S. 195—202.

—: Strecker, K., Ibsens Nachlaß.
Tägliche Rundschau. 1910. Unterhaltungsbeilage Nr. 29 vom 4. Februar.

Kleist: Mauke, R., Heinrich von Kleists erzgebirgische Reise. Aus Kleists Briefen mitgeteilt.
Glückauf. Zeitschrift des Erzgebirgsvereins. 29. 1909. S. 37—38. 68—70.

Klinger und **Leisewitz:** Longo, T., I fratelli nemici nei drammi di Klinger e di Leisewitz.
Rivista di letteratura tedesca. 3. 1909. S. 310—323.

Kuhn: Stickelberger, H., Der Volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn 1775—1849.
Neujahrs-Blatt der Literarischen Gesellschaft Bern. 1910. 95 S., 3 Taf.

La Fontaine: Deraine, E., Quelques particularités bibliographiques sur l'Oeuvre de la Fontaine.
Annales de la société historique et archéologique de Chateau-Thierry. 1908 (1909). S. 137—150.

Lessing: Muncker, F., Ein bisher unbekannter Brief Lessings.
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 7 vom 13. Februar.

Liliencron: Köhrer, E., Liliencron-Reliquien. Mit fünf unveröffentlichten Briefen.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1910. Nr. 7 vom 14. Februar.

Maarten: Nidden, E., Maarten Maartens.
Kunstwart. 1910. S. 149—154.

Maistre: Bonnefon, P., Xavier de Maistre. Lettres inédites.
Revue d'histoire littéraire de la France. 16. 1909. S. 691—733.

Mamroth: Klemperer, V., Fedor Mamroth.
Vossische Zeitung. 1910. Nr. 84 vom 19. Februar.

Mann: Havemann, J., Thomas Mann.
Eckart. 4. 1909/10. S. 239—255.

Meredith: Lubbock, P., George Meredith.
Quarterly Review. 1910. Januar. S. 207—224.

Meyer: Teutenberg, A., Conrad Ferdinand Meyers Briefe.
National-Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 7 vom 13. Februar.

Molière: Davids, W., Molière, naar de nieuwste onderzockingen. *De Gids.* 74. 1910. S. 90—121.

—: Schneegans, H., Molières Bedeutung für die französische Literaturgeschichte.
Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst u. Technik. 4. 1910. Sp. 193—210.

Münchhausen: Klemperer V., Börries von Münchhausen.
Westermanns Monatshefte. 1910. März. S. 881—889, 1 Portr.

Raabe: Krüger, H. A., Raabes Erstlingswerke. II. Ein Frühling. *Eckart.* 4. 1909/10. S. 255—266.

Reuter: Andrae, A., Zu Fritz Reuters „Läuschen" und „Olle Kamellen".
Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 23. 1909. S. 754—775.

Rostand: Claretie, L., Edmond Rostand.
La Revue. 1910. Nr. 2. S. 203—211.

—: Flat, P., Figures de ce temps: Edmond Rostand.
Revue Bleue. 1910. Nr. vom 15. Januar. S. 69—72.

Sainte-Beuve: Troubat, L., Le Cénacle de Sainte-Beuve. II. III. IV.
La Revue. 1910. S. 24—41. 212—228. 326—340.

Salten: Fontana, O. M., Felix Salten und seine Novellen. (Schluß.) *Xenien.* 1910. S. 95—99.

Schiller: Bauer, K., Schillers äußere Erscheinung.
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 222—291 mit 36 Abbild.

—: *Berger, K.*, Schillers „Doppelliebe".
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 163—184.

—: Kettner, G., Das Verhältnis des Schillerschen Tell zu den älteren Telldramen.
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 64—124.

—: Leitzmann, A., Schiller als Übersetzer eines Orphischen Hymnus?
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 59—63.

—: Petsch, R., Schiller und der deutsche Idealismus.
Pädagogisches Archiv. 51. 1909. Dezember. S. 579—592.

—: Proelß, J., Lotte Schiller und Schillers „Tell".
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 125—162.

—: Weizsäcker, P., Geschichte eines Schillerbildes.
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 185—221 mit 15 Abbild.

—: Weltrich, R., Schillers Fiesko und die geschichtliche Wahrheit.
Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 3. 1909. S. 292—409.

Schubart: Krauß, R., Schubart und die Druckerei der Hohen Karlsschule.
Vossische Zeitung. 1910. Sonntagsbeilage Nr. 7 vom 13. Februar.

Scott: Sir Walter Scott: His Friends and Critics.
Blackwood's Magazine. 1910. Februar. S. 187—205.

Shakespeare: Albright, V. E., The Shaksperian stage. *Columbia University Studies in English.* Ser. 2. Vol. 4. Nr. 3. 1909. XII, 194 S.

—: Lüdemann, M., Über den Begriff der tragischen Ironie und ihre Verwendung in einigen Dramen Shakespeares. *Zeitschrift für den deutschen Unterricht.* 23. 1909. S. 776—785.

—: Wood, A. J. P., The stage history of Shakespeare's King Richard the Third. *Columbia University Studies in English.* Ser. 2. Vol. 4. Nr. 2. 1909. XI, 186 S.

Swift: Lane-Poole, St., The alleged marriage of Swift and Stella. *Fortnightly Review.* 1910. Februar. S. 319—332.

Tennyson: Meynel, A., Tennyson. *Dublin Review.* 1910. Januar. S. 62—71.

Tillier: Cornicelius, M., Claude Tilliers Roman: Mon oncle Benjamin. *Deutsche Literaturzeitung.* 31. 1910. Sp. 133—145. 197—207.

Verlaine: Braun, Th., Paul Verlaine en Ardenne. (Lettres intimes.) *Les Marches de l'Est.* 1909/10. S. 505—516.

Wieland: Reitzer, H., Wieland als Kritiker. *Xenien.* 1910. S. 65—70.

Zahn: Jenny, E., Ernst Zahn. Skizze. *Literarische Neuigkeiten.* (Leipzig, K. F. Koehler.) 10. 1910. Nr. 1. S. 2–6 mit Porträt.

Neue Bücher und Bilder.

Von Professor *A. Salzers Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur* (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft) ging uns die 32. Lieferung zu, die Schillers dichterisches Schaffen der letzten Periode behandelt und mit vier interessanten Beilagen ausgestattet ist. — Von *Nagl-Zeidlers deutsch-österreichischer Literaturgeschichte* (Wien, Carl Fromme) erschien gleichzeitig die 15. Lieferung des Schlußbandes, die Grillparzer gewidmet ist, ein eigenartiges und fein gearbeitetes Kabinettstück literarhistorischer Charakteristik aus der Feder Professor Zeidlers.

———

Im Oktober 1907 veranstaltete die Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen in den Räumen des Alten Schlosses zu Straßburg eine Ausstellung von Bucheinbänden. Um die Erinnerung an diese Ausstellung, in der gegen 1500 alte Einbände zusammengebracht worden waren, festzuhalten, hat der um die Buchgeschichte und den Bucheinband längst rühmlichst verdiente Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S. unter dem Titel „*Die Kunst der alten Buchbinder*" die wertvollsten Buchdecken in vortrefflichen Reproduktionen vereinigt. Dr. *K. Westendorp* hat dazu eine feinsinnige Einleitung geschrieben, so daß die Publikation dem Historiker ein zuverlässiges Quellenmaterial, dem modernen Buchbinder ein für seine Praxis höchst wertvolles Lehr- und Anschauungsmittel, allen Bücherfreunden aber ein Werk bietet, dem sie ein lebhaftes Interesse entgegenbringen werden. Die wiedergegebenen Einbände umfassen alle Techniken der Bindekunst: Bücher mit Lederschnitt, Blindpressung, Metallbeschlägen, Mittelstücken, orientalischer Goldpressung in arabischen Ornamenten, Bandgeflecht und maureskem Rankenwerk, mit Monogrammen und anderen Dekorationen, in Stoffen aller Art, Silber, mit Schildpatt- und Perlmutterschmuck — eine reiche Fülle von anregenden und belehrenden Mustern mit genauen Beschreibungen. Das Buch, das zu billigem Preise verausgabt wird (M. 5,40), sei den Bibliophilen bestens empfohlen. —bl—

———

Das bei Giesecke & Devrient in Leipzig erscheinende *Hohenzollern-Jahrbuch* ist mit 1909 in seinen dreizehnten Jahrgang getreten; ein Beweis dafür, daß diese „Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern" auch in weiteren Kreisen günstige Aufnahme finden. Der neue Jahrgang enthält wieder eine reiche Fülle an interessantem Material und kostbaren Reproduktionen. Erwähnt seien die Untersuchungen des Dr. *Volz* über „Friedrich den Großen am Schreibtisch", ein Artikel, der mit zahlreichen Faksimilien der Handschrift König Friedrichs geschmückt ist und den Autographenfreunden willkommen sein wird; die Abhandlung des Direktors Dr. *Meyer* vom Herzoglichen Museum in Braunschweig über die Bildnisse der Herzogin Philippine Charlotte, die Schwester des großen Friedrich, besonders über Tischbeins Familienbild von 1762 auf Schloß Wilhelmshöhe; des Herausgebers Dr. *Paul Seidel* Aufsätze über die Eröffnung der Schack-Galerie und über Kunst und Kunstgewerbe in den Königlichen Schlössern; Geheimrat Dr. *Kosers* vergleichende Charakteristik über die Politik des Kurfürsten Friedrich II. und Albrecht von Brandenburg, und Friedr. *Backschats* Beitrag: der Brand der Potsdamer Nikolaikirche am 3. September 1795.

Einen besonderen Wert geben dem Jahrbuch auch diesmal die Abbildungen. In der Aquarellsammlung Kaiser Wilhelms I., deren Beschreibung Archivrat Dr. *Grainer* fortsetzt, finden sich ganz köstliche Stücke, die nicht nur künstlerisch bedeutsam, sondern auch für die Zeitgeschichte von höchstem Interesse sind. In ähnlicher Weise reich illustriert sind die übrigen ikonographischen Aufsätze des Landes, sowie der Beitrag des Archivrats Dr. Georg Schuster über die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Hessen, dem auch verschiedene genealogische Tabellen beigegeben sind. Die schönen Reproduktionen wie die Gesamtausstattung des Foliobandes empfehlen das Jahrbuch der Beachtung der Bibliophilen. —bl—

———

Von *Eduard Fuchs* dreibändiger *Illustrierter Sittengeschichte vom Mittelalter zur Neuzeit* (München, Albert Langen) wurde soeben das erste Heft des zweiten

Bandes verausgabt. Der Band behandelt die Epoche des Absolutismus, die sogenannte „galante Zeit“, die an literarischen und künstlerischen Dokumenten zur Sittengeschichte ungleich reichhaltiger ist als die Renaissance und in der Verfeinerung der Ars Amandi ein Lebensziel sah. Wie die vorliegende Lieferung zeigt, soll auch dieser Band gleich dem ersten typographisch mustergültig ausgestattet werden; der billige Preis von einer Mark für das Heft ist derselbe geblieben.

—bl—

Der dritte Jahrgang des „*Jahrbuches der Bücherpreise* — Alphabetische Zusammenstellung der wichtigsten auf den europäischen Auktionen (mit Ausschluß der englischen) verkauften Bücher .mit den erzielten Preisen, bearbeitet von *C. Beck.* III. Jahrgang, 1908, Leipzig, Otto Harrassowitz 1909 (325 + X)“ — ist später als sonst erschienen und so mag auch die in diesen Blättern ein wenig post festum kommende Anzeige dieses für uns Bibliophilen so nützlichen Nachschlagebuches, das sich in allen Interessenkreisen bereits fest eingebürgert hat, einigermaßen entschuldigt sein. Die Anlage des Bandes ist dieselbe geblieben wie in den früheren Jahrgängen. Es präsentiert sich trotz seinem erweiterten Umfange — gegenüber dem 1. Jahrgang ist es nahezu um ein Drittel gewachsen — äußerlich ebenso handlich wie die früher erschienenen Jahrbücher, einige Auktionsinstitute wurden in den Kreis der berücksichtigsten Preise neu einbezogen. Im Vorwort wird wieder über die Schwierigkeiten Klage geführt, mit denen die Herausgeber wegen Beschaffung des nötigen Materials zu kämpfen hatten, was um so auffälliger ist, als die Namen der im vorliegenden Jahrgange herangezogenen Auktionshäuser fast durchgehend zu den ersten auf diesen Gebieten zählen. Es würde sich vielleicht trotz den erwähnten Hindernissen in Zukunft empfehlen, auch kleinere Firmen zu berücksichtigen, zumal die Versteigerungsergebnisse der großen Unternehmungen nicht immer als Maßstäbe bei Wertveranschlagungen gelten können. Das etwas heikle Thema der Auktionen soll hier nicht weiter berührt werden. Im Buchhändlerbörsenblatt ist ja diese Angelegenheit bereits einigemale der Gegenstand zum Teil sehr erregter Erörterungen gewesen und zwar ging die Kritik gewisser Bräuche und Mißstände ausschließlich von Buchhändlern selbst aus. Die Doppelstellung, in der sich Auktionsfirmen befinden, indem sie die Interessen des Verkäufers und des Käufers gleichermaßen wahren sollen, bringt es mit sich, daß manches Auktionsergebnis als ziemlich problematisch angesehen werden muß. Damit soll kein Vorwurf gegen bestimmte Häuser erhoben werden, denn die Übelstände sind nicht durch Personen, sondern durch die Dinge verursacht. Aber so wenig der Sozialstatistiker für die von ihm konstatierten sozialen Erscheinungen und Mißstände verantwortlich gemacht werden kann, ebenso wenig kann es mir einfallen, die im Grunde genommen nur verzeichnende Tätigkeit der Herausgeber des „Jahrbuches der Bücherpreise“ in irgend ein Ursacheverhältnis mit den angedeuteten Dingen zu bringen.

Was der Herausgeber zu leisten hatte, ist vollständig, gut, sauber und übersichtlich gemacht worden; das Jahrbuch unterrichtet rasch und vorzüglich und es ist heute schon — müssen auch einzelnen Auktionsergebnissen mit Rücksicht auf das früher Gesagte Fragezeichen angehängt werden — für uns Bibliophilen ein unentbehrliches Nachschlage- und Verständigungsbuch geworden, ein Werkzeug unserer Sammeltätigkeit, das bei manchen Gelegenheiten sogar zum Rüstzeug wird und als Waffe dient, um unseren Geldbeutel vor unberechtigten Ansprüchen zu bewahren. Nachprüfungen, die ich vornahm, lassen die angeführten Ziffern als mit größter Sorgfalt und Korrektheit gebuchte erkennen. Mag auch bei einzelnen Werken, die im Laufe der letzten Jahre nicht auf dem Auktionsmarkte auftauchten, das „Jahrbuch“ keine Auskunft geben, in den meisten Fällen wird doch der Benutzer auf seine Rechnung kommen. So — um nur ein kleines Beispiel anzuführen — benötigte ich die Kenntnis der Auktionspreise für Eudels „Fälscherkünste“ und für das „Taschenbuch f. Grabennymphen auf d. J. 1787“. Für beide Sachen holte ich mir Aufschluß und — wie ich ausdrücklich noch erklären will — völlig genauen, denn die verzeichneten Preise stimmen mit den seinerzeit hiefür erzielten Auktionsergebnissen bis auf den Kreuzer überein. Die Beispiele lassen sich natürlich noch vermehren; auch mögen einzelne Irrtümer, wie das bei jedem ähnlich angelegten Werke begreiflich ist, vorkommen. Ein vergleichender Blick bestätigt die Tatsache, daß sich die vor fünf bis sechs Jahren zum Teile künstlich hinaufgeschraubten Preise, insbesondere von Romantikerausgaben, auf die Dauer nicht halten konnten. Das gilt auch von einzelnen Stücken der klassischen Literatur, wenngleich hier, von Zufallsergebnissen abgesehen, eine zwar langsame, aber dennoch ständige Aufwärtsbewegung der Preise zu verzeichnen ist. Auch die letzte Auktion Deneke bei Baer in Frankfurt a. M., deren Ergebnisse übrigens nur sehr bedingte Gewähr für den heutigen Stand des Altbüchermarktes besitzen, hat uns das gezeigt, mögen auch allzu hochgespannte Erwartungen oder Befürchtungen hierbei nicht eingetroffen sein. So bietet das Jahrbuch, dessen Preis 11 M. beträgt, eine vortrefflich unterrichtende Übersicht über den jeweiligen Stand des Auktionsmarktes, weshalb es neuerlich allen Bücherfreunden, Antiquaren, Bibliotheken warm empfohlen sei.

Hans Feigl.

Kleine Mitteilungen.

Ausstellung im Buchgewerbehaus zu Leipzig. In den unteren Räumen des Buchgewerbehauses sind Arbeiten von *E. M. Lilien* ausgestellt, in der Hauptsache Handzeichnungen, Entwürfe zu den „Büchern der Bibel“, von denen im Verlag von George Westermann in Braunschweig bis jetzt zwei Bände, der erste und der sechste, erschienen sind. Die Frühwerke des Meisters, d. h. die in den neunziger Jahren für die Münchener „Jugend“ gefertigten Entwürfe, in denen er zum erstenmal versucht hat, eigene künstlerische Gedanken zu äußern, fehlen. Und das ist ganz in Ordnung, stellt er sich doch erst in den reiferen Werken

als eine bedeutende, festumrissene Persönlichkeit dar. In dem im Jahre 1900 bei Lattmann in Goslar erschienenen Buch „Juda“, Gesänge von Börries Frh. v. Münchhausen, tritt er uns zum erstenmal als Interpret spezifisch jüdischer Gedanken entgegen, zwei Jahre darauf folgten die „Lieder des Ghetto“ von Morris Rosenfeld, übersetzt von Berthold Feiwel, 1903 kam schon ein größeres Buch über ihn heraus unter dem Titel: E. M. Lilien, sein Werk, mit einer Einleitung von St. Zweig, Verlag von Schuster & Löffler, von den zwei „Büchern der Bibel“ enthält das eine die Bücher Mose und das Buch Josua, das andere die Liederdichtung (die Psalmen, die Klagelieder, das Hohelied). Die Kunst Liliens wurzelt fest in seiner Rasse, er sucht sein Judentum nicht zu verbergen, sondern kehrt es offen hervor, unterstreicht es sogar und eröffnet uns, da diese Rasse unverfälscht und wahr ist, Blicke in eine Welt voll herber Größe und voll von eigentümlichem poetischem Reiz, von dem wir vorher kaum eine Ahnung hatten. Diese Bibelillustrationen entfernen sich durchaus von alle dem, was bis jetzt in so unerschöpflicher Fülle auf diesem Gebiete produziert wurde, sie sind ganz persönlich, zionistisch vielleicht in ihren Grundgedanken, und von ganz origineller künstlerischer Anschauungskraft. Lilien war selbst in Palästina und hat mehr als einmal auf seinen Blättern direkt Ansichten der Stadtmauer von Jerusalem und seiner Umgebung verwendet. Sein Stil ist rein illustrativ und arbeitet ausschließlich mit Linie und Fläche und feiner Verteilung im Raum. Einzelne Blätter, wie die ganz als dunkle Silhouette gegen den hellen Hintergrund stehenden Palmen oder das öfters wiederholte Motiv des pflügenden Juden, sind Kabinettstücke graphischer Kunst, die nicht selten etwas an japanische Holzschnitte gemahnen. Von feinem dekorativen Empfinden zeugen die Umrahmungen, Leisten und Schlußstücke, die Lilien besonders bei seinen früheren Werken so üppig mit pflanzlichen und figürlichen Motiven ausschmückte, beinahe ebenso wirkungsvoll sind die ganz einfachen Schmuckstücke, die öfters nur hebräische Buchstaben zu ornamentalen Reihungen verwenden. Auch Initialen hat Lilien gezeichnet, doch wirken seine buchkünstlerischen Erfindungen im Buche selbst häufig zu gedrängt, sie scheinen zu sehr Selbstzweck und sie fügen sich nur schlecht den rein typographischen Teilen ein. In letzter Zeit hat sich der Künstler näher mit dem Radieren befaßt und manch hübsches Blatt geschaffen; vermutlich werden wir in Zukunft noch mehr der Art von dem immer noch jugendlichen Künstler zu sehen bekommen.

Im Saal der alten Drucke ist eine Ausstellung *französischer Lithographien aus der Zeit der Romantik* zu sehen, die die Hauptmeister dieser Periode in einzelnen Proben vorführen soll. Die Romantik ist die eigentliche Blüte der Lithographie, die, eben erst entdeckt, als das billigste und praktischste Mittel der Vervielfältigung vor der Erfindung der photomechanischen Reproduktionsverfahren schnell genug erkannt wurde, und nicht Deutschland, sondern Frankreich gebührt das Verdienst, ihre hervorragende Verwendbarkeit für freie künstlerische Produktion ausgenützt zu haben. Der erste Teil der ausgestellten Blätter, die aus Privatbesitz, vor allem aus der reichen Sammlung des bekannten Kulturhistorikers Eduard Fuchs in Zehlendorf, stammen, umfaßt zunächst die Kleinmeister der Karikatur *Henry Monnier, Boilly, N. T. Charlet, Raffet, H. Vernet, Grandville, Bellangé, Poitevin, Maurin, Lami, Decamps, Quillenbois, Philipon, Bourdet, Numa, Adam, E. de Beaumont*, dann *Delacroix* und *Gavarni*. Von ihnen ist besonders Lami sehr gut vertreten durch eine Anzahl kolorierter Blätter, von Poitevin sind natürlich Proben aus den Diableries ausgestellt, von Grandville unter anderem eine seiner Tierkarikaturen. Eine Anzahl Blätter zeigt Decamps als Meister der politischen Karikatur, Philipon, der rührige Herausgeber der Caricature und des Charivari, ist als Spezialist der Modekarikatur kennen zu lernen, besonders gut kommt aber Monnier zur Geltung, dessen reizvolle kleine Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben den Gedanken gar nicht aufkommen lassen, daß sie eigentlich als Karikaturen gedacht sind. Die Gavarni-Sammlung des Herrn Fuchs hat ihre besten Blätter hergegeben, vor allem der Zyklus: La boite aux lettres ist in wundervollen kolorierten Abdrücken zu genießen, ferner das Frühwerk: La jeunesse de J. J. Rousseau und: Masques et visages, physionomies parisiennes, impressions de menage u. a. m. Es finden sich Blätter darunter, die aussehen wie Zeichnungen von Menzel, andere lassen deutlich erkennen, wieviel unserer modernen Karikaturisten, etwa wie Reznicek, von diesen Meistern gelernt haben, wie sehr sie ihnen eigentlich nachstehen. Eine andere Gruppe der ausgestellten Blätter verkörpert das technische Können der französischen Lithographen. Leute wie *Le Roux, Deveria, Nanteuil, Mouilleron, H. Baron, Anastasi, Grevedon, Pirondon, C. Motte, Debacq, Roqueplan* stehen als Künstler zwar den anderen nach, haben aber ein außerordentliches Geschick in dem Gebrauch von Schabeisen und lithographischer Kreide am besten in der Reproduktion von Gemälden erwiesen. Unsere modernen Lithographen müssen vor diesen Blättern mit Beschämung gestehen, daß sie mit dem besten Willen nicht mehr imstande sind, etwas Ähnliches zu machen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Blätter von Maurin als frühe Chromolithographien und die Arbeiten von P. *Guerin* als Inkunabeln der Lithographie.

Dr. *Joh. Schinnerer.*

Zur Reproduktion vergilbter Drucke. Alte Drucke werden in neuerer Zeit oft mit allen Fehlern, Undeutlichkeiten, allem Schmutz photographiert um den derzeitigen Zustand genau erkennen zu lassen. Wo es sich aber um möglichst lückenlose getreue Wiedergabe von Texten handelt, da ist es erforderlich, die Drucke vor der Aufnahme und Reproduktion mit aller Schonung zu restaurieren. Dasselbe ist nötig, wenn wertvolle alte Stiche, die gelitten haben, reproduziert werden sollen, Stiche, die vielleicht in einem zweiten Exemplare kaum noch aufzutreiben sind.

Dreierlei ist dabei im Auge zu halten: das Original darf nicht Schaden leiden, die Fläche des Papiers muß in tunlichst fleckenloser Reine und Weiße und die

Druckfarbe möglichst tiefschwarz wieder hergestellt werden. (Einige gute Methoden der Restaurierung brachten die in dem bekannten Verlage photographischer Literatur von Gustav Schmidt, Berlin erscheinenden „Photographischen Mitteilungen" 1909, Heft 23).

Viele von den Papierstoffen, auf welche Stiche gedruckt werden, sind bald voll Wasser gesogen, wie Löschpapier. Andere Stiche sind auf dünnes Chinapapier gedruckt, das auf stärkeres Papier aufgeklebt ist.

Wo nur Oberflächenschmutz vorliegt, gelingt meist die Klärung des Stiches auf trockenem Wege. Man stäubt zunächst sorgsam mit einem Pinsel ab und säubert weiter mit trockener Brotkrume, die man zuvor auf anderem Papier an einigen Bleistiftstrichen auf ihre Wirksamkeit ausprobiert. Bisweilen erweist sich guter Reibgummi zweckmäßiger, Naturgummi schont die Druckfarbe am besten.

Alle Mittel, Drucke durch chemische Mittel zu klären, beruhen auf der bleichenden Wirkung des Chlors, müssen also mit größter Vorsicht angewendet werden, will man nicht zugleich mit Weiße des Papiers Mattheit oder Verschwinden des Druckes herbeiführen. Man legt das Bild flach in eine Schale und gießt klares Wasser darüber, so daß sich das Papier gut vollsaugen kann. Nachdem dies geschehen ist, gießt man das Wasser ab und präpariert eine stark verdünnte Lösung Chlorkalk-Chlorkalk (1 Teil auf 10 Teile destilliertes Wasser), die man zuerst verreibt und dann mit dem Wasser drei Stunden stehen läßt, indem man ab und zu umrührt. Sodann filtriert man die Lösung sorgfältig. Für die Anwendung am Stiche wird diese Lösung erst noch mit 3,9 Teilen Wasser verdünnt. Legt man dann den Druck in die verdünnte Lösung, so verschwinden bald viele der Flecken. Folgen die übrigen nicht nach einiger Zeit nach, so setzt man zuerst von vorrätig behaltener verdünnter Lösung etwas zu, was dann noch an Flecken übrig bleibt, wird man durch wenige Tropfen sehr verdünnten Königswassers, das man der Lösung hinzufügt, sicher entfernen.

Sofort nach Klärung des Bildes muß es aufs Sorgfältigste unter mehrfachem Erneuern klaren Wassers gewaschen bezw. gespült werden, damit keine Chlorrückstände zurückbleiben. Letztere würden die Papierfaser angreifen und später neue Flecken hervorrufen. Man legt dann das Bild in eine sehr dünne Fischleimlösung um ihm wieder Festigkeit zu geben, jedoch nicht ohne das Bild zuvor zwischen neuem Fließpapier ab getrocknet zu haben. Ist die Fischleimlösung dann völlig getrocknet, so legt man, um ihm die frühere Glätte wiederzugeben das Bild auf eine ebene weiche Fläche, legt ein Blatt glattes Papier darauf und übergeht es mit einem Bügeleisen.

Dem „British Journal" entnehmen wir noch ein anderes bewährtes Verfahren. Nach der gründlichen Reinigung von Schmutz wie vorerwähnt, legt man das Bild in eine Schale und übergießt es mit Wasser, bis es völlig durchweicht ist. Dann läßt man das Bild abtropfen, leert die Schale und gießt in dieselbe eine verdünnte Lösung von Natriumhypochlorit, die man umschaukelt. Sodann bereitet man sich zwei weitere Lösungen in besonderen Schalen:

I. Chlorkalk	120 g	II. Natriumkarbonat	240 g
Wasser, destilliert	1800 g	Wasser, destilliert	600 g

Lösung I setzt man in einer Flasche an. Die klare Lösung wird abgegossen, dieser wird dann Lösung II zugesetzt. Es fällt sich nun ein Niederschlag von Kalziumkarbonat aus, während Natriumhypochlorid in der Lösung verbleibt; letztere wird nun filtriert. Für den Gebrauch verdünnt man einen Teil dieser Lösung mit 3—4 Teilen destillierten Wassers.

Man legt das Bild, wie oben erwähnt, ein und wird bald bemerken, daß fast alle Flecken verschwinden. Um die zurückgebliebenen Flecke zu entfernen, setzt man von der Vorratslösung noch einen Teil zu, bezw. benutzt letztere verdünnt. Ganz hartnäckige Flecken zu bekämpfen, setzt man noch ein wenig Oxalsäurelösung zu. Nach völliger Reinigung muß man die erwähnte sorgfältige Spülung mit Wasser vornehmen, damit keine Spur von Chlor zurückbleibt. Ist das Papier zu empfindlich, um es einer längeren Waschung auszusetzen, so bringe man das Bild in eine dünne Lösung von Fixiernatron, welche als Antichlor wirkt. Nachdem wässert man das Bild nur noch ein- oder zweimal. Das Trocknen und Glätten geschieht wie vorerwähnt.

Drucke auf Chinapapier erfordern besonders vorsichtige Behandlung, lösen sie sich ab, so müssen sie sehr behutsam mit Mehl- oder Stärkekleister wieder aufgezogen werden.

Etwaige Fettflecken entfernt man am besten mit Benzin. Man befeuchtet die Flecken damit und drückt sie nach ein bis zwei Minuten Einwirkung mit Fließpapier ab. Dies wiederholt man so oft bis die Flecken verschwunden sind, was man feststellt, indem man das Bild gegen das Licht hält.

Nicht zu übersehen ist bei allen solchen Rezepten, daß man sie zuvor an wertlosen Stichen oder Drucken ähnlicher Art ausprobiert und sich ein wenig Übung n den Hantierungen aneignet.

Die angegebenen Mittel sind selbstverständlich ebensowohl anwendbar, wenn es sich nicht um Reproduktion, sondern lediglich um Reinigung von Drucken handelt. *P. H.*

Griechische Meisterdrucke. Der vor einigen Jahren verstorbene *Robert Proctor*, der hervorragendste Inkunabel-Kenner unserer Zeit, hatte ein griechisches Alphabet herstellen lassen, das die höchsten Ansprüche an Formenschönheit erfüllte. Er hat im Jahre 1905 die Äschyleische „Orestie" mit diesen griechischen Buchstaben drucken lassen und damit der Vollendung griechischer Tragödie ein würdiges Gewand geschaffen. Nunmehr folgt die „Odyssee", mit den gleichen von Proctor gezeichneten Typen bei der Oxford University-Press gedruckt, in einer wundervollen Ausstattung in Rot und Schwarz auf Kelmscott-Papier. Theokrits Idyllen sollen dann noch in gleicher Weise ediert werden. Der Text der „Odyssee" ist nach der Ausgabe von *Monro* mit wenigen Änderungen hergestellt. Zu dieser würdigen Prachtausgabe gibt das „Athenaeum" einige bibliographische Notizen über Homer-

Drucke, die wir für die Bücherfreunde wiederholen. — Von allen griechischen Autoren hatte Homer am längsten auf eine würdige Ausgabe zu warten. Im XV. Jahrhundert wurde er nur einmal, und zwar in Florenz 1488 gedruckt. Die dafür verwendeten Typen waren die von *Demetrios Damilas* im Jahre 1476 zu Mailand vorbereiteten. Eine Handschrift aus dem XII. Jahrhundert lag dafür zugrunde. Der Hauptfehler der damaligen Typen war, daß man nicht allein versuchte, die Formen der handschriftlichen Buchstaben nachzuahmen, sondern auch die Ligaturen der Schreibschrift zu bewahren, im Widerspruch zur Drucktechnik, welche doch einzelne getrennte Typen nebeneinander stellt. Im XVI. Jahrhundert erhielt die Aldina mit ihren falschen kalligraphischen Idealen und ihrer komplizierten Herstellung die Übermacht auf dem Typenmarkte. Als Modell waren diese griechischen Typen viel geringwertiger als jene französischen königlichen Typen des Jahres 1544, die unter dem Namen „Le Grec du roi" (s. darüber Z. f. B. 1903/4 I. S, 136) bekannt sind, weil sie *Claude Garamond* für Franz I. geschnitten hatte. Es waren die gleichen Typen die die Etiennes später gebrauchten. — Das französische Modell beeinflußte zweifellos die englischen Typen des *Chrysostomos* von Eton und andere griechische Drucke in England, die holländischen Vorbildern nachgeahmt wurden. Viele verhältnismäßig hervorragend schöne Bücher wurden damals produziert, die dem falschen Wege, eine griechische Handschrift nachzuahmen, gefolgt waren. Als das beste Stück griechischen Druckes aus dem XVIII. Jahrhundert ist der 1756 von *Foulis* in Glasgow herausgegebene Homer zu betrachten. Hier ist „le Grec du roi" soviel wie möglich reproduziert. — Nunmehr darf die „Odyssee" der Oxford University-Press als die erste Ausgabe begrüßt werden, die einen fast tadellosen Text in vollendeter Form, Typensatz, Seitenarrangement und Papier bringt. Die Herausgeber haben Proctors Erklärung der Herkunft seiner Typen vorausgedruckt. Es ist zu bedauern, daß der — notwendigerweise hochgestellte — Preis des Bandes und die beschränkte Anzahl der gedruckten Exemplare eine größere Verbreitung der Oxforder Odyssee in den Proctorschen Typen verhindern. Denn dieser Band ist ein Denkmal vornehmer Einfachheit, des Dichters durch und durch würdig. M.

Zur Goethe-Bibliographie. Die Abhandlung *Otto Denekes* über die *Einzeldrucke Goethescher Werke* bei Göschen 1787—1790 im August/September-Heft wird Bibliophilen wie Bibliographen ein außerordentlich willkommener Beitrag zur Goethe-Bibliographie gewesen sein, mag sich auch mancher den darin geäußerten Hypothesen gegenüber skeptisch verhalten. In der Hoffnung, daß auch andere Sammler sich nun ihre Schätze näher ansehen und von etwaigen Entdeckungen Mitteilung machen unter Aufopferung des Ehrgeizes, unbeschriebene Drucke zu besitzen, möchte ich hier *zwei Goethesche Einzeldrucke* mit Göschens Firma aus meiner Sammlung anführen, die sich unter dem großen, von Deneke durchgearbeiteten Material nicht befanden:

Vom „Götz" kennt Deneke nur *eine* unrechtmäßige Ausgabe mit Göschens Firma. Mir liegen von dieser Ausgabe mit 221 Seiten zwei verschiedene Drucke vor:

a) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel von Göthe. Aechte Ausgabe. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen 1787. Titelblatt, 221 SS.

Kennzeichen: S. 4 (Personenverzeichnis) beginnt Z. 8: der. S. 196, 4. Z. von unten: ihm.

b) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel von Göthe. Aechte Ausgabe. Leipzig bey Georg Joachim Göschen 1787. Titelblatt, 221 SS.

Kennzeichen: S. 4 (Personenverzeichnis) beginnt Z. 8: Reichsarmee. S. 196, 4. Z. von unten: ihn.

Deneke führt als „spätere" Egmontdrucke zwei mit der Jahreszahl 1788 an: Merkmal des ersten S. 81, Z. 14: rednische (statt rednerische), des zweiten S. 19, Z. 15: Maiavell (statt Machiavell). Mir liegen nun zwei Egmontdrucke mit dem Fehler auf S. 81, Z. 14 vor, die sich untereinander aber bedeutend unterscheiden:

a) Egmont. Trauerspiel von Göthe. Leipzig, bey G. J. Göschen 1788. Titelblatt, 177 SS.

Kennzeichen: S. 30 letzte Z. schließt: sie sieht. S. 175, Z. 10 beginnt: mäßig.

b) Egmont. Trauerspiel von Göthe. Leipzig, bey G. J. Göschen 1788. Titelblatt, 177 SS.

Kennzeichen: S. 30 letzte Zeile schließt: einige. S. 175, Z. 10 beginnt: Seine. Ferner unterscheiden sich a und b durch verschiedene Lettern der Seitenzahlen des Personenverzeichnisses usw. *Kurt Wolff.*

Einen namentlich auch für Musikhistoriker interessanten Fund hat der bekannte *Schubart-Forscher* Professor *Holzer* (Ulm) gemacht. Er erhielt im vorigen Jahre die Nachricht, daß sich in einer von einem Berliner Antiquariat erworbenen Bibliothek ein Conzerto für Cello in drei Sätzen, mit Orchesterbegleitung von Schubart befinde. Da bisher in der ganzen Schubart-Literatur sich nirgend die Spur einer solchen Komposition vorfand, verhielt sich Holzer der Mitteilung gegenüber zuerst skeptisch, erwarb aber nach sorgfältiger Prüfung und nach einer Beratung mit Münchener Sachverständigen die Komposition. Konnte man vielleicht auch anfangs eine Namensverwechslung (Schubert, Schobert, Schabert) annehmen, so ergab die nähere Prüfung doch zweifellos, daß die Komposition Schubartsche Erfindung, Melodie und Orchestrierung an sich trage. Nun erheben sich aber folgende Fragen: In welcher Zeit hat Schubart die drei Sätze komponiert? Wie kam er dazu, das Opus in Braunschweig zu verlegen? Und wo sind die sechs Werke, die dem in Frage stehenden, das die Bezeichnung „Opus 7" trägt, vorangehen? Für welche Art von Cello muß das Stück geschrieben worden sein, da die darin enthaltenen Passagen auf dem heutigen Cello unausführbar sind? Der findige Forscher hofft, auch diese Rätsel lösen zu können. (*Börsenblatt.*)

Deutsche Zeitungen in Amerika. Die bekannte, von Professor Langhans herausgegebene, wissenschaftliche Zeitschrift zur Deutschkunde „Die Deutsche Erde" hatte auf Grund einer Statistik des German Newspaper

Directory einen Rückgang der deutsch-amerikanischen Presse feststellen zu müssen geglaubt. Danach bestanden in den Vereinigten Staaten im Jahre 1896: 787, 1902: 743, 1909: 716 deutsche Zeitschriften, worunter 80 Tageblätter, 554 Wochenblätter und 82 Monatsschriften. Wie die „Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland" berichten, ist das führende Blatt der Neuyorker deutschen Bewegung „Der deutsche Vorkämpfer" mit diesem Schlusse nicht einverstanden. Es weist darauf hin, daß im letzten Jahrzehnt in einer großen Anzahl von Städten die Fusionierung von zwei oder mehreren kleineren deutschen Konkurrenzblättern stattgefunden habe, durch die einzelne bedeutende und lebensfähige Blätter an die Stelle von mehreren mit geringer Verbreitung getreten seien, so in St. Louis, Milwaukee und Cleveland.

Unter Leitung von Prof. Dr. *Emil Abderhalden* wurde am 2. Dezember v. J. in Berlin das *Internationale Institut für Bibliographie der Medizin* gegründet, um die gesamte Literatur der Medizin und ihrer Grenzgebiete mit Hilfe eines internationalen Stabes von Mitarbeitern an einer neutralen Zentralstelle zu sammeln, zu sichten und systematisch unter Beigabe von Referaten zu veröffentlichen. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W. 50, Spichernstraße 17. Der Jahresbeitrag für Mitglieder beläuft sich auf 15 M., wofür das vierzehntägig erscheinende „Zentralorgan der gesamten Medizin und der Nachbargebiete" kostenlos, die andern Ausgaben dagegen zum halben Ladenpreise geliefert werden.

Über eine der ersten bibliographischen Zeitschriften Europas, die „*Annales typographiques*", die von 1759 bis 1763 in Paris erschienen, macht in ihren letzten Nummern die „Bibliographie de la France" einige nähere Mitteilungen. Diese Zeitschrift war nämlich nicht, wie man nach dem Titel vermuten könnte, druckgeschichtlicher oder drucktechnischer Art, sondern hatte den Zweck, nach Art unserer heutigen kritisch-bibliographischen Zeitschriften dem gebildeten Publikum die Titel und gedrängten Inhaltsübersichten über sämtliche oder doch die wichtigsten in den verschiedenen Ländern Europas erschienenen Bücher zu bieten; es war also, in größerem Maßstab allerdings, ein Versuch, wie ihn schon der P. *Jacob de Saint-Charles* im XVII. Jahrhundert mit seiner Bibliographia Parisiana und seiner Bibliographia Gallica Universalis (1643—1655) unternommen hatte. „Diese Zeitschrift", sagt Guérard in seiner „France littéraire" von den Annales typographiques, „kann als ein Muster ihrer Art betrachtet werden. Ebenso gelehrte wie lehrreiche Inhaltsübersichten geben, ohne den Wortschwall und die Gemeinplätze, mit denen nur allzuoft unsere literarischen Zeitschriften angefüllt sind, ein klares Bild von den angezeigten Werken.

Die „Annales typographiques" erschienen in zwei Reihen; die erste, in Quartformat, gab wöchentlich unter der Redaktion von Morin d'Hérouville im Jahre 1759 über alle Bücher Auskunft, die im Jahre 1757 in Frankreich, Deutschland, Holland und Italien erschienen waren; die zweite Reihe erschien in monatlichen Oktavheften und berichtet insgesamt in zehn Bänden von 1760—1763 über die Bücher, die von 1758 bis 1762 in Europa gedruckt wurden. Der genaue Titel der Zeitschrift war: „Annales typographiques ou Notice des Progrès des Connoissances Humaines"; sie erschien bei Michel Lambert mit königlichem Privilegium, das am 15. November 1758 in Register XV der Königlichen Buchhändler- und Buchdruckerkammer eingetragen wurde. Das „Feuille nécessaire", eine andere literarische Zeitschrift, die 1759 bei demselben Verleger herausgegeben wurde, sagt über Zweck und Bezugsweise der „Annales typographiques": „Dieses Werk, von dem jeden Samstag ein Blatt in 4° verteilt wird, enthält kurze Notizen über alle während des Jahres 1757 in Europa gedruckten Bücher. Gleichzeitig die Trockenheit eines einfachen Katalogs und die Weitschweifigkeit eines Fachblatts vermeidend, sagt der Verfasser jeweils genug, um die Neugierde derer zu befriedigen, denen der Gegenstand des Buches weniger Interesse bietet, und um den Wunsch nach näherer Bekanntschaft in den Köpfen derer hervorzurufen, die dem Gegenstand des Buches mehr Interesse abgewinnen können. Am Ende jedes Jahres soll eine nach Gegenständen geordnete Liste der Bücher beigefügt werden, der ein alphabetisches Verzeichnis der Verfasser folgen wird. Die Aufnahme, die das Publikum den 35 ersten Blättern des Werkes bereitet hat, ist ein Beweis seiner Zufriedenheit. Der Bezugspreis beträgt 12 Livres für Paris und 15 Livres 10 Sous bei freier Zustellung für die Provinz." — Trotz dieser anfänglichen Erfolge scheint aber das zweifellos für seine Zeit sehr verdienstliche Unternehmen keinen rechten Boden gefunden zu haben, da es schon nach vierjährigem Bestehen wieder aus den Reihen der Literaturzeitschriften verschwand.

Der Vorstand der *Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde* setzt aus der Mevissen-Stiftung einen Preis von 5000 M. aus für die Lösung folgender Preisaufgabe: *Die Rheinprovinz unter der preußischen Verwaltung von 1815 bis zum Erlaß der Verfassungsurkunde.* Gewünscht wird eine aus dem handschriftlichen und gedruckten Quellenmateriale geschöpfte Darstellung in einem Bande ohne Quellenbeilagen. — Bewerbungsschriften sind bis zum 1. März 1914 an den Vorsitzenden, Archivdirektor Professor Dr. Hansen in Köln, einzusenden.

Die *Arbeiterbibliotheken in Leipzig* haben im Jahre 1909 einen weiteren Aufschwung genommen. In den 64 Bibliotheken des Stadt- und Landbezirks Leipzig wurden im vergangenen Jahre 140344 Bände verliehen. Die Entwicklung in den letzten Jahren ist ganz beispiellos. Während im Jahre 1906 ungefähr 20000 Bände verliehen wurden (genaue Feststellungen sind in diesem Jahre in sehr vielen Orten nicht gemacht worden), waren es 1907 schon 70835, und 1908 wurden 121563 Bände ausgeliehen. Seit vier Jahren hat sich also die Benutzung der Bibliotheken versiebenfacht. Damit ist Leipzig an die erste Stelle in bezug auf das Bibliothek-

wesen der Arbeiterorganisationen gerückt. Selbst die Berliner Organisationen haben in ihrer Gesamtheit keine so hohe Frequenz aufzuweisen.

In der größten Leipziger Arbeiterbibliothek, der von Plagwitz-Lindenau, die 34 564 Bücher entlieh, waren die 50 meistgelesenen Bücher:

F. A. Beyerlein, Jena oder Sedan .	7 Exempl.	112 mal
G. Keller, Der grüne Heinrich . .	3 „	88 „
— Leute von Seldwyla	3 „	25 „
M. v. Ebner-Eschenbach, Erzählung.	3 „	65 „
— Das Gemeindekind	3 „	52 „
— Lotti, die Uhrmacherin . . .	3 „	45 „
— Dorf- und Schloßgeschichten .	3 „	36 „
Friedrich Gerstäcker, 20 verschiedene Romane . . . in je	2—3 „	65—20 „
L. Anzengruber, Der Schandfleck .	4 „	59 „
— Der Sternsteinhof	4 „	55 „
— Wolken und Sunnschein . . .	4 „	47 „
H. Kurz, Der Sonnenwirt . . .	4 „	41 „
Ph. Galen, Der grüne Pelz . . .	3 „	47 „
— Jane, die Jüdin	3 „	24 „
G. Freytag, Soll und Haben . .	3 „	41 „
— Verlorene Handschrift . . .	2 „	30 „
E. Zola, Die Sünde des Priesters .	2 „	36 „
— Liebesblätter	2 „	35 „
— Das Glück der Familie Rougon	2 „	29 „
H. Böhlau, Das Recht der Mutter .	2 „	33 „
W. Raabe, Unsres Herrgotts Kanzlei	2 „	31 „
— Der Hungerpastor	2 „	29 „
— Der heilige Born	3 „	25 „
Cl. Tillier, Mein Onkel Benjamin .	2 „	27 „
J. v. Wildenradt, Der Zöllner von Klausen	2 „	26 „
E. Asenijeff, Unschuld	1 „	23 „
M. Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock	2 „	22 „
K. Telman, Dunkle Existenzen . .	1 „	20 „
W. v. Polenz, Der Büttnerbauer .	1 „	19 „
Kl. Viebig, Das tägliche Brot . .	1 „	18 „

In der Abteilung Geschichtswerke sind immer wieder die meistgelesenen Blos' Revolutionsgeschichte und Corvins Pfaffenspiegel. Außerdem erfreuten sich einer lebhaften Nachfrage alle Kriegsgeschichten, alle jene Bücher, die von menschlichen Grausamkeiten und Schändlichkeiten, Foltern, Menschenjagden, Mädchenhandel und ähnlichem handeln. Die besten Geschichtswerke, z. B. Helmolts Weltgeschichte, Krapotkins Memoiren, Freytags Bilder aus deutscher Vergangenheit, blieben fast unbenutzt. Das ist eine höchst unerfreuliche Erscheinung, die übrigens aus den Bibliothekstatistiken aller deutschen Arbeiterbibliotheken hervorgeht. Die Bibliothekare haben hier eine gewaltige Aufgabe zu lösen. Nur durch jahrzehntelange planmäßige Arbeit kann hier eine Besserung erzielt werden.

Internationaler Kongreß für Bibliographie und Dokumentation. Das „Institut international de Bibliographie" in Brüssel versendet die Einladung zur Teilnahme am Internationalen Kongreß für Bibliographie und Dokumentation am 25. bis 27. August 1910 in Brüssel, während der Kongreß der Archivare und Bibliothekare vom 29. bis 31. August 1910 dort tagen soll. Das „Zentralblatt für Bibliothekswesen" gibt die vorläufige Tagesordnung:

1. État actuel de l'organisation de la Bibliographie et de la Documentation: Rapports des délégues des divers organismes particuliers nationaux et internationaux concernant leur organisation, leurs méthodes, leurs travaux; rapport général.

2. L'Union internationale pour la Documentation: Examen du projet d'Union entre les Etats préparé par la Conférence de 1908 et relatif à la Bibliographie, aux échanges internationaux et au prêt des ouvrages; moyens à mettre en œuvre en vue de réaliser l'Union. (Discussions, observations, additions et amendements, présentés par les associations et les organismes intéressés.)

3. Coopération et coordination des travaux et des services: Nécessité et moyens de développer les libres ententes en matière de Bibliographie et de Documentation; domaines où elle est immédiatement réalisable; présentation et étude de projets particuliers.

4. Méthodes internationales: A) Règles catalographiques: Code unique de règles pour la rédaction des notices bibliographiques et celle des fiches de catalogues; possibilités d'adapter à cette destination le code arrêté en 1908 par l'American Library Association et la Library Association of the United Kingdom; desiderata des Bibliothèques du continent et desiderata des organismes bibliographiques. — B) Classification: Table unique de classification des matières; moyens d'étendre l'emploi des Tables de la classification décimale telles qu'elles ont été développées par l'Institut International de Bibliographie pour en faire une classification universelle et internationale; moyens d'établir les concordances entre cette table et les principales classifications particulières actuellement en vigueur.

Anmeldungen sind zu richten an M. le Secrétaire général du Congrès International de Bibliographie et de Documentation, 1, rue du Musée, Brüssel. An dieselbe Adresse ist der Beitrag von 10 Frcs. einzusenden. Die Mitgliedschaft berechtigt zum Empfang der Berichte und Verhandlungen, die in zwei Bänden erscheinen sollen; der erste wird die Verhandlungen der vorbereitenden Konferenz von 1908 (vgl. Zentralblatt für Bibliothekswesen 1909, S. 309 u. folg.) enthalten und soll in Kürze ausgegeben werden.

Die Firma *C. G. Boerner in Leipzig* verschickt drei neue Auktionskataloge für Mitte März. Der erste und umfänglichste davon beschreibt die berühmte Musikbibliothek *Jean Baptiste Weckerlin aus Paris* und ist eine wahre Bibliographie zur Musikgeschichte. Weckerlin ist Ehrenbibliothekar des Pariser nationalen Konservatorium und veräußert seine Sammlung, weil er sich in der Provinz zur Ruhe setzt. Aus dem 16. bis 19. Jahrhundert ist da eine Fülle seltener Werke (1180 Nummern) zur Geschichte der Musik, des Theaters, des Ballets, des Tanzes usw. ausführlich verzeichnet. Interessante Abbildungen schmücken den Katalog.

In Anschluß daran kommt vom 15. bis 17. März

die *Stechow-Engelmannsche Chodowiecki-Sammlung* zur Versteigerung (siehe Februar-Beiblatt S. 127f.). Alle frühen Zustände mit den reizenden Randeinfällen und fast sämtliche Seltenheiten des Werks sind darin enthalten, es fehlen eigentlich nur drei überhaupt nicht vorkommende Engelmann-Nummern. Sämtliche Abdrücke sind vorzüglich und unzerschnitten. Viele Ätzdrucke und eine Reihe von Zuständen und Varianten machen die Sammlung besonders interessant.

Der dritte Katalog beschreibt eine Sammlung ausgewählter *Kupferstiche alter Meister* des XV.-XVIII. Jahrhunderts, die am 18. und 19. März unter den Hammer kommt. Auch hier sind große Kostbarkeiten vorhanden. Sieben Lichtdrucktafeln und eine Reihe Klischees im Text reproduzieren wertvolle Blätter. Der Hauptwert der Kollektion liegt in einer Serie von Stichen *Schongauers*, die sämtlich enorm selten sind, besonders in so vorzüglicher Qualität, einer Sammlung alter Italiener mit einem reichen Werk *Marc Anton Raimondis*, einer Reihe schöner Stiche nach *Rubens*, vielen kostbaren Einzelblättern von *Dürer, Rembrandt, Mantegna, Ostade, Campagnola,* den deutschen Kleinmeistern.

Der Weckerlin- und Altmeister-Katalog wird zum Preise von M. 1.—, der Chodowiecki-Katalog gratis abgegeben.

Die französischen Bibliophilen und Rostands Chantecler. Ein Geschäft dachten gar manche mit der Buchausgabe von *Rostands Chantecler*, der Ende Februar erscheinen soll, zu machen. Nicht weniger als dreißig Tausend Bestellungen auf die erste Ausgabe liefen beim Verleger *Eugène Fasquelle* in Paris ein. Rostand aber und sein Verleger, die keine schlechten Geschäftsleute sind, haben daraufhin beschlossen, eine Erstauflage von nur tausend handnumerierten Exemplaren, mit beweglichen Typen auf Japan-Papier gedruckt, zum Preise von fünfzig Francs zu veranstalten, die heute bereits vollständig vergriffen ist.

Zu dem Artikel des vorigen Heftes über *„Deutsche Dichtungen ohne den Buchstaben r“* sendet Herr Professor Dr. Robert F. Arnold in Wien folgenden Nachtrag: „In dem Aufsatz Schulz-Bessers „Deutsche Dichtungen ohne den Buchstaben r“ (Z.f.Bfde., N.F. I, S.382ff.) vermisse ich mit Verwunderung das „Gedicht ohne r“ der berühmten unfreiwilligen Humoristin Friederike Kempner, deren Gedichte doch schon längst ein Erbauungsbuch für Tausende (beiläufig bemerkt, auch eine Tröst-Einsamkeit berühmter Reisender wie Ehlers und v. d. Steinen) geworden sind. Das erwähnte Gedicht steht S. 230—233 der 7. Auflage (1895) der „Gedichte“, zählt 66 Verse und tritt, wie viele andere Gedichte der Trefflichen, für gute Behandlung der Tiere ein. Ich setze die Anfangsverse her:

Wie viel Licht im Sonnenball,
Wie viel Staub im Weltenall,
Wie viel Staub und wie viel Sand
Giebt's nicht schon im Heimatland!
Wie viel hohes, schönes Licht
Hat's im deutschen Lande nicht!
Wie viel Angst in Blitzes Schein,
Wie viel Lust im Glase Wein!
Doch ganz komisch ging man um,
Alles schaffend meistens stumm; —
Blos den Menschen ausgenommen,
Lebt sonst Alles still beklommen,
Dem Menschen allein die Kunst man gab,
Zu zählen all sein Gut und Hab',
Zu sagen, wie's und was ihm tut,
Und wie ihm jetzt und je zu Mut:
Wenn ihn die Habsucht voll gefüllt,
Und wenn die heiße Sucht gestillt!
Wie wonneatmend das Gefühl,
Wenn nah' man einem hohen Ziel.“

Durch das Antiquariat *Ernst Carlebach* in *Heidelberg* werden am 11. April d. J. eine Sammlung farbiger Kupferstiche von *Bartolozzi, Reynolds, Sintzenich* und Illustrierte Werke von *Chodowiecki, Klinger, Ramberg* und *Ludwig Richter*, sowie Kostüm- und Militärbilder und Rheinansichten versteigert. Außerdem verzeichnet der nahezu 1000 Nummern umfassende reich illustrierte Katalog eine interessante Sammlung Edikte und Einblattdrucke aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert zur Geschichte und Kulturgeschichte Badens, der Pfalz und des ehemaligen Churreinischen, Oberrheinischen und Schwäbischen Kreises, sowie Frankfurtensien. Ferner zahlreiche Bücher, Darstellungen, Kupferstiche, Porträts, Städteansichten (unter zahlreichen seltenen Blättern auch *Merians* große Ansicht von Heidelberg aus dem Hortus Palatinus von 1620) und Volkstrachten von Heidelberg, Mannheim, dem Großherzogtum Baden und der bayer. Rheinpfalz, unter letzterer Abteilung die wichtigsten und seltensten Werke zur Geschichte der alten Churpfalz.

Die Erstausgabe von *E. A. Poes* „Murder in the Rue Morgue“ hat kürzlich den Preis von 3800 Dollars (also rund 16000 M.) erzielt, sie ist, wie zu erwarten war, in den Besitz *Pierpont Morgans* übergegangen, dessen Vertreter diesen bis dahin höchsten Preis für ein in Amerika hergestelltes Buch bot. Die nächstgeringeren Preise erzielten *Poes* „Al Aaraff, Tamerlane and Minor Poems“ mit 2900 Dollars und ein Exemplar von *Eliots* Indianischer Bibel, die es bei der Versteigerung des *Lords Hardwick* im Juni 1888 auf 580 Pfund brachte. Das jetzt von Pierpont Morgan erworbene Buch war Nr. 1 der „Prose Romances of Edgar A. Poe“ und ist im Jahre 1843 bei William Graham in Philadelphia zum Preise von $12^1/_2$ Cents erschienen. Der Preis hat sich also verdreißigtausendfacht.

Sammlung arabischer Handschriften in der Biblioteca Ambrosiana in Mailand. Im vorigen Jahre konnte die Ambrosiana ihr dreihundertjähriges Bestehen feiern; sie ist im Jahre 1609 von der Familie Borromeo begründet worden, von der auch jetzt noch ein Vertreter

neben zweien des Metropolitankapitels und dreien des Stadtklerus im Kuratorium sitzt. An gedruckten Bänden hat sie gegen eine Viertelmillion, an Handschriftenbänden 8400. Die Handschriftenabteilung ist nun, wie der leitende Bibliothekar Dr. *Achille Ratti* berichtet, in den Besitz einer Sammlung arbischer Handschriften gekommen, die der Italiener Guiseppe Caprotti mit Hilfe der Spenden des Grafen Borromeo und anderer Edelleute und Bürger Mailands in Sanaa aufgekauft hat. In ihr sind nach der „Voss. Ztg." Dichtungen, vor allem volkstümliche, theologische Streitschriften, philosophische Werke, Enzyklopädien der Tier- und Pflanzenkunde, medizinische Schriften und Übersetzungen aus dem Griechischen (mathematische und medizinische) und aus dem Spanischen (astronomische) vertreten; auch Handschriften mit fein gemalten Miniaturen und dergleichen finden sich.

Der „Bibliothekar", die seit 1909 erscheinende „Monatsschrift für Arbeiterbibliotheken" (siehe April-Beiblatt S. 9), die die Organisation des Bibliothekswesens im sozialistischen Parteiinteresse mit großem Geschick und ungewöhnlicher Sachkenntnis vertritt, berichtet über die Gründung einer Bibliothek für die im Schiffahrtsbetriebe der Elbe und ihrer Zuflüsse tätige Arbeiterschaft. Die Vorbedingung war die Organisierung der Arbeiter. Nachdem diese durchgeführt war, wurde mit Hilfe der Buchhandelsabteilung der LeipzigerBuchdruckerei-Aktien-Gesellschaft eine Bücherei von 2383 Bänden zusammengebracht. Der größere Teil, 1254 Bände, entfällt auf die Belletristik, das übrige auf die verschiedenen Wissenschaftsgebiete, wobei aus agitatorischen Gründen Sozialpolitik, Nationalökonomie usw. am stärksten, mit 346 Bänden, vertreten sind. Die Bibliothek ist in sechs Städten stationiert, Außig, Tetschen, Dresden, Berlin, Magdeburg, Hamburg. Ein in Außig oder Dresden entliehenes Buch darf auch z. B. in Magdeburg oder Hamburg abgegeben, ein neues dort entliehen werden, das dann vielleicht in Tetschen abgegeben wird. Die Hauptverwaltung in Magdeburg ist in der Lage, stets den Lagerbestand der einzelnen Büchereien feststellen zu können. In den vier ersten Monaten der Tätigkeit der Bücherei haben sich Schwierigkeiten nicht herausgestellt.

(*Zentralblatt f. Bibliothekswesen.*)

Im Frühling 1910 wird bei *Leo S. Olschki* in *Florenz* eine *Monumental-Ausgabe* der *Divina Commedia di Dante Alighieri* erscheinen, deren Widmung S. M. der König von Italien angenommen hat. Der prächtige Druck, rot und schwarz, etwa 500 Seiten Folio, auf besonders dafür angefertigtem Handpapier mit Wasserzeichen, wird mit den herrlichen Holzschnitten der berühmten venezianischen Ausgabe von 1491 geschmückt sein (101 Reproduktionen). Der Text ist umrahmt von einem neuen Kommentar des Grafen *G. L. Passerini*, des bekannten Herausgebers des *Giornale Dantesco*, voraus geht eine Vita di Dante, die *Gabriele d'Annunzio* eigens für diese Ausgabe geschrieben

hat. Der gediegene Einband in Ganzleder mit Trockenpressungen und reichen Bronzebeschlägen (Medaillon, Eckstücken und Schließen) entspricht der prächtigen Ausstattung des Buches. Nur 300 numerierte Exemplare werden gedruckt, Preis 600 Frcs. Außerdem werden sechs Exemplare auf echtem Pergament abgezogen, besonders geschmückt mit schönen, in Gold und Farben reich ausgeführten Miniaturen (Handmalerei), in Anlehnung an die Vorbilder der Handschriften der Bibliotheca Laurenziana. Der Einband dieser Ausgabe ist mit massiven Silberbeschlägen geziert, Preis 3000 Frs.

Literatur und Justiz.

Durch rechtskräftiges Urteil der Danziger Strafkammer vom 27. November 1909 ist ausgesprochen, daß alle Exemplare der Hefte: Nr. 1, Gertrud, das Opfer des Mädchenhändlers; Nr. 1, Rudolf Wallner, König der Schmuggler; Nr. 2, 3 und 5, Philipp von Mengstein, genannt Lips Tullian; Nr. 4, Cartouche, der tollkühnste Räuberhauptmann aller Zeiten; Nr. 1, Das rote Sefchen, die Tochter des Henkers, sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Platten und Formen unbrauchbar zu machen seien.

Die Wiener „Sonn- und Montagszeitung" schreibt: Die Polizei fährt fort, Hausdurchsuchungen nach verbotenen Büchern vorzunehmen. (Siehe Februar-Heft, Beiblatt S. 129.) Wie wir erfahren, hat nun auch bei der Buchhandlungsfirma *M. Braunschweig*, IX, Währinger Straße 6/8, eine Revision stattgefunden, wobei der Behörde je 100 Exemplare der Werke „*Orgien der Liebe*" und „*Sadistische Novellen*" in die Hände fielen. Als Verfasser der saisierten Bücher zeichnet „Essee", ein Pseudonym, hinter dem sich, wie man uns mitteilt, ein Schriftsteller namens *Ernst Klein* verbirgt. Übrigens ist auch Klein von den behördlichen Nachforschungen nicht verschont geblieben. Seine Wohnung in der Billrothstraße wurde einer Hausdurchsuchung unterworfen und eine große Anzahl von Druckwerken konfisziert.

Die Staatsanwaltschaft in Augsburg hatte die Unbrauchbarmachung der Druckschrift „L'élément érotique dans la caricature" von *Eduard Fuchs* beantragt, das dortige Landgericht am 15. April v. J. diesen Antrag abgelehnt. In der Begründung des landgerichtlichen Urteils heißt es: „Fuchs ist ein hervorragender Kulturhistoriker. Er hat den 3. Band nur veröffentlicht, um nicht das für die Sittengeschichte so wichtige Material zu verheimlichen. Allerdings geht das Buch über den Rahmen des Titels hinaus; aber das ändert nichts an seinem wesentlichen Inhalte. Die Erörterung des Themas an sich kann nicht als unerlaubt angesehen werden. Stil und Inhalt sind durchaus doktrinär und fachwissenschaftlich gehalten, und die Bilder sind nur zur Erläuterung eingestreut. Der Text ist die Hauptsache, die Bilder geben nur die Belege, um dem Leser ein eigenes Urteil zu ermöglichen. Manches Lehrbuch der Weltgeschichte enthält ausführlichere und eindring-



lichere Schilderungen der Sittenlosigkeit. Die Abbildungen sind meist Wiedergaben von Kunstwerken. Das Werk wird seiner Aufgabe auf die *denkbar ziemlichste* Weise gerecht. Daß Verfasser oder Verleger nebenbei auf die Lüsternheit des Publikums spekulieren, dafür bietet sich kein Anhalt. Der hohe Preis und die französische Sprache stehen der Verbreitung des Buches sehr entgegen. Für unreife Personen ist das Buch nicht bestimmt und nicht erhältlich. Als Ganzes ist das Buch nicht unzüchtig, und ein Fall, wo es unzüchtig gewirkt hätte, ist nicht behauptet. Beide Buchhändler sind als anständig bekannt; keiner von ihnen hat es ausgelegt. Es könnte sich auch nur um Einziehung der beschlagnahmten Exemplare handeln, nicht um Vernichtung des ganzen Werkes, zumal der Verleger im Auslande wohnt."

Die von der Staatsanwaltschaft gegen dieses Urteil eingelegte Revision wurde am 20. Januar vom Reichsgericht verworfen. Zur Begründung wurde ausgeführt: Das Buch enthält eine kulturgeschichtliche Darstellung des erotischen Elements in der Karikatur. Dieser Zweck bringt es mit sich, daß darin Themen besprochen und Abbildungen gebracht werden, die Anstoß zu erregen geeignet wären, wenn sie in anderem Zusammenhange dargeboten würden. Aber nach dem ganzen Charakter der Schrift, deren wissenschaftlicher Wert von allen Seiten anerkannt ist, kann davon, daß es sich um eine unzüchtige Schrift handle, keine Rede sein. Selbst wenn das Buch geeignet wäre, den Tatbestand des § 184 zu begründen, würde es sich immer nur um die Einziehung der in den beiden Buchhandlungen beschlagnahmten Exemplare handeln können, nicht aber um die Unbrauchbarmachung der ganzen Schrift.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Theodor Ackermann in *München.* Nr. 575. Kunst, Geschichte, Architektur, Literaturgeschichte usw.

C. G. Boerner in *Leipzig.* Nr. 16. Musik: Autographen, Manuskripte, Partituren, Bücher (456 Nummern, mit vielen Abbildungen und Faksimiles).

Ernst Frensdorff in *Berlin SW.* Nr. 57. Vermischtes (455 Nummern).

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Anzeiger Nr. 90. Kupferstiche, Lithographien, Aquarelle (mit 4 Tafeln). — Katalog Nr. 94. Farbige Ortsansichten aller Länder (2500 Nummern).

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 374. Kartographie (der erste je über dieses Gebiet veröffentlichte Antiquariatskatalog, 473 Nummern mit zwei Tafeln und Abbildung des von *Willem Blaeu* in Amsterdam 1622 gefertigten großen Erdglobus, Preis 24000 Mark).

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 329. Bibliotheca theologica, enthaltend u. a. die Sammlung William Jackson in Paris Abteilung III (2417 Nummern).

Alois Hilmar Huber in *Salzburg*. Nr. 47. Katholische Theologie II (1105 Nummern).
Th. Kampffmeyer in *Berlin SW*. Nr. 462. Theologie und Philosophie.
J. Kauffmann in *Frankfurt a. M.* Nr. 60. Hebraica (1877 Nummern, in hebräischer Sprache).
Friedrich Klüber in *Straubing*. Nr. 4. Vermischtes (455 Nummern).
Bernh. Liebisch in *Leipzig*. Nr. 180. Musik, Lied, Kirchenlied. — Nr. 182. Geschichte des Theaters und Dramas. Dramaturgie. Dramatische Literatur.
Alfred Lorentz in *Leipzig*. Antiquarischer Büchermarkt Nr. 76 (1371 Nummern).
Friedrich Mayer in *Leipzig*. Nr. 92. Neu-Erwerbungen (595 Nummern).
J. Eckard Mueller in *Halle a. S.* Nr. 129. Englische Literatur und Sprache (976 Nummern). — Nr. 141. Vermischtes (455 Nummern).
Oskar Rauthe in *Berlin W.* Nr. 20. Aus einer alten Leihbibliothek (829 Nummern).
Roßberg'sche Buchhandlung in Leipzig. Nr. 9. Deutsche Literatur von Gottsched bis zur Neuzeit (1430 Nummern).
Ludwig Rosenthal in *München*. Nr. 142. Deutsche Literatur von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Gegenwart (4170 Nummern).
B. Seligsberg in *Bayreuth*. Nr. 294. Vermischtes (445 Nummern).
Simmel & Co. in *Leipzig*. Nr. 229. Germanische und Keltische Sprach- und Altertumskunde (4114 Nummern).
F. Waldau in *Fürstenwalde*. Nr. 4. Deutsche Litteratur, Illustrierte Bücher, Kulturgeschichte, Curiosa (325 Nummern).

Wir erlauben uns, unsere Leser auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt des *Xenien-Verlag* in Leipzig, *Jerusalem, Über die Teutsche Sprache und Litteratur,* aufmerksam zu machen.

Anfrage und Bitte.

Der Unterzeichnete, mit einer Arbeit über **Robert Eduard Prutz** beschäftigt, bittet alle diejenigen, die über **Briefe von oder an Robert Prutz** verfügen oder solche nachzuweisen imstande sind, insbesondere auch Bibliothekare und Antiquare, um gütige Benachrichtigung und Angabe ihrer Adresse. **Georg Büttner,** stud phil., Leipzig-Stötteritz, Hauptstraße 37 II.

Angebote.

Nietzsche, Ecce Homo (vergr.)
Goethe, Das römische Karneval (vergr. Neudruck)
Lukian-Klimt, Hetärengespräche
Offerten an *W. Drugulin*, Leipzig, Königstr. 10 erbeten.


HÜBEL & DENCK
LEIPZIG
KÖNIGL·BAYER·
HOFBUCH=
BINDEREI
·BUCH·
EINBÄNDE
KATALOG
EINBÄNDE

